This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

182
55

HARVARD LAW LIBRARY

Received DEC 6 1911

Bloch, Ivan Stanislavovich, 1[illegible]

Der Krieg.

Von

Johann von Bloch.

Uebersetzung des russischen Werkes des Autors:

Der zukünftige Krieg

in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung.

Band V.

BERLIN 1899.

Puttkammer & Mühlbrecht.

Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

4639

Die Bestrebungen

zur

Beseitigung des Krieges.

Die politischen Konflikts-Ursachen

und

die Folgen der Verluste.

Von

Johann von Bloch.

BERLIN 1899.

Puttkammer & Mühlbrecht.

Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

DEC 6 1911

Inhaltsverzeichnis zum V. Bande.

Seite

I. Friedliche Lösung internationaler Konflikte 1—49

Historische Skizze der Entwicklung der Idee einer friedlichen Lösung internationaler Konflikte.

1. **Allgemeine Bewegung gegen den Militarismus** 3—6
2. **Die alte Welt und das Mittelalter** . . . . . 6—11
3. **XIV.—XIX. Jahrhundert** . . . . . 11—21
4. **Die Bestrebungen gegen den Krieg im XIX. Jahrhundert bis zum Jahre 1870*)** . . . . . 21—35
5. **Die Bewegung gegen den Krieg nach dem Jahre 1870. — Friedensgesellschaften und Kongresse** 35—44
6. **Kundgebungen gegen den Krieg in den gesetzgebenden Versammlungen und internationalen Vertretungen** . . . . . 44—49

II. Die Frage vom ewigen Frieden . . . . . 51—92

Die Frage vom ewigen Frieden in der Literatur der Kulturvölker.

1. **Anhänger und Gegner des Krieges unter den Gelehrten** . . . . . 54—78
2. **Anhänger und Gegner des Krieges unter Dichtern, Romanschriftstellern und Künstlern** . . . . . 78—92

III. Propaganda gegen den Militarismus . . . . 93—197

Sozialismus, Anarchismus und Propaganda gegen den Militarismus.

1. **Entwicklung des Sozialismus** . . . . . 93—145
   Der Sozialismus in Frankreich . . . . . 98—111
   Der Sozialismus in Deutschland . . . . . 111—130
   Sozialistenkongresse: Internationale Sozialistenkongresse. — Lokale Sozialistenkongresse . . . . . 131—145
2. **Skizze der Entwicklung des Anarchismus** . . . 145—160

*) Im Text steht irrtümlicherweise „1890".

Seite

3. **Die Propaganda gegen den Militarismus** . . . . 161—193
   - **Die Propaganda gegen das Heer** . . . . . 161—168
   - **Die Propaganda gegen den Patriotismus** . . . . 168—177
   - **Die Propaganda in der Armee** . . . . . 177—193

4. **Schlussfolgerungen** . . . . . 193—197

IV. Ungleiche Bevölkerungszunahme als Anlass zum Kriege . . . . . 199—217

Die ungleiche Bevölkerungszunahme in den verschiedenen Staaten als Anlass zum Kriege.

1. **Der Zuwachs der Bevölkerung in Frankreich, Oesterreich, Deutschland. — Auswanderung aus Deutschland und seine Kolonialpolitik. — Lebensverhältnisse der Arbeiter in verschiedenen Staaten. — Die Bevölkerungsfrage in Russland und Nordamerika** . . . . . 203—213
2. **Die sozialpolitische Bedeutung der Bevölkerungsfrage. — Verhältnis der städtischen Bevölkerung zur ländlichen** . . . . . 213—217

V. Die Einigung Deutschlands . . . . . 219—308

Die Einigung Deutschlands und die hierdurch entstandenen Gefahren und Bündnisse.

1. **Die Ohnmacht Deutschlands und sein Kampf um Einheit** . . . . . 224—229
2. **Kaiser Nikolaus gegen die Volksbewegungen** . . 229—239
3. **Vorbereitung des Bodens für die Hegemonie Preussens durch den Krimkrieg, den österreichischen, französischen und mexikanischen Krieg** . . . . . 239—250
4. **Die Militärkonvention mit Russland von 1863 als eine Stufe zur Erreichung der Ziele Preussens** 250—262
5. **Russlands Mitwirkung bei der Einigung Deutschlands** . . . . . 262—272
6. **Folgen des Widerstandes Russlands gegen eine neue Niederschmetterung Frankreichs** . . . . . 272—280
7. **Der türkische Krieg v. 1877 und die Bismarck'sche Trinkgeld-Politik** . . . . . 280—296
8. **Wiederherstellung des verletzten Gleichgewichts durch Bündnisse** . . . . . 296—308

VI. Wahrscheinlichkeit eines Krieges vom politischen Standpunkt . . . . . 309—348

Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges vom politischen Standpunkt aus.

1. **Deutschland** . . . . . 311—336
   - **Die Bündnisse als Schutzwälle gegen plötzliche Zusammenstösse** . . . . . 311—314
   - **Was könnte Deutschland in einem Kriege mit Russland gewinnen?** . . . . . 314—319

Seite

Die Konjekturen über deutsche Eroberungen im Westen . . . . . 320—321
Der Charakter Kaiser Wilhelms II. und die Kriegsgefahr . . . . . 322—330
Etwaige Gefahren infolge des neuen deutschen Wehrgesetzes . . . . . 330—336
2. **Oesterreich** . . . . . **337—340**
3. **Russland** . . . . . **340—343**
4. **Frankreich** . . . . . **343—348**

VII. Verluste an Menschen in künftigen Kriegen **349—427**

Die wahrscheinlichen Verluste an Menschen in einem künftigen Kriege.

1. **Unmöglichkeit der Bestimmungen künftiger Kriegsverluste auf Grund früherer Erfahrungen** **355—369**
2. **Grundlagen zur Abschätzung der Verluste** . . . **369—399**

Vergleich der Verluste durch blanke Waffen, Gewehrfeuer und durch Artilleriefeuer.

Blanke Waffen 372

Gewehrfeuer (Durchschlagskraft; Rotationskraft und Deformation der Geschosse; Treffsicherheit; Mittel zum Ueberblicken des Terrains und zum Messen der Entfernungen; rauchschwaches Pulver, Verhütung des Verschleimens und der Versager, sowie des Feuchtwerdens der Patronen; Vergrösserung des Patronenvorrats für den einzelnen Mann; Schlussfolgerungen) . 372—391

Geschütze und Geschosse (die schnellfeuernden Geschütze; die Tragweite; Vervollkommnung der Geschosse; Explosionen; Schlussfolgerungen) . . . . . 391—399

3. **Die heutige veränderte Kriegsführung und die Vermehrung der Verluste.**

Freiwilligen-Abteilungen und kleiner Krieg. — Befestigungen, Schützengräben und Schanzen. — Mangel und Verluste an Offizieren. — Mängel der Instruktionen und Reglements. — Dauer der Schlachten. — Unentschiedener Sieg und Widerstand beim Rückzug. — Nachtgefechte. — Nervosität. — Schwierigkeit der Verproviantierung. — Verlust durch Krankheiten . . . . **399—419**

4. **Schluss** . . . . . **420—425**

VIII. Die Verwundungen durch die heutigen Feuerwaffen . . . . . **429—476**

Wirkung der heutigen Gewehre und Geschütze auf die Beschaffenheit der Wunden.

Verletzungen mit der blanken Waffe **432**
Verletzungen durch Gewehr- und Geschützfeuer **433—476**
Allgemeines . . . . . 433—438
Die Methode zur Feststellung der Wirkung der Kugeln an Menschen- und Tierleichen . . . . . 438—440
Die sprengähnlichen Wirkungen der neuen Kugeln . 440—442
Die Eingangs- und Ausgangsöffnungen . . . . . 442—446
Verletzungen des Schädels, des Herzens, der Blutgefässe, der Lungen, der Bauchhöhle und der Blase, der Leber, Milz und Nieren, der Knochen . . . . . 446—458
Die Wirkung des kleinkalibrigen Gewehrs . . . . 459—460

Seite

Ueber die Deformierung der Hautgeschosse . . . . 460—465
Verseuchung der Wunden durch Kleidungsstoffe . . 466—467
Die Wirkung der neuen Kugeln auf lebende menschliche Körper . . . . . 467—471
Ergebnisse . . . . . 471—476

IX. Hilfeleistung für die Verwundeten im Kriege 477—603

Hilfeleistung für die Verwundeten und Kranken in den Kriegen früherer Zeit und in zukünftigen.

1. **Allgemeiner Ueberblick über das militärärztliche Wesen des Auslandes in früherer Zeit . . . . 481—491**
2. **Das militärärztliche Wesen in Russland . . . . 491—512**

Vor Beginn dieses Jahrhunderts . . . . . 491—495
Vom Anfang des XIX. Jahrhunderts bis zum Krimkriege . . . . . 495—501
Während des Krimfeldzuges im Jahre 1854—1855 501—512

3. **Die Einrichtung der militärischen Sanitäts-Abteilung in den Jahren 1859—1870.**

Die Genfer Konvention. — Die Gesellschaft des Roten Kreuzes im Jahre 1870—1871 . . . . . **512—524**

4. **Das Schicksal der Verwundeten während des Feldzuges in den Jahren 1877—1878 . . . . . 524—563**

Die Aerzte, die Hospitäler, die fahrenden Lazarette und Verbandplätze . . . . . 525—532
Die Versorgung der Hospitäler mit Lebensmitteln, Medikamenten etc. . . . . 532—537
Unterkunftsstätten . . . . . 537—541
Die Evakuierung der Kranken und Verwundeten 541—544
Die Evakuierung der Kranken und Verwundeten innerhalb der Grenzen des Reiches . . . . . 545—551
Erkrankungen und Sterblichkeit . . . . . 551—556
Die Beihilfe der Privatgesellschaften und Personen 556—559
Die Hilfeleistung für Verwundete im türkischen Kriege . . . . . 559—563

5. **Die Mittel zur Hilfeleistung für Verwundete im künftigen Kriege . . . . . 563—603**

Wird das Fortschaffen der Verwundeten während der Schlacht möglich sein? . . . . . 563—567
Die erste Hilfe für Verwundete. — Verbandplätze. — Transportmittel. — Organisation der Sanitätshilfe in Deutschland . . . . . 567—577
Evakuierung der Verwundeten und die interimistischen Lazarette . . . . . 577—585
Allgemeiner Ueberblick über die Hilfe für Verwundete im künftigen Kriege. — Die Strategen als Gegner einer Vervollkommnung des Sanitätswesens. — Marodeure. — Stand der Frage in Frankreich seit 1870. — Russische Erfahrungen. — Der Nutzen der Privathilfe. — Notwendigkeit einer besonderen Kontrolle. — Die Sanitätsfrage zur See. — Leitfaden für Krankenwärter 585—603

I.

Friedliche Lösung internationaler Konflikte.

Historische Skizze der Entwickelung der Idee einer friedlichen Lösung internationaler Konflikte.

„Der Militarismus ist der Fluch der Zivilisation."
Gladstone.
(Aus der Rede im Hause der Gemeinen vom 16. Juni 1893.)

1. Allgemeine Bewegung gegen den Militarismus.

Der Charakter des Krieges der Gegenwart gestattet die Möglichkeit eines entscheidenden Einflusses der Stimmungen und Bestrebungen der öffentlichen Meinung auf seinen schliesslichen Ausgang. Alle europäischen Mächte sind gezwungen, ebenso die psychischen Faktoren, wie die technische Vorbereitung und die Versorgung mit Kriegsmaterial in Betracht zu ziehen.

Oeffentliche Meinung über den Charakter des Krieges.

Auch wir dürfen diese Frage nicht ausser Augen lassen, denn es würde ein unvollständiges Bild entstehen, und unsere Folgerungen würden sich auf ungenügend beleuchtete Daten stützen, wenn wir nicht die Frage über die Faktoren berührten, welche auf die öffentliche Meinung in dieser Richtung einwirken.

Schon von jeher war der Krieg Gegenstand des Tadels für einzelne Gelehrte und Philanthropen; ihre zuweilen noch wenig einflussreichen Stimmen haben immer mehr Kraft und Festigkeit gewonnen, und gegenwärtig finden wir sogar unter den Diplomaten aufrichtige Gegner des Krieges.

Wenn bisher der Krieg noch nicht endgültig aus dem politischen Leben oder aus der zivilisierten Welt beseitigt ist, so ergiebt sich dies im wesentlichen daraus, dass in früherer Zeit alle abschreckenden Seiten des Krieges nur von sehr wenigen erkannt wurden. Aber diese wenigen konnten auf den Willen der Regierungen und der Parlamente keinen Einfluss gewinnen. Ausserdem konnten sie auch nicht auf die

Masse der Bevölkerung einwirken, ohne deren Förderung jeder Kampf mit einer eingewurzelten Ordnung der Dinge unmöglich ist. Kriegerische Bestrebungen sind nur ausschliesslich das Werk der höheren Gesellschaftsschichten, die Verdienste und Ruhm zu erwerben suchen. Schon dieser Umstand allein hat den Krieg mit einem solchen strahlenden Nimbus umgeben, dass bis zu unserer Zeit die Vorstellung vom Kriege sich dem menschlichen Geiste als eine Art erhabener Idee tief eingeprägt hat und dieser alte Irrtum schwer ausrottbar erscheint.

Die grosse Masse nimmt teil am öffentlichen Leben.

In neuester Zeit jedoch sind die früheren Vorstellungen über den Krieg stark ins Wanken gekommen. Mit immer grösserer Entschiedenheit tritt die Masse der Völker auf dem Schauplatz der Ereignisse hervor mit allen ihren Leidenschaften, ihrer Beweglichkeit, ihrer Unbekümmertheit, ihrer schnellen Fertigkeit zum Urteil, das sich nur zu häufig auf ein paar Brocken wissenschaftlicher Schlussfolgerungen, auf zufällige Einflüsterungen, auf eine grobe Auslegung politischer Prinzipien gründet. Ihre Glaubensansichten, ihre Dogmen, ihre Bestrebungen, ihr Hass bieten ein weites Feld für das Studium und mehr noch für das Rätsellösen. Es ist jedoch unzweifelhaft, dass auch in diese Masse dieselben Ansichten über den Krieg gedrungen sind, die bisher nur von den Denkern gepredigt sind. Diese Ansichten, die sich in das Gewand ungenügend begründeter, aber dafür schwer widerlegbarer entschiedener Formeln kleiden, können in gewissen Fällen leicht eine gefährliche Lösung für die Unzufriedenen abgeben.

Eine solche Erscheinung ist um so wahrscheinlicher, als die jetzigen politischen und sozialen Verhältnisse ihr sehr förderlich sind. Die gegenwärtige öffentliche Stimmung in den europäischen Staaten weist alle Anzeichen auf, dass unser westeuropäisches Leben durch zwei faktisch bestehende Strömungen erschüttert wird: den Militarismus und Sozialismus. Die Last des Militarismus wird vorzugsweise von den unteren Bevölkerungsklassen empfunden, schafft unter ihnen den Boden für die Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung, bewaffnet gegen diese Herz und Sinn und gewöhnt dergestalt die Menge an die sozialistischen Sophismen, welche die Gewalt für die Erreichung besserer Lebensbedingungen rechtfertigen und die Kontinuität der kulturellen Entwickelung leugnen. Alles dies bedingt natürlich eine Verschärfung des Kampfes zwischen den beiden Erscheinungen, die schon ihrer Natur nach zwei feindlichen Polen gleichen. Gegenwärtig führt der Sozialismus seinen offenen oder versteckten Kampf gegen die übermässigen Rüstungen zwar nur mit friedlichen Mitteln, aber niemand kann dafür Bürgschaft leisten, dass er nicht diese friedlichen Mittel einmal durch die Waffen ersetzt. Unser moderner Sozialismus wartet nicht mehr wie früher günstige Momente ab, er geht

Kampf des Sozialismus gegen den Militarismus.

als Angreifer vor mit der ganzen Energie eines nicht zu Ruhe kommenden Strebens.

Er beschränkt sich nicht darauf, auf das stehende Heer wie auf einen Haufen unproduktiver Konsumenten zu sehen, er bemüht sich, den Stand des Soldaten verhasst zu machen, einen den Grundcharakter der Disziplin widersprechenden Geist in denselben hineinzutragen. An diesem stillen Kampf lässt sich nicht mehr zweifeln. Der Züricher Sozialistenkongress von 1893 hat offen die Frage eines militärischen Streikes im Kriegsfalle zur Erörterung gestellt.

Aber der Militarismus erregt die Abneigung gegen sich nicht nur als öffentliche Institution, als Mechanismus für den Krieg; es ist gerade die Möglichkeit des Krieges, welche die Gesellschaft noch mehr beunruhigt. Niemand zweifelt daran, dass die künftigen bewaffneten Zusammenstösse in ihrer Grausamkeit alle vorhergehenden Kriege übertreffen werden. Und kann dies auch anders sein, wenn über diese Aufgaben so viele Geister unablässig brüten, wenn dafür soviele Milliarden verausgabt werden, wenn in diesem Werk sich täglich Millionen Menschen üben? Die Geschosse, Kanonen, Gewehre haben eine imponierende technische Vollendung erreicht, und verkörpern, wenn wir so sagen dürfen, das Ideal der auf Vernichtung gerichteten Macht. Dem tödlichen Feuer werden fast ganze Völker geweiht sein, Alles, was für die produktive Arbeit fähig ist, alle die, welche in der Blüte der Kraft stehen. Und sollte sich gegen eine solche Aussicht jetzt keine Opposition erheben, auch wenn sie in früheren Zeiten nicht bestanden hätte?

Folgen eines künftigen Völkerzusammenstosses.

Jules Simon schildert diesen künftigen Völkerzusammenstoss recht trostlos: „Der Boden ist erschöpft, die Menschen irgend wohin verschwunden. Der Feuerbrand hat sich unter der kunstreichen Leitung der Heeresführer und dank der Kriegstechnik einem verheerenden Elemente gleich über alles ausgebreitet, was in Arbeit, Wissen und Kunst die Frucht langer menschlicher Bemühungen geschaffen. Nach einem solchen Kriege werden keinerlei Werkzeuge der Arbeit übrig bleiben, kein Webstuhl, kein Pflug, kein Buch. Statt dessen werden nur Kirchhöfe sein. Im Vergleich mit diesem Kriege werden die napoleonischen Kriege ein Kinderspiel scheinen. Der Sieger wird wohl einige Bataillone mehr übrig behalten als der Besiegte, aber reicht dieses etwa aus, um die verödeten Wirtschaften wieder zu bevölkern, die Produktion wieder herzustellen? Wenn der Menschenmangel so gross wird, dass es in den Seestädten keine Waren, auf den Schiffen keine Matrosen, in den Schulen keine Schüler mehr giebt, wenn die Kisten leer sind, in den Herzen jeder Lebensmut entschwunden ist, wenn niemand mehr da sein wird, von dem sich Steuern erheben lassen, mit einem Wort, wenn gar nichts

mehr existieren wird, dann werden nicht nur die Monarchen, dann werden auch die Völker aufhören, an ihre Rechte zu denken. O, ihr wisst, wie die früheren Kriege waren, aber ihr habt keinen Begriff des Kampfes aller gegen alle, wenn in ihn die Massen treten, und diese Massen werden faulen, wenn alles vernichtet sein wird."

Was könnten wohl diese Massen selbst, die zur Vernichtung bestimmt sind, dieser Meinung hinzufügen? Was können die Sozialisten sagen, wenn ein englischer Staatsmann ersten Ranges keine andere Definition für den Militarismus weiss, als ihn den „Fluch der Zivilisation" zu nennen?

Lässt sich hiernach wohl daran zweifeln, dass in dem weitern Kampf des Militarismus mit dem Sozialismus die menschlichen Leidenschaften die wichtigste Rolle spielen werden?

---

2. Die alte Welt und das Mittelalter.

Kampf gegen den Krieg in der alten Welt und dem Mittelalter.

Alles, was bisher gegen den Krieg in allen möglichen Sprachen geschrieben ist, von Leuten der verschiedensten Richtungen, der verschiedensten Gesellschaftsklassen, der verschiedensten Zeiten könnte eine Riesenbibliothek bilden. Der Kampf gegen den Krieg hat seine an Materialien reiche und im höchsten Grade belehrende Geschichte. Es versteht sich von selbst, dass wir nicht die Absicht hegen, unsern Lesern alle Phasen dieses Kampfes zu wiederholen und uns in den Details dieses langen und niemals aufhörenden Protestes des Menschentums gegen die unausbleiblichen Uebel zu verlieren, die aus der Unvollkommenheit unserer geistigen Natur fliessen. Wir wünschen nur bei einigen hervorragenden Momenten dieses Kampfes zu verweilen.

Wenn wir auch nur einen oberflächlichen Blick auf den verbindenden Faden zwischen der Entwickelung der Idee des ewigen Friedens und dem historischen Gang der Ereignisse in Europa werfen, so sehen wir, dass die Hauptzüge, welche die Evolution der friedlichen Bestrebungen bestimmen, zu keiner Zeit aus der menschlichen Gesellschaft verschwunden sind, sondern vollkommen klar bleiben. Die Unkenntnis der Vergangenheit führt häufig zu Fehlschlüssen über die Gegenwart. Zum richtigen Verständnis jedes menschlichen Gedankens muss man unbedingt die Verhältnisse seiner Entstehung kennen, muss man erforschen, wo, warum und wie dieser Gedanke ans Licht getreten ist.

Als den Keim der Zivilisation muss man das erste Durchschimmern menschlicher Bestrebungen betrachten, das Dasein mit Hilfe von Wissen

und Arbeit zu verbessern. Es ist zweifellos, dass auch schon damals, wenn schon nicht alle, so doch viele die schlimmen Folgen des Krieges erkannt haben, dessen Anfang mit den wilden und düstern Zeiten des Lebens der prähistorischen Menschheit beginnt. Wahrscheinlich sind auch schon damals, wenn nicht Gegner, so doch Kritiker des Krieges aufgetreten.

Selbstverständlich konnte in jenen Zeiten nicht der Gedanke aufkeimen, irgend ein Erbarmen zwischen Menschen verschiedener Stämme zu verwirklichen, von denen man sich gegenseitig die trübsten, grösstenteils auf Aberglauben und dunklen Sagen beruhenden Vorstellungen machte. Das Gefühl der Feindschaft, der Furcht waren die leitenden Elemente in den Vorstellungen über alles Fremde, in den Handlungen und Beziehungen dem Ausländer gegenüber. Bewusste Friedensbestrebungen konnten deshalb in der entlegensten Epoche des Lebens der Menschheit kaum, und sei es auch nur im Keim, existieren. Es ist bemerkenswert, dass selbst in jener Epoche, da der griechische Genius in manchen Sphären des menschlichen Gedankens und des Staatsbürgertums eine erstaunliche Höhe der Begriffe erreicht, doch ein Streben zur Verbesserung der gegenseitigen Beziehungen zwischen Menschengruppen verschiedener Rasse sich nur in den Fällen offenbart, wo bereits die Wirklichkeit selbst deutlich auf die Gemeinsamkeit der Interessen hinwies. Deshalb entsteht die Föderation des alten Hellas nur zwischen den Völkern oder richtiger Staaten, in denen schon die Gemeinsamkeit der Sprache, der Glaubensvorstellungen, der Handels- und politischen Interessen herrschte. Nur unter diesen Verhältnissen konnte sich der Amphyktionenbund als höchstes Gericht zur Entscheidung von Missverständnissen und Streitigkeiten zwischen den einzelnen Republiken bilden. Dieser griechische von Philipp von Makedonien errichtete Senat war übrigens nicht die einzige derartige Institution in der Geschichte Griechenlands. Eine ähnliche Rolle eines höchsten internationalen Tribunals spielten der Achäische und der Lycäische Bund.

Bildung des Amphyktionenbundes.

Fast dasselbe wiederholte sich auch in Italien, wo die in ethnographischem Sinne gleichstammigen Teile des Landes zu Verbänden zusammentraten. Hierdurch wurde wenigstens in gewissen Grenzen der Friede gesichert, übrigens zuweilen nur mit dem einen Zweck, den entfernteren Gegner erfolgreich zu bekämpfen.

Weit später schon, als die römische Herrschaft Italien vereinigte, wurde diese Verschmelzung gerade durch solche Verbände vorbereitet Ferner hörte die Idee des ewigen Friedens nicht auf, in den Friedensdokumenten zu ertönen, die auf die Siege der römischen Waffen folgten, z. B. „Der Friede zwischen Römern und den Gemeinden der

Latiner soll von nun an dauern, so lange Himmel und Erde nicht aufhören. Ein Kampf zwischen ihnen soll nicht entstehen; einen Feind werden sie gegeneinander nicht herbeirufen, ihm den Durchgang durch ihr Land nicht gestatten; Ueberfälle werden sie mit gemeinsamen Kräften abschlagen und die Beute wird gleich geteilt werden."

Die mittelalterlichen Begriffe von Ehre und Adel beruhen auf kriegerischen Vorstellungen.

In der mittelalterlichen Epoche, jener Zeit des Entstehens der europäischen Staaten und Gesellschaften, wo eine kaum vorstellbare Wirrnis der Bestrebungen der verschiedenen Völker inmitten eines unaufhörlichen Kampfes unter einander herrschte, wurde das Gleichgewicht der Kräfte ausschliesslich auf dem Wege des Krieges erreicht. Festere gesellschaftliche Organismen erscheinen bisweilen nur als Folge langwieriger, eine oder beide Seiten erschöpfender blutiger Zusammenstösse. Das Mittelalter arbeitete die ritterlichen Begriffe von Ehre und Adel heraus, als deren Grundlage die beständige Bereitschaft zum Zweikampf galt, d. h. der physische Wagemut, die Kunst Menschen zu töten, das Vermögen und die Geschicklichkeit der Anwendung der Waffen u. s. w. Das Recht des Stärkeren herrschte auch ausserhalb der Grenzen des Krieges, gefördert durch eine Roheit der Sitten, von der man sich schwer einen genauen Begriff macht.

Epoche des Entstehens der europäischen Staaten.

In den feudalen Monarchien gab es Kampf auf allen Stufen der Gesellschaft. Mit den Staaten führte der römische Bischof Krieg, kämpften die Vasallen, die ihre Sklaven mit Hilfe ihres Heerbanns lenkten; die Städte verteidigten ihre Interessen und Rechte gegen die Obergewalt und führten bald mit ihrem Monarchen, bald gegeneinander Krieg. Eine solche Anhäufung des kriegerischen Geistes ruft jedoch irgendwo Anzeichen der Uebersättigung der menschlichen Natur an der ewigen Jagd nach blutigen Siegen hervor. Mit Worten des Friedens tritt zuweilen das Haupt der Kirche hervor, unbeschadet dessen, dass dieses Oberhaupt nicht selten selbst als Anlass zum Kriege erscheint. Durch besondere Streitbarkeit zeichneten sich die römischen Bischöfe aus, wenn es den Kampf gegen die Ungläubigen (Muhamedaner) galt. Nichtsdestoweniger wurde die friedensvermittelnde Rolle der Päpste in dem damaligen Europa anerkannt. Aber gewöhnlich hing der Erfolg ihrer Einmischung im Interesse des Friedens nicht so sehr von ihnen selbst ab, wie von der materiellen Kraft der streitenden Parteien. Je mächtiger sich irgend ein Monarch fühlte, destoweniger unterwarf er sich dem päpstlichen Schiedsspruch. Der mächtigste von den Herrschern, der auf dem Thron des heiligen römischen Reiches sass und der die erste Stelle in diesem Schiedsrichteramt begehrte, führte sogar mit dem Papste selbst Krieg wegen des Rechtes, als der oberste Richter in der christlichen Welt zu gelten. Im Anfang des XI. Jahrhunderts wird unter Heinrich II. die

Theorie der Weltmonarchie geschaffen, die bei den damaligen Bologner Gelehrten ihre Stütze fand und zu Zeiten Friedrichs als politisches Dogma anerkannt wurde. Der Kaiser strebte darnach, Herr über die Könige zu sein, in denen er seine Vasallen zu sehen wünschte.

Die Theorie der Weltmonarchie im XI. Jahrhundert.

Im XIV. Jahrhundert wird das Deutsche Reich geschaffen. Die „Goldene Bulle" schafft das Kollegium der Kurfürsten, wobei der denkwürdige Reichstag zu Worms den ewigen Frieden proklamiert und ein oberstes politisches Gericht unter dem Namen „Reichsgericht" einsetzt, das aus einem obersten Richter und 16 Beisitzern bestand. Der oberste Richter wurde aus der Zahl der Fürsten gewählt, die Mitglieder des Gerichts häufig auch aus ihnen, zum Teil waren sie Juristen. Alle wurden sie vom Kaiser nach gemeinsamer Uebereinstimmung mit den regierenden Fürsten ernannt. Der Kongress von Trier bestätigt und entwickelt die Wormser Vereinbarung und verleiht diesem Gericht noch entschiedenere Bedeutung. Der ganze Bund wurde in 10 Kreise geteilt, in deren jedem ein besonderer Präsident und ein Bundeskontingent nach den Entscheidungen des Reichsgerichts die Exekution ausführten.

Die Errichtung des Deutschen Reiches.

Uebrigens entstanden daneben noch Fürsten- und Städtebünde zu gemeinsamen Schutz. Aber diese Bünde waren meistenteils nur dem Namen nach friedlich, in der That aber verfolgten sie Eroberungspläne. Eine Ausnahme machte nur der handelspolitische Bund der Hanse zwischen den Handelsstädten, die sich mit vereinten Kräften gegen die Ueberfälle von Seeräubern zu schützen und überhaupt den Frieden aufrecht zu erhalten strebten, der für das Gedeihen des Handels so wichtig ist. Auf diesen Grundlagen kam im Jahre 1210 die Vereinbarung zwischen Lübeck und Hamburg zu Stande, im Jahre 1241 erscheint der „Rheinische Städtebund", 1256 vereinigen sich zu einem ebensolchen Bund die wendischen Städte Lübeck, Rostock und Wismar, und endlich, in der Mitte des XIV. Jahrhunderts beginnt das Leben der deutschen „Hanse", die aus dem Bunde von fast 100 Städten bestand. Dieser Bund hütete seine gemeinsamen Interessen, indem seine Teilnehmer Beiträge in eine gemeinsame Kasse zahlten, und gründete eine gemeinsame Verwaltung, den Hansetag in Lübeck. Diesem Hansetag stand das Recht zu, die Fragen von Krieg und Frieden zu entscheiden, Verträge zu schliessen und Beisteuern aufzuerlegen. Die Städte genossen volle Selbstverwaltung, gemeinsam war nur der Schutz vor äusseren Feinden. Oertliche „Hansen" blühten übrigens auch in London, auf der Insel Gotland und in Nowgorod.

Bildung von Fürsten- und Städtebünden.

Der Hansabund förderte die Entwickelung der Idee eines internationalen Rechts nicht wenig, trotzdem dieser Bund selbst nur auf den Handelsinteressen der Städte basierte. Aber aus der Gemeinsamkeit

Der Hansebund dient der Entwickelung friedlicher Beziehungen.

dieser Interessen keimte zuerst in Europa der Gedanke der neutralen Flagge. Die Hanseflotte vernichtete das Piratenwesen in der Nordsee und schaffte den Gebrauch ab, sich der Ueberreste eines fremden Schiffes zu bemächtigen, das Schiffbruch gelitten hatte. Die „Hanse" verstand es, ganze Jahrhunderte hindurch ihre Unabhängigkeit zu wahren, aber ihren Höhepunkt erreichte sie Ende des XIV. Jahrhunderts. Ihr Fall erfolgte im XVI. Jahrhundert, als die Seefahrt in den verschiedenen Ländern Europas gewaltige Fortschritte machte und die Handels- und politischen Beziehungen mit den entfernten Teilen der Welt wuchsen. Als sie ihre Aufgabe erfüllt hatte, verschwand die Hanse, jedoch nicht ohne in der Weltgeschichte unauslöschbare Spuren ihrer Versuche zu hinterlassen, die Rechtlosigkeit und den Kampf, die allenthalben in ihrer Zeit herrschten, zu beseitigen.

Schon aus dieser kurzen Uebersicht kann man zu dem Schlusse kommen, dass schon in der mittelalterlichen Periode der Geschichte der menschlichen Gesellschaft jene Anfänge keimten und reiften, welche auch in unserer Zeit die Hauptfaktoren sind für alle Versuche, das politische Leben auf festere und gerechtere Grundlagen zu stellen. Die Gedankenfrüchte, die wir jetzt sammeln, sind in einer sehr fern liegenden Zeit gesäet, wo die Keime der europäischen Kultur kaum bemerkbar waren, trotzdem diese ihren Anfang von der Epoche Roms datirt, die in der Folge unter dem Einfluss des Christentums ihre Umgestaltung erfahren hat. Schon in jener Zeit ist ausser dem Gefühl der Stammes- und Staatsverwandtschaft auch das Gefühl der gemeinsamen Zivilisation erwacht. Die Macht und die Stellung des Papstes schuf und erzog in den Völkern den Begriff des Papstes als obersten Richters nicht nur in religiösem, sondern auch in politischem Sinne. Weiter unterwarf die Macht des Absolutismus der deutschen Kaiser die Geister der Mehrzahl der Zeitgenossen der sympathischen Vorstellung einer auf Gesetzlichkeit basierenden Weltmonarchie. Die Entwickelung und Emanzipation der Städte als Vertreter des Handels und Handwerks erhöhten die Bedeutung dieser Faktoren des europäischen Lebens, die für ihr Gedeihen immer eines beständigen Friedens bedürfen.

Der Papst galt als oberster Richter.

Uebrigens finden sich im Laufe der mittelalterlichen Periode Beispiele dafür, dass Differenzen, die zwischen einzelnen Staaten entstanden, ohne Blutvergiessen durch ein Schiedsgericht beigelegt wurden. Solche Art Vermittlung fand z. B. im Jahre 1244 statt, wo das Pariser Parlament zum Vermittler zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz IV. gewählt wurde; im Jahre 1363, auf dem grossen Reichstag in Krakau, entschied Kasimir III. den Streit zwischen Kaiser Karl IV. und dem ungarischen König Ludwig, die sich an ihn gewandt hatten.

Beilegen von Differenzen zwischen einzelnen Staaten durch Schiedsgerichte.

Man darf jedoch nicht vergessen, dass derartige Vermittelungen einen rein zufälligen Charakter trugen. Sie verbesserten die gegenseitigen politischen Beziehungen zwischen den Völkern durchaus nicht, da sie nicht aus bewussten Bestrebungen zur Verwirklichung irgend einer leitenden Idee hervorgingen. Nichtsdestoweniger ist dieses Anrufen von Schiedsgerichten dritter Personen der beste Beweis dafür, dass sogar in jenen Zeiten die Wahrung internationaler Interessen nicht immer nur auf der Entscheidung einer groben Gewalt beruhte.

Ueberhaupt kann man dem Mittelalter die unbewusste Ausssaat jener Samenkörner zuschreiben, aus denen in der Folge die allen Völkern gemeinsamen und bereits völlig bewussten Bestrebungen zur Sicherung des Friedens emporwuchsen, Bestrebungen, die sich auf die Humanität und die Schlussfolgerungen der historischen Wissenschaft gründeten.

3. XIV. bis XIX. Jahrhundert.

Friedensbestrebungen unter der Regierung Heinrichs IV.

Die Regierung Heinrichs IV. (1589—1610) bezeichnet eine der hellsten Epochen in der Geschichte der Friedensbestrebungen in Westeuropa. Das Edikt von Nantes, das die religiöse Duldung aussprach, diese nach Voltaire „einzig mögliche Form des ewigen Friedens unter den Menschen", die Arbeiten der Diplomaten und Gelehrten jener Zeit waren gleicherweise darauf gerichtet, Mittel zu suchen, die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Völkern und zwischen den Staaten zu verbessern. Besonders bemerkenswert ist das in den letzten Lebensjahren dieses wahrhaft grossen Monarchen beendete Werk seines Ministers Sully. In dieser umfangreichen Arbeit, die den Titel führte: „Mémoires des sages et sociales économies d'états" war unter anderem das Projekt einer neuen Teilung der Völker und Staaten Europas entwickelt, mit dem Hauptziele, den Differenzen zwischen den christlichen Staaten ohne Waffengewalt ein Ende zu machen. Nach diesem Projekt sollte Europa in 15 an Kraft einander gleiche Staaten mit genau bestimmten Grenzen zerfallen und zwar 6 Erb-Monarchien[1]), 6 Wahl-Monarchien[2]) und 3 Republiken.[3]) An der Spitze dieser Föderation christlicher Staaten sollte ein „gemeinsamer Conseil" aus 60 Personen (je 4 Vertreter eines jeden

[1]) Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden und die Lombardei, vergrössert durch Savoyen und Mailand.

[2]) Der Kirchenstaat, Venedig, vergrössert durch Neapel, das Deutsche Reich, Polen, Ungarn und Böhmen.

[3]) Die Schweiz, Belgien und Italien.

Staates) stehen. Diese Vertreter sollten auf eine dreijährige Frist gewählt werden und die Residenz des Conseil abwechselnd in 17 namhaft gemachten Städten des damaligen Mitteleuropas befinden (Köln, Nancy, Metz u. s. w.). In Danzig, Nürnberg, Wien, Bologna, Konstanz und noch in einer 6. von Frankreich, Spanien, England und den Niederlanden zu wählenden Stadt sollten 8 lokale Conseils für die Entscheidung von Fragen untergeordneter Natur geschaffen werden.

Sullys christlicher Staatenbund.

Der gemeinsame Conseil sollte mit gesetzgebender Gewalt bekleidet werden, in ihm sollten alle Vorschläge und Pläne entschieden werden, die für die „christliche Republik der Staaten" Bedeutung haben konnten; an ihn sollte man in allen wichtigeren Streitfragen staatsrechtlichen Charakters appellieren können. Nach Meinung der Urheber dieses Projekts sollte es dadurch möglich sein, ein für allemal den „häuslichen Kriegen in Europa ein Ende zu machen", die gesetzliche Ordnung zwischen Monarchen und Unterthanen zu befestigen und den Anlass zu religiösem Streit durch die Gewährung von Freiheit und Schutz für alle Glaubensbekenntnisse aufzuheben.

Zwei Staaten unter den damals bestehenden waren nicht in das Projekt des „christlichen Bundes" eingeschlossen; das Grossfürstentum Moskau nicht, weil es damals den Interessen und dem Leben Westeuropas allzu fern stand, und die Türkei nicht, weil sie nicht als gleichberechtigtes Mitglied in die christliche Liga hineinpasste. Den christlichen Unterthanen derselben sollte daher vorgeschlagen werden, in einen der Staaten des europäischen Bundes überzusiedeln.

Die Kriegsmacht der projektierten Staatenrepublik sollte aus 273 800 Soldaten, 50 000 Pferden, 217 Kanonen und 117 Schiffen bestehen; die verbündeten Staaten sollten sich verpflichten, in die gemeinsame Kasse eine bestimmte Geldsumme beizusteuern.

Schaffung einer europäischen Konföderation.

Sowohl Heinrich IV. wie auch sein Minister Sully, der Verfasser des in Rede stehenden Projekts, sahen in diesem nicht nur den eiteln Ausdruck des Traumes eines Idealisten auf dem Throne, sondern hegten die aufrichtige Ueberzeugung von der Verwirklichung dieser wohlwollenden Gedanken zur Schaffung eines ewigen Friedens auf Erden. Während Sully an der Vervollkommnung der Details seines Projekts feilte, bemühte sich Heinrich IV., die Sympathien der europäischen Staaten für den von ihm geplanten Bund zu gewinnen. Es zeigte sich sogar eine gewisse Hoffnung, das Projekt ausführen zu können. Die Möglichkeit der Schaffung einer europäischen Konföderation erschien um so wahrscheinlicher, als England, Holland und der Kirchenstaat ihre Zustimmung zu den Vorschlägen des französischen Königs erklärten und die übrigen Mächte die Geneigtheit zu ihrer Annahme aussprachen. Da zerstörte das Messer des

Mörders, das die Tage des edlen Monarchen verkürzte, auch das von ihm begonnene Werk der Friedensstiftung in Europa.

Es versteht sich von selbst, dass dieser Plan, unter welchen Verhältnissen er auch immer ins Werk gesetzt worden wäre, schwerlich einen Erfolg zu verzeichnen gehabt hätte. Es ist auch zweifelhaft, ob das Projekt des grossen französischen Monarchen in dem Falle seiner Verwirklichung Europa den ewigen Frieden gesichert hätte. Bis zu einem gewissen Grade muss man sogar annehmen, dass in dem Projekt eines allgemeinen Friedens sich die Absicht der Schöpfer dieses Planes barg, das damalige Zentrum der politischen Schwere in Europa von dem Deutschen Reiche auf Frankreich zu übertragen. Wie einst Friedrich von Hohenstaufen, so strebte jetzt der Chef des Hauses Bourbon nach der Weltmonarchie, in der sicheren Erwartung, dass an die erste Stelle in dem verbündeten Europa nur Frankreich treten könne.

Aber welches auch die geheimen Motive Heinrichs IV. waren, in der Geschichte der Zivilisation Europas wird immer das helle und beredte Faktum bestehen bleiben, dass der Vater des ersten Projekts eines internationalen Tribunals zur Befreiung Europas von den Kriegsnöten dieser französische Monarch war. Zudem ist zu berücksichtigen, dass das Streben des grossen Königs, die durch eine gemeinsame Kultur verbundenen Völker vom Kriege zu befreien, sich nicht auf abstrakte Schlussfolgerungen und Wünsche beschränkte, sondern sich in eine der ganzen Welt greifbare Form gekleidet hatte.

Westfälischer Friedenstraktat.

Der Gedanke, den Frieden mittelst der Schaffung des politischen Gleichgewichts der Mächte zu festigen, lebt in der Folge wieder in dem Westfälischen Friedenstraktat auf. Schon dieses Eine beweist, dass die Ideen Heinrichs IV. eine unvertilgbare Spur in den Tendenzen der französischen Diplomatie hinterlassen hatten. Der Westfälische Traktat beseitigte die Kriegsmöglichkeit nicht, er strebte nicht einmal danach, er beschränkte sich nur darauf, ihr verschiedene Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Nicht ein einziger der früheren Friedensverträge zeigt eine solche Tiefe der politischen Vorausüberlegung, hat eine solche Menge von Fragen der auswärtigen und inneren Politik berührt, hat in vollem Sinne des Wortes solche Anstrengungen offenbart, die internationalen Beziehungen zu regeln. In ihm finden wir zum erstenmale die internationale Garantie der Mächte. Frankreich und Schweden garantierten die Konstitution des Deutschen Reiches. Im ganzen aber nahm die Garantie für die Erfüllung der Bedingungen des Westfälischen Friedenstraktates der gesamte Bestand der europäischen Mächte auf sich, so dass jeder, der sich gegen diesen Traktat auf-

lehnte, der Beschuldigung verfallen musste, ein Störer der öffentlichen Ordnung zu sein.

Ueber die Folgen dieses Vertrages und die Ziele der damaligen Diplomatie existieren verschiedene Meinungen. Zweifellos ist jedoch, dass in diesem Vertrage zum erstenmal ein neuer Schritt gemacht ist, die gegenseitigen Beziehungen zwischen den einzelnen Mächten breiter und tiefer zu durchdringen. Zu den internationalen Fragen kamen nicht wenig neue Aufgaben hinzu, die früher gänzlich unbekannt waren.

Hugo Grotius' Friedenstraktat.

Bei dem Abschluss des Westfälischen Vertrages ergab sich u. a. die Notwendigkeit, den Personen, welchen die Verhandlungen anvertraut waren, einen gewissen Spielraum und Unabhängigkeit zu gewähren. Im Jahre 1624 veröffentlichte Hugo Grotius, der Beziehungen zu Heinrich IV. und Ludwig XIII. gehabt hatte, seinen berühmten Traktat „De jure belli et pacis" (über das Recht des Krieges und Friedens). In diesem Werke stützt sich Grotius auf den „Grand Dessein" Sully's und fordert die Schaffung von Verbänden der christlichen Staaten, in denen Streitigkeiten und Differenzen der Mächte durch ein Schiedsgericht der unbeteiligten Staaten erledigt werden sollten. In gleicher Weise findet er es möglich, Maassregeln zu ergreifen, um den Frieden auf gerechten und dauerhaften Grundlagen zu sichern.

Zu dieser Zeit erscheinen auch andere Werke (Leibniz thut deren Erwähnung), die den Rat geben, dass die streitenden Staaten ihre Angelegenheiten dem Gerichte internationaler Tribunale unterbreiten möchten.[1]) Aber in jener Zeit hatte die Idee des ewigen Friedens gerade so wie jetzt nicht wenig, wenn auch gerade nicht offene Widersacher, so doch erbarmungslose Kritiker, die sich gegen die Friedensapostel ausserordentlich skeptisch verhielten. Ein besonderes Ansehen unter diesen Widersachern geniesst der englische Philosoph Hobbes, den man bis zu einem gewissen Grade als den Vorläufer Nietzsche's ansehen kann. Hobbes sah in dem Krieg eine ewige Notwendigkeit für das Menschengeschlecht. Nach seiner Ansicht ist die Menschheit eine Wolfsbrut, immer bereit, einander zu zerfleischen. „Die Natur", sagt er, „stösst alle Lebewesen in einen unaufhörlichen Kampf; die Bösen überfallen, die Guten verteidigen sich."

Notwendigkeit eines allgemeinen Kongresses.

Das XVIII. Jahrhundert war, wie bekannt, ausserordentlich reich an kühnen Ideen, deren Verwirklichung es der fernen Zukunft zum Erbe hinterliess. Zu diesem gehört offenbar auch der humane Gedanke der Möglichkeit eines ewigen Friedens unter den Menschen, der übrigens

[1]) Schon im XV. Jahrhundert protestierte der Czeche Chaltschizki in seinem Werke „Netz des Glaubens" gegen den Krieg vom christlichen Gesichtspunkte aus.

damals schon nicht wenig feurige Vorkämpfer fand. Im Jahre 1729 ertönte die beredte Stimme des Abbé Saint-Pierre über die Unumgänglichkeit eines allgemeinen Kongresses der europäischen Staaten, der alle einzelnen Reiche vereinigen sollte. Die Festigkeit und Einigkeit dieses Bundes sollten durch besondere Einrichtungen erhalten werden, ähnlich denen, die in den einzelnen Staaten zum Schutz von Leben und Gut der Bürger dienen. Das Projekt Saint-Pierre's[1]) hatte nicht die Regulierung der territorialen Grenzen im Auge. Jeder in den Bund tretende Staat sollte seine Grenzen behalten. Alle würden gemeinsam die Ausgaben zum Unterhalt des Tribunals tragen und sich verpflichten, Truppen zur Ausführung der Entscheidungen dieses Tribunals zu stellen. Ausser den gegenseitigen Verpflichtungen der verbündeten Staaten, den Frieden nicht zu stören, sollten die Monarchen nach dem Projekte von Saint-Pierre im Falle innerer Revolution einander Hilfe leisten. Der Schutz gegen etwaige Ueberfälle eines der verbündeten Staaten seitens eines äusseren (aussereuropäischen) Feindes sollte gleicherweise allen Mitgliedern des Bundes obliegen. Für diesen Zweck sollten an den äusseren Grenzen der verbündeten Länder aus gemeinsamen Mitteln Festungen erbaut und unterhalten werden.

Voltaire und die Idee des ewigen Friedens.

Unter den grossen Philosophen und Publizisten des XVIII. Jahrhunderts gab es fast keinen, der nicht die Frage eines möglichen Schutzes der Welt vor dem Elend des Krieges berührt hätte. Aber durchaus nicht alle hegen die gleiche Hoffnung auf den Erfolg der Friedensbestrebungen. Der Skeptizismus Voltaire's giebt diesem scharfe Sarkasmen gegen die „Idealisten, die es nicht verstehen, mit den angeborenen Instinkten der Menschheit und den Verhältnissen des politischen Lebens zu rechnen." Den Gedanken des ewigen Friedens hält er für einen Wunsch, noch mehr chimärisch als die Phantasie der Möglichkeit, eine allgemeine Weltsprache einzuführen. Die Friedensbeziehungen zwischen den Monarchen können genau ebenso nicht dauerhaft sein, wie zwischen Elephant und Nashorn, zwischen Wolf und Hund. Die Raubtiere stürzen sich bei der ersten besten Gelegenheit[2]) aufeinander. Ueberhaupt kühlte der Pessimismus Voltaire's die Glut der Träume und Hoffnungen anderer zeitgenössischer Träumer stark ab. Nach seiner Meinung bildet das Völkerrecht die Wissenschaft, aus der sich die Machthaber belehren, bis zu welcher Grenze sie straflos die Gerechtigkeit vergewaltigen können, d. h. ohne den eigenen Vorteil aufs Spiel zu setzen. Sich vor Schaden sichern, den der Nächste zufügt, kann man nur durch die eigene Absicht, diesem Nächsten zu schaden, denn als zügelnde Macht der

[1]) „Projet d'une paix perpétuelle".
[2]) Voltaire: „De la paix perpétuelle."

Ruhmsucht dient nur die gleiche Ruhmsucht. Böse Hunde von gleicher Stärke fletschen die Zähne und stürzen sich nur dann aufeinander, wenn sie eine streitige Beute erhaschen wollen.

Ansicht Rousseaus über den ewigen Frieden.

Nicht weniger Spott für den ewigen Frieden hatte J. J. Rousseau, obwohl er im allgemeinen über den Frieden in einem anderen Tone schrieb als Voltaire. Auszüge aus Saint-Pierre zitierend, sprach Rousseau seine Meinung sehr umständlich aus. Vor allem stellte er die Karte seines zeitgenössischen Europas, des von ewigen Kriegen zerrissenen Europas, worin das eine Volk alle seine moralischen, geistigen und materiellen Kräfte anspannt, um dem andern eine Niederlage zuzufügen, den schönen gegenseitigen Beziehungen gegenüber, die in dem durch Freundschaftsbeziehungen geeinigten Europa existieren könnten. „Wenn trotz dieser Vorzüge", sagt der Genfer Philosoph, „das Projekt Saint-Pierre's sich nicht verwirklicht, so folgt hieraus noch durchaus nicht, dass seine Ideen eine Chimäre sind. Die Menschen sind im allgemeinen ohne Ueberlegung, und inmitten von Geistesgestörten seine Ueberlegung zu besitzen, ist in seiner Art ein Wahnsinn." An einer andern Stelle bemerkt Rousseau, dass das Projekt Saint-Pierre's nicht anwendbar sei, wenn es sich um Schaffung eines allgemeinen Friedens handle und überflüssig für dessen Aufrechterhaltung, denn „die Verwirklichung einer europäischen Konföderation auch nur auf einen Tag würde genügend sein, um dieselbe für immer zu erhalten."

Trotz der offenbaren Sympathie des berühmten Philosophen für die Ideen Saint-Pierre's über den ewigen Frieden glaubt er doch nicht, dass diese im Leben erreichbar wären.

„Ist es wohl," sagt er, „wahrscheinlich, dass diejenigen sich freiwillig einem Gericht unterwerfen, die an die Kraft ihrer Waffen glauben und darauf ihre Macht begründen? Der einfache Edelmann, der beleidigt wird, hält es für entehrend, sich an das Gericht mit einer Klage zu wenden, und ihr wollt, dass Könige bei internationalen Tribunalen ihr Recht suchen!"

Betrachtung Montesquieus über den ewigen Frieden.

Der feinste und tiefste der Soziologen und Kenner der Politik des XVIII. Jahrhunderts, Montesquieu, betrachtet die Frage des ewigen Friedens in seinem berühmten Werke „Esprit des lois". Er schlägt keine internationalen Gerichte vor, da er an die Möglichkeit ihres Zustandekommens nicht glaubt; er geht weiter und erkennt die Gesetzlichkeit an, Krieg zu führen, sogar einen Offensiv-Krieg. „Das natürliche Recht des Schutzes in den internationalen Verhältnissen zieht zuweilen die Notwendigkeit des Angriffs nach sich, namentlich in dem Falle, wenn irgend ein Volk sich überzeugt, dass der Frieden anderer Völker nur als Mittel dient, es zu vernichten, und dass der Angriff in dem gegebenen Falle das einzige

Mittel ist, der eigenen Vernichtung entgegen zu wirken. Der Krieg zieht als unausbleibliche Folge den Sieg nach sich, darauf folgt die Eroberung, welche zu der Notwendigkeit führt, das Eroberte zu behalten.

„Aber die Eroberung ist eine Erwerbung, und jede Erwerbung fordert Erhaltung, Nutzniessung und nicht Vernichtung." Hierin sind nach Ansicht des französischen Philosophen die Grundlagen der „Völkerrechte" enthalten.

Montesquieu hält es jedoch für wünschenswert, die internationalen Beziehungen der Friedens- wie der Kriegszeit in gewisse Formen zu bringen, die für alle Zeiten nützlich seien und den Interessen der Zivilisation entsprächen. Jedes Volk sei verpflichtet, dafür zu sorgen, in der Friedenszeit möglichst viel Nützliches für sich anzuhäufen und in der Kriegszeit auf mögliche Vermeidung von Schaden Bedacht zu nehmen, insoweit hierdurch der eigene Vorteil nicht gefährdet würde. Montesquieu begreift die unglückseligen Folgen eines bewaffneten Friedens sehr wohl, wenn er diesen die „Anspannung der Kräfte Aller gegen Alle" nennt — eine Anspannung, die inmitten des Reichtums Arme schaffe.

Vatel als Verteidiger eines internationalen Tribunals.

Zu derselben Zeit trat als Verteidiger eines internationalen Tribunals ein anderer weniger berühmter Gelehrter auf, der jedoch in der Wissenschaft auch sehr grosse Verdienste hat, wir meinen Vatel, den berühmten Rechtslehrer und Politiker. Dieser wies nach, dass die Beobachtung der Gerechtigkeit in den Angelegenheiten zwischen den einzelnen Staaten noch weit notwendiger sei als zwischen Privatpersonen, „denn die Folgen, die durch Ungerechtigkeit in ersterem Falle hervorgerufen werden, sind weit entsetzlicher als im zweiten Falle.

Jedes Volk muss dem andern das konzedieren, was diesem zugehört, muss dessen Rechte achten und deren Ausnutzung nicht hindern."

Bentham, Vorschläge zur Erlangung des ewigen Friedens.

Im Jahre 1789 entwickelte Bentham gleichfalls den Gedanken des ewigen Friedens. In seiner „Skizze des internationalen Rechts" schlug er vor, auf dem Wege einer gleichzeitigen Verminderung der Streitkräfte in allen europäischen Staaten und Einführung der Unabhängigkeit in den Kolonien zum ewigen Frieden zu gelangen.

Einfluss der französischen Revolution auf Europa.

Die französische Revolution veränderte die Physiognomie Europas völlig und hatte auf die Ideenrichtung einen bedeutenden Einfluss. Die neuen Begriffe, welche die am weitesten vorgeschrittenen Philosophen überflügelten, wurden Gemeingut und rückten ihrer Verwirklichung sehr nahe. Man sprach nicht mehr von Europa als von einer besonderen christlichen Welt, man begann von der Verbrüderung der Völker des

ganzen Weltalls zu reden.[1]) Häufiger als früher begann man der Politik der Fürsten die polititischen Bestrebungen der Völker gegenüberzustellen, die Revolution redigiert und kodifiziert die Grundlagen der künftigen Beziehungen zwischen Mensch und Staat, proklamiert und verbreitet diese und strebt sogar danach, sie ganz Europa aufzudrängen. Unter diesen Grundlagen steht in erster Reihe: Gleichheit, Gleichheit der Rechte der Individuen, Gleichheit der Rechte der Völker. Der Krieg ist gerichtet und verflucht. „Der Krieg ist nach der Definition Condorcets in dessen kühner Voraussagung der Zukunft des Menschengeschlechts das schrecklichste der Uebel und das grösste der Verbrechen. Die Kriege werden wie die Mordthaten jenen aussergewöhnlichen Grausamkeiten zugerechnet werden, welche die menschliche Natur erniedrigen und empören, welche Unehre auf ein Land und auf die Epoche häufen, welche sich mit dieser grössten Frevelthat befleckt hat.[2])

Die französische Republik verwickelte sich trotz ihrer Frieden verheissenden Erklärungen in kriegerische Unternehmungen.

Die Gesetzgebende Versammlung vom 22. Mai 1790 beschloss und fügte in die Konstitution folgende Worte ein: „Das französische Volk entsagt auf immer der Führung jedes Krieges, wenn dieser aus Eroberungsabsichten unternommen wird, und wird niemals seine Macht dazu verwenden, einem andern Volk die Freiheit zu rauben.“ Aber je stärker der Eindruck war, den diese Erklärungen auf die öffentliche Meinung Europas hervorbrachten, umsomehr fühlten sich die Monarchen dadurch beunruhigt. Es ist bemerkenswert, dass diese friedliebenden Erklärungen und Beschlüsse der Revolutionsregierung nur den Abschluss eines Bundes unter den Monarchen förderte, die in ihnen eine Gefahr für die bestehende Ordnung erblickten; so fanden die Ausführungen Montesquieu's hierdurch eine schlagende Bestätigung. Indessen, der Krieg lieferte Frankreich Siege und Eroberungen, und folglich entstand die Sorge, die erworbenen Vorteile zu sichern. Es galt nun, diese Lage mit den früher ausgesprochenen Frieden athmenden Erklärungen in Einklang zu bringen, und zwar durch eine neue Theorie der „natürlichen Grenzen.“ So fanden sich die skeptischen Voraussagungen der Philosophen bestätigt, die auf die Unvollkommenheit der menschlichen Natur als auf die Hauptursache zu Kriegen hingewiesen hatten. Frankreich wurde genötigt, Angriffskriege zu führen, um seine Sicherheit zu bewahren. Nichtsdestoweniger proklamierte der französische Konvent am 13. April 1793 abermals, dass das „französische Volk sich gegen alle Völker, die nach Freiheit streben, freundschaftlich verhält, dass es sich nicht in die Angelegenheiten der übrigen Staaten mischt

[1]) Condorcet: „Esquisses d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain.“

[2]) Ibidem.

und es nicht duldet, dass das Ausland sich in seine Angelegenheiten mischt.“ Aber diese Worte widersprachen der Wirklichkeit. Frankreich stand Auge in Auge dem monarchischen Europa gegenüber als ein fremdes und ihm feindliches Prinzip, und Kampf war das natürliche Ergebnis in dieser Lage. Frankreich musste entweder der von ihm vertretenen Idee den Sieg in Europa verschaffen, oder zugleich mit dieser Idee unterliegen. Unter derartigen Umständen wandelt sich die kriegerische, ruhmeslüsterne und siegreiche Republik in ein militärisches Kaisertum, das nicht nur Kriege führen, sondern auch um seiner Existenz willen Eroberungen machen musste. Zugleich mit der militärischen Macht tauchen in ihm abermals die Pläne einer Weltmonarchie auf. Bonaparte setzt die Traditionen der Bourbons fort. „In unserer Absicht lag es“, sagte Napoleon 1815, „das System einer europäischen Föderation zu schaffen, die, dem Geiste der Zeit entsprechend, den Interessen der Zivilisation nützlich wäre.“ „Die Politik des Kaisers“, versicherte Napoleon, „zielte auf die Gründung eines festen Bundes zwischen den europäischen Staaten, der sich auf der Erhaltung der Nationalitäten und der Befriedigung der Gesamtinteressen aufbaute.“

Umwandlung der französischen Republik in ein militärisches Kaisertum.

Um die einzelnen Teile des Bundes zu vereinigen, plante der Kaiser nach seinen eigenen Worten die Einführung eines europäischen Kodex und die Gründung eines internationalen Tribunals. Seine mächtige Einmischung sollte zur Einheit in Münze und Maass wie zur Annäherung durch gemeinschaftliche Gesetze führen.

Europa sympathisierte mit den Plänen des Kaisers nicht, zu deren Verwirklichung Eroberungen ins Auge gefasst wurden, aber die Ideen der französischen Revolution fanden doch in dasselbe Eingang; die von ihr gepredigten Prinzipien drangen allmählich den europäischen Völkern in Fleisch und Blut. Alle zeitgenössischen und die gleich nach der Revolution auftretenden Schriftsteller wurden Sendboten der neuen Prinzipien. Byron, Goethe, Schiller nährten durch sie das Denken ganzer Generationen.

Die praktische Richtung der französischen Denker, die auch eine starke publizistische Ader besassen, trug viel dazu bei, dass ihre Ideen auf den Gang der Politik starken Einfluss übten im Gegensatz zu der abstrakten Philosophie der deutschen Gelehrten.

Auf einen ganz anderen Boden wurde die Frage der internationalen Beziehungen durch Kant gestellt. Kant stellt diese Frage als eine abstrakte Aufgabe hin, die mit der praktischen Möglichkeit, ihre Lösung auf einen gegebenen Moment anzuwenden, garnichts zu thun hat. Sein Werk „Philosophischer Entwurf zum ewigen Frieden“ erscheint als Protest gegen den Krieg, der nicht durch die geringste Nachsicht gegen den unmoralischen Ursprung desselben abgeschwächt wird. Der

Verfasser geht von der Wahrheit aus, dass genau ebenso wie die Beziehungen zwischen den einzelnen Individuen auch die Beziehungen des Staates zu den Unterthanen und die Beziehungen der Staaten untereinander von den Prinzipien der Gerechtigkeit getragen sein müssen. Keine irgendwie gearteten Interessen, keine anderen Erwägungen, kein Gesetz, keine Gewalt dürfen irgendwo und irgendwann sich über diese Prinzipien stellen, da in ihnen die Wahrheit und das höchste Gesetz beruht.

Darlegungen Kants.

Die Darlegungen Kants gehen von folgendem Gesichtspunkte aus: Der gegenwärtige anarchische Zustand unter den Völkern ist der Reflex derjenigen Beziehungen, die unter den Menschen in der Epoche ihres wilden Zustandes bis zu ihrer Vereinigung in gesellschaftliche Gruppen und Staaten bestanden, worauf ihre Sitten durch die Forderung, Herkommen und Gesetz zu beobachten, milder wurden. So lange solche Beziehungen zwischen den Staaten bestehen werden, ist der ewige Frieden unter den Völkern nicht erreichbar, genau ebenso wie friedliche Beziehungen unter den Menschen unmöglich waren, als sie noch nicht wussten, dem Eigenwillen Grenzen zu stecken. Diese Grenzen bestimmten sich im Laufe der Jahrhunderte, vorbereitet durch die Gesetze des Zusammenlebens.

Kant zieht in heftigen Ausdrücken gegen die internationale Anarchie seiner Zeit zu Felde, die er durch die schlimme Eigenschaft des Menschen erklärt, bei jeder Gelegenheit wilde Instinkte und eine moralische Decadence zur Geltung zu bringen. Ein derartiger anarchischer Zustand muss irgend einmal verschwinden und allmählich muss die Ordnung des Gesetzes an seine Stelle treten. „Alle Menschen," sagt Kant, „gelangen infolge ihrer gegenseitigen Abhängigkeit voneinander irgend einmal zu einer allen gemeinsamen bürgerlichen Verfassung. Wie einst die Individuen, so werden in Zukunft Gesellschaften und Völker einen einheitlichen Gesellschaftsorganismus, den Staat der Staaten, schaffen, der in sich alle Völker des Erdballs einschliesst."

Aus diesen angezogenen Sätzen ergiebt sich, dass die Anschauungen Kants zur Frage des ewigen Friedens einigermaassen von den Lehren der französischen Philosophen abwichen. Er warf einen neuen und tiefen Gedanken in die Welt, den Gedanken, dass die Idee des ewigen Friedens nicht Grundlage zur Schaffung eines Staatenbundes sein könne. Der ewige Frieden tritt nur als Endresultat der Vervollkommnung der internationalen Beziehungen ein, d. h. er erscheint dann, wenn das Reich der Gewalt in ihnen von dem Reich der Gesetzlichkeit abgelöst wird.

Forderungen Kants bezüglich des ewigen Friedens.

Die von ihm seiner Epoche gestellten Forderungen formuliert Kant in folgenden 6 Punkten:

1. Man soll nicht solche Traktate als Friedensschluss ansehen, welche die Keime eines zukünftigen Krieges schon in sich tragen;

2. Kein Reich soll Teile eines anderen zu erwerben suchen, weder durch Erbfolge, Tausch, Kauf oder Schenkung;

3. Die stehenden Heere sind abzuschaffen;

4. Man soll nicht Anleihen zu auswärtigen Angelegenheiten abschliessen;

5. Ein Staat soll sich nicht in innere Angelegenheiten oder in die Verwaltung eines anderen Staates mischen;

6. Der Staat soll zu Kriegszeiten nicht derartige Handlungen begehen, die im Frieden das Vertrauen zu ihm schwächen würden.

Seine Endforderungen drückt Kant in folgenden 3 Sätzen aus: 1. die bürgerliche Ordnung jedes Staates muss republikanisch sein; 2. die Rechte der Völker müssen sich auf dem Bunde freier Staaten begründen und 3. das Recht des Weltbürgertums muss begrenzt sein durch seine Anpassung an die Sitten der Gastfreundschaft zwischen den einzelnen Individuen, d. h. den Völkern ist es erlaubt, sich gegenseitig zu besuchen, nicht aber sich auf dem Lande des Nachbars anzusiedeln.

Zu der Zeit, da Kant diese Zeilen schrieb, da er sich bemühte, die Menschen zu überzeugen, dass der ewige Frieden das höchste Gut sei, wonach die Ordnung des politischen Lebens der menschlichen Gesellschaften nur streben könne, da er den Thron für die Beherrscherin der Welt, die „Moral", in Anspruch nahm, strebt die französische Revolution, bereits diese oder doch verwandte Prinzipien in das gesellschaftliche und politische Leben einzuführen.

Die Wirklichkeit blieb weit hinter der Theorie zurück, aber in der Geschichte des menschlichen Gedankens haben die Ideen Kants tiefe Wurzeln zu fassen vermocht und die einmal offenbar gewordene Wahrheit lässt sich nicht so leicht mehr verdunkeln.

---

4. Die Bestrebungen gegen den Krieg im XIX. Jahrhundert bis zum Jahre 1890.

Die Stellung der Gesellschaft zur Kriegsfrage.

Nach der französischen Revolution und in hohem Grade infolge derselben erfuhr die Stellung der Gesellschaft zur Kriegsfrage eine bedeutende Umwandlung. Diejenigen Proteste gegen den Krieg, die früher von einzelnen Individuen erhoben wurden, liessen sich jetzt von einem Chorus ganzer Gesellschaftsgruppen vernehmen. Das Volk nahm an ihnen teil, bereit, von Worten zur That überzugehen, wozu viele Umstände mitwirkten.

Mit den Begriffen der Mehrheit der zivilisierten Welt war eine ganze Umwälzung vor sich gegangen; es hatten sich neue Ansichten über die Verpflichtungen der Unterthanen gegen den Staat, der einzelnen Individuen gegen ihre Nationalität gebildet. Obgleich der Sturm still geworden und scheinbar alles zur früheren Anschauungsweise zurückgekehrt war, so erhielten doch in Wirklichkeit die neuen Ideen, darunter die Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit, ein neues Leben und erhoben die Bestrebungen der europäischen Völker zu einem höheren Niveau. Nach einer ganzen Reihe blutiger Kriege fühlte sich ganz Europa müde von der beständigen Ungewissheit über den nächsten Tag, das Sehnen nach stiller Ruhe machte sich geltend. Die Segnungen des Friedens erhalten nach den furchtbaren Prüfungen der Kriegszeit einen neuen Reiz. Gleichzeitig verstärkten die Entwicklung von Industrie und Handel, die Vervollkommnung der Verkehrsmittel, welche die Völker einander näher brachten, noch mehr das Bedürfnis und die Gewohnheit der internationalen Beziehungen. Der Militarismus konnte bereits nicht mehr weder den geistigen noch den materiellen Bedürfnissen der Mehrheit der Europäer genüge leisten. Nichtsdestoweniger wuchs er, aber sein Wachstum schuf auch neue herausfordernde Proteste der Gesellschaft und gab neue Beweise gegen den überflüssigen kriegerischen Drang der leitenden Kreise an die Hand. Der hieraus sich für den Volkswohlstand ergebende Schaden, die Gegenüberstellung des Militarismus und der Bestrebungen der Zivilisation waren ein Thema, das in jener Zeit gar nicht mehr aus den Spalten der Journale und Zeitungen der verschiedensten Richtungen verschwand, deren Zahl in Europa, Amerika und selbst in den übrigen Teilen der Welt zu einer unglaublichen Ziffer wuchs.

Gegenüberstellung des Militarismus und der Bestrebungen der Zivilisation.

Die „Bewaffnung Aller gegen Alle“ musste nichtsdestoweniger früher oder später zu einem Zusammenstoss führen, der denn auch eintrat.

Wie dem auch sei, wenn man auf alles, was sich in der zivilisierten Welt im letzten Jahrhundert abgespielt, schaut, ohne sich durch vorgefasste Theorien von der Erspriesslichkeit internationaler Aderlässe hinreissen zu lassen, so wird es deutlich, dass die gesellschaftliche Mitte allenthalben sich mehr und mehr in die Ueberzeugung einlebt, dass der Frieden für sie das sicherste Mittel ist, den grösstmöglichen Grad des Wohlbefindens zu erreichen, denn nur in friedlicher Zeit kann die geschützte menschliche Arbeit ausschliesslich dem allgemeinen Besten dienen.

Im ersten Anfang des jetzt zur Neige gehenden Jahrhunderts begegnen wir feurigen und eifrigen Predigern der Ideen des allgemeinen Friedens unter den arbeitsliebenden und religiösen Anhängern der Quäkersekte in England und in den Vereinigten Staaten. Dieses war, man

Quäker als Friedensapostel.

könnte wohl sagen, das erste Beispiel einer entschiedenen Anwendung der christlichen Grundsätze auf die Verhältnisse des realen Lebens in allen seinen Erscheinungen. Die Bewegung für die Friedensidee begann sich besonders dank den Quäkern rasch zu verbreiten. Im übrigen sehen wir unter den hervorragenden Vorkämpfern der Friedenssache viele Geistliche der verschiedensten Konfessionen, Dichter, Gelehrte, Publizisten, Staatsmänner. Ein besonders eifriger Gegner des Krieges war Cobden, der berühmte Verteidiger der Handelsfreiheit.

Im Jahre 1815 veröffentlichte Doktor Worchester in den Vereinigten Staaten seine „Kriegsforschungen". Dieses Buch brachte auf das amerikanische Publikum einen so tiefen Eindruck hervor, dass, als bald darauf die Nachrichten von dem Blutvergiessen bei Waterloo eintrafen, sich hintereinander in den verschiedensten Gegenden Amerikas (New York, Ohio, Massachusetts und anderen Staaten) „Friedensgesellschaften" (Peace-Societies) bildeten.

Organisationen von Friedensgesellschaften.

In demselben Jahre erschien ein schwungvoller Artikel in dem Londoner Journale „The Philantropist" und rief die Organisation einer Gesellschaft der Friedenskämpfer in der britischen Metropole hervor. Es ist hervorzuheben, dass eine jede derartige Gesellschaft sich völlig selbständig bildete, nur durchdrungen von dem Einfluss einer reinen Idee, weder durch Beispiel, noch das Gefühl des Wetteifers, noch durch Regierungsprotektion angeregt; das einzige Motiv für das Auftauchen solcher Gesellschaften in den verschiedensten Teilen der Welt war die reif gewordene Ueberzeugung einer Menge von Personen, dass die Zeit herangekommen sei, in den Kampf mit der auf Erden eingebürgerten Anschauung zu treten, dass Streitigkeiten zwischen den Völkern sich nur mit Hilfe grober Gewalt, durch Blutvergiessen entscheiden liessen. Die Missionäre dieser Ueberzeugung verbreiteten dieselbe durch das lebendige Wort auf Meetings, druckten Broschüren und Artikel in periodischen Journalen und bemühten sich, nicht nur ihre Landsleute, sondern auch die Ausländer mit ihren Ueberzeugungen bekannt zu machen.

Im Jahre 1821 entsteht in Paris die „Gesellschaft der christlichen Moral" mit kriegsfeindlicher Richtung, in deren Mitte sich 20 Jahre später das Friedenskomitee bildete. Im Jahre 1830 wurde eine ähnliche Gesellschaft in Genf gegründet. Trotz der Hindernisse, welche die Thätigkeit derartiger Gesellschaften damals noch in Frankreich fand, wurde 1847 eine neue Gesellschaft gegründet, ausschliesslich mit dem Zwecke, den allgemeinen Frieden zu erhalten. Die Hauptgründer waren François Bouvais und Ziegler.

Im Jahre 1843 traten die britischen Friedensvorkämpfer auf einem Kongress in London zusammen, zu dem auch Vertreter der Gesellschaften

in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und der Präsident der Pariser „Gesellschaft der christlichen Moral" Herzog Larochefoucault-Liancour sich einfanden. Auf diesem Kongresse wurde beschlossen: sich an alle Regierungen der zivilisierten Staaten mit dem Vorschlage zu wenden, in alle internationalen Traktate einen Artikel aufzunehmen, der den Mächten die Verpflichtung auferlegt, sich im Falle von Missverständnissen wegen der Innehaltung der Verträge die Vermittelung eines oder einiger befreundeter Staaten anzurufen.

Dieser Beschluss fand seitens des französischen Königs Louis Philippe eine sehr sympathische Aufnahme. „Der Frieden", sagte er den Kongressdelegierten, „ist für alle nötig, und der Krieg kostet zum Glück soviel, dass man nicht häufig zu ihm seine Zuflucht nehmen kann. Persönlich bin ich überzeugt, dass der Tag kommen wird, wo jener aus der zivilisierten Welt verschwindet." Der Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas antwortete demselben Delegierten, dass es „unnatürlich wäre, wenn eine Volksregierung nicht darnach strebte, den Frieden aufrecht zu erhalten. Je grösser die Aufklärung im Volke sein wird, desto besser wird es verstehen, von seinen Rechten Gebrauch zu machen, desto aufrichtiger wird sein Streben nach Frieden, dieser wichtigsten Bedingung der Volkswohlfahrt sein."

Diese ganze Episode diente abermals zur Belebung der gegen den Krieg gerichteten Bestrebungen in England und den Vereinigten Staaten, besonders in letzteren.

Auftreten des Friedensapostels Burritt.

In diese Zeit fällt unter anderm das Auftreten eines mächtigen Friedensapostels, der von einem fanatischen Glauben an die Kraft der Wahrheit und die Erfüllbarkeit seiner Bestrebungen beseelt war. Es ist dies ein gewisser Burritt, seines Zeichens ein Schmied. Dieser zog von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, seinen Landsleuten Bruderliebe predigend. Sein Einfluss in Amerika war ein gewaltiger. Nicht zufrieden mit dem Erfolg in seinem Lande begab er sich 1848 nach Europa, um seine Propaganda auch auf die alte Welt auszudehnen. In England nahm man ihn mit Enthusiasmus auf. Sodann begab er sich mit Henry Richard nach Paris, um in dieser Stadt einen Friedenskongress zu Stande zu bringen. Aber die damalige politische Lage Frankreichs hinderte ihn an der Verwirklichung seiner Absicht; hierauf reisten beide nach Brüssel, wo der geplante Kongress auch zu Stande kam. Zu diesem Kongress trafen aus Amerika 160 Delegierte ein, darunter 30 Frauen. An der Spitze der Versammlung stand Joseph Steardyn, ein bekannter Philanthrop und Kämpfer für die Aufhebung der Sklaverei. Der Kongress nahm vier Resolutionen an, von denen die erste den Krieg als politisches Mittel verwirft und für ein schweres Verbrechen erklärt, die zweite die

Friedenskongress in Brüssel.

Einsetzung eines obersten Gerichtshofes zur Entscheidung von Streitfragen zwischen den einzelnen Völkern fordert, die dritte es für notwendig erklärt, einen internationalen Codex auszuarbeiten und einzuführen, und die vierte endlich allgemeine Abrüstung vorschlägt.[1])

Lord John Russell, der damalige britische Premierminister, erklärte den Kongressdelegierten, dass er mit diesen Beschlüssen durchaus sympathisiere und dass, wenn irgend ein Staat in einer Differenz mit England den Wunsch nach einem Versöhnungsgericht aussprechen würde, England immer bereit sein würde, einen solchen Wunsch zu achten.

Der Kongress beschloss, sich im folgenden Jahre in Paris zu versammeln, und wirklich fand dieser Kongress im August 1849 unter Teilnahme von 300 Vertretern amerikanischer und englischer Städte und Gesellschaften, 230 Franzosen, 23 Belgiern und einer kleinen Anzahl Italiener, Schweden, Deutsche und Spanier statt.

Die Sitzungen dieses Kongresses brachten einen starken Eindruck hervor, durchaus verschieden von den Empfindungen, die für gewöhnlich die Utopien von Träumern hervorrufen. Die Resumés und Beschlüsse der vorhergehenden Kongresse wurden dieses Mal mit noch grösserer Energie proklamiert.

Beschluss des Pariser Kongresses im August 1849.

„Nur der Friede ist im Stande, die moralischen und die materiellen Interessen der Völker zu sichern. Die Regierungen sind verpflichtet, im Falle von entstehenden Differenzen die friedliche Schlichtung der-

[1]) In genauerer Fassung enthalten diese Beschlüsse wesentlich Folgendes: 1. Die Anwendung der Waffengewalt zur Entscheidung internationaler Streitigkeiten ist ein Mittel, das von der Religion, der Vernunft, dem Gesetz und dem Gefühl der Humanität verworfen wird; die zivilisierte Welt ist daher verpflichtet, Maassregeln zur völligen Beseitigung dieses Mittels zu ergreifen. 2. Es ist eine Sache grösster Bedeutung, von den Regierungen zu fordern, dass alle internationalen Missverständnisse gütlich auf den Grundlagen des Gesetzes und der Gerechtigkeit durch ein Schiedsgericht nach den in Verträgen festzusetzenden Regeln geschlichtet werden; die Oberrevision oder das internationale Obergericht wird die Streitigkeiten endgiltig (ohne weitere Berufungsmöglichkeit) entscheiden. 3 Es ist zu wünschen, dass in kürzester Zeit ein internationaler Kongress stattfindet, bestehend aus Vertretern aller Völker, um einen Codex zur Regelung der internationalen Beziehungen auszuarbeiten; die Annahme dieses Codex durch alle Völker bildet eins der Mittel zur Erreichung eines allgemeinen Friedens. 4. Es ist unerlässlich, die Aufmerksamkeit der Regierungen auf die Notwendigkeit einer allgemeinen und gleichzeitigen Abrüstung zu lenken, wenn deren Absichten in Wirklichkeit darauf gerichtet sind, jeglichen Anlass zu beständiger gegenseitiger Spannung zu beseitigen und gleichzeitig die drückende Höhe der Staatsausgaben zu vermindern. Die Wiederherstellung gegenseitigen Vertrauens und der Austausch von guten Diensten sind ebenso wünschenswert für den Nutzen jedes einzelnen Landes wie für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und die Wohlfahrt aller Völker.

selben durch Spezialgerichte anzurufen und sich den Entscheidungen dieser Gerichte zu unterwerfen. Die Regierungen sind anzugehen, um diese zu nötigen, in die Beurteilung von Maassregeln für eine allgemeine Abrüstung zu treten. Die Zeit ist gekommen, die öffentliche Meinung aller Länder auf die Unumgänglichkeit der Schaffung eines allgemeinen Völkerbundes vorzubereiten, dessen einziges Ziel die Aufstellung von Gesetzen sein muss, die in den internationalen Beziehungen den Frieden sichern, auf die Schaffung eines obersten Gerichtshofes zur Entscheidung der Fragen über die gegenseitigen Verpflichtungen und Rechte, welche sich aus den internationalen Beziehungen ergeben".

Da unter den Mitgliedern des Kongresses die Anzahl der praktischen Leute nicht gering war, so finden wir in seinen Beschlüssen auch eine energische Verurteilung der Anleihen und Steuern zur Führung von Kriegen aus Eroberungstendenzen oder aus Ruhmsucht. Wenn diese Verurteilung in einer Form ausgesprochen wurde, die nicht jedweden Krieg überhaupt ausschloss, so geschah dies nur darum, weil die Mehrzahl der ausländischen Kongressmitglieder den Verdacht vermeiden wollte, eine Berührung der augenblicklichen Ereignisse zu beabsichtigen, unter anderem auch die damalige Intervention der französischen Truppen in den römischen Angelegenheiten.

Aufgabe des Kongresses.

Der Kongress stellte seinen Mitgliedern die Aufgabe, in ihrem Vaterlande daran zu arbeiten, die politischen Vorurteile und den politischen Hass auszurotten, die schon mehr als einmal die Ursache furchtbarer Kriege gewesen waren. Mit einem solchen Aufruf wandte sich der Kongress auch an die Geistlichen aller Konfessionen, deren heilige Verpflichtung in der Einbürgerung und Aufrechterhaltung friedlicher Beziehungen unter den Menschen besteht.

Mit einem nicht minder kategorischen Wunsch wandte der Kongress sich auch an die Presse als das Organ der Zivilisation. Endlich wies er auch auf die Notwendigkeit hin, die Mittel für den gegenseitigen Verkehr unter den einzelnen Ländern zu vervollkommnen, als da sind Einführung einheitlicher Postregeln, Einheit des Maass- und Münzsystems u. s. w.

Der nächste Kongress der Friedensfreunde fand in Frankfurt am Main statt, wo die Resolutionen der vorhergehenden Kongresse wiederholt wurden.

So haben wir gegen Mitte des jetzigen Jahrhunderts das Streben zu verzeichnen, diese Frage nicht mehr in der Stille der Kabinette zu lösen, sondern in praktischer Anwendung durch Assoziationen und Kongresse. Die Frage wurde nicht nur den auserwählten Geistern begreiflich, sondern auch den breiten Schichten der Gesellschaft. Es handelte

sich nicht mehr um die Ausbreitung eines Gedankens, sondern um seine reelle Verwirklichung. Hierbei vergrösserte sich die Hoffnung, die Nationen dafür zu gewinnen, in einen Bund der Repräsentanten der verschiedenen Mächte einzutreten und streitige Fragen der Entscheidung von Schiedsgerichten zu übergeben.

Ausbreitung des Gedankens zur Errichtung von Schiedsgerichten.

Die ersten Proteste gegen den Krieg flossen aus dem Herzen von Personen, die so tief von dem Gefühl der Humanität durchdrungen waren, dass ihnen der rauhe Krieg selbst Abscheu erregte. Sogar Philosophen, die das Prinzip des ewigen Friedens auf ihr Panier erhoben hatten, appellierten mehr an das Gefühl als an den Verstand und zogen die Aufstellung von Utopien einer gründlichen und beweiskräftigen Untersuchung vor. Dies ist in der Regel das Schicksal von Ideen. Sie frappieren früher durch ihre Schönheit als durch ihre Wahrheit. Aber sobald eine Idee eine Zukunft hat, tritt sie in eine andere Phase ein, es erscheint die Wissenschaft, die das von der Phantasie geschaffene Gebäude verändert und meistenteils dessen Dimensionen verkleinert, es dafür aber auf dem festen unerschütterlichen Fundament ihrer Wahrheiten errichtet. Im gegebenen Falle geschah etwas Aehnliches. Die Wissenschaft erschien als Anhängerin des Friedens schon auf Grund ihrer Untersuchung über die Evolution der Gesellschaft. Schon Saint-Simon bewies, dass sich die Epoche der Kriege ihrem Ende nähere und die Epoche der Industrie herannahe. Sein Schüler Comte entwickelte und begründete folgenden Gedanken: die Zukunft gehört nicht einem mörderischen Kampfe, sondern der Arbeit. Dieselbe These vertritt T. Buckle in seinem bekannten, in alle Sprachen übersetzten Buch „Geschichte der Zivilisation in England".

Die Entwickelung der Industrie als Trägerin des Friedens.

Die Predigt des Friedens in dieser Epoche fiel mit Zeitverhältnissen, die für ihn sowohl in politischer wie in sozialer Hinsicht günstig waren, zusammen. Die ungewöhnliche Entwickelung des Verkehrswesens hörte nicht auf, die Völker einander näher zu bringen, die Entwickelung der Industrie bereicherte sie. Dieser Umstand namentlich steigerte die Furcht vor dem Elend eines Krieges. Der Fortschritt der Technik erreichte fast die Höhe, von der zuweilen die Philosophen des vergangenen Jahrhunderts geträumt hatten. Derselbe lebt und webt auch jetzt gleichsam in einer einzigen, allen gemeinsamen europäischen Republik. Und wenn auch diese keine gemeinschaftlichen Gesetze hat, so schmiegen sich doch einem jeden der Gesetze, die in irgend einem Staate eingeführt sind, die technischen Interessen aller übrigen an, infolge ihrer vollen Abhängigkeit voneinander in dieser Beziehung.

In früherer Zeit erregten Ereignisse, die nicht in einem benachbarten Staate vor sich gingen, höchstens nur die einfache Neugierde. Jetzt

berühren sie uns unmittelbar, da von ihnen häufig unser persönlicher Wohlstand abhängt. Die sehr komplizierten Handels- und Industrie-Interessen der Völker, die ununterbrochen fortfahren, sich noch komplizierter zu gestalten, werden mehr und mehr gegen politische Erschütterungen empfindlich und völlig unfähig, die Rechtlosigkeit des Krieges zu ertragen.

Einwirkung der öffentlichen Meinung auf die Regierungen.

Die Veränderungen, die in den politischen Begriffen und in der Gestaltung der europäischen Gesellschaft erfolgt sind, haben die Idee des ewigen Friedens nicht wenig gefördert. Die Diplomatie und überhaupt die Regierungen haben die Ueberzeugung gewonnen, dass es nicht immer möglich sei, die öffentliche Meinung zu verachten oder einen Druck auf diese auszuüben, da in ihr moralische Kräfte existieren, die fähig sind, für ihre Bestrebungen einzutreten. In der Wahrnehmung, dass die öffentliche Meinung mit wenigen Ausnahmen überall sich zur Gegnerschaft gegen den Krieg bekennt, haben die Staatsmänner begonnen, ihre Thätigkeit mit dieser nicht wegzuläugnenden Strömung der zeitgenössischen Gesellschaft in Einklang zu bringen.

In dieser Zeit nahm den französischen Thron bereits ein Mann ein, der in jeder Weise bestrebt war, die öffentliche Meinung Europas für sich zu gewinnen. Mehr als alles fürchtete Napoleon III., dass Europa die Kriege seines kriegliebenden Oheims nicht vergessen und ihm den Wunsch zuschreiben würde, den Traditionen des ersten Kaiserreichs zu folgen. Deshalb hörte er nicht auf, zu wiederholen, dass das Kaiserreich den Frieden bedeute, und bemühte sich, seine Friedensliebe dadurch zu beweisen, dass er alle möglichen Anstrengungen machte, einen allgemeinen Kongress zur Beurteilung und Ordnung internationaler Interessen zu schaffen. Er betonte, dass die Idee eines Völkerbundes die beste der napoleonischen Ideen sei, und jedesmal, wenn sich in Europa irgend eine internationale Frage ankündigte, trat Napoleon mit dem Vorschlage hervor, einen internationalen Kongress zu berufen. Dieses glückte ihm im Jahre 1856, als in den Rat der europäischen Mächte zum erstenmal ein Vertreter der Türkei zugelassen wurde. Auf dem Pariser Kongresse wurde die Donau und das Schwarze Meer für den freien Welthandel für geöffnet erklärt, und weiter unterschrieben 34 Staaten Europas und Amerikas den Vertrag über Verfolgung der Korsaren, über das Recht der neutralen Flagge und des neutralen Schiffsgutes auf den Schiffen der kriegführenden Mächte u. s. w.

Napoleonische Idee über die Gründung eines Völkerbundes.

In dieser Versammlung der Vertreter des grössten Teils der zivilisierten Welt wurde sogar die Frage der Möglichkeit einer gänzlichen Verhütung von Kriegen durch die friedliche Entscheidung sich ergebender Streitfragen in entsprechenden Gerichtsinstitutionen angeregt. Die Ehre,

diese Frage in dem europäischen Areopag angeregt zu haben, gebührt dem englischen Bevollmächtigten Lord Clarendon, der dem Kongress den Vorschlag machte, dass das der Türkei zugestandene Recht, sich an die Vermittelung der übrigen Mächte zu wenden, auch auf die übrigen Länder Europas ausgedehnt würde. So wurde also geplant, eine Schutzwehr gegen Missverständnisse zu errichten, die häufig nur deshalb entstehen, weil keine Mittel zu ihrer objektiven Beurteilung vorhanden sind. Der Vertreter Frankreichs, Graf Walewski, unterstützte diesen Vorschlag mit Wärme, und derselbe wurde in folgender Fassung angenommen: „Die Bevollmächtigten der Staaten erklären ohne Zaudern im Namen ihrer Regierungen, dass sie von dem Wunsche durchdrungen sind, dass im Falle des Entstehens ernster internationaler Differenzen die Mächte sich an die Vermittelung befreundeter Staaten wenden, ehe sie die Waffen ergreifen. Die Bevollmächtigten hegen die Hoffnung, dass die Staaten, die auf dem Kongresse nicht vertreten sind, wünschen werden, sich dem edlen Gedanken anzuschliessen, der dem Kongress den ausgesprochenen Wunsch eingegeben hat."

Vorschlag des englischen Bevollmächtigten zur Errichtung einer Schutzwehr gegen Missverständnisse.

Uebrigens war auch dieser bescheidene Wunsch noch durch folgenden Vorbehalt beschränkt: „Durch diese Erklärung bindet der Kongress in nichts die Entscheidung der Mächte in Fällen, wo ihre Würde berührt ist." Dergestalt verpflichtete der angezogene Beschluss des Kongresses niemanden zu etwas und blieb nur ein „pium desiderium".

Trotz alledem zeigt selbst dieser Beschluss, dass das Streben nach ewigem Frieden, welches so häufig von Skeptikern unter die phantastischen Erfindungen der Utopisten rangiert wird, dennoch die reale Anerkennung der offiziellen Vertreter des grössern Teils der Staaten fand, wenn auch nur in bedingter Form.

Die antimilitärische Bewegung erreichte ihre höchste Entwicklung zu Ende der sechziger Jahre. Frankreich stand damals an der Spitze derselben. Im Jahre 1867 wurde in Paris von Frédéric Passy die katholisch-konservative „Internationale Friedensliga" gegründet. Die Sitzung derselben im Jahre 1869 in Paris zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der bekannte Nationalökonom Michel Chevalier brachte nämlich in dieser Versammlung eine Resolution ein, die einstimmig angenommen wurde und folgende Thesen enthielt: „Die Rechtfertigung des Krieges gleicht einer Herausforderung an das öffentliche Gewissen. Neue Kräfte sind aufgetreten, die dem Kriege ein grösseres Gegengewicht entgegenstellen als in vergangenen Zeiten; es sind dies — die Industrie und die politische Freiheit. Die gewaltige Mehrzahl der Bevölkerung Europas wünscht den Frieden, und trotzdem befindet sich ganz Europa seinem eigenen Interesse entgegen unter Waffen. Als einziges Mittel zur Beseitigung dieses Zustands

Die antimilitärische Bewegung in ihrer höchsten Entwickelung.

erscheint eine engere und allseitigere Gemeinschaft der Menschen und eine politische Vereinigung nach Art der in den Vereinigten Staaten bestehenden."

Gründung der internationalen Friedens- und Freiheitsliga.

In demselben Jahre (1867) gründeten die Franzosen in Genf eine andere Gesellschaft, die sich durch ihren grösseren Freisinn unterschied und nannten sie „Internationale Friedens- und Freiheitsliga". Der Erfolg dieser Gesellschaft war sehr gross; in ganz kurzer Zeit erreichte sie die Anzahl von 60 000 Mitgliedern, unter ihnen Namen wie Victor Hugo, Garibaldi, Carnot, Favre, Littré, Mill und andere aufweisend. Darauf folgte eine ganze Reihe von Friedenskongressen: in Genf (1867), in Bern (1868 unter dem Präsidium von V. Hugo), in Lausanne (1869) und in Basel (1870). Die Verhandlungen dieser Kongresse hielten lange das Interesse ganz Europas wach.

Feinde des Kriegs fanden sich auch unter den Deutschen. Im Jahre 1868 kam in Prag eine Versammlung von Philosophen zu Stande, die grösstenteils von Deutschen besucht war. Die anwesenden Vertreter der Wissenschaft nahmen als Endresolution an, dass „der Kongress alle moralischen und gesetzlichen Mittel billige, die zur endgiltigen Aufhebung der Niedertracht, Sünde und Schmach des Krieges beitrügen. Als Haupthindernis zur Erreichung dieses Ziels müssten die stehenden Heere angesehen werden, die Versuche zum Friedensbruch und zur Verübung von Gewaltakten nur begünstigten."

Virchows Abrüstungsantrag.

Professor Virchow versuchte, von den Abgeordneten der freisinnigen Partei unterstützt, die Angelegenheit von dem Boden theoretischer Erwägungen in die Praxis zu übertragen, und brachte im preussischen Abgeordnetenhaus ungefähr folgenden Antrag ein: „In anbetracht dessen, dass die Erhöhung der Steuern im Norddeutschen Bund als eine Folge der unverhältnismässigen Vergrösserung des Militäretats anzusehen ist und die ständige Kriegsbereitschaft nicht aus dem Neide der Völker, sondern aus den diplomatischen Beziehungen der Kabinette resultiert, schlagen wir einer Königlichen Regierung vor, auf diplomatischem Wege eine allgemeine Abrüstung anzubahnen."

Obgleich dieser Antrag mit einer Mehrheit von 215 gegen 99 Stimmen abgelehnt wurde, verdient doch die Thatsache seiner Einbringung überhaupt schon Berücksichtigung.

Die Strömung zu Gunsten des ewigen Friedens zu Ende der sechziger Jahre kann mit einem Flusse verglichen werden, in den sich von allen Seiten Bäche und Nebenflüsse ergiessen, der immer breiter wird und mit stets wachsender Schnelligkeit fliesst. — Bald nach Beendigung des preussisch-österreichischen Krieges entstand zwischen Frankreich und Preussen wegen Luxemburg ein Streit, der mit neuem Blutvergiessen drohte. Die Friedensgesellschaften agitierten energisch, um es nicht so

weit kommen zu lassen. Ihre Losung „Krieg dem Kriege" fand Wiederhall in allen Klassen beider Völker, und der in Brüssel tagende Arbeiterkongress protestierte energisch gegen eine bewaffnete Auseinandersetzung.

Allein ein derartiges moralisches Entgegenwirken hätte nicht den Lauf der Ereignisse ändern können, wie solches auch zwei Jahre vorher nicht möglich gewesen war, wenn ihm nicht die damaligen politischen Verhältnisse noch zu Hilfe gekommen wären. Preussen hatte kaum den einen Krieg beendigt, ihm lag also daran, den Moment des Zusammenstosses hinauszuschieben, und deshalb kam für Bismarck die Lehre vom ewigen Frieden wie gerufen. Er selbst trug zu ihrer Verbreitung bei und übernahm die Rolle eines Anhängers dieser Doktrin und des allgemeinen Völkerbundes. — In Frankreich hatte nach der Niederlage im mexikanischen Feldzug die Autorität Napoleons III. stark gelitten und eine antimilitärische Bewegung konnte um so leichter Verbreitung finden, als sich mit ihr natürlicherweise die Opposition gegen die Absichten des Kaisers verband.

Ausbreitung der Friedensidee in Amerika.

Zu der Zeit, als die Wirksamkeit der Gegner des Militarismus in Europa mehr theoretischer Natur war und mehr oder weniger die ferne Zukunft betraf, hatte in Amerika die Idee friedlicher Beilegung von internationalen Streitigkeiten praktische Bethätigung gefunden. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika schlichteten auf diese Weise eine Reihe von Streitfällen mit ihren Nachbarn und, was noch wichtiger ist, auch der bekannte Streitfall wegen des Kreuzers „Alabama" wurde auf friedliche Weise beigelegt und somit ein zwischen England und Amerika drohender Krieg verhindert. Das in Genf zusammengetretene Schiedsgericht erkannte England für schuldig, dem Völkerrecht zuwider die Kreuzer der Südstaaten unterstützt zu haben, und forderte es auf, der Regierung der Vereinigten Staaten den Betrag des ihr und den Zivilklägern verursachten Schadens auszuzahlen.

Genfer Kongress.

Im Jahre 1863 genügte die alleinige Initiative Durands, um in Genf einen Kongress von 36 Vertretern verschiedener Staaten einzuberufen. Das militärische Element hatte die Oberhand, und die Versammlung formulierte 10 Resolutionen, welche die Errichtung besonderer Komitees in jedem Lande festsetzte, die die militärischen Sanitätskolonnen unterstützen sollten. Die Genfer Konvention vom Jahre 1864 garantierte Neutralität für die Lazarette, Verwundete und das Sanitätspersonal der jeweilig kriegführenden Parteien und verlieh der menschenfreundlichen Institution des „Roten Kreuzes" einen internationalen Charakter.

Der Krieg vom Jahre 1866 bewies durch die Praxis die Unvollständigkeit der Konvention von 1864, infolgedessen im Jahre 1867 ein neuer Kongress zur Vervollständigung jener Konvention zusammentrat.

Es wurde ein neuer Vorschlag für weitere Erleichterungen des Schicksals der verwundeten Kriegsteilnehmer ausgearbeitet. Dieses Projekt umfasste 15 Artikel, von denen fünf die Punkte der 1864er Konvention ergänzten, zehn jedoch den Schutz des Sanitätsdienstes im Seekrieg betrafen. Dieser Entwurf ist niemals förmlich anerkannt worden, jedoch wurden unter dem Einflusse der öffentlichen Meinung und der Autorität dieser wichtigen und humanen Beschlüsse diese in der Praxis soweit anerkannt, dass seit 1868 die kriegführenden Teile sich ebenso der Beobachtung der Ergänzungsparagraphen, wie der Einhaltung der Forderungen der eigentlichen Konvention befleissigten.

Folgen des Krieges 1870/71.

Der Krieg von 1870 erscheint als der historische Moment, von dem an wieder eine Verschärfung in den Beziehungen der Völker begann, sich die Gefühle der Humanität abschwächten, und ein Umschwung zu jenem Geiste schonungsloser Kampfart bemerkbar wurde, der einst als kriegerische Heldenthat galt. Der Krieg von 1870 war ein Kampf zweier Völker um die Oberherrschaft, veranlasst durch Jahrhunderte währenden Hass und uraltes Rachegefühl, ein Krieg ohne Pardon, in dem Freischärler erschossen, Dörfer niedergebrannt wurden, ein Krieg, in dem so unerhört hohe Kontributionen auferlegt wurden, dass deren Zweck nur sein konnte, den überwundenen Gegner zu ruinieren und seine Macht auf lange Zeit zu brechen. Dieser Kampf zweier bedingungslos feindlicher Nationalorganismen gegeneinander trägt mehr als irgend ein anderer Krieg in der Gegenwart den Charakter eines „Kampfes ums Dasein". Die den Krieg beschliessende Abtrennung zweier französischer Provinzen ist die Ursache, dass der Frieden diesem Kampfe kein Ende machte. Der Friedensschluss selbst bedingte die Wahrscheinlichkeit, ja Unvermeidlichkeit eines Wiederausbruchs des Krieges. Wieder entbrennen aber wird er mit verdoppeltem Ausbruch der Leidenschaft, ja man kann sagen, dass sogar die Vorbereitungen dazu von beiden Seiten nicht nur mit Berechnung; sondern — mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit, einem gewissen Ingrimm geführt werden.

Es ist begreiflich, dass bei einer solchen Stimmung Erwägungen über Linderung der Schrecken des Kriegs keinen Platz finden konnten. Mit einer noch nie dagewesenen Hingabe bemächtigte sich der Erfindungsgeist der Aufgabe, Waffen und Geschosse von möglichst todbringender Wirksamkeit zu liefern.

Dynamit, Pyroxylin und Melinit fanden sowohl auf dem Lande, wie zur See reiche Verwendung bei den Kriegsrüstungen. Militärschriftsteller begannen als notwendige Bedingung eines Zukunftskrieges Kavallerieüberfälle behufs Verwüstung des feindlichen Landes, Anwendung der Kaperei, sowie Auferlegung kolossaler Kontributionen zu empfehlen.

Frankreich und Deutschland überflügeln sich gegenseitig in der Verstärkung ihrer Artillerien, Vermehrung der Cadres und Aufführung von Befestigungen und vergrössern damit beständig die Steuerlast des Volkes für Rüstungszwecke. Es ist selbstverständlich, dass die andern Staaten in ihrer Bereitschaft zum Schutz des Landes nicht zurückstehen durften.

Vorschlag der russischen Regierung zur Feststellung der Kriegsgesetze.

Dass gerade der Anfang der siebziger Jahre jenen Wendepunkt bezeichnet, an dem durch den Einfluss des Nationalitätenhasses die früheren Ansichten über eine menschenwürdigere Kriegführung zerstoben sind, kann durch folgende Thatsache illustriert werden. Noch im Jahre 1868 kam in St. Petersburg eine internationale Erklärung zu Stande, die den Gebrauch von Sprengkugeln für Gewehre im Krieg verwarf. Aber als sich später die russische Regierung im Jahre 1874 an die europäischen Kabinette unter Hinweis auf den von der Genfer Konvention von 1864 und die St. Petersburger Deklaration von Februar 1868 bezeichneten Weg wandte und eine internationale Konferenz zur Feststellung der Gesetze und Kriegsusancen vorschlug, wurde diese Anregung in Berlin ziemlich kühl aufgenommen. Die Konferenz kam zwar in Brüssel zusammen und tagte von Ende Juli bis Ende August unter dem Vorsitz des russischen Bevollmächtigten Baron Jomini und unter Beteiligung der Vertreter Deutschlands, Frankreichs, Englands, Oesterreichs, Italiens, Spaniens, Schwedens, Belgiens, Dänemarks, Hollands, der Schweiz und Griechenlands. Aber in anbetracht der schwachen Unterstützung, die das Projekt in der Konferenz fand, war Baron Jomini gezwungen, von dem Gedanken, irgend etwas wie eine Konvention zu schliessen, Abstand zu nehmen, und verlieh den Arbeiten der Konferenz den Charakter blosser „Untersuchungen". Nur dank dieser Taktik kam die Konferenz zu einer Einigung und nahm den Entwurf der Deklaration, die im Kriege geltenden Gesetze und Gebräuche betreffend, an, der jedoch von dem ursprünglichen Projekt bedeutend abwich.

Im Schlussprotokoll beginnt die Motivierung mit folgenden Worten:

„Es wurde einstimmig anerkannt, dass die Fortschritte der Zivilisation sich das Ziel zur Richtschnur nehmen müssen, nach Kräften die Leiden eines Krieges zu mildern, und dass das einzige gesetzmässige Ziel der Staaten während der Kriegszeit darin zu bestehen hat, den Feind zu schwächen, nicht aber ihm hierbei unnütze Leiden zu verursachen."

Das Protokoll nimmt auch auf die Genfer Konvention und die Petersburger Deklaration Bezug.

Auf diese Weise hätte jene Frage den Gegenstand weiterer Verhandlungen zwischen den Kabinetten bilden müssen. Aber auf eine neue Einladung aus St. Petersburg im Jahre 1875 zur Wiederaufnahme der Konferenz verhielt man sich in Berlin äusserst reserviert, und aus London

antwortete man mit einer Absage, was wohl einer Berliner Inspiration zuzuschreiben ist, da jetzt bekannt ist, dass 1875 Fürst Bismarck einen neuen Ueberfall Frankreichs plante und jene englische Note vom 20. Januar datiert. So trat die Konferenz nicht mehr zusammen.

Es muss übrigens bemerkt werden, dass England auch die Einladung zur ersten Konferenz mit Misstrauen aufnahm, in der Befürchtung, dass ihr Ziel nur eine Beschränkung der Mittel der Kriegführung zur See sein könne. Das Kabinett von St. James verstand sich denn auch nur erst nach Empfang einer formellen Versicherung, dass militärische Aktionen zur See keinesfalls in das Bereich der Beratungen gezogen werden sollten, dazu, einen Delegierten zu der Konferenz abzusenden, zeigte dabei aber an, dass derselbe keinerlei Befugnisse habe, irgendwelche Verpflichtungen einzugehen, und dass sich überhaupt England seine volle Aktionsfreiheit den Beschlüssen der Konferenz gegenüber vorbehalte.

Folgen der Konferenz zu Brüssel.

Trotzdem die Arbeiten der Konferenz nicht in die Form eines Traktats gekleidet wurden, blieben diese doch nicht ohne Nutzen für die Menschheit, und es ist mit voller Gewissheit anzunehmen, dass in einem zukünftigen Kriege gleichzeitig mit den Ergänzungsparagraphen zur Genfer Konvention auch die Beschlüsse der Konferenz von 1874 Beobachtung finden werden, umsomehr, als dieselben in dem vom Institut des Völkerrechts im Jahre 1880 herausgegebenen „Leitfaden der Gesetze des Land- und Seekriegs" aufgenommen sind. Seit dieser Zeit sind in Frankreich, Deutschland (Dahn), Italien (Berti) und Holland (van der Beer-Portugal) für das Militär besondere kurze „Leitfaden" herausgegeben worden.

Diese Umstände haben eine gewisse Bedeutung. Sie beweisen, dass eine Beschränkung des Krieges, wenn sie auch noch nicht Gesetzeskraft erlangt hat, sich schon in Uebereinstimmung mit unseren Ideen und Sitten befindet. Der Fortschritt der Ideen erlaubt den Kriegen schon nicht mehr, in unbegrenzte Gewaltthätigkeiten auszuarten.

In Zukunft wird im Kriege nur das für die militärische Aktion unbedingt Notwendige erlaubt sein.

Es werden allmählich die Prinzipien zur Geltung kommen, dass im Kriege nur das für die militärischen Aktionen unbedingt Notwendige erlaubt ist, dass die Kriege nicht auf die Zerstörung von Staaten und die Ausrottung ihrer Bevölkerung ausgehen, dass die Mächte nicht eine gegenseitige Vernichtung, sondern nur die Oberherrschaft innerhalb einer gewissen Sphäre anstreben können, dass eine kriegführende Partei auch in Kriegszeiten die Legalität der obrigkeitlichen Institutionen ihres Gegners anerkennen muss und keinesfalls von Gewaltmaassregeln Gebrauch machen darf, die es der unterliegenden Partei unmöglich machen würden, zum friedlichen Zustand zurückzukehren.[1]) Wir wollen hoffen,

[1]) A. Pillet: „Le droit de la guerre", Paris 1892.

dass die Worte, welche Seine Hoheit der Fürst Nikolai von Leuchtenberg in seinem Brief an Professor Martens aussprach, von allen Heerführern in einem zukünftigen Kriege beherzigt werden: „Ich betone und wiederhole, dass nach meiner festen Ueberzeugung in allen Heeren der Gegenwart die Prinzipien des Völkerrechts geachtet werden. Es giebt sehr wenige Fälle, in denen sich eine Abweichung von den Prinzipien des Guten und des Gerechtigkeitsgefühles rechtfertigen liesse."[1])

5. Die Bewegung gegen den Krieg nach dem Jahre 1870. — Friedensgesellschaften und Kongresse.

Ein Gefühl des Grauens überkam die Anhänger des ewigen Friedens, als sie sahen, wie der Krieg im Jahre 1870 geführt wurde. Nach der glücklichen Beilegung der Luxemburger Frage hatten sie ein gewisses Recht, sich rosigen Hoffnungen hinzugeben. Allein der Krieg triumphierte. Es schlugen sich gegenseitig mit wilder Leidenschaft die Auserwählten der Menschheit, zwei Völker, die an der Spitze des Fortschritts marschieren. Mit dem Barbarismus von Vandalen wurden Jahrzehnte lang aufgespeicherte Reichtümer im Herzen Europas zerstört und preussische Bomben bemühten sich, Paris, die Hauptstadt der Kulturwelt, in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.

Im Anfang verstärkte jener fürchterliche Krieg die Friedensbestrebungen und gewann ihnen sogar Leute, die bisher der Sache teilnahmlos gegenüber gestanden hatten, namentlich in den neutralen Staaten. Teilweise gab man sich der trügerischen Hoffnung auf ein baldiges Aufhören des Blutvergiessens hin.

J. Stewart Mill schrieb in der Times: „Wenn wir beim ersten Aufflackern dieses schmachvollen Kriegs entschieden erklärt hätten, dass jedes Volk, das seinen Nachbar angreift, in England einen Feind zu erblicken hat, so würden wir wahrscheinlich damit den Krieg verhindert und eine neue Aera in der Geschichte der Schlichtung völkerrechtlicher Streitfragen geschaffen haben."

Der Krieg von 1870/71 versetzte der Friedenspropaganda den stärksten Schlag. Ein solches Resultat erscheint natürlich und begreiflich. Das verstümmelte und gedemütigte Frankreich wurde seit dieser Zeit unempfindlich gegen die allgemeinen Aufgaben der Menschheit und gab

Frankreich nach dem Kriege von 1870/71 dem Friedensgedanken völlig abgeneigt.

[1]) „Recueil du droit international", 1891. P. 308.

sich ausschliesslich dem Revanchegedanken hin. Der ewige Frieden würde ihm keine Möglichkeit gegeben haben, die Schmach von Sedan abzuwaschen und vielleicht die verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Das Erkalten der Franzosen für die Sache des Friedens war ein unbestreitbarer Verlust, denn man hatte sich gewöhnt, sie in allem, was auf die Verwirklichung der höchsten sozialen Ideale Bezug hat, an der Spitze zu sehen. Ohne Mitwirkung der Franzosen konnte sich die Idee nicht erfolgreich verbreiten, aber auch das an dem Kriege von 1870/71 beteiligte Volk begann gegen diese Idee teilnahmslos zu werden.

Deutschland nach dem Kriege von 1870/71.

Das neue Deutsche Reich, das durch den Triumph der Waffen geschaffen, durch Blut und Eisen zusammengekittet war, musste alle seine Hoffnungen auf die Zukunft, auf die Stärke des Militarismus gründen. Ohne denselben konnte es weder auf die Achtung noch auf die Erhaltung seines Territoriums rechnen. Alle diejenigen, denen es Länder fortgenommen, würden von einem internationalen Tribunal die Wiederherstellung ihrer Rechte erstrebt haben. Mit der Einsetzung eines solchen Tribunals können nur diejenigen Völker einverstanden sein, deren Gewissen rein ist. Das Vaterland des Fürsten Bismarck müsste einer solchen Institution widerstreben.

Die „Friedens- und Freiheitsliga" findet nach 1870 kein Echo mit ihren Werbungen.

Die so viel versprechende „Friedens- und Freiheitsliga" verwandelte sich seit dieser für sie verhängnisvollen Zeit aus einem vollen Strom in eine versiegende Quelle. Der im Jahre 1872 in Lugano tagende Kongress glich nicht seinen Vorgängern und erweckte keinerlei Echo. Es kamen später nur noch sogenannte Konferenzen mit einer sich stets verringernden Teilnehmerzahl zu Stande. Das Organ der Liga „États-Unis de l'Europe" fristete ein kümmerliches Dasein. Niemand las es mehr und niemand rechnete mehr mit seiner Existenz. Wenn die Liga noch fortbestand, so war dies hauptsächlich den Anstrengungen des jetzt verstorbenen Saint-Simonisten Lemonier zu verdanken, welcher seine ganze Zeit und Mühe und sein Vermögen der Verwirklichung dieser ihm teuern Idee widmete. Er fuhr fort, sich an die Minister aller Staaten zu wenden, auf den Nutzen eines allgemeinen Friedens hinzuweisen und die Gründung eines internationalen Tribunals zu fordern. Seine Schritte blieben erfolglos. Entweder antwortete man ihm gar nicht oder gab ihm einen abschlägigen Bescheid.

Ist denn aber die Idee des ewigen Friedens endgiltig in dem Blut der Schlachten bei Gravelotte und Wörth zu Grunde gegangen? Nein, nimmermehr! Sie wird freilich jetzt nicht von einer Gesellschaft verkörpert, sie hat keine Vertreter in einer besonderen Liga, aber sie breitet sich über die ganze Welt aus, erwirbt sich das Bürgerrecht in der Theorie und einen realen Boden in der Praxis.

Das Leben ist überhaupt elastisch; eine seiner wesentlichsten Eigenschaften ist: die Form zu ändern und sich allen Verhältnissen anpassen zu können.

Hieraus stammen die Erscheinungen, welche mehr als einmal Philosophen und Soziologen in Erstaunen gesetzt haben. Wer weiss, vielleicht ist es ihnen bestimmt, auf eine ganz unvorhergesehene Weise dem Krieg ein Ende zu machen. Es ist möglich, dass später andere bis jetzt unbekannte, unerwartete Notwendigkeiten eintreten, aber nichtsdestoweniger muss man zugeben, dass blutige internationale Zusammenstösse mit jedem Tage weniger populär werden.

Die Vereinigten Staaten nach dem deutsch-französischen Kriege.

Die Vereinigten Staaten haben sich nach dem Schiedsgericht in Sachen der „Alabama“ und infolge des deutsch-französischen Krieges mit der Verwirklichung der Ideen internationaler Schiedsgerichte im weitesten Sinne des Wortes beschäftigt. Die amerikanische Friedensgesellschaft sandte 1873 einen ihrer Sekretäre, Herrn Mailes nach Europa, um eine regelmässige Verbindung mit den europäischen Förderern der Idee des ewigen Friedens herzustellen. Es wurde sodann die Berufung eines allgemeinen Kongresses geplant, um die bei der Entscheidung der Alabama-Affaire zur Geltung gebrachten Prinzipien zu fixieren und einen besonderen Senat aus Publizisten aller Völker zu gründen (50 an der Zahl), um die leitenden Prinzipien für die Thätigkeit der Schiedsgerichte auszuarbeiten. Die ausgearbeiteten Grundsätze sollten einer besonderen internationalen Versammlung, die nach einer der europäischen Residenzen zu berufen wäre, vorgelegt werden. Mailes bereiste die Hauptstädte Europas, und obgleich er sein Ziel nicht erreichte, so erwarb er doch die Sympathie aller hervorragendsten Gelehrten des internationalen Völkerrechts. Zu Anhängern dieses Projekts wurden gewonnen: Calveaux, der bis dahin die Idee des ewigen Friedens für eine Utopie gehalten, Messaut, Mancini, Pierartoni, Holtzendorff und andere. Dank den Bestrebungen dieser Männer entstand im Jahre 1873 die Gesellschaft der Kodifikation des internationalen Rechts, deren Bureau seinen Sitz in London hat und deren Mitglieder jährlich in verschiedenen Städten Europas zusammentreten.

Bluntschlis Vorschlag über die allgemeine Abrüstung.

Auf dem Kongress in Haag im Jahre 1875 kam der Vortrag Bluntschlis über die allgemeine Abrüstung zur Verhandlung. Der deutsche Gelehrte hält die Abrüstung gegenwärtig für unmöglich, aber er meint, dass sie bei einer Zustimmung der Mächte zu verwirklichen sei. Auf diesem Kongresse wurden die Sendschreiben von Laboulaye und Frank verlesen. Der erstere erklärte, dass die Entscheidung der Frage über Krieg und Frieden so lange von der Laune der Volksstimmung und der Eigenliebe der Fürsten abhängen wird, bis die Rechte der einzelnen

Staaten anerkannt werden und ein internationales Tribunal geschaffen wird. Der zweite hält die Reform und Kodifikation des internationalen Rechts für das edelste und nützlichste Ziel, das sich in unserer Zeit Publizisten, Juristen und Philosophen stecken können.

Organisation einer „Allgemeinen Friedensföderation".

Zur Zeit der Pariser Weltausstellung von 1878 veranstalteten 15 Friedensgesellschaften verschiedener Länder einen Kongress behufs Organisation einer „Allgemeinen Friedensföderation" und Ausarbeitung der leitenden Grundsätze für eine weitere Thätigkeit. Der Kongress erkannte an, dass die Idee des ewigen Friedens sich am leichtesten dann verwirklichen lasse, wenn sich ihr die gesetzgebenden Körperschaften anschlössen, um die Regierungen der einzelnen Staaten dem Gedanken geneigt zu machen, die Jurisdiktion von Schiedsgerichten in die internationalen Beziehungen einzuführen. Der Kongress schlug die Einrichtung eines beständigen internationalen Tribunals vor, das aus jährlich zu ernennenden Vertretern der einzelnen Staaten, je 2 auf jeden, zu bestehen hätte; ihre Ernennung sollte von den Regierungen abhängen, die gesetzgebenden Körperschaften sollten durch den Vorschlag der Kandidaten daran beteiligt sein. Indem der Kongress die Friedenssache den gesetzgebenden europäischen Körperschaften übergab, hatte er allen Grund zu der Annahme, dass diese einen geeigneten Boden für das gedeihliche Erblühen dieser Idee bilden würden.

Kongress in Bern im Jahre 1891.

Bei der Zusammenberufung eines Kongresses nach Bern im Jahre 1891 wandte sich das ständige Bureau desselben mit folgendem Aufruf an die Völker: „Europa stöhnt unter der Last der Kriegsausgaben, die es ohne Nutzen erschöpfen. Eine solche Lage muss auf die Verzögerung der Entwickelung der sozialen Wohlfahrt von Einfluss sein. Die Industrie ist durch die unproduktiv verausgabten Steuern und die Ungewissheit bezüglich der Festigkeit des Friedens bedrängt. Für die Staaten und für jede einzelne Person bildet eine derartige Lage eine beständige Drohung einer sich nähernden Zerrüttung, die Gefahr, dem Herzen teure Personen inmitten der Schrecken eines europäischen Blutvergiessens zu verlieren, das jeden Augenblick ausbrechen kann. Jetzt ist noch die Möglichkeit der Rettung vorhanden, aber morgen kann es sich ereignen, dass die Stimme der Vernunft bereits von wüstem Geschrei und dem Klirren der Waffen übertäubt wird. Machen wir uns deshalb ohne Säumen ans Werk! Ihr alten Leute, die ihr aus Erfahrung wisst, was der Krieg mit sich bringt, ihr jungen Leute, die ihr nicht wünscht, als Kanonenfutter zu dienen, ihr Frauen, deren Herz bei dem Herannahen des schrecklichsten der Gespenster — des Krieges erstirbt, städtische Arbeiter, die ihr nach beständiger euch erhaltender Arbeit dürstet, ihr Landleute, denen die Früchte eurer Arbeit teuer sind, ihr alle vereinigt

eure Stimmen, dass sie unter dem Himmel einen einzigen, euch allen gemeinsamen Ruf ertönen lassen, den Ruf nach Frieden auf Erden, Frieden für das Wohl eurer Familien, Frieden für das Glück der künftigen Geschlechter und die Stillung der menschlichen Leidenschaften."

„Ja, und können denn die Regierungen selbst den Krieg wünschen, denen bekannt ist, dass dieser den Besiegten wie den Sieger erschöpft, und welche nichtsdestoweniger zuweilen versichern, dass das Volk nach Krieg dürstet? Dieser Irrtum führt nur zu schrecklichen Katastrophen. Mögen die Regierungen die Wahrheit durch die von der Friedensgesellschaft in unserm Lande organisierten Petitionen erkennen, mag diese Kundgebung genügend entschieden und allgemein erscheinen, damit kein Zweifel an der Kraft der nicht zu dämmenden Bestrebungen der Völker bleibt, dem verhassten Kriegsprinzip zu widerstehen. Wir dürsten nach einer Verbrüderung der Völker, wir dürsten nach einer allgemeinen Wohlfahrt. Das eine wie das andere ist nur durch die Arbeit des Friedens erreichbar."

Friedenskongress während der Weltausstellung in Chicago.

Im Jahre 1893 fand ein internationaler Friedenskongress während der Weltausstellung in Chicago statt, der sich an alle Regierungen mit folgender Adresse wandte: „Die zeitgenössischen gewaltigen Heere führen auf den Gedanken, dass die europäischen Regierungen weit mehr damit beschäftigt sind, ihre Bürger in der Kunst des Tötens auszubilden, als in der Kunst, die schöpferischen Kräfte ihres Landes zu benutzen. Die Vereinigten Staaten haben im Laufe unseres Jahrhunderts nur drei Kriege geführt: mit England (1812 bis 1814), mit Mexiko (1845 bis 1848) und den Bürgerkrieg (1861 bis 1865). Bei einer Bevölkerung von 60 Millionen unterhalten die Vereinigten Staaten nur 25 000 Soldaten. Diese Zahl erweist sich als genügend, um die Ordnung im Staate aufrecht zu erhalten, und bedroht keinen Nachbar. Unsere Sicherheit ist auf unserer persönlichen Freiheit und unseren Rechten begründet, mit denen wir ausgestattet sind, auf der Würde unserer Bürger, auf der leidenschaftlichen Anhänglichkeit derselben an die freien Institutionen und endlich darauf, dass unsere Regierung nicht Verträge schliesst, die zur Verwickelung der gegenseitigen Beziehungen führen."

Friedenskongress in Antwerpen.

Im Jahre 1894 fand ein Friedenskongress in Antwerpen statt. Hier wurde beschlossen, sich an die Völker mit einem Aufruf zu wenden, worin das Ziel der Friedensbestrebungen und ihr gegenwärtiger Stand auseinandergesetzt werden sollten. Der Aufruf beginnt mit der These, dass der menschliche Geist zu allen Zeiten kriegerischen Bestrebungen abhold gewesen sei und sich bemüht habe, auf ihre Folgen hinzuweisen, und giebt dann eine kurze Darlegung der Thätigkeit der Friedensgesellschaften und der von ihnen erreichten Resultate.

Zum Schluss sagt der Aufruf:

„Warum zögern wir, mit der uns beständig drohenden Kriegsgefahr ein Ende zu machen, welche Hindernisse können uns in den Weg treten, den ewigen Frieden unter den Völkern zu verwirklichen? Es ist einzig der blutgierige, von Hass gestachelte Instinkt, der noch nicht aus den internationalen Beziehungen entschwunden ist. Für viele ist es noch von Vorteil, diesen Hass durch den verführerischen Schimmer blutiger Erfolge eines neuen Krieges aufrecht zu erhalten. Das sicherste Mittel dazu ist, in jedem Ausländer einen Feind zu sehen. In Hinblick auf den allgemeinen Nutzen ist es nunmehr an der Zeit, diese wilde Gewohnheit aufzugeben, jeden Schritt desselben mit einer böswilligen Absicht zu erklären, das kleinste Missverständnis zu einer schweren Beleidigung aufzubauschen, jeden Augenblick die Menge durch übertriebene oder geradezu lügenhafte Nachrichten aufzustacheln. Alles dies sind Mittel, die sehr häufig von gewissenlosen Politikern, von einer gewissenlosen Presse angewandt werden, und wodurch man sich bemüht, der Wiederherstellung friedlicher Beziehungen zwischen den Völkern Europas entgegenzuwirken."

Die Aufgabe aller Friedensgesellschaften besteht nur darin, den Friedensstörern alle nur möglichen Beweise dafür vorzuführen, wie Differenzen durch gütliche Entscheidung zu erledigen sind.

In jüngster Zeit wandte sich einer der verdientesten Staatsmänner, Graf Kalnoky, an die Friedensgesellschaften, damit diese der in der Journalistik sich einbürgernden Praxis entgegenwirkten, beunruhigende politische Nachrichten zu veröffentlichen, ohne deren Bestätigung abzuwarten. Die Kongresse haben dieses auch immer gethan, aber zur Erreichung des Erfolges ist die Mitwirkung aller gesunden Kräfte der Gesellschaft erforderlich.

„Nur unter dieser Bedingung" — heisst es in der Erklärung des Antwerpener Kongresses — „erhalten die Völker die Möglichkeit, ohne Besorgnis in die Zukunft zu sehen, wird die derzeitige menschliche Gesellschaft sich von den auf ihr lastenden ausserordentlichen Rüstungen befreien, welche die Industrie, den Handel, den Ackerbau und die übrigen produktiven Kräfte jedes Landes niederdrücken. Und so wenden wir uns an die zahlreichen Freunde des Friedens, die sich bis jetzt unserer Aufgabe ferngehalten haben, und rufen sie auf, in sich das Gefühl der Barmherzigkeit zu stärken. Kampf zugleich mit uns gegen den Krieg! Tretet in unsere Gesellschaften, die euch mit offenen Armen aufnehmen, und noch vor Ende unseres Jahrhunderts wird euer wohlthätiger Drang die dunklen Wolken des furchtbaren Gewitters zerstreuen, die jetzt über ganzen Ländern hängen."

Auch in Russland finden wir eine Bewegung, welche die Beseitigung der Kriege bezweckt. Im Jahre 1880 wurde in St. Petersburg eine „Gesellschaft für Völkerrechte" gegründet; sie verfolgt die Tendenz, an der Kodifikation der Grundlagen des Völkerrechts und zur Herstellung freundnachbarlicher Beziehungen zu den fremden Mächten mitzuwirken und für die Idee des ewigen Friedens Propaganda zu machen.

„Gesellschaft für Völkerrechte" in Russland.

Es liegt bereits der Plan der Gründung einer internationalen Jurisdiktion für die Schlichtung von Streitfragen vor. Wir geben an der Hand des diesem Gegenstand gewidmeten Werkes des Professors Graf L. Kamarowski[1]) einen Begriff über die Zusammensetzung, die Berufung und das Verfahren eines internationalen Tribunals, wie sich die gelehrten Verteidiger dieser Institution solches denken. Ein solches internationales Gericht könnte aus einer gleichen Anzahl von Vertretern aller Mächte bestehen, wobei kleinere Staaten auf Wunsch keinen solchen zu senden brauchten, aber auch nicht das Recht der Stimmenübertragung auf andere Mächte geniessen würden.

Einrichtung eines internationalen Tribunals nach dem Vorschlag des Grafen L. Kamarowski.

Wünschenswert sei die Normierung von mindestens 2 Vertretern für jeden Staat. Staaten, die untereinander einen Bund bilden oder in Personalunion stehen, sollen als eine politische Einheit[2]) aufgefasst werden. Da in Europa, mit Ausnahme der Türkei, 18 und in Amerika 12 solcher Einheiten vorhanden sind, so würde das Tribunal aus 60 Richtern bestehen. Die Richter sollen nur auf Beschluss des gesamten Tribunalbestandes gewechselt werden können und dürfen keinerlei andere Posten bekleiden, ebensowenig Belohnungen oder Geschenke, als da sind: Orden, Titel, Grundbesitz u. s. w. annehmen. Betreffs der Kompetenz würde das Tribunal ein Gericht, an das man sich nach freiwilliger Vereinbarung wendet, repräsentieren; aber sobald ihm einmal irgendwelche Sache zur Entscheidung unterbreitet worden ist, würden die Parteien juridisch verpflichtet sein, sich seinem Urteilsspruch zu unterwerfen, insoweit die Bestimmungen des Völkerrechts und die gebräuchlichen Formen der Gerichtsordnung nicht verletzt werden. Das Tribunal würde ein ständiges Institut bilden, aber sich nur im Bedürfnisfalle versammeln. Diese Einrichtung würde auf Erden nicht das Wirken eines bösen Prinzips beseitigen, aber ihre Existenz würde allmählich eine geregelte Entscheidung von Streitfragen für diejenigen herbeiführen, die wirklich und aufrichtig

[1]) „Le Tribunal international." Paris 1887.

[2]) Es ist dies vollkommen begründet, da es unwahrscheinlich wäre, wenn zwischen den Mitgliedern eines Bundes in einer internationalen Frage Meinungsverschiedenheiten herrschen sollten. Aber dadurch entsteht eine derartige Anomalie, dass z. B. Bayern gar keinen Vertreter und Montenegro solche aufzuweisen hätte.

den Frieden wünschen. Die Anheimstellung, sich an das Schiedsgericht zu wenden oder nicht, würde die Möglichkeit einzelner, später auch allgemeiner Abmachungen der Mächte hinsichtlich ihrer Verpflichtungen, sich in gewissen Fällen an das Urteil des internationalen Tribunals zu wenden, nicht ausschliessen.

Auf diese Weise würde sich, allerdings erst in Sachen von untergeordneter Bedeutung, durch die Praxis selbst die Kompetenzsphäre des internationalen Gerichts bestimmen und im Laufe der Zeit sein Wirkungskreis sich mehr und mehr erweitern.

Zusammenstellung, Berufung und Verfahren des internationalen Gerichts.

Die Kompetenz des Tribunals würde eine zwiefache sein: eine territoriale und eine materielle in Ansehung der zu behandelnden Angelegenheiten. Im ersteren Sinne würde sie sich nur auf die Staaten Europas und Amerikas erstrecken, da in diesen die Gesetze des Völkerrechts Anwendung finden; in zweiter Beziehung würden die inneren Angelegenheiten jedes Staates ausserhalb der Kompetenzsphäre des Gerichts stehen und ihm nur die äusseren Beziehungen unterliegen, wobei das Tribunal nur über die juristische Seite der Frage zu urteilen hätte.

Der Beschaffenheit der Angelegenheiten entsprechend müsste das Tribunal in 4 Departements geteilt werden: 1. das Departement der Diplomatie — für Untersuchungen von Streitfragen, die durch Reibungen zwischen Vertretern der auswärtigen Beziehungen (Diplomaten, Konsuln Regierungskommissaren u. s. w.) und infolge des von ihnen verletzten Völkerrechts entstanden sind. Dieses Departement hätte auch die Fragen bezüglich der Auslegung zweifelhafter Stellen in den Traktaten zu entscheiden. 2. Das Departement der militärischen Land- und Marineangelegenheiten würde die Befolgung der Genfer Konvention seitens der kriegführenden Mächte und der Gesetze über die Kriegführung, die durch Traktate, Deklarationen oder die Usance diktiert worden sind, zu überwachen haben, ihm unterständen ferner die Streitfrage hinsichtlich der Seeprisen, der Verletzung der Neutralität und hieraus resultierende Zivilklagen. 3. Das Departement des internationalen Privatrechts — hätte Streitigkeiten, welche infolge der verschiedenen, in den einzelnen Staaten geltenden Bestimmungen im Zivil- oder Kriminalrecht entstanden sind, sowie die Frage über die Gesetzeskraft von Entscheidungen der Nationalgerichte auf ausländischem Territorium zu entscheiden, ihm würde auch die Frage betreffs Auslieferung von Verbrechern, wie die Aburteilung solcher verbrecherischer Elemente und Anarchisten, die jede gesellschaftliche Ordnung verneinen, obliegen. 4. Das Departement des internationalen sozialen Rechts — ihm würden unterstehen alle Fragen über den Schutz der internationalen Post- und Telegraphenverbindungen, Eisenbahnen, Schiffahrt und Freiheit der Meere. Es ergreift allgemeine

Maassregeln gegen Epidemien, sowie zum Schutze des geistigen und künstlerischen Eigentums, von Erfindungen und Fabrikmarken.

Die Sitzungen des Tribunals würden zweierlei Art sein: Plenarsitzungen und gewöhnliche. Die ersteren hätten 1. die Disziplinargewalt über die Mitglieder des Tribunals und würden 2. eine Kassationsinstanz bilden. Die gewöhnlichen Sitzungen, in denen die internationalen Streitfragen untersucht werden, würden aus je einigen Mitgliedern desjenigen Departements bestehen, zu dem die betreffenden Angelegenheiten ressortieren, und zwar würde ein derartiger Gerichtshof in jedem einzelnen Falle nach Wahl der dabei interessierten Staaten aus der Zahl der Departementsglieder gewählt werden, die im gegebenen Falle den neutralen Mächten angehören. Das Tribunal und jede Versammlung würden ihre Präsidenten selbst wählen, Brüssel zum Aufenthaltsort nehmen und die französische Sprache unter sich als Geschäftssprache betrachten. Die durch Stimmenmehrheit erzielten Entscheidungen würden unter Darlegung der Motive publiziert werden und keiner Ratifikation durch die Mächte bedürfen, indem sie eine selbständige juristische Bedeutung hätten; aber die Parteien hätten im Laufe einer bestimmten Frist das Recht, juridische Momente zur Kassation des Urteils beizubringen. Dann würde die Angelegenheit einer Plenarsitzung des Tribunals zur Durchsicht unterbreitet werden und, im Falle die Entscheidung verworfen würde, einem neu zusammengesetzten Ausschuss übergeben werden, der diesmal vom Präsidenten des internationalen Tribunals selbst gewählt würde. Sitzungen des Tribunals.

Der Autor führt jene Einwürfe an, die auf der Unmöglichkeit, den Entscheidungen des Tribunals eine zwingende Kraft beizulegen, basieren und auf dem Prinzip beruhen, dass diese Zwangsgewalt einen integrierenden Bestandteil einer gesunden Rechtspflege überhaupt bilden müsse. Aber er nimmt an, dass die Autorität des internationalen Tribunals auch in seinem Anfangsstadium schon eine gewisse Bedeutung besitzen würde und später die Bemühungen der in jeder einzelnen Frage neutralen Mächte allmählich die Ausführung seiner Entscheidungen erleichtern und sogar einen gewissen Grad faktischen Druckes oder Zwanges ausüben könnten. Es dürfte wohl kaum angezeigt erscheinen, nachdem einmal eine Angelegenheit der Entscheidung des internationalen Gerichtshofes anheimgestellt worden ist, sich dessen Urteil später nicht zu unterwerfen, und im Falle eines in der Folge entstehenden Krieges würde die Entscheidung des Gerichtshofes den Gegnern des Staates, der sich ihr nicht unterworfen hat, ein moralisches Uebergewicht verleihen. Endlich könnten gegen die, welche gegen das internationale Gericht und Recht handeln, von den neutralen Mächten auch folgende Maassregeln ergriffen werden: Abbruch der diplomatischen Beziehungen und Lossagung von den mit Zwangsmaassregeln des Tribunals gegen Nichtunterwerfung seiner Entscheidung.

ihnen geschlossenen Verträgen, Verbot für die Angehörigen des betreffenden Staates, neutrales Gebiet zu besuchen, Warenausfuhrverbot, ja selbst eine allseitige Blockade seiner Häfen. Allerdings könnte sich eine solche Festigung der Macht des Tribunals nur allmählich vollziehen, und Zwangsmaassregeln, zu denen das Tribunal bevollmächtigt ist, müssten vorerst durch einen besonderen Kongress oder eine Vereinbarung der neutralen Mächte begutachtet und entschieden werden.

Die Möglichkeit, dass die Mächte zur Einsicht der Notwendigkeit einer internationalen Jurisdiktion gelangen, begründet Graf Kamarowski durch folgende Argumente: durch die in unserem Jahrhundert allmähliche Stärkung des internationalen Prinzips überhaupt, durch die Last des Militarismus, der in Europa jährlich 3 Milliarden für Heer und Flotte verschlingt, endlich durch das evident Unlogische einer Reservierung solcher Mittel zum Zwecke seiner Verteidigung, während doch eben dieses Mittel selbst gerade die grösste Gefahr in sich birgt, da es in den Nationen gegenseitiges Misstrauen und Erbitterung gross zieht.

Wir wollen uns nicht in eine Kritik dieses Projekts einlassen, umsoweniger, da sein Autor selbst einige Einwände vorhergesehen und angeführt hat. So bemerkt Holtzendorff, dass gerade das Wachstum der Solidarität und das Ineinandergreifen der Volksinteressen bewirken, dass es schwer sein dürfte, in irgend einer Frage absolut neutrale Parteien ausfindig zu machen.

---

6. Kundgebungen gegen den Krieg in den gesetzgebenden Versammlungen und den internationalen Vertretungen.

Die Ideen des Friedens predigen mündlich und schriftlich nicht nur Privatleute; es finden sich auch offizielle Vertreter der Mächte, die überhaupt der Neigung zu Träumereien nicht zu verdächtigen sind und die doch den Nutzen einer gütlichen Entscheidung internationaler Angelegenheiten anerkennen und die Notwendigkeit fühlen, diese Sache angemessen zu organisieren.

Bitte des englischen Parlaments zur Errichtung eines Schiedsgerichts.

Im Jahre 1873 bat das englische Parlament bei Annahme der Vorlage des enragierten Feindes des Krieges Henry Richard (mit 98 Stimmen gegen 88) in einer besonderen Adresse (vom 8. Juli) die Königin, den Minister des Aeusseren zu beauftragen, mit den übrigen Mächten Unterhandlungen behufs Ausarbeitung eines besseren Systems des Völkerrechts und Errichtung eines Schiedsgerichts einzugehen.

Die Antwort erfolgte am 17. Juli. Die Königin bekundete ein warmes Interesse an den philanthropischen Bestrebungen, welche in der Adresse dargelegt waren, und erklärte, dass sie immer in der Richtung gewirkt habe, dass internationale Streitigkeiten nicht durch Waffen entschieden, sondern der Begutachtung neutraler Mächte unterbreitet würden. Zum Schlusse wurde das Versprechen gegeben, dass die Königin auch in Zukunft von diesem Wege nicht abweichen werde. Auf diese Weise wurde die Frage umgangen.

Verlangen nach einem internationalen Tribunal im Jahre 1887.

Nicht bessere Resultate wurden auch im Jahre 1887 erreicht, als Lord Bristol sein Projekt der Schaffung eines internationalen Tribunals vorlegte. Bei den Debatten über diese Frage erklärte Lord Vanly d'Alderley sich zu Gunsten einer Vermittelung des Papstes. Lord Salisbury erwiderte hierauf mit allgemeinen Phrasen. „Die Völker werden niemals Vertrauen zu der Unparteilichkeit des Tribunals haben und ausserdem besteht keine kompetente Gewalt zur Ausführung seiner Entscheidungen. Die Entscheidung des Gerichts kann höchstens den Krieg hinausschieben und auf die Entschlossenheit eines Staates einwirken, mit dem besser vorbereiteten Gegner Krieg zu führen."

Der englische Minister bestritt selbst das Bestehen eines internationalen Rechts. Nach seiner Meinung habe dasselbe keine andere Grundlage als die Meinung des Verfassers des betreffenden Jahrbuches.[1])

Debatten in den Parlamenten grösserer Staaten.

Im übrigen entstehen in den Parlamenten der grösseren Staaten selten Debatten über das Wesen der Frage, den Frieden zu festigen. Weit häufiger finden solche in den Repräsentativkörperschaften der Staaten zweiten Ranges statt. Der Antrag Bühlers auf Abrüstung wurde im Jahre 1880 vom Deutschen Reichstag debattelos abgelehnt. Dasselbe Schicksal traf auch die Petition Mayrhofers im österreichischen Hause.

In demselben Jahre, am 24. November, beantragte Mancini in der italienischen Kammer folgende Resolution: „Die Kammer äussert den Wunsch, dass die Königliche Regierung in den internationalen Beziehungen nach der Einsetzung eines Schiedsgerichts in allen Fällen strebe, wo dieses möglich erscheine." Die Resolution wurde angenommen. Im Juni und Juli 1890 verlangte Bonghi in der Kammer und de Sostagno im Senat die einstimmige Annahme der von ihnen eingebrachten Resolution über „das bedingungslos zivilisierende Prinzip des Schiedsgerichts." „Wir sind überzeugt", sagte bei diesem Anlass Crispi, „dass irgend einmal vernünftige Ratschläge von allen Staaten werden angenommen werden."

[1]) „Journal du droit international privé." 1887.

Sympathien der Staaten zweiten Ranges für Errichtung von Schiedsgerichten.

Aber leichter, häufiger und entschiedener sprachen sich für die Einrichtung eines internationalen Tribunals die Staaten zweiten Ranges aus. Besonders die kleinen Staaten sympathisieren nicht mit dem Krieg, da sie wissen, dass dort, wo Gewalt entscheidet, der Schwache nicht auf Gerechtigkeit rechnen kann.

So nahm am 27. November 1874 die niederländische Kammer mit 35 Stimmen gegen 30 den Antrag Bredini an, dass ein Schiedsgericht für jede Art Differenzen zwischen den Staaten als gerecht zu erachten sei und dass in alle internationalen Verträge die Bedingung aufgenommen werden sollte, sich an ein solches zu wenden. Aber schon 1878 war van Eyken genötigt, sein Bedauern auszusprechen, dass das angenommene Gesetz ein toter Buchstabe bleibe, worauf der Minister des Auswärtigen mit den gewöhnlichen „ernsthaften Versicherungen" antwortete.

Ein ähnlicher Antrag wurde auch in der spanischen Kammer von dem Deputierten Markoart eingebracht; derselbe wurde in der Debatte (16. Juni 1890) von dem Minister La Vega de Armigo unterstützt, der für die obligatorische Einführung von Schiedsgerichten in internationalen Angelegenheiten eintrat.

Das schwedische Unterhaus nahm am 21. März 1874 einen völlig analogen Antrag des Abgeordneten Jonassen an, und dasselbe Prinzip wurde auch von dem norwegischen Storthing März 1890 anerkannt und in einer Adresse an den König betont. Zu derselben Zeit (März 1890) wurde auch im dänischen Riksdag diese schon 1875 eingebrachte Frage genehmigt.

Belgien als besonders eifriger Friedensanhänger.

Die neutrale Lage Belgiens macht dieses zu einem besonders eifrigen Friedensanhänger. Ueber diese Frage fanden in der belgischen Kammer im Jahre 1875 äusserst belebte Debatten statt aus Anlass des Antrages Couvrière und Tonissen, welcher forderte: 1. Ausbreitung einer schiedsrichterlichen Jurisdiktion auf jede Art Streitfragen, die der Kompetenz internationaler Gerichte unterliegen können; 2. Aufstellung der Grundbestimmungen für Organisation und Thätigkeit solcher Gerichte; 3. Einfügung der Bedingung, in solche Gerichte zu willigen, in die bestehenden Verträge.

Beide Parteien der Kammer nahmen diesen Antrag mit 81 Stimmen gegen zwei an, die sich der Abstimmung enthielten. Im Senat ging der Antrag mit demselben Erfolge durch.

Die Friedensanhänger beschränkten sich nicht auf die Unterstützung ihrer Idee in den einzelnen Parlamenten, sondern beschlossen, um eine breitere Beurteilung der Friedensfrage herbeizuführen, einen internationalen Kongress aus den Vertretern von gesetzgebenden Körperschaften der verschiedenen Länder Europas und Amerikas. Diese Absicht wurde bald

verwirklicht. Der spanische Deputierte Markoart trat deswegen mit den Mitgliedern der gesetzgebenden Körperschaften der anderen Länder in Verhandlungen.

Im Jahre 1887 wandten sich 234 Mitglieder des Hauses der Gemeinen und 36 Mitglieder des Oberhauses mit einer Adresse an den Präsidenten und den Kongress der Vereinigten Staaten Nordamerikas, in welcher sie ihre Absicht erklärten, bei der englischen Regierung zu beantragen, dass dieselbe alle etwaigen streitigen Fragen zwischen der amerikanischen Republik und England in den Fällen, wo diplomatische Verhandlungen erfolglos blieben, der Entscheidung eines Schiedsgerichts zu übergeben. Dieses Ereignis brachte in ganz Europa einen so starken Eindruck hervor, dass es auch im französischen Parlament Nachahmung fand. Ein derartiger Antrag wurde hier von 112 Deputierten eingebracht.

Sitzung der internationalen Konferenz in Paris.

Am 31. Oktober 1888 fand in Paris die historische Sitzung der vorbereitenden Konferenz über diese Frage statt, an welcher Glieder der Parlamente beider Länder teilnahmen, und 1889 (29. und 30. Juni) fanden bereits die Sitzungen der internationalen Konferenz unter dem Präsidium von Jules Simon statt, an welcher 99 Mitglieder der französischen, englischen, italienischen, spanischen, dänischen, ungarischen und amerikanischen Volksvertretung teilnahmen. In diesen Sitzungen wurden die Fragen entschieden bezüglich eines internationalen Uebereinkommens, Streitfragen einem Schiedsgericht zu übergeben, über Aufnahme der Bedingung eines Schiedsgerichts in die Handelsverträge, über eine Konvention betreffs des literarischen und künstlerischen Eigentums und über einige andere Spezialpunkte.

Im Juli 1890 fand in London eine zweite Konferenz statt, bestehend aus 116 Mitgliedern der Vertreter von 12 Ländern. Der norwegische Storthing nahm die Ausgaben der von ihm für diese Konferenz erwählten Deputierten auf seine Rechnung und verlieh denselben somit einen offiziellen Charakter.

Zum Vorsitzenden dieser Versammlung wurde der amerikanische Jurist David Dudley-Field gewählt. Die erste Sitzung fand unter dem Präsidium des Lord Goschen, des ehemaligen britischen Lordkanzlers statt. Tausende von Briefen aus verschiedenen Ländern begrüssten diesen Kongress; unter ihnen brachte einen besonderen Eindruck das Schreiben des Marschalls Canrobert hervor, in welchem dieser alte Soldat ganz anders redete als Moltke, welcher mit den Ausdrücken des Tadels gegenüber den Friedensbestrebungen nicht kargte.

Als sich der Friedenskongress im Jahre 1891 in Rom versammelte, war es leicht, den bedeutenden Fortschritt in seiner Thätigkeit zu bemerken. Unter anderem fiel schon die Wahl des Sitzungslokales ins

Auge. In Paris fanden die Sitzungen in einem Privatsaale statt, in London in dem Stadthause, in Rom stand das Kapitol und dessen ganze offizielle Szenerie zur Verfügung. Zu diesem Kongress fanden sich nicht bloss die Vertreter von 10, 12 Staaten ein, sondern Vertreter aller existierenden Parlamente der Grossstaaten nicht minder wie der Kleinstaaten. Abdelegiert waren vorzugsweise solche Deputierte, welche die Stelle eines Präsidenten, Vizepräsidenten, von Sekretären und andern mehr oder weniger offiziellen Personen einnahmen.

Teilnahme an den Sitzungen durch Vertreter der gesetzgebenden Körperschaft.

Frankreich war durch 11 Senatoren und 45 Deputierte der gesetzgebenden Körperschaft vertreten, England durch 3 Mitglieder des Oberhauses und 40 Mitglieder des Unterhauses, Deutschland durch 16 Reichstags-Abgeordnete, Oesterreich durch 32 Deputierte, Belgien durch 1 Senator und 2 Deputierte, Dänemark durch 3 Mitglieder des Folkething, Spanien durch 13 Senatoren und 27 Deputierte, Griechenland durch 6 Deputierte, die Schweiz durch 17, Italien durch 90 Senatoren und 267 Deputierte, Ungarn durch 13 Deputierte, Schweden durch 5 Mitglieder des Landtags, Norwegen durch 3 Mitglieder des Storthing, Rumänien durch 16 Senatoren und 40 Deputierte, Portugal durch 1 Mitglied der Pairkammer und 2 Deputierte der gesetzgebenden Versammlung, Holland durch 7 Mitglieder der Generalstaaten.

Dem Kongress präsidierte der Präsident der italienischen Deputiertenkammer Bianchieri; an dem Kongresse nahmen teil Smolka, der Präsident des österreichischen Parlaments, Baumbach, Vizepräsident des Deutschen Reichstages, Konstantopulo, Präsident des griechischen Parlaments, Pereira, Präsident der portugiesischen Pairkammer, die Präsidenten der beiden niederländischen Generalstaaten, die Präsidenten des rumänischen Senats, der serbischen Skuptschina, des schweizer Bundesrates. Die Sitzungen dauerten vom 4. bis 8. November. Als offizielle Kongresssprache wurde auf Antrag eines deutschen Mitgliedes die französische angenommen.

Grundfragen und Organisationsangelegenheiten der Kongresse.

Auf diesen Sitzungen wurde eine ganze Anzahl wesentlicher Grundfragen als auch Organisationsangelegenheiten der Kongresse beraten.

Der Kongress erklärte unter anderem, dass der Frieden einzig nur durch die allseitige Anerkennung des Prinzips der Achtung der Rechte jeder Nationalität gesichert werden könne und dass „jeder Traktat, der das Schicksal eines Volkes ohne dessen Wissen und Einwilligung und mehr noch gegen dessen Wunsch entscheide, ein Hindernis zur Festigung des Friedens bilde." Auf Vorschlag von 50 Mitgliedern nahm der Kongress einstimmig an, dass künftig auf den Friedenskongressen die wichtigsten brennenden Fragen des politischen Lebens beraten werden sollten und dass kleine Staaten, die an ihnen teilnehmen, die gleiche Stimme haben sollten wie die grossen.

Die Vertreter jedes Landes erwählten aus ihrer Mitte je eine Person zur Führung der Korrespondenz zwischen den Parlamentskomitees und dem ausführenden Komitee des Kongresses. Ausserdem wurden direkte Beziehungen zwischen den Komitees der verschiedenen Staaten beschlossen und die Ordnung festgesetzt, in welcher die Zeit der ordentlichen wie der ausserordentlichen Konferenzen bekannt zu geben sei.

Dem Hauptsekretär der Konferenz wurde die Verpflichtung auferlegt, das Archiv zu wahren, statistische Daten zu sammeln, im Bedarfsfalle Auskünfte zu erteilen und Materialien für die auf den Kongressen zu verhandelnden Fragen vorzubereiten.

Auf die Tagesordnung des nächsten Kongresses sollte die Frage der Organisation eines internationalen Schiedsgerichts gesetzt werden.

In den Augen der Anhänger des ewigen Friedens erscheinen diese internationalen Konferenzen der parlamentarischen Vertreter der verschiedenen Länder als die Herolde neuer Institutionen und bezeugen die volle Möglichkeit[1]) der Wirksamkeit einer solchen gemeinsamen, sei es politischen oder judiziären Institution, welche wohl fähig ist, zum allgemeinen Wohl europäische Wirren und gegenseitige Missverständnisse und Prätensionen der einzelnen Staaten zu beurteilen und zu entscheiden.

Diese Möglichkeit ist jenseits des Atlantischen Ozeans schon mehr als einmal verwirklicht worden, und der im Jahre 1889 von dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten Harrisson zusammenberufene panamerikanische Kongress strebte nicht nur die Aufstellung theoretischer Grundlagen, sondern auch die faktische Beseitigung des Krieges in ganz Amerika an. Am 14. Februar des folgenden Jahres nahm der Senat zu Washington von dieser Frage Kenntnis, am 28. April desselben Jahres unterzeichneten die Vertreter der Vereinigten Staaten von Guatemala, Nicaragua, San Salvador, Honduras, Bolivia, Ecuador, Haiti und Brasilien eine Vereinbarung, auf Grund deren alle etwaigen zwischen den erwähnten Staaten entstehenden Streitfragen durch ein Schiedsgericht europäischer Staaten geschlichtet werden sollten.

Anstreben einer Aufstellung theoretischer Grundlagen durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Mit einem Wort, das, was bis zur letzten Zeit in Europa nur ein Traum war, der vielen für eine müssige Phantasie galt, wurde in Amerika ein Faktum. Dieses Beispiel hat natürlich eine grosse Bedeutung: mit ihm müssen alle politischen und gesellschaftlichen Sphären und alle Meinungen rechnen. Das Faktum wird breite Schichten der Gesellschaft weit wirksamer überzeugen als die abstrakten Erwägungen, und die Theorie des ewigen Friedens selbst wird realer werden, wenn sie sich auf Erscheinungen des Lebens stützt.

[1]) Ferdinand Dreyfus: „L'arbitrage international".

II.

Die Frage vom ewigen Frieden.

Die Frage vom ewigen Frieden in der Literatur der Kulturvölker.

Es ist unzweifelhaft, dass die beste Beleuchtung, die beste Richtschnur für das Studium eines gegebenen Gegenstandes gewonnen würde, wenn man alles sammelte, was die hervorragendsten Geister darüber *gesagt* und die überzeugendsten Argumente für und gegen, die zu verschiedenen Zeiten von den Schriftstellern verschiedener Länder und verschiedener Richtungen geliefert sind, zusammenstellte.

Verschiedene Anschauungen der Menschheit über Krieg und Frieden.

In der Frage über Krieg und Frieden ist, wie auch in allen Hauptfragen des Lebens, die Menschheit noch lange nicht zu einer einheitlichen Anschauung gelangt. Neben der freudigen Ueberzeugung, dass das Streben nach dem ewigen Frieden das Dogma der Aufgabe der Zivilisation werden muss, sehen wir, dass selbst die Aufrichtigkeit des Wunsches des Adamsgeschlechtes nach ewigem Frieden einem ironischen Zweifel begegnet; die bösen Instinkte seien in demselben noch so intensiv, dass man in der furchtbaren Katastrophe des Krieges vielleicht das natürliche Schutzmittel gegen die Gefahr zu erblicken habe, dass die Völker ganz und gar in Egoismus und Materialismus versinken.

Der Krieg hat sich so eng mit der Geschichte der Menschheit verknüpft, hat in allen Phasen ihrer Entwicklung eine so hervorragende Rolle gespielt, mit ihm sind soviel teure und selbst heilige Erinnerungen für jedes Volk verbunden, dass es unmöglich ist, darüber in Verwunderung zu geraten, dass bis zur letzten Zeit die grosse Mehrheit der Bewohner des Erdballs gegen ihn nicht nur nicht Abscheu gehegt, sondern ihn mit einem Ruhmesschimmer umgeben hat.

Die historischen und sozialen Seiten des Krieges haben all seine moralischen und physischen Schrecken an die zweite Stelle gedrängt. Es haben sich Erinnerungen über Ziele und Aufgaben des Krieges erhalten, welche so achtungswerte Grundlagen wie die Ehre und Sicherheit der Gesellschaft betreffen; die Dichter aller Länder und Zeiten

haben aus den Erinnerungen und Nachklängen der früheren Kriege ihre Begeisterung geschöpft, die Künstler haben das Heldentum der Ritter dargestellt, in den Schöpfungen der Kunst sind Mannesmut, Selbstaufopferung, Kameradschaft der Streiter gefeiert. Dass das Ziel des Krieges nicht immer ein der Achtung wertes gewesen, dass es nicht die vergossenen Ströme Blutes gerechtfertigt, ist gewissermaassen im Schatten geblieben oder vergessen worden; man hat die Qualen von Tausenden nicht bemerkt, die unter den glühenden Strahlen der Sonne oder auf den Schneefeldern dahinstarben, ohne Trost, ohne Hilfe; ihr Stöhnen wurde nicht gehört, es wurde vergessen zugleich mit dem unersetzlichen Verlust von Menschenleben in der vollen Blüte der Kraft und der Jugend.

Im Kriege erblickte man nur den Sieg des Talentes und den Ruhm des Volkes; der militärische Genius erhob sich über alle anderen.

Wenn man hierzu noch die Gewohnheit der menschlichen Denkweise in Betracht zieht, die immer geneigt ist, das Natürliche und Vernünftige in dem zu sehen, was seit Jahrhunderten existiert, wenn wir den unbewussten Pessimismus des Menschen erwägen, der eine allmähliche Entwickelung des Lebens und der Vervollkommnung der menschlichen Natur nicht anerkennt, wenn wir die typische Eigenschaft der militärischen Spezialisten in Rechnung ziehen, nämlich die Anhänglichkeit an ihre Thätigkeit und die hieraus entstehende Einseitigkeit der Ansichten, so erschöpfen wir damit fast alle Motive, welche die Menschen antreiben, die Idee des Krieges zu verteidigen.

1. Anhänger und Gegner des Krieges unter den Gelehrten.

In Folgendem geben wir eine kurze Aufzählung der hauptsächlichsten Gründe zu Gunsten des Krieges, die von den hervorragendsten Männern unseres Jahrhunderts im Gegensatz zu den Angriffen auf den Krieg ausgesprochen sind, welche in unserer Zeit fast das Gemeingut aller soziologischen Lehrer geworden sind.

Anhänger des Krieges.

Xavier de Maistre nannte die Zivilisation eine Pflanze, die, um erfolgreich zu wachsen, mit Blut begossen werden muss.

Hegel sagt, dass die „Kriege die Menschheit auffrischen, ähnlich wie der Sturm das Meer vor Fäulnis bewahre".

Heine meint, dass „beständige Kriege die Menschheit in wilde Tiere verwandeln würden, ein beständiger Frieden aber in Arbeitsvieh".

Cousin hält die Kriege für unvermeidlich, weil ihre Wurzel in den ihrer Natur nach auseinandergehenden Ideen der Völker einer und der-

selben Epoche beruht, „Verzichtet", sagt er, „auf die Kriege und ihr werdet zugleich auch auf den Fortschritt verzichten müssen. Siege und Niederlagen bilden das Urteil, welches Zivilisation und Vorsehung über die Menschheit aussprechen. Der sich in den Grenzen einer bestimmten staatlichen Ordnung vollziehende Kampf der Parteien bildet die Grundlage des Lebens eines bestimmten Volkes; der Kampf zwischen den Völkern einer bestimmten Epoche ist das Leben dieser Epoche."

Jean Baptiste Saye meint, dass der „Krieg ein unvermeidliches Uebel sei, unvermeidlich nicht nur, um die Staaten zu retten, sondern auch, um die Gesellschaft vor der Zersetzung zu bewahren".

Wenn wir die Idee dieser Aphorismen zusammenfassen, so lässt sich die Ansicht der Verteidiger des Krieges durch folgende Formel ausdrücken: „Der Krieg repräsentiert eine in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaften unvermeidliche Erscheinung, und da diese Erscheinung nicht zu beseitigen ist, so müssen sich die Menschen mit ihr aussöhnen und den Krieg als einen unvermeidlichen Faktor im normalen Lauf ihres irdischen Lebens betrachten".

Wenden wir uns nunmehr den Schriftstellern zu, die sich speziell der Erforschung dieser Frage gewidmet haben.

Max Jähns[1]) sagt: „Der Krieg entspringt aus dem natürlichen Recht, einem Rechte, dem man nicht entgehen kann, obwohl freie Wesen zu demselben ihre Zuflucht nehmen. Die Schrecken des Krieges sind wirklich nicht zu beseitigen, aber dafür wird der Krieg der Menschheit als ein mächtiger Förderer der Zivilisation dienen, als Schöpfer männlicher Tugenden. Auf seinem Felde erwächst die beste Blüte der Menschheit — der Heroismus. Die Idee des ewigen Friedens lässt sich nicht fassen, und alle Anstrengungen, die bisher gemacht sind, um den Krieg aus den Gewohnheiten der Welt zu entfernen, sind erfolglos geblieben. Die Schaffung einer Weltmonarchie würde die Völker ihrer Persönlichkeit entkleiden, während die Völker nur als Individualitäten existieren können. Internationale Tribunale könnten nur gewisse von den Missverständnissen unter den Staaten lösen, der grösste Teil derselben aber, besonders diejenigen, welche durch historische Vorurteile und Leidenschaften erzeugt sind, werden sich keiner gesetzlichen Formulierung unterordnen." — „Der Krieg war immer und bleibt bis jetzt das Prinzip von allem. Der menschliche Fortschritt beruht in der Veredelung seiner Forderungen, in der genauen Anwendung der Regel: Schade dem Feinde nur insoweit, wie dieses der Zweck des Krieges erfordert, er beruht nicht in den unnützen Träumen eines ewigen Friedens."

---

[1]) Max Jähns: „Ueber Krieg, Frieden und Kultur." Berlin 1893.

Feldmarschall v. Moltke über den Krieg.

Feldmarschall v. Moltke schrieb in der Einleitung zu den Werken Bluntschlis: „Der ewige Frieden ist ein Traum und nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist ein integrierender Teil der von Gott eingesetzten Weltordnung. Er entwickelt die edelsten Eigenschaften des Menschen: Mut, Ergebenheit für die allgemeine Sache, den Geist der Selbstaufopferung. Wenn es keinen Krieg gäbe, würde die Welt sich in Fäulnis auflösen und in groben Materialismus versinken."

Aber der berühmte Feldmarschall war nicht immer dieser Meinung. So seltsam es auch scheinen mag, es gab eine Zeit, wo er zu den Herolden des ewigen Friedens gehörte. Im Jahre 1841 schrieb er etwa folgendes: „Wir bekennen uns offen zu den Anhängern der so häufig verspotteten Idee des ewigen europäischen Friedens, nicht in dem Sinne natürlich, dass die langen, blutigen Zusammenstösse aufhören, die Heere aufgelöst, die Kanonen eingeschmolzen werden müssten, nein; aber scheint nicht der ganze Gang der Geschichte ein Fortschritt zu sein, der dem Frieden zustrebt. Ist etwa in unserer Zeit ein Krieg wegen eines spanischen Botschafters[1]) oder wegen der „beaux yeux de Madame" möglich? Die Möglichkeit, einen Krieg zu entzünden, hängt jetzt nur von wenigen Mächten ab. Die Kriege werden immer seltener stattfinden, denn sie sind allzu teuer geworden, sowohl im Sinne der Geldausgaben, als auch der Interessen, die dann auf die zweite Stelle treten müssen. Ist nicht die Bevölkerung Preussens im Laufe von 25 Friedensjahren unter einer guten und klugen Verwaltung um ein ganzes Viertel gewachsen? Giebt es jetzt hier nicht 15 Millionen Einwohner, die sich besser nähren, besser kleiden und gebildeter sind als jene 11 Millionen, die bis zu dieser Periode vorhanden waren? Hat dies nicht mehr Wert, als ein glücklicher Feldzug oder eine eroberte Provinz? Wir müssen zugestehen, dass die jährlich zum Unterhalt der europäischen Heere bewilligten Milliarden und die Millionen Leute, die in der Blüte der Jahre ihren Beschäftigungen für die Zwecke eines möglichen Krieges entrissen werden, — dass alle diese gewaltigen Hilfsquellen weit produktiver verwendet werden könnten. Wird Europa irgend einmal eine allgemeine Abrüstung sehen? Man sagt, dass der Mensch ohne Krieg seine sittliche Energie verlieren und sich entwöhnen würde, das Leben für Ehre, Glauben, Ruhm, Liebe zum Vaterlande und zur Religion zu opfern. Vielleicht steckt hierin ein Teil Wahrheit. Je seltener in Europa Kriege stattfinden werden, desto unumgänglicher wird es sein, ein neues Feld der Bethätigung für die

[1]) Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, dass 30 Jahre später Moltke seine grössten Lorbeeren in dem Kriege erntete, zu dem die Kandidatur eines Hohenzollern auf den spanischen Thron den Anlass gegeben hatte.

sich entfaltende Energie der jungen Geschlechter zu finden. England hat hierfür eine Armee in allen fünf Weltteilen und auf allen Meeren gefunden. Es findet dort Beschäftigung für die jungen Glieder seiner Aristokratie, Anlässe, den kriegerischen Mut seiner Jugend zu bethätigen, neue Wege für seinen Handel und neue Märkte für seine Industrie. Sollte Deutschland nicht dieses Beispiel benutzen und über seine Grenzen hinaus deutsche Kultur, Energie, Arbeitsliebe und Ehrlichkeit verbreiten?"

Aber in den letzten Jahren hatte Moltke seine Ansichten geändert. Etwa darum, weil er Feldmarschall geworden oder weil langes Nachgrübeln den jugendlichen Optimismus verweht hatte? Wir haben nicht die Absicht, zu behaupten, dass in den letzten Aeusserungen des grossen Schweigers, wie die Deutschen Moltke nannten, nicht ein Teil Wahrheit enthalten ist. Es ist möglich, dass die Idee des ewigen Friedens auch wirklich nur ein Traum bleiben, dass der Krieg immer das Leben der Menschheit erschüttern wird. Aber auch in einem solchen Falle können die Bestrebungen der Anhänger des Friedens nicht als fruchtlos gelten. Die Medizin hat kein Heilmittel gefunden, das Krankheit und Tod beseitigt, aber nichtsdestoweniger bringt die ärztliche Hilfe in vielen Fällen unzweifelhaften Nutzen.

Professor v. Treitschke über den Krieg.

Als einer der eifrigsten Verteidiger des Krieges zeigte sich der bekannte, unlängst verstorbene Professor v. Treitschke. Er schreibt ihm den höchsten, wohlthätigsten Einfluss auf die Sitten zu, nennt ihn den Segen der Menschheit. „Die Verurteilung des Krieges ist nicht nur abgeschmackt, sie ist auch unmoralisch."[1])

In seiner bekannten „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" sagt Professor v. Treitschke über den Wiener Kongress:

„Wie einst (zur Zeit des Utrechter Friedens) Saint-Pierre von dem Eintritt einer vollen Befriedigung und Ruhe aller gleich nach der gewaltsamen Veränderung der Karte Europas träumte, so waren auch jetzt viele von dem Traum des ewigen Friedens erfüllt. Diese Träume sind eine gewöhnliche Erscheinung in Epochen eines allgemeinen geistigen Verfalls. In solchen Zeiten unterliegen sogar hervorragende Staatsmänner der Versuchung und geben sich ganz ernsthaft der Hoffnung hin, dass der Gang der Weltgeschichte in Hinblick auf die weisen Beschlüsse des Diplomaten-Areopags stillhalten kann."

General von Boguslawski über den Krieg.

Mit nicht geringerem Ueberzeugungseifer verteidigt der gelehrte preussische General v. Boguslawski die Bedeutung des Krieges hinsichtlich seiner Folgen. Er hält den Krieg für etwas von den Schicksalen

[1]) H. v. Treitschke: „Historische und politische Aufsätze". 4. Aufl. Teil 3, Seite 535.

des Menschengeschlechts untrennbares und strengt sich an, nachzuweisen, dass die Unumgänglichkeit ununterbrochener Vorbereitungen zu ihm und die Zuflucht zu diesem höchsten und letzten Argument nicht nur keinen Fluch bildet, der über der Menschheit hängt, sondern im Gegenteil als ein Glück erscheint, „denn," sagt dieser General, „der Krieg ist kein absolutes, sondern nur ein relatives Uebel. Er besitzt eine erzieherische Kraft. Der kriegerische Mut könnte auf Erden nicht existieren, und doch ist dieser eine der höchsten Offenbarungen des menschlichen Lebens, eine der reichsten Quellen der Poesie. Der kriegerische Geist der Tapferkeit, der Ehre, der Disziplin, der Ergebenheit für das Vaterland, der Verachtung der eigenen Vorteile und selbst des Lebens um der Interessen des Vaterlandes willen, machen etwa alle diese Eigenschaften ein Volk zur friedlichen Arbeit, zu gedeihlichem Fortschritt in der Zivilisation nicht fähiger? Die verheerenden Folgen des Krieges dürfen uns nicht hindern, ihn als den grossen Erzieher des Menschen zu schätzen. Er fordert von ihm physische und moralische Gesundheit und die Fähigkeit für alles Schöne und Nützliche."

„Es ist wahr, der Krieg ist zeitweise der Vernichter des Wohlstandes und des menschlichen Lebens, aber welche Fülle von Produktionszweigen giebt es dafür, für welche er das nährende Element ist, wieviel Entdeckungen und Erfindungen ruft er hervor, so gleichzeitig zur Ausbreitung der Wissenschaften dienend und den Kreis der Weltanschauung der Völker erweiternd.[1])

Im weiteren Verlauf seiner Einwendungen gegen die Prediger des ewigen Friedens erklärt General v. Boguslawski unter anderem, dass sich unter das Banner der edelen, wenn auch ihr Ziel nicht erreichenden Bestrebungen gegen den Krieg gern verschiedenartige Feinde des Staates stellen. Auf dem ersten Platz stehen unter diesen die Sozialisten, deren Ziel es sei, den Krieg als Massenmord darzustellen, um das Gift der Zersetzung in die Reihen der Armee zu tragen. Hinsichtlich einer Staatenföderation lasse sich nur sagen, dass, wenn es sogar gelänge, eine solche in Europa zu schaffen, diese doch nicht eine Sicherheit gegen den Krieg bieten würde, da bekanntlich blutige Zusammenstösse auch in Form von Bürgerkriegen möglich seien. Zum Beweis hierfür genüge es, an den letzten Krieg in den Vereinigten Staaten zu erinnern.

Ruhiger, weniger apodiktisch, aber häufig weitblickender betrachtet General Leer diesen Gegenstand.

„Der Krieg kann nur denjenigen als ein ausschliessliches Uebel erscheinen, welche ihn von einem engen Gesichtspunkte betrachten. Wer

[1]) General v. Boguslawski: „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung."

Wem Leben des Volkes nur die Kriegsperiode herausgreift, der wird wirklich nur Blutvergiessen und Zerstörung, den Untergang einzelner Personen und ganzer Gesellschaften sehen. Aber geht man auf die Sache etwas näher ein, nimmt man in dem Leben eines Volkes die Periode unmittelbar vor dem Kriege und die Periode unmittelbar nach dem Kriege, so wird auf den ersten Blick deutlich, welchen gewaltigen Schritt das Volk in seiner inneren Entwickelung vorwärts gethan hat; uns frappiert eine Reihe von Reformen ersten Ranges, die gewöhnlich unmittelbar nach jedem Kriege folgen." „Es ist kein Zweifel, dass es wünschenswert wäre, auf dem Wege zur Zivilisation und zur Verbesserung des materiellen Wohlbefindens der Völker ohne Kriege auszukommen. Wenn wir auch mit diesem Streben sympathisieren und nicht daran verzweifeln, dass dieser heutige Traum in einem fernen Morgen zur Wirklichkeit werden wird, so überzeugt uns doch die Geschichte der ganzen Menschheit und sogar der einfache Blick auf die Gegenwart, dass wir von dieser Periode noch weit entfernt sind, wo die Menschheit es für möglich hält, auf den Krieg Verzicht zu leisten." „Der Krieg ist im wesentlichen eine natürliche Erscheinung im Leben der Völker, der Kampf liegt allem Lebenden zu Grunde, was wohl seine breite schlimme Seite hat, aber das doch zu guterletzt bei einer vernünftigen Ausnutzung dieses Mittels zu einem der schnellsten und mächtigsten Faktoren der Zivilisation der Menschheit wird."[1]) General Leer über den Krieg.

Als logische Schlussfolgerung aus den oben angeführten Meinungen kann man folgende Sätze ansehen, die wir dem Kursus der Kriegsgeschichte (gelesen 1882 in der Pariser École supérieure de la guerre) entlehnen: „Wenn der Krieg in Wirklichkeit auf dem Streben der Menschheit zu moralischem und materiellem Fortschritt beruht, so ist es sehr wichtig, dass jedes Geschlecht den stärkenden Einfluss des Krieges erfährt und die Traditionen direkt von Vater auf Sohn übergehen. Hieraus folgt, dass man wünschen muss, dass ein Krieg wenigstens alle 20 Jahre stattfinde. Die Interessen der Armee fallen in dieser Hinsicht mit denen des Volkes zusammen. Mehr als 20 Jahre hintereinander muss der Frieden nicht anhalten, und es ist zu wünschen, dass eine solche äusserste Friedensdauer möglichst selten eintritt." Notwendigkeit des Krieges alle 20 Jahre.

Der Autor des zitierten Kursus erklärt, dass die Erzielung des behaupteten Glücks und die Verkürzung einer allzulangen Friedensperiode keine besondere Schwierigkeiten bereiten kann. „Die Monarchen," sagt er, „welche den Krieg brauchen, müssen sich nicht besonders um die Ge-

[1]) Leer: „Versuch einer kritisch-historischen Erforschung der Gesetze der Kunst der Kriegsführung."

rechtigkeit und Gesetzlichkeit des begonnenen Krieges sorgen. Es genügt, den Krieg zu erklären, und dem Minister liegt die Pflicht ob, seine Berechtigung nachzuweisen. Die Unvermeidlichkeit des Krieges und der begründete Anlass zu demselben können nur durch die Bedürfnisse des Volkes nachgewiesen werden. Der Krieg kann weder gerecht noch ungerecht sein; er ist entweder politisch oder unpolitisch."

Die Argumente der Anhänger des Krieges dürften sich, wie aus den angeführten Beispielen hervorgeht, in zwei Sätzen zusammenfassen lassen: 1. der Krieg ist unvermeidlich, weil er überall und zu allen Zeiten existiert hat; 2. der Krieg ist eine Notwendigkeit, weil er gleich dem Sturm die gesellschaftliche Atmosphäre reinigt, die inmitten des Friedens verdorben ist, weil er die vergessenen Tugenden hervorruft: Mut, Solidarität, Selbstaufopferung und Streben nach den Idealen.

Der erste dieser Sätze ist siegreich von Kant widerlegt worden, der darauf hingewiesen hat, dass die derzeitigen Beziehungen zwischen den Völkern nicht besser sind als diejenigen, welche zwischen den einzelnen Personen in dem wilden Zustande der Gesellschaft herrschten, ehe die Menschen sich auf den Prinzipien der Gerechtigkeit, d. h. in der wahren Erkenntnis der Bedürfnisse des Lebens zu organisieren begannen. Wenn ein solcher Moment in den Beziehungen der einzelnen Personen zu einander eintreten konnte, so wird auch die Stunde für die Aenderung der gegenseitigen Beziehungen zwischen den Organismen einer komplizierteren Ordnung zwischen den einzelnen Völkern schlagen. Die unaufhörliche Entwickelung der Zivilisation gerade in dieser Richtung kann dafür Bürge sein. Wenn in dem tiefen Altertum nur wenige Auserwählte den Ersatz des Rechtes des Stärkeren durch irgend einen vollkommeneren Maassstab der Gerechtigkeit anzustreben begannen, so würden zweifellos diese Erwählten mit Misstrauen, Spott und derartigen Versicherungen empfangen wie, „dass das vorhandene immer bleiben muss."

Buckle über den Krieg.

Wenn man den Krieg bis zu einer gewissen Periode für eine natürliche unvermeidliche Erscheinung halten muss, so folgt hieraus nicht, dass er immer und zu allen Zeiten eine natürliche Notwendigkeit sein muss. Buckle in seiner berühmten „Geschichte der Zivilisation Englands" hält den Krieg nur auf den ersten Stufen der kulturellen Entwickelung für den notwendigen Regulator der Beziehungen. Nach dem Maasse der Vervollkommnung der allgemeinen Lebensbedingungen wird das Bedürfnis nach bewaffneten Zusammenstössen seltener, und in vielen Fällen vermeidet man es, zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen; der Krieg tritt aus der Kategorie der gewöhnlichen Erscheinungen in die Kategorie der Ausnahmserscheinungen und findet immer seltener statt. Die sozialen Bedingungen sind derart, dass der Krieg mit jedem Jahre schädlicher wird, und es wird die Zeit

kommen, da die Nationen nicht im Stande sein werden, ihn auszuhalten. Buckle legt das Schwergewicht besonders darauf, dass der Fortschritt nicht so sehr durch den Krieg selbst geschädigt wird, wie durch die sich in gewissen Momenten entwickelnde Neigung zum Kriege. Buckle hat den Gedanken klar gelegt und vorbereitet, dass die Weltgeschichte vor allem als die Frucht der inneren Entwickelung der Völker und ihres geistigen Fortschrittes, nicht aber des Willens und der Talente, und sei es selbst der stärksten Einzelpersönlichkeiten, erscheint. Deshalb lenken nicht Willkür, sondern unveränderliche und feste, wenn uns auch noch unbekannte Gesetze die Geschicke der Geschichte, wenn der Krieg dank dem Fortschritt der Gesellschaft verschwinden wird, so kann ihm niemand seine frühere Bedeutung wiedergeben. In der barbarischen Vergangenheit kämpfte Geschlecht mit Geschlecht, Stadt mit Stadt, Provinz mit Provinz, — jetzt ist es bereits unmöglich, zu diesen Verhältnissen zurückzukehren. Auf den untersten Stufen der Kultur tritt der Krieger als der privilegierte Edelmann auf, als der Besitzer von Ehre und Macht. Jetzt schon legen in England die Offiziere die Uniform nur im Dienste an und erscheinen weder in Gesellschaft noch selbst auf Spaziergängen in derselben. Mit einem Wort, die Wissenschaft zeigt nicht nur, dass die Menschheit ohne Krieg auskommen kann, sondern auch, dass der Krieg mit der Zeit auf immer verschwinden muss.

Von den neuesten Schriftstellern hat diese Seite der Frage recht ausführlich der gelehrte Biologe und Psychologe Charles Richet behandelt.

Charles Richet über den Krieg.

„Die Entscheidung dieser Frage dürfte unvergleichlich wichtiger sein als die Feststellung der genauesten Grenzen, welche gegenwärtig die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Völkerschaften bestimmen. Diese Beziehungen befinden sich in dem Stadium eines vollen Barbarentums. Es giebt kein Völkerrecht, denn repräsentiert der Krieg etwas anderes als die Verneinung des Rechts und den Triumph der groben Gewalt? Wir sehen, dass die ununterbrochene Kriegslage, mag sie latent oder offen erscheinen, die Normalordnung der Beziehungen zwischen den Staaten ist. Sollte eine solche Lage wirklich niemals aufhören? Auf diese Frage kann man mit voller Ueberzeugung antworten: sie wird unbedingt aufhören.

„Es wird die Zeit kommen, wo die Menschen die Abgeschmacktheit des Krieges begreifen werden. Im ganzen ist es vier Jahrhunderte her, dass die Bewohner zweier Städte (Lucca und Pisa) von einem solchen zügellosen Hass gegeneinander glühten, dass derselbe anscheinend die Jahrhunderte überdauern musste. Und ist jetzt von ihm auch nur die geringste Spur noch geblieben? Wird wohl genau ebenso nach einigen Jahrhunderten viel von dem gegenseitigen abgeschmackten Hasse übrig

bleiben, den jetzt der Preusse gegen den Franzosen als seinen „Erbfeind" nährt? Wir können überzeugt sein, dass diese Gefühle unseren Urenkeln so spasshaft erscheinen werden, wie der Streit Pisas mit Lucca, Athens mit Sparta u. s. w. Wahrscheinlich werden unsere Urenkel der Ueberzeugung leben, dass jede andere Sache besser sei als das Streben, einander Schaden zuzufügen, dass es für sie einen gemeinsamen Feind giebt: Armut, Dunkelheit, Krankheiten, dass ihre Anstrengungen sich zum Kampf gegen diese Nöte vereinigen und sich nicht gegen unsere Genossen richten müssen, welche die gleichen Uebel erleiden wie wir. So wird die Zeit kommen, wo kein Krieg sein wird, wo alle Missverständnisse und Zwistigkeiten zwischen den Nationen ohne Erbitterung werden entschieden werden gleich Prozessen zwischen Privatpersonen. Die Frage ist nur die, wann diese Zeit kommen wird, und hierüber entstehen schwere Zweifel.

„Die Idee des ewigen Friedens gehört nicht zu der Zahl der nie zu verwirklichenden Utopien. Es mag jedoch sein, dass die Hoffnung, sie in naher Zukunft zu verwirklichen, eine Utopie ist."[1])

Gegen die Ueberzeugung, dass der Krieg dadurch nützlich ist, dass er in den Menschen hohe Eigenschaften der Seele hervorruft und diese so vor der Verrostung des Friedens bewahrt, haben viele Schriftsteller früherer und neuerer Zeit Einwände erhoben. Sie haben leidenschaftlich der ganzen Welt bewiesen, dass der Krieg ihr nichts bringt ausser Elend, Zerrüttung und sittlichem Verfall. Aus der Menge der Werke und Artikel über dieses Thema wählen wir nur eine kleine Zahl von Zitaten, worin sich die charakteristischesten und überzeugtesten Ansichten der Gegner des Krieges konzentrieren.

Herder über den Krieg.

Herder in seinen „Briefen über die Entwickelung des Menschengeschlechts" sagt: „Soweit der Krieg nicht durch die Notwendigkeit der Verteidigung hervorgerufen wird, ist er eine antimenschliche Erscheinung, weit schlimmer als die Wut des Tieres. Aber noch schrecklicher als er selbst sind seine Folgen: Krankheiten, Epidemien, Hunger, Raub, Gewaltthätigkeit, Zerrüttung des Landes, Verwilderung der Begriffe und Gefühle, Familienverderbnis u. s. w. Die ehrlichen Leute müssen diese Ueberzeugung verbreiten, sich aus Liebe zur Menschheit heiss von ihr durchdringen lassen. Mögen Vater und Mutter ihren Kindern Hass gegen das blosse Wort „Krieg" einflössen, das jetzt mit solcher Leichtigkeit ausgesprochen wird. Der Begriff des Krieges muss einen solchen Schrecken und Ekel erregen, wie die Vorstellung von Seuche, Hunger und anderen grossen Nöten."

[1]) Ch. Richet: „Démographie dans cent ans." (Revue scientifique.)

Molinari, der bekannte belgische Nationalökonom, erklärt, dass der „Krieg in unserer Zeit durchaus nicht eine unvermeidliche Bedingung für die Festigung oder Entwickelung der Zivilisation sei. Er sei nichts mehr als ein künstlicher und schädlicher Reflex des ursprünglichen barbarischen Zustandes des Menschen. Man müsse jedoch anerkennen, dass der Krieg in dem Grade, wie er seinen Sinn verloren habe, Motive zu seiner Rechtfertigung vor der Gesellschaft habe suchen müssen. Infolge dessen tauchten die patriotischen und sogar humanitären Ziele des Krieges auf, mit Hilfe deren man sich bemüht, die frühere Popularität des Krieges wieder herzustellen. Aber die falsche Note in diesen Versicherungen wird mehr und mehr deutlich. Die kriegerische Laufbahn in Europa lockt bereits nicht mehr die besten Kräfte des Landes an, und nur die rauhen Maassregeln des Staates nötigen die Bevölkerung zur Erfüllung der Pflicht, sich der Fahne zu stellen. Der Kriegsruhm verdunkelt bereits nicht mehr den Ruhm der Erfinder, Gelehrten, Künstler . . ."

Einfluss des Krieges auf die Sitten der Gesellschaft.

Denselben Gedanken entwickelte im Jahre 1894 Frédéric Passy,[1]) der mit noch grösserer Vollständigkeit den Einfluss des Krieges auf die Sitten und Begriffe der Gesellschaft klarlegte.

„In Wirklichkeit kämpft der Mensch gegenwärtig bereits nicht mehr, sondern lenkt nur die Vernichtungswerkzeuge. Früher, als die Armeen einander noch zu erblicken vermögen, wird die heutige Schrecken erregende Kriegstechnik sie in Blutpfützen und Körperfetzen verwandeln. Dieses Resultat kann beide Seiten gleichzeitig treffen. Die seelenlosen Kräfte des wunderbaren Mechanismus werden das Werk der Vernichtung hervorbringen, ohne sich um das Schicksal der Leute zu kümmern, welche diese Kräfte in Gang gesetzt haben. Ist hier noch Raum für den Heroismus? Wo bleibt die Poesie der früheren Schlachten, in denen häufig bald Kaltblütigkeit, bald Ungestüm, bald Unerschütterlichkeit, bald Begeisterung der Führer und Soldaten die Erfolge des Tages änderten und der Geschichte eine ganze Reihe unsterblicher Namen wie den Winkelrieds hinterliessen?

„In unserer Zeit genügen andere Lautbahnen reichlich, um Energie, Wagemut, Selbstaufopferung und die sonstigen der Tapferkeit und dem Heroismus verwandten Eigenschaften zu entwickeln und anzuwenden. Leitet nicht etwa Heroismus den Feuerwehrmann, der sich ins Feuer wirft, um aus ihm einen Menschen herauszuziehen, dem das Verderben droht; den Bergarbeiter, der aus dem Schachte die durch Gase Umkommenden rettet, die zahlreichen Personen, die aus eigenem Antrieb Ertrinkende retten? Ist es etwa nicht Selbstaufopferung seitens der

[1]) Fr. Passy: „La question de la paix."

Aerzte und barmherzigen Schwestern, wenn sie die eigene Gefahr vergessen und sich der Ansteckung aussetzen, um der Bevölkerung Hilfe zu bringen? Haben etwa die Erforscher unbekannter Länder und der noch unerforschten Kräfte der Natur weniger Fähigkeit zur Selbstaufopferung bewiesen? Sind etwa alle diese Helden weniger nützlich, ihre Verdienste weniger zweifellos? Wird aber jemand behaupten, dass es nötig sei, Krankheiten und Feuersbrünste zu verbreiten, Katastrophen zu schaffen, um seelischer Grösse die Möglichkeit zu ihrer Bethätigung zu geben?"

Als Gegner des Krieges erklärte sich auch einer der berühmtesten zeitgenössischen Soziolog-Philosophen Herbert Spencer. Nach seiner Meinung besteht das Leben in der ununterbrochenen Anpassung der innern Eigenschaften des Organismus an die äusseren Einflüsse, und da die Existenzbedingungen der Gesellschaft immer dringender Gesetzmässigkeit erstreben, so kann auch der ewige Frieden als die Folge eines solchen beständigen Anpassungsstrebens des gesellschaftlichen Organismus erscheinen.

In seiner „Ethik" sagt Spencer: „Obgleich schon lange Zeit so entgegengesetzte Lebenserscheinungen wie die kriegerische Thätigkeit und die Industrie nebeneinander existieren, so kann sich doch die menschliche Natur nicht endgiltig weder der einen noch der andern anpassen." Weiter sagt er: „So lange die Existenz des Krieges aus der Rechtlosigkeit die Grundlage der Beziehungen zwischen den einzelnen Gesellschaften schafft, lässt sich unmöglich annehmen, dass hierbei Gerechtigkeit die inneren Beziehungen in solchen Gesellschaften leiten könnte. . . ."

Stand der gegenseitigen Beziehungen zwischen den Völkern.

Einem tiefen inneren Gefühl entspringt die Schilderung des derzeitigen Standes der gegenseitigen Beziehungen zwischen den Völkern, die uns einer jener Schriftsteller zeichnet, bei denen die Kraft der aufrichtigen Ueberzeugung die charakteristische Eigenschaft des Talents bildet. Wozu sollen wir irgend etwas thun, irgend etwas unternehmen? fragt Edouard Rod.[1])

„Ist es etwa möglich, Liebe zu den Menschen zu fühlen in solch stürmischen Zeiten, die von allen möglichen Drohungen erfüllt sind? Alles, was unternommen ist, alle reifenden Gedanken und Werke, alles Gute, dessen Vollendung geplant wurde, wird dies alles nicht weggefegt durch den uns drohenden Sturm? Unser Gedanke erzittert unter der erdrückenden Vorstellung der Dimensionen der Katastrophe, welche der Menschheit am Ende des Jahrhunderts als dem Resultate des Fortschritts unserer Aera droht. Und doch ist es Zeit, sich an eine solche Lage zu gewöhnen. Im Lauf von 20 Jahren erschöpft sich die Macht

[1]) Edouard Rod: „Le sens de la vie".

der errungenen Kenntnisse in dem Werke der Vervollkommnung todbringender Vernichtungsmittel und wird bald dahin kommen, dass Mittel zur Vernichtung gewaltiger Heere erfunden werden. In unserer Zeit werden nicht ein paar Tausend armer Teufel bewaffnet, die ihr Blut für Gold verkaufen, sondern ganze Völker treten in die Reihen des zum Morden verurteilten Heeres. Diesen Menschen nimmt man vor allem die Zeit, um ihnen hernach sicherer auch das Leben zu nehmen. Um sie zur Metzelei vorzubereiten, entfacht man in ihnen die Flammen des Hasses durch die Versicherung, dass sie jemand hasse. Gute sanftmütige Leute gehen auf diese Leimruten, und so muss man jeden Augenblick fürchten, dass sich Scharen friedlicher Bürger aufeinander stürzen, sich einem abgeschmackten Befehle unterwerfen, vielleicht wegen eines lächerlichen Ueberganges über den Grenzstrich oder wegen irgend einer Art des Kolonialhandels.

„Und sie gehen wie die Hammel zur Schlachtbank, ohne sich um Weib und Kind zu scheren . . . Sie gehen in einem solchen Nebel, dass sie glauben, das Morden von Menschen sei ihre Pflicht, und sie wenden sich zu Gott mit dem Gebete, Segen auf ihr blutiges Thun herabzuschicken. Und sie schicken sich an, die Felder zu zerstampfen, die von ihnen besät sind, die Städte zu verbrennen, die sie selbst erbaut. Sie gehen mit dem Ruf des Entzückens, freudig, mit Gesang und Musik, und ihre Söhne weihen Denkmäler denen von ihnen, welche im Morden die meiste Kunst bewiesen.

„Das Schicksal ganzer Geschlechter hängt von einem einzigen Moment ab, da es irgend einem finsteren Politiker einfällt, das Zeichen zu geben, dass es Zeit sei, sich zu schlagen.

„Wir sind gegen diese Zufälligkeit ohnmächtig; wir haben aufgehört, Menschen zu sein, wir sind nur noch eine Sache.

„Es handelt sich übrigens nicht nur um ein Geschlecht; die wichtigsten Folgen bestehen nicht nur in dem Verderben desselben. Die bösen Leidenschaften der Masse, die sich an dem gegenseitigen Völkerhass entzünden, führen zu Totschlägen in Bausch und Bogen. Die Besiegten werden von dem Antlitz der Erde verschwinden. Es wird ein neues Europa aus Elementen entstehen, die mit blutigen Instinkten genährt, die mit schrecklichen Verbrechen befleckt sind — ein Europa, das seinen weiteren Fall, Verwilderung und ein Vegetieren erwartet.

„Wen drückt nicht jetzt die Ueberzeugung der Hoffnungslosigkeit nieder? Wir arbeiten gleich den Matrosen auf einem untergehenden Schiff. Unsere Vergnügungen sind die Henkersmahlzeit des zum Tode Verurteilten, dem eine Viertelstunde vor seiner Hinrichtung die Wahl seiner Lieblingsschüssel freigestellt wird . . . Kaum lässt sich in der

ganzen Geschichte ein Moment finden, wo das Leben weniger gesichert, wo es weniger von dem herannahenden Ungewitter niedergedrückt gewesen wäre."

Tolstoi über den Krieg.

Zu den bedingungslosen Feinden und Verurteilern des Krieges gehört der berühmteste unter den lebenden russischen Schriftstellern Graf Leo Tolstoi. Mehr als einmal hat er seine Stimme erhoben als Dichter, als Philosoph, als Publizist, als Christ, und immer hat er die Verstärkung der kriegsfeindlichen Ueberzeugungen in der Gesellschaft gefördert. Der Stimme dieses Schriftstellers, dessen Werke in alle Sprachen übersetzt sind, lauscht ganz Europa.

Antikriegerische Ueberzeugungen sprach auch der berühmteste der Reformatoren des zeitgenössischen Gedankens Auguste Comte aus, und alle seine Schüler haben diese im Laufe des letzten halben Jahrhunderts eifrig verbreitet.

Frank über den Krieg.

Professor Frank warnt die Friedensanhänger vor einer Verurteilung des Krieges, „denn," sagt er, „indem ihr auf denselben mit Steinen werft, verleumdet ihr die ganze Vergangenheit der Menschheit." Der Krieg hat nach Franks Meinung seinerzeit wohlthätig gewirkt. Frank behauptet weiter, dass dieser in der Menschheit viel Gutes geschaffen und entwickelt hat. An Stelle der früheren Anarchie hat derselbe Ordnung eingeführt, den Wagemut zu Ehren gebracht, die Menschen daran gewöhnt, sich zu einem Ganzen zu vereinigen. Wenn man dieses leugnet, so bleiben viele begeisterte Werke, die durch den Krieg vollendet sind, unbegriffen. „Nichtsdestoweniger," sagt er, „kann die Philosophie nicht umhin, zuzugestehen, dass der Krieg in unserer Zeit bereits ein Anachronismus geworden ist."

Kriegsausgaben.

Ausser jeder Art Appell an die Humanität, den Verstand und das Herz bemühen sich die Friedensanhänger, ihre Gründe auch durch rechnerische Erwägungen zu verstärken, um uns deutlich davon überzeugen, dass allein die Erwartung des Krieges so teuer zu stehen kommt, dass sie einen ganzen Weltteil zerrütten kann. Frédéric Passy bestätigt, dass der Krieg im Laufe des jetzigen Jahrhunderts in Europa 12—15 Millionen Menschenleben und 100 Milliarden Geld verschlungen hat, d. h. mehr als die Summe, auf die das ganze Vermögen Frankreichs abgeschätzt wird. Dass diese Ziffern nicht übertrieben sind, kann man schon daraus schliessen, dass allein die Kriege des Kaiserreichs seit 1804 an 6—8 Millionen Menschenleben gekostet haben. Nach der Berechnung von Leroye-Beaulieu hat allein die 12jährige Periode von 1854—1866 gegen 2 Millionen Opfer gefordert. Die Kriegsausgaben für dieselbe Periode berechnet der genannte Schriftsteller auf 50 Milliarden Francs. In Anschlag gebracht sind nur die klaren, der Berechnung zugänglichen Verluste. Allerdings

in dieser Summe auch die Kosten des amerikanischen Bürgerkrieges enthalten. Was die Kosten des deutsch-französischen Krieges anbetrifft, so belaufen sich diese nach den Berechnungen Fauvilles auf wenigstens 30 Milliarden Francs. Die seit jener Zeit gestiegenen Heeresbudgets in Frankreich und Deutschland beweisen, dass die weiteren Rüstungsausgaben noch grössere Summen erfordert haben. In dieser Zeit hat auch das übrige Europa nicht weniger verausgabt, da, wie Jules Simon richtig bemerkt, für Sadowa und Sedan nicht nur die Besiegten und die Sieger (Oesterreich, Frankreich und Deutschland), sondern auch alle Staaten Europas gezahlt haben. In der gegenwärtigen Zeit springt in allen Budgets der zivilisierten Welt der ihnen gemeinsame Zug in die Augen, dass, obgleich kein Krieg vorhanden ist, der grösste Teil der Staatsausgaben (2/3) für die Vorbereitungen zum zukünftigen Kriege und zur Bezahlung der Ausgaben der blutigen Zusammenstösse in der Vergangenheit bestimmt ist und nur 1/3 auf alle übrigen Bedürfnisse kommt. Indem somit die europäischen Staaten für das Werk des Todes doppelt soviel verausgaben als für die Bedürfnisse des Lebens in allen seinen Erscheinungen, geben sie, der zivilisierteste Teil der Welt, den künftigen Historikern das Beispiel einer Wirtschaftsführung, die wohl kaum Nachahmung verdient, aber für die Anhänger der Idee der Nützlichkeit des Krieges recht belehrend ist. Und darum lehnt das Menschengeschlecht, nachdem es sich mit derartigen Bilanzen bekannt gemacht und überzeugt hat, woher das Uebel kommt, es ab, dasselbe noch weiterhin zu unterstützen. Deshalb ist es für uns an der Zeit, ohne auf die übrigen Details einzugehen, ohne bei den Schrecken des Massenmordes in den Schlachten, der Sterblichkeit in den Hospitälern stehen zu bleiben, ohne auf die offenbaren Widersprüche zwischen den Bestrebungen und der Thätigkeit in der Friedens- und Kriegszeit hinzuweisen, eine Wahl zwischen dieser und jener zu treffen. Es ist Zeit anzuerkennen, dass Eisen und Menschen zu etwas anderem bestimmt sind, als sich in Kanonen und Leichname zu verwandeln, dass die Völker jetzt die Absicht haben, nicht den zu ehren, der mehr als andere das Land verwüstet hat, sondern den, welcher es am erfolgreichsten bearbeitet. Die Menschen wünschen zu leben und sich im Frieden zu entwickeln; sie ziehen den Frieden dem Kriege vor, welcher auch die Summe der Leiden auf Erden vergrössert und die Früchte des Friedens vernichtet.

Eine ebensolche Ueberzeugungskraft atmen die Gründe Henry Ferrys: „Das gegenwärtige Europa," sagt er, „unterhält 9 Millionen Mann kriegsbereit, abgesehen von 15 Millionen Reserve. Diese Vorsorge kommt ihm jährlich bis 4 Milliarden Francs zu stehen. Indem

Europa fortfährt, seine Rüstungen immer weiter zu steigern, paralysiert es die Quellen des gesellschaftlichen und individuellen Wohlbefindens und kann dem Menschen verglichen werden, der, um eine wertvolle Waffe zu besitzen, sich zu Entbehrungen verurteilt und damit sich selbst bis zu dem Grade schwächt, dass er nicht mehr im Stande ist, die erworbene Waffe in Händen zu halten, und unter ihrer Schwere zusammenbricht."

Karl Busch richtet, indem er von den fabelhaften Ausgaben spricht, die durch die kriegerischen Vorbereitungen Europas verschlungen werden, die Aufmerksamkeit darauf, dass diese nur den kleinsten Teil der Verluste bilden. Ausser den bestimmten Ausgabetiteln des Kriegsbudgets der Staaten muss man den gewaltigen Schaden in Anrechnung bringen, der dem Volke dadurch zugefügt wird, dass der blühendste Teil der Bevölkerung von jeder produktiven Arbeit abgezogen wird. Was die beständigen Geldausgaben für Kriegsvorbereitungen anbetrifft, so ziehen sie nur eine Folge nach sich: das unmässige Anwachsen der Staatsschulden. Der grösste Teil derselben in Europa verdankt sein Entstehen ausschliesslich den Kriegsbedürfnissen. Im Jahre 1891 betrugen diese Schulden schon 4 Milliarden Pfund Sterling oder 40 Milliarden Rubel Kredit.

Produktionsfähigkeit des kriegführenden Landes.

In jüngster Zeit weisen die Nationalökonomen der verschiedensten Richtungen einstimmig auf folgende hochbedeutsame Erscheinung hin. Die Produktionsfähigkeit des alten Europa begegnet einer immer steigenden Konkurrenz Amerikas und teilweise der anderen Länder jenseits des Ozeans, einer Konkurrenz, die mit jedem Kriege, der die alte Welt erschüttert, immer grösser wird. Sobald nur ein europäischer Krieg bei uns die Thätigkeit der Fabriken zum Stillstand bringt und die Unternehmer schwächt, gehen auch sofort die verlorenen Märkte an die nicht träumenden Konkurrenten jenseits des Ozeans über und bleiben dann schon für immer in deren Gewalt. Auf diese Gefahr des Krieges weist unter anderen der bekannte deutsche Nationalökonom Rudolph Meier hin.

„In dem Augenblick, wo Millionen Menschen ins Feuer gehen, fällt die Produktionsfähigkeit des kriegführenden Landes, und es beginnt der Niedergang dessen, was durch die Anstrengungen vieler Jahrzehnte aufgebaut war. England und Amerika, die neutral bleiben, werden fortfahren, zu produzieren und zu verkaufen.

„Wenn wir schon jetzt mit der Konkurrenz Englands in der Industrie und derjenigen Amerikas in der Landwirtschaft nicht fertig werden können, wie wird unsere Lage erst im Falle eines neuen allgemeinen Krieges werden? Nach dessen Beendigung wird sich

ganz Europa in der Macht des englischen und amerikanischen Kapitals befinden.

„Wenn wir von der $3^1/_2$ Millionen starken Armee $2^1/_2$ Millionen Soldaten entlassen, das Kriegsbudget von 4 Milliarden auf $1^1/_2$ Milliarden Mark herabsetzen, erhalten wir $2^1/_2$ Millionen arbeitsfähiger Leute, welche jährlich im Durchschnitt nicht weniger als 1000 Mark pro Kopf, d. h. $2^1/_2$ Milliarden Mark erarbeiten. Unter solchen Verhältnissen werden die Konkurrenz Englands und Amerikas nicht zu fürchten haben, welche Länder sich gegenwärtig eines derartigen Vorzuges erfreuen."[1])

Sogar Vertreter der regierenden Familien, welche überall für eifrige hereditäre Anhänger der alten Ordnung der Dinge gelten, sprechen bereits nicht selten eine Verurteilung des Krieges aus, indem sie auf die schädlichen Elemente hinweisen, die in ihm enthalten sind, und betonen, dass das Ziel der Zivilisation in der Mitwirkung zur Festigung des Friedens bestehen muss.

Verschiedenartige Aeusserungen zur Frage über Krieg und Frieden.

In den Denkwürdigkeiten des Künstlers Wereschtschagin, welche in dem Journal „Die Waffen nieder" gedruckt sind, finden wir folgende Stelle: „Der Krieg, sagten mir Prinz Georg von Sachsen und der damalige Erbe des preussischen Thrones, Kronprinz Friedrich, ist etwas besonderes, das all dem widerspricht, wozu die christliche Moral verpflichtet." „Rühre fremdes Gut nicht an," sagt diese Moral, „nimm, was du kannst", befiehlt der Krieg. „Betrüge nicht," sagt die eine, „betrüge, brich Treue", lehrt die andere. „Je mehr Mordthaten du vollbringst, desto gewisser wird dein Verdienst auf dieser und auf jener Welt geschätzt werden."

Der ehemalige deutsche Kanzler Caprivi sagte in seiner Rede in Danzig: „Der Kaiser hält es für möglich, dass das kommende Jahrhundert nach einem allgemeinen Bunde der europäischen Völker streben wird."

Eine hiermit gleichlautende Erklärung gab auch der verstorbene Präsident der französischen Republik, Carnot. Bei seiner Anwesenheit auf einer Volksfestlichkeit sagte er: „Auf diesen Festtagen der Arbeit erlangen die Völker die Möglichkeit, sich zu nähern und einander zu begreifen. Hier müssen die Gefühle der Sympathie und der Achtung keimen; diese werden nicht verfehlen, wohlthätig auf das Geschick der Welt einzuwirken, indem sie den Moment näher bringen, wo das Volksvermögen ausschliesslich zu Aufgaben des Friedens verwandt werden wird."

Indem wir diese verschiedenartigen Ansichten zur Frage über Frieden und Krieg anführen, dürfen wir uns wohl auf eine gewisse Ver-

[1]) „Das Sinken der Grundrente."

wirrung unseres Lesers gefasst machen, der natürlich das Bedürfnis fühlt, sich zu unterrichten, welcher Meinung die Spezialisten des Kriegshandwerks selber sind. Schauen sie alle die Bedeutung des Krieges von dem Standpunkte des preussischen Generals von Boguslawski an, meinen sie, dass der Krieg jetzt und immerdar ein heroisches Mittel repräsentiert, die durch den Frieden verdorbene, von Egoismus durchtränkte Atmosphäre zu reinigen und zu desinfizieren. Wir können die Wissbegierde unserer Leser befriedigen und auf viele autoritative Stimmen der militärischen Welt hinweisen, die durchaus nicht mit den Gründen des Generals einverstanden sind, der den wohlthätigen Einfluss des Krieges auf den geistigen und moralischen Fortschritt der Menschheit preist. Auch unter den militärischen Spezialisten finden sich Leute, die von ganzer Seele den Bestrebungen und Hoffnungen der Armee des Friedens ergeben sind und laut ihre Stimme für die Vorzüge der friedlichen Bewegung der zivilisierenden Elemente gegen den Triumph der Gewalt erheben. So sprach General Gordon, der nach seiner Ankunft in Chartum vom Volk als Befreier begrüsst wurde, folgende denkwürdigen Worte:

„Ich bin zu euch gekommen ohne Heer, aber mit Gott, um euch für die Bedrückungen der Sudanesen zu entschädigen. Zu einer anderen Armee als der Gerechtigkeit verspreche ich niemals meine Zuflucht zu nehmen."

Folgen eines Krieges nach Ansicht der Militärschriftsteller.

Einen besonders wichtigen Dienst erweisen der Friedenssache diejenigen Militärschriftsteller, die der Gesellschaft klar machen, was der künftige Krieg ihr bringen kann. Indem sie bald die eine, bald die andere Seite des Krieges berühren, entwerfen sie ein Entsetzen erregendes Gemälde des Elends, das die Bevölkerung der einzelnen Staaten zu erwarten hat. In unserer Arbeit haben wir wiederholt die Ansichten von Militärschriftstellern angeführt, die nach einer hellen Beleuchtung der Wirksamkeit der neuesten Vernichtungsmittel zu dem Schluss kommen, dass sich schliesslich zwischen den kriegführenden Seiten von selbst ein Gürtel bilden muss, den niemand überschreiten wird. So werden die Zusammenstösse schliesslich in dem Sinne unentschieden bleiben, welcher der beiden mehr oder weniger gleichen Kräfte der Sieg gehört. Diese Gleichheit der Kräfte wird eine unausbleibliche Folge des beständigen Strebens der Kriegstechnik sein, hinter den Vervollkommnungen in andern Ländern nicht zurückzustehen.

Unter solchen Verhältnissen kann das Ziel des Krieges nicht erreicht werden und alle Ausgaben, Opfer, Gewaltthätigkeiten, das vergossene Blut, die Zerrüttung und Verarmung werden keinen wirklichen, sondern nur einen scheinbaren Nutzen bringen.

Der österreichische General-Intendant Ritter v. Kottié hat eine noch wichtigere Frage angeregt, nämlich, ob die Möglichkeit bestehe, eine gewaltige Truppenzahl längere Zeit zu unterhalten, ohne die Bevölkerung in Armut zu stürzen. Diese Frage ist oftmals in den Parlamenten berührt worden, aber Gegenstände dieser Art behandelt man dort ungern, vielleicht, um nicht die Unzufriedenheit der Bevölkerung zu erregen, um nicht deren Aufmerksamkeit an derartige Fragen zu gewöhnen, um in ihr nicht die Opposition für den Fall einer Heeresvermehrung vorzubereiten.

Indem sich der Autor der Rolle zuwendet, welche die öffentliche Meinung in der Epoche des „Volkes in Waffen" spielt, sagt er: „Die Weisheit jedes Staates besteht darin, der Bevölkerung volles Vertrauen zu ihren Führern einflössen zu können." Wenn man in den Sinn dieser Worte eindringt, wird die Anspielung des Autors begreiflich, dass in Westeuropa der Krieg leicht zu sozialen Bewegungen führen kann. Dieser Frage müssen wir weiterhin ein besonderes Kapitel widmen; hier erwähnen wir nur als einen Beleg für die offene Darlegung derjenigen Seiten des Gegenstandes seitens kompetenter Spezialisten, welche die Ansichten der Gegner des Krieges unterstützen können.

Es ist unzweifelhaft, dass eine längere Dauer des Krieges Komplikationen hervorrufen kann, die viele Militärschriftsteller voraussehen.

Die sozialen Gefahren eines Krieges.

Und werden wirklich die Regierungen im Stande sein, besonders im Hinblick auf die Propaganda und die Stimmungen, die gegenwärtig unter den Volksmassen im Westen herrschen, bezüglich der Festsetzung der Preise teilnahmlos zu bleiben und diese den natürlichen Bedingungen von Nachfrage und Angebot zu überlassen? Oder werden die Regierungen die Sorge auf sich nehmen, die Familien derer zu ernähren, die unter die Fahne berufen sind. Derartige Fragen im voraus zu entscheiden, ist unmöglich.

Wenn aber die Regierungen genötigt sein werden, wirklichen Anteil an der Regulierung der Preise und der Ernährung der Bevölkerung zu nehmen, wird es dann nach dem Kriege leicht sein, hiervon zurückzutreten und die Volksverpflegung abermals den Händlern zu den beliebig von ihnen festgesetzten Preisen zu überlassen? Dieser Moment könnte Schwierigkeiten sozialen Charakters hervorrufen. Uebrigens werden wir später auf diese Frage zurückkommen, wenn wir den eventuellen Einfluss des Sozialismus auf den Gang der Kriegsereignisse betrachten.

Eine solche schwere Lage kann noch ernsthafter werden, falls der Krieg sich in die Länge zieht, und dies ist nach Ansicht sehr gewichtiger Militärschriftsteller mehr als wahrscheinlich.

Die Länge des künftigen Krieges.

„Dank den Eisenbahnen" — sagt General Leer — „hat sich die Periode der vorbereitenden Operationen bedeutend verkürzt. Indessen auf Märschen, Manövern und im Kampfe wird man sich der Eisenbahnen nur in sehr seltenen Fällen bedienen können; als Operationslinien können sie nicht dienen. Die jetzigen grossen Massen können sich auf den gewöhnlichen Wegen nicht mit der Schnelligkeit der napoleonischen Heere fortbewegen; sie müssen auch eine grössere Fläche einnehmen, sowohl infolge ihrer Grösse (zur Erleichterung der Verpflegung und ihrer Unterbringung) als auch infolge der breiten Aufgaben, welche ihnen werden gestellt werden."

Sodann geht der Autor von den einzelnen Operationen zu dem Ganzen des Krieges über und sagt:

„Auch bei den kleineren Massen bilden die Jahre 1812, 1813 und 1814 in Wirklichkeit einen fortlaufenden dreijährigen Krieg. Wieviel Zeit wird aber dazu nötig sein, um (nach dem Ausdrucke von der Goltz') den jetzigen Antäus, der Heer auf Heer aussendet, zu bekämpfen und von der Erde loszureissen. Der kommende Sturm wird nicht in schnellen Gewitterschlägen enden, er wird vielleicht ganze Jahre dauern."

So kann z. B. auch nach der Meinung hervorragender deutscher und französischer Militärschriftsteller der Krieg mit Russland nicht in einem Jahre beendet sein, sondern wird mehrere Kampagnen erfordern.

Zu dem Bestand des deutschen Landheeres gehört die gesamte, zum Kriegsdienst taugliche männliche Bevölkerung des Landes im Alter von 17 bis 45 Jahren einschliesslich. Wenn man annimmt, dass zu Feldarbeiten Arbeiter von 15 bis 65 Jahren tauglich sind, so ergiebt sich, dass 56 % der ganzen Arbeiterklasse unter die Fahne berufen werden können.

Selbst wenn man zugiebt, dass im Falle der äussersten Kräfteanspannung nicht alle zum Dienst Verpflichteten in den Krieg ziehen müssen, so würden dennoch, wenn Deutschland daran denken sollte, einen Angriffskrieg nach zwei Fronten zu führen, notwendigerweise so viele produktive Kräfte der Arbeit entzogen werden müssen, dass die vom Kriegsdienst Befreiten offenbar nicht im Stande sein werden, das Arbeitspensum zu erfüllen, welches in gewöhnlicher Zeit die gesamte männliche Arbeiterbevölkerung leistet.

Die Militärschriftsteller beschränken sich nicht darauf, der Gesellschaft die Perspektive des Krieges und deren Folgen zu schildern, sie teilen ihr auch zuweilen ihre persönlichen Eindrücke mit, vor denen der Leser mit Entsetzen zurückweicht. So nennt z. B. Major X. (ein Belgier) in seiner Broschüre „Ce que nous réserve la prochaine guerre" den künftigen Krieg eine, wenn auch vorhergesehene, so doch unvermeidliche

Sintflut, die man nur mit den schrecklichsten Zuckungen der Natur vergleichen könne. Den Krieg hält der Autor deshalb für unvermeidlich, weil die Grossmächte nur zwischen einem Krieg mit dem Auslande und einem sozialen Krieg zu wählen haben würden. „Es zeigt sich, dass sie Milliarden in einen bodenlosen Abgrund geworfen haben, nur um den Bankerott unter der Drohung der Anarchie zu erwarten."

Selbst Moltke, dieser Hohepriester des modernen Militarismus, dachte nicht ohne Schrecken an den zu erwartenden Krieg, als er im Reichstag die denkwürdigen Worte aussprach: „Eine weise Regierung wird niemals den Krieg hervorrufen, dessen Folgen sich nicht voraussehen lassen. Wehe derjenigen Regierung, welche sich zuerst entschliesst, den Funken in das Pulverfass zu werfen, das unter Europa in seinem jetzigen Zustande liegt."

Man darf noch einen Punkt nicht unerwähnt lassen, mit dem der Krieg im beständigen Kampfe liegt und der mit der Zeit den Friedensfreunden einen starken Verbündeten verspricht. Wir reden von den Dienern der christlichen Glaubensbekenntnisse.

Widerspruch zwischen der Kirche und der Kriegsliebe.

Zahlreiche Schriftsteller haben wiederholt die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, dass die europäischen Staaten und Gesellschaften, die sich mit Stolz die „christliche Welt" nennen, dem christlichen Ursprung ihrer Zivilisation eine hohe Bedeutung beilegen, als dessen Basis die Liebe zum Nächsten als das höchste der moralischen Lebensprinzipien gilt. Aber widerspricht dieser Liebe nicht der gegenseitige Hass, der zum Vergiessen des Blutes des Nächsten führt? Hiernach können die Verteidiger der Idee des Friedens zu den Anhängern des Krieges sagen: „Euer Christentum ist ein Betrug; ihr seid nicht würdig, als Christen zu gelten, denn ihr verteidigt die Gewalt und vergewaltigt damit die Grundlage der Lehre Christi selbst."

Renan betrachtet den Krieg als einen widernatürlichen Zustand.

Der frappierende Widerspruch zwischen dem in Europa gepredigten Glauben und der Kriegsliebe empörte Renan. Nach ihm ist der „Krieg eine Reihe von Sünden, ein widernatürlicher Zustand, in dem vorgeschrieben wird, das zu vollbringen, was unter normalen Verhältnissen für sündig oder verbrecherisch gilt. Weder das Evangelium noch die Kirchenväter erwähnen ein Wort davon, dass die kriegerischen Tugenden zur Rettung der Seele führen."

Die Diener der Kirche, die christlichen Prediger und Schriftsteller führen eine noch entschiedenere Sprache. So hat z. B. der bekannte Favel Wilson es direkt ausgesprochen, dass, „so lange unsere Panzerschiffe nicht abgerüstet, unsere Heere nicht aufgelöst sind, wir kein Recht haben, uns Christen zu nennen."

In dem Werke Maknomars[1]), das von dem Londoner Friedenskomitee prämiiert ist, erklärt der Autor, dass der „Krieg sich nicht mit dem evangelischen Geiste vertrage, dass er mit der Lehre vom Heil der Seelen nichts Gemeinsames haben könne." Unter den Ursachen, welche die Gleichgiltigkeit der Gesellschaft gegen die Abscheulichkeit des Krieges erklären, nennt der Autor die Erziehung, da sie die Verherrlichung des Krieges zulässt: „Mord wird Krieg genannt, der Mörder — Krieger, die Wildheit der menschlichen Natur — Heroismus."

Die Verteidiger des Krieges verlangen dagegen von den christlichen Hirten Teilnahme an der Verletzung des Friedens. Aus diesem Anlass sagt Berthelot: „Wenn der Gedanke der heiligen Schrift mir verständlich ist, so muss ich zu der Ueberzeugung gelangen, dass die Menschen, indem sie die Frage von der Unsittlichkeit des Krieges verschweigen, damit beweisen, dass sie ganz und gar nicht Christen sind und sich nur als solche ausgeben. Ich habe viele Jahre gelebt, aber nicht mehr als sechsmal ist es mir gelungen, von der Kanzel herab Ermahnungen zum Frieden zu hören. Als ich vor 20 Jahren in einem Salon vor etwa 40 Personen davon sprach, schaute man auf mich wie auf einen wilden Fanatiker. Der Gedanke, dass es möglich wäre, ohne Krieg auszukommen, schien allen abgeschmackt und bewies nur die unverzeihliche Schwäche ihrer Urteilskraft."

Tolstoi weist auf den Widerspruch zwischen dem christlichen Gefühl und dem Kriege hin.

Von dieser Seite greift mit besonderer Kunst Leo Tolstoi die Anhänger des Krieges an. Der Nachweis des Widerspruches zwischen dem christlichen Gefühl und dem Kriege bildet den Angelpunkt des kritischen Verhaltens dieses Schriftstellers zn dem zeitgenössischen Stande des moralischen Lebens der europäischen Völker. „Die christlichen Völker," sagt er, „leben offenbar ein gemeinschaftliches Leben. In welchem Ende der christlichen Welt auch ein heilsamer, fruchtbringender Gedanke erscheint, er durchfliegt diese ganze Welt von einem Ende zum andern und erregt überall ein und dieselben Gefühle der Freude und des Stolzes, unabhängig von der Nationalität. Und plötzlich sollen wir, die wir zu dieser Welt gehören, die wir so die Denker, Dichter und Gelehrten der fremden Nationen lieben, die wir auf sie stolz sind, wir, die wir direkt Menschen jeder Nationalität lieben — Franzosen, Deutsche, Amerikaner, Engländer, wir, die wir nicht nur fähig sind, die Eigenschaften anderer zu schätzen, sondern uns auch daran ergötzen, dass sie existieren, ihnen freudig zulächeln, wir, denen es schrecklich wäre, nicht etwa an Krieg, sondern auch nur an irgend eine Verstimmung zwischen uns und ihnen zu

[1]) „Der ewige allgemeine Frieden, seine Möglichkeit, Bedeutung und Identität mit der göttlichen Offenbarung."

denken, wir sollen plötzlich aus irgend einem Grunde auf die Idee eines Aufrufs zu Mordthaten kommen, welche, wenn nicht heute, so vielleicht doch morgen schon ausgeführt werden müssen."

Die Presse zur Friedensfrage in jüngster Zeit.

Zum Schluss alles Gesagten muss darauf hingewiesen werden, dass selbst die Mehrzahl der Vertreter der periodischen Presse in jüngster Zeit sich zur Friedensfrage weniger einseitig als früher zu verhalten begonnen hat, wo die Presse zum grossen Teil Schuld an der Schürung des internationalen Hasses trug. Die frühere Ironie in den Aeusserungen über die Vorkämpfer des ewigen Friedens verschwindet allmählich.[1])

Der Militarismus als Volksschule.

Es erübrigt noch, einige Worte gegen das Argument der Verteidiger des Krieges zu sagen, dass die Reihen der Armee und sogar

[1]) Als ein leuchtendes Beispiel, das den Eintritt auf den Weg des Protestes gegen die Auswüchse des Militarismus charakterisiert, führen wir folgende kleine Probe für dessen Verurteilung an, die unlängst in einer unserer verbreitetsten Zeitungen erschien:

„Jedesmal, wenn dem Deutschen Reichstag militärische Gesetzprojekte vorgeschlagen wurden, brachten wohldenkende Leute die Frage der Ueberbürdung der Steuerkraft des Volkes durch die endlosen militärischen Forderungen zur Sprache, welche „auch nicht den geringsten Aufschub erleiden." Zum Unglück dieser nüchternen Geister und zugleich auch zum Unglück von ganz Europa haben die faktischen Daten die Steuerüberbürdung der Deutschen im Vergleich zu den anderen grossen Nationen durchaus nicht bestätigt. Aus diesem Anlass ist sogar eine spezielle Untersuchung der relativen Budgetbelastung der einzelnen Völker erfolgt. Die Forschungen des Prof. v. Kaufmann (Staats- und Ortsausgaben der Hauptländer Europas nach ihren Zwecken) haben wirklich ergeben, dass die Ausgaben für die Landesverteidigung und die Staatsschuld Preussen am wenigsten bedrücken. Dieses erklärt sich daraus, dass Preussen grosse Staatsdomänen besitzt, die treffliche Einnahmen bringen. Für die Deckung der jährlichen Ausgaben für das Heerwesen und den Staatskredit muss der Preusse zu diesen „eigenen Einnahmen" der Staatskasse — 8,62 Mark zuzahlen, der Russe — 12,25, der Oesterreicher — 19,14, der Italiener — 25,20, der Engländer — 29,84, der Franzose — 40,49. Wenn 30 Mill. Preussen heute Franzosen würden, so müssten sie an staatlichen Gesamtsteuern statt der jetzigen 701 Mill. Mark — 1788 Mill. Mark aufbringen. Natürlich ist es bei derartigen thatsächlichen Verhältnissen nicht möglich, von einer Steuerüberbürdung der Preussen zu reden. Die Gegner der Militärprojekte der deutschen Regierung wurden in diesem Punkte aufs Haupt geschlagen, und die Diskussionen über die „Last des Militarismus" begannen still zu werden.

„Im jetzigen Sommer stiess ich in Deutschland auf die Broschüre eines jungen Professors der Nationalökonomie, Jastrow, die ein ganz anderes Licht auf diese Frage wirft. Der Verfasser stellt einen andern und nach unserer Ansicht den einzig richtigen Gesichtspunkt für die Schätzung der Last des Militarismus auf.

„Drückt uns der Militarismus? Leiden wir darunter? Das ist die Frage, auf welche in Deutschland so häufig eine verneinende Antwort gehört

der Militarismus überhaupt eine treffliche Schule bilden sollen, wo die Volksgefühle und sittlichen Begriffe anerzogen werden. In dieser Schule lerne die Jugend das Vaterland lieben, gewöhne sich an Ordnung, an Disziplin u. s. w. Ausserdem diene der Dienst unter der Fahne als Gegengift gegen den Sozialismus. Die Gegner des Krieges erwidern hierauf, dass, selbst wenn man die Wahrscheinlichkeit der Verstandes- und Herzensentwickelung im Kasernenleben zugebe, doch in jedem Falle diese Schule allzu teuer zu stehen komme, um schon gar nicht davon zu sprechen, dass das Volk dieselbe mit dem Blute seiner Söhne bezahlen müsse. Wie aber jedem bekannt ist, kann man die Kasernen durchaus nicht einem Erziehungsinstitut gleichstellen. Der militärische Geist hat seine Forderungen, die mit den Forderungen einer allgemein menschlichen Erziehung nicht identisch sind. Vor allem sind ihm Exerzitien und Dressur nötig, woran man einen bedeutenden Teil der Zeit, die der Soldat im Dienst zubringt, wenden muss. Im ganzen herrscht im Kasernen-

---

wird, und doch ist dieser Optimismus sehr irrig; er wurzelt in einer ganz unrichtigen Auffassung. Die Last des Militarismus besteht nicht in dem, was wir ihm zum Aufzehren opfern, sondern in dem, worauf wir infolge dieses Opfers verzichten müssen. Der derzeitige Militarismus hat das Kriegswesen aus der ihm gebührenden Stelle herausgehoben. Aus der dienenden Rolle, aus dem Mittel zur Erreichung ganz anderer Ziele ist das Kriegshandwerk zu etwas ganz Selbstthätigem emporgewachsen, zu einer Art Kunst um der Kunst willen, zur Poesie des Militarismus. Die Bedürfnisse des Kulturlebens, das, wozu dieser mächtige Schutz geschaffen wird, treten an die zweite Stelle, geben die erste Stelle dem dienenden Organ ab. Nur die militärischen Bedürfnisse werden als „unaufschiebbar anerkannt, alle übrigen können warten". Und so wird der Staatsbürger bereits seines Rechtes beraubt, vom Staate die Befriedigung der wichtigsten Bedürfnisse des Kulturlebens zu fordern. Die Gerichtssachen liegen in den Gerichten wegen Personalmangels 4 bis 5 Monate unberührt da; die Richterämter besetzt man der Ersparnis halber mit jungen Assessoren. Für die Sitzungen ist nicht die genügende Anzahl von Räumlichkeiten vorhanden; man beeilt die Entscheidung von Verhandlungen, um den Saal für andere Sitzungen frei zu machen. In der Berliner Technischen Hochschule fassen die Auditorien nicht die Zahl der Hörer. In der Berliner Universität, diesem Stolz der deutschen Wissenschaft, erfolgt die Ansetzung der Kollegstunden nicht mehr im Einklang mit den pädagogischen Bedürfnissen, sondern nach dem zufälligen Umfang des einen oder anderen Auditoriums. Die Schaffung von 40 neuen Richterposten in Berlin nimmt den Charakter einer ganz besonderen Wohlthat an, während bei dem Wachstum der Stadt alljährlich die Schaffung von genau so vielen neuen Aemtern nötig ist und auch dieses nicht die elementarsten Grenzen geordneter Gerichtsverhältnisse übersteigt. Die Bauanschläge der Zivilbehörden werden auf ganze Jahrzehnte verteilt, als wenn es sich hier um irgend welche Launen des Luxus und nicht um Schulen, Gerichte u. s. w., Grundeinrichtungen des Kulturlebens handelte. Die Fabrikinspektion ist ungenügend, die Arbeiterversicherung hinkt u. s. w. u. s. w."

leben das Reich der blinden Subordination; dies fördert durchaus nicht die selbständige geistige Entwickelung und führt häufig zu Missbräuchen der Macht; ausser der unvermeidlichen Entwöhnung von der produktiven Arbeit hat sie auch noch auf die besten Seiten der menschlichen Natur Einfluss durch die gegenseitige Uebertragung der noch nicht gefestigten Charaktere und Ansichten. Dies bereitet nur den günstigen Boden für die sozialistische Agitation und bisweilen auch für die völlige Demoralisation vor.

Nationalökonomen klagen den Militarismus als Begünstiger des Müssiggangs an.

Nicht umsonst hat Larroque noch vor Eintritt der jetzigen Epoche der äussersten Entwickelung des Militarismus darüber geklagt, dass Leute nur in die Reihen der Armee treten, um entweder nichts zu thun oder nicht das zu thun, was andern Nutzen bringt.[1])

„Aller Volksmüssiggang" — so ungefähr sagt Wrede — „ist in der Armee gross gezogen und verbreitet sich von hier auf alle Schichten der Gesellschaft, und der Müssiggang führt immer zum Wunsch, auf fremde Kosten zu leben; das ist der echte Ursprung der Eroberungsinstinkte und der Anfang des Militarismus."

Der Verfasser der bekannten „Sociologia criminale" Colojani sagt zum Schluss seines Werkes: „Mit einem Wort, Krieg und Militarismus schaffen den Widerwillen gegen die Arbeit, schaffen im Soldaten neue Bedürfnisse, die zu befriedigen er nicht die Möglichkeit hat, erwecken in ihm alle ursprünglichen wilden Instinkte, entwickeln die Ruhmsucht, gewöhnen ihn, nicht das Gesetz, sondern die rohe Gewalt zu achten, was auch in Kriecherei und Frechheit zum Ausdruck kommt und endlich unmittelbar zur Bettelei, zum sittlichen Sinken, zur Trunkenheit, zu Verbrechen und häufig zum Selbstmord führt."

Die Anhänger des Friedens erklären ausserdem, dass die Entwickelung des Militarismus nicht die Erziehung des Volkes fördert, sondern als Hinweis für die Entwickelung der Einrichtungen erscheint, welche in Wirklichkeit dazu bestimmt sind, das Volk aufzuklären, denn zu letzterem fehlt es an Mitteln. Der deutsche Abgeordnete Liebknecht führt unter vielen Beispielen, welche diese These bestätigen, folgendes an: „In Düsseldorf wandte sich die Gewerbeschule an die Regierung mit der Bitte um eine jährliche Unterstützung von 565 Mark. Dieselbe erhielt wegen hierzu mangelnder Mittel einen abschlägigen Bescheid. In derselben Zeit wurden in demselben Düsseldorf Kasernen im Werte von 2 350 000 Mark erbaut." „Kann bei solchen Verhältnissen" — fragt Liebknecht — „von einer Entwickelung der Gewerbe, von einer Entwickelung der Kultur die Rede sein?"

---

[1]) Larroque: „La guerre". Paris 1864.

Uebrigens haben die Anhänger des Krieges noch ein Argument bereit. „Der Krieg" — sagen einige von ihnen — „verhütet die übermässige Vermehrung der Bevölkerung." Aber schon die Zuflucht nahme zu derartigen Gründen für die Notwendigkeit des Krieges verrät doch die äusserste Schwierigkeit, für diesen Zweck irgend welche überzeugendere und wissenschaftlichere Motive zu finden, die auch besser mit der christlichen Ethik der zivilisierten Welt übereinstimmen.

2. Anhänger und Gegner des Krieges unter Dichtern, Romanschriftstellern und Künstlern.

Wir haben Beispiele genug aus den Werken der Gelehrten angeführt, — Beispiele, die geeignet sind, um auf dem Wege der logischen Zusammenstellung den Lesern die Erkenntnis zu erschliessen, dass die Prinzipien des Krieges weit entfernt sind von dem Ideal, das die christliche Moral erstrebt, dass sie mit den wissenschaftlichen Sätzen der Soziologie nicht übereinstimmen und mit den Interessen des kulturellen Fortschritts der Menschheit ganz unvereinbar sind. Aber wir haben noch nicht die Evolution auf dem Gebiete der Literatur berührt, das nicht sowohl auf den Verstand des Lesers, als vorzugsweise auf dessen Gefühl einwirkt. Die Kraft der Poesie ist bekanntlich durch ihre Fähigkeit der unmittelbaren Einwirkung auf das Gefühl des Lesers mächtig.

Folgen des Krieges auf dem Gebiete der Literatur in früherer Zeit.

In früherer Zeit diente der Krieg den Dichtern als unerschöpfliches und fast einziges Mittel der Begeisterung. In den kriegerischen Heldenthaten, welche schriftliche oder mündliche Tradition aufbewahrte, fanden sie am liebsten und leichtesten den Stoff für die Verherrlichung der Abenteuer ihrer Helden, welche mit den verschiedensten körperlichen und geistigen Eigenschaften, je nach der Phantasie des Dichters und den Zeitbegriffen ausgestattet waren. Die Tapferkeit der Helden, die Schönheit des Schlachtfeldes waren die hauptsächlichsten Elemente aller derartigen Erzeugnisse von Homer bis zu Puschkin einschliesslich; negative Seiten in den Thaten der geliebten Helden, widerwärtige Gemälde der Vernichtung der Schwachen durch die Starken vermieden die Dichter (besonders diejenigen der romantischen Epoche). Es ist deshalb nicht wunderbar, dass ihre Lieder und Weisen die Zeitgenossen unaufhaltsam auf das Schlachtfeld zogen, wo man die Fülle des Lebens und die Erreichbarkeit der von ihnen geschaffenen einfachen Ideale der höchsten menschlichen Würde fühlte.

Allmählich jedoch hörten diese Ideale auf, die Dichter zu befriedigen. Das Leben komplizierte sich und damit begann sich der Heroismus allen andern

Gebieten der menschlichen Thätigkeit anzupassen. Es ist jedoch bemerkenswert, dass zu Anfang unseres Jahrhunderts gleich nach einer ganzen Reihe von Kriegen während der ersten Republik und des Kaiserreichs, wo Europa, des Blutvergiessens müde geworden, doch wohl das Glück der Friedenszeit hätte empfinden müssen, die Mehrzahl der Dichter und Romanschriftsteller fortfuhr, begeistert den kriegerischen Heroismus zu besingen und den Hauptschuldigen des eben beendeten Blutvergiessens, als den man Napoleon erkannte, hervorzuheben; hierdurch förderten sie den Kultus des grossen Heerführers nicht wenig.

Aber in derselben Zeit begann die Begeisterung vieler Dichter, darunter auch solcher hervorragenden Lyriker wie Byron und Victor Hugo, sich häufiger und häufiger an Motiven aufzuranken, die getragen sind von der entschiedenen Ueberzeugung der Unmenschlichkeit des Krieges, welchen sie als die Erbschaft Kains proklamierten, als den Ueberrest der Sitten der Wilden, als das sicherste Kennzeichen dafür, dass die Menschheit noch nicht für die wahren Begriffe der Gerechtigkeit herangewachsen sei. Bei Byron finden sich übrigens nicht nur Unwillen über den Krieg und Verwünschungen desselben; ihm gehört der berühmte, zuerst von ihm ausgesprochene Sophismus an, worauf bis zu unserer Zeit die modernen Anhänger der Meinung von der Nützlichkeit periodischer schauerlicher Aderlässe zu reiten pflegen. Im 9. Gesange des „Don Juan" sagt er: „Ich würde gern meinen Abscheu gegen den Krieg ausdrücken, wenn ich nicht überzeugt wäre, dass nur er allein die Welt vor Schimmel und Fäulnis rettet." Aber dies ist nicht mehr als eine geistreiche Gedankenwendung, während der Tadel des Krieges, der Ekel vor dem menschlichen Schlachthaus sich jedesmal in der Poesie Byrons finden, wenn er sich an die moderne Menschheit mit Vorwürfen über die Unvollkommenheit ihrer Natur wendet, und es ist bekannt, dass er solche Vorwürfe nicht wenige erhob, dass seine Sarkasmen fast den wesentlichsten Teil aller seiner Gedichte bilden. Der „Don Juan" ist erfüllt von Parallelen zwischen dem Krieg und der dumpfen Bereitschaft, die schlimmsten Grausamkeiten um der Ehrliebe willen zu vollziehen — dieser dehnbarsten aller menschlichen Leidenschaften, die so verschieden begriffen wird.

Oh foolish mortals! Always taught in vain!
Oh, glorious laurel! — since for one sole leaf.
Oh thine imaginary deathless tree,
Of blood and tears must flow the unebbing sea.[1])
(Canto VII. 68.)

[1]) O thörichte Sterbliche (sagte der Dichter)! Existiert denn wirklich für Euch die Lehre der Vergangenheit nicht? Müssen denn wirklich Eurer Lorbeeren wegen ewig Blut und Thränen in Strömen fliessen?

In den Erzeugnissen der alten Dichter und Künstler, die sich von kriegerischen Ereignissen begeistern liessen, spiegeln sich die Schrecken von Mord und Tod durchaus nicht wieder. All die widerwärtigsten Offenbarungen des Barbarentums sind bei ihnen gewissermaassen von einem idealen Schleier umhüllt, durch den man nur die Erhabenheit des Mannesmutes, der Selbstaufopferung und des Ruhmes erblicken kann.

In unserer Zeit hat eine derartige Richtung der Kunst schon lange aufgehört, eine allgemeine zu sein. Jetzt giebt es nicht wenig Schriftsteller und Maler, die von Kriegsbildern diesen Schleier heruntergerissen haben, der dem Kriege einst so viel Anziehendes gab, und die kriegerischen Aktionen unzertrennlich von allen sie begleitenden Erscheinungen darstellen, unter denen der Tod von Menschen, die eine Minute vorher in vollster Lebenskraft standen, noch als die am wenigsten entsetzliche in der Kette aller möglichen Leiden gelten darf.

Fast gleichzeitig mit der Poesie Byrons (in dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts) erklangen die ersten Strophen Bérangers:

J'ai vu la paix descendre sur la terre
Semant de l'or, des fleurs et des épis.
L'air était calme, et du dieu de la guerre
Elle étouffait les foudres assoupis.
„Ah, disait elle, égaux par la vaillance,
Français, Anglais, Belge, Russe ou Germain,
Peuples formez une sainte alliance
Et donnez-vous la main."[1])

Dasselbe Motiv hat auch mehr als einmal Heine angeschlagen, z. B.:

Wir wollen auf Erden glücklich sein
Und wollen nicht mehr darben,
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleissige Hände erwarben.

Je näher wir unserer Zeit kommen, desto vernehmbarer erheben sich unwillige Dichterstimmen gegen den Krieg. Zur Rechtfertigung ihrer Zornesergüsse und Verwünschungen wenden sie sich der Darstellung aller entsetzlichen Einzelheiten der blutigen Zusammenstösse zu, indem sie dergestalt den früheren Entzückungsnebel zerreissen und sich bemühen,

[1]) Ich habe den Frieden auf Erden herabsteigen sehen, Gold und Blumen und Aehren streuend. Die Luft war ruhig und der Frieden erstickte die eingeschlummerten Donner des Krieges. Der Frieden sagte: Ihr Völker, gleich an Tapferkeit, ob Ihr Franzose, Engländer, Belgier, Russe oder Deutscher seid, bildet eine heilige Allianz und reicht einander die Hand.

den Krieg von einer Seite darzustellen, welche nur Entsetzen und Widerwillen erregt.

Es ist sehr natürlich, dass der Krieg den Dichtern pessimistischer Richtung ein besonders reiches Material geliefert hat; eine ihrer hervorragendsten Vertreterinnen, L. Ackermann, hat ihm unter anderen folgende bekannte Strophen gewidmet:

Liberté, droit, justice, affaire de mitraille!
Pour un lambeau d'état, pour un pan de muraille,
Sans pitié, sans remords un peuple est massacré.
— Mail il est innocent! — Qu'importe? On l'extermine.
Pourtant la vie humaine est de source divine:
N'y touchez pas, arrière! Un homme, c'est sacré![1])
Sous des vapeurs de poudre et de sang quand les astres
Pâlissent indignés parmi tant de désastres,
Moi-même à la fureur me laissant emporter,
Je ne distingue plus les bourreaux des victimes;
Mon âme se soulève, et devant de tels crimes
Je voudrais être foudre et pouvoir éclater.[2])
Du mois te poursuivant jusqu'en pleine victoire
A travers tes lauriers, dans les bras de l'histoire
Qui, séduite, pourrait t'absoudre et te sacrer,
O guerre, guerre empie, assassin, qu'on encense,
Je resterai, navrée et dans mon impuissance,
Bouche pour te maudire, et coeur pour t'exécrer![3])

Einer der unversöhnlichsten Gegner des Krieges und des Militarismus blieb während seiner ganzen literarischen Thätigkeit einer der bedeutendsten

[1]) Freiheit, Recht, Gerechtigkeit, Alles ist ein Opfer der Mitrailleuse. Für einen Fetzen Land, für ein Stück Mauer wird ohne Mitleid, ohne Gewissensbisse ein Volk niedergemetzelt. — Aber es ist unschuldig: — Was thut's. Man rottet es aus. Und doch stammt das menschliche Leben aus göttlicher Quelle. Rühret nicht daran Ein Menschenleben ist heilig.

[2]) Wenn vor Pulverdampf und Blutdunst die Sterne erbleichen, entrüstet über soviel Elend, da lasse ich mich selbst vom Zorne hinreissen; ich unterscheide nicht mehr die Henker von den Opfern; meine Seele empört sich und gegenüber solchen Frevelthaten wünschte ich ein Blitz zu sein, um losbrechen zu können.

[3]) Zum wenigsten, o Krieg, ruchloser Krieg, Mörder, dem man Weihrauch streut, verfolge ich dich bis zu deinen Siegeslorbeeren und in den Armen der Geschichte, welche sich verführen lässt, dir zu verzeihen und dich zu preisen. Erschüttert von Leid bleibt mir in meiner Machtlosigkeit ein Mund, dich zu verfluchen, ein Herz — dich zu verwünschen.

Victor Hugo als Gegner des Krieges.

Lyriker unserer Zeit, Victor Hugo. Bei jedem Anlass wandte er sich an die Welt mit seinen Beschwörungen und schleuderte denen, welche Blutvergiessen erregt hatten, Worte des Unwillens zu, bemüht, die Menschheit zur Vernunft zu bringen, die sich noch nicht davon frei gemacht hat, Thaten, die sich auf Mord gründen, mit dem Strahlenschein des Glanzes, des Ruhmes, des Verdienstes zu umkleiden. Im Jahre 1867 schrieb er anlässlich der Pariser Ausstellung: „Im zwanzigsten Jahrhundert wird das Volk nur mit Mühe einen Unterschied zwischen einem siegreichen Heerführer und einem blutbesudelten Schlächter entdecken. Es wird das Schlachtfeld mit dem gleichen Gefühl betrachten, mit dem wir auf die Plätze blicken, wo sich einst die Scheiterhaufen der Inquisition erhoben haben. Der Friede — das ist Gott, der Friede ist der Ernährer der Völker. Pflanzen wir ihn auf unter den Bürgern aller Länder, denn nur ein Kampf soll auf Erden existieren — der Wetteifer im Streben nach Fortschritt. Das Volk des zwanzigsten Jahrhunderts wird das ganze grosse Europa sein und sodann auch die ganze Menschheit."

Weiter schildert der Dichter die Lage des Menschen in jener glücklicheren Zukunft mit folgenden Worten: „Die Periode der Gewalt ist für ihn auf immer vorüber. Der Ruhm der Gewaltmenschen hat sich als ein zerstiebendes Metall erwiesen. Eine Grösse solcher Art verschwindet im Fortschritt; sie ist auf eine Macht gegründet, die sich durch das Schwert hält, auf die Schmiedung des Gesetzes aus Vergewaltigung, auf die Beseitigung von Gerechtigkeit und Wahrheit, die unter dem Joche der Thatsachen, die sich vollzogen haben, ersticken. Jetzt zucken die Menschen bei dem Anblick einer Grösse von so zweifelhaftem Wert nur mit den Schultern. Freilich bringen die lärmenden Helden auch bis jetzt noch die menschliche Vernunft aus der Bahn, aber sie beginnen doch offenbar schon zu ermüden, die Ueberlegung hatte bei ihrem Anblick lange die Augen zugedrückt und sich die Ohren zugestopft angesichts der Mordthaten, die sich Schlachten nennen. Die Zeit der grossen Mordthaten ist vorüber. Von jetzt ab wünscht die Menschheit, die herangewachsen ist und sich selbst erkannt hat, ohne sie auszukommen. Das Kanonenfutter hat zu überlegen angefangen, und die Rolle eines Opfers, welches dargebracht werden soll, schmeichelt ihm nicht mehr."

Deutsche Dichter gegen den Krieg.

In der heutigen deutschen Literatur erscheinen trotz der Siegestriumphe von 1870/71 nicht selten poetische Erzeugnisse, worin kriegerischer Heldenthaten nicht anders gedacht wird als mit Ironie und einem schmerzhaften Gefühl der Scham über die Grausamkeiten, die sich vollzogen haben und vollziehen. Aus einer solchen Dichtung des bekannten Robert Hamerling entlehnen wir folgende Zeilen:

„Schar um Schar entsendet
Zum Schanzensturm der Feldherr. Sie gehorchen,
Sie ziehen stumm dahin, gleichgiltig fast,
Wie Schlächter, Henker zieh'n ans Tagewerk."

Ein anderer moderner Poet, Ernst v. Wildenbruch, spricht sich nicht minder verächtlich über kriegerische Tugenden aus:

„Dass der allergrösste
Erfindungsreichste Meister in der Kunst
Des Tötens ist der Mensch, und dass er nicht,
Wie Tiger etwa, nur am Einzelmord
Sich labt, vielmehr am liebsten würgt in Massen
Und seinesgleichen."

In der letzten Zeit ist als beredte Predigerin des Friedens und Gegnerin des Krieges die talentvolle Romanschriftstellerin Bertha v. Suttner mit grossem Erfolge hervorgetreten. Die in Form eines Romans trefflich geschriebene Philippika dieser Schriftstellerin „Die Waffen nieder" ist in alle europäischen Sprachen übersetzt, und in Deutschland ist der Titel dieses Werkes das Losungswort für eine ganze Richtung in der Literatur geworden. „Die Waffen nieder" ist unter anderem auch das neue Monatsjournal genannt worden, das, soviel bekannt, sehr verbreitet ist und sich zum Ziel gesetzt hat, alles zu vereinigen, was der Entwickelung und Verwirklichung der Ideen des ewigen Friedens Vorschub leisten kann.

Bertha v. Suttners „Die Waffen nieder."

Es ist jedoch bekannt, dass trotz der bedeutenden Anzahl von Vorkämpfern und Aposteln der Idee einer allgemeinen Völkerversöhnung auch die Gegner dieser Idee in den letzten 25 Jahren nicht geruht haben. Aber doch hat niemand von den gelehrten Soziologen, Historikern, Philosophen, Belletristen und Dichtern (abgesehen von dem kürzlich verstorbenen Professor v. Treitschke) sich entschlossen, gegen die Ansicht John Drapers[1]) aufzutreten, wonach es „kein grösseres literarisches Verbrechen giebt, als sozialen, nationalen und besonders theologischen Hass zu erregen". Niemand hat auch bestritten, dass „um der eigenen Würde willen die Schriftstellerwelt in ihrer Mitte solche Abscheulichkeiten nicht dulden darf."

Wenn wir noch hinzufügen, dass fast in allen europäischen Gesetzbüchern Paragraphen existieren, welche es verbieten, zwischen den verschiedenen Völkergruppen oder Gesellschaftsklassen eines Staates Hass zu erregen, so wird den künftigen Geschlechtern der faktische Erfolg

[1]) John Draper: „Geschichte der geistigen Entwickelung Europas". Bd. II, S. 633.

der Hilfsmittel fast unglaublich erscheinen, deren man sich von gewisser Seite aus bedient hat, um journalistische Condottieri für ein Werk zu gewinnen, welches seinem Ziele nach direkt den versöhnenden Bestrebungen der gewaltigen Mehrheit der europäischen Schriftsteller entgegengesetzt ist.

Tolstois Wirken für die Friedensbestrebungen.

Unter den Schriftstellern, die mit besonderem Talent und Eifer gegen den Krieg gekämpft haben, gebührt beinahe die erste Stelle L. N. Tolstoi. Sowohl als Publizist wie auch als Belletrist hat er die Bekanntschaft der Leser mit den schädlichen Seiten des Kriegshandwerks nicht wenig gefördert. Als unmittelbarer Augenzeuge hat er die Feldzüge und Schlachten, die Siege und Leiden mit einem Realismus beschrieben, den nur sein gewaltiges Talent erreichen konnte. In einer ganzen Reihe seiner literarischen Werke hat er unermüdlich das Kriegshandwerk aller poetischen Farben entkleidet, mit denen Chronisten, Dichter und Erzähler aller Länder die kriegerischen Abenteuer ihrer Helden auszuschmücken für nötig hielten. Ohne einen Schritt von der Wahrheit abzuweichen, stellt der Autor das Wesen des Krieges in Gemälden einer endlosen Reihe wilder Grausamkeiten, menschlicher Leiden und Totschläge dar. In künstlerischer Beziehung lässt sich wohl kaum ein einziges Erzeugnis in der gesamten europäischen Literatur der neuesten Zeit höher stellen als sein „Krieg und Frieden".

Zolas „LeDébâcle".

Eines der Hauptwerke Emil Zolas, „Le Débâcle", das den französisch-deutschen Krieg eingehend schildert, geht von demselben Gesichtspunkt einer Verurteilung der rohen Gebräuche aus, die sich auch noch in unserer Zeit jedesmal geltend machen, sobald die gegenseitige Hetze der Völker beginnt. Die schrecklichen und zwecklosen Leiden, denen die Menschen unterworfen werden, welche im Namen des Vorurteils, als wäre das Blutvergiessen unvermeidlich, geopfert werden, sind in diesem Roman in ihrer ganzen Nacktheit dargestellt. Der Autor schildert zum Beispiel, wie ein völlig gewöhnlicher Durchschnittsmensch unter dem Eindruck der vor seinen Augen sich vollziehenden Mordthaten plötzlich zum Tobenden wird, sich in ein wildes Thier verwandelt und sich auf seinen Nächsten stürzt, angestachelt durch die innere Erregung, die sich auch in ihm vollzogen hat. Jede Tugend wird vergessen, niemand denkt daran, in wessen Namen der Todschlag vor sich geht, und an Stelle der vielgefeierten Selbstaufopferung tritt in der allergröbsten Form die physische Kraft und der Instinkt der Selbsterhaltung auf den Plan — schrecklich in ihrem Wesen und widerwärtig in ihren Folgen. Ihr Triumph ist die Vernichtung all dessen, was die Menschen nach langjähriger Arbeit, durch das Mühen vieler Geschlechter erworben. Die Gemälde und Figuren dieses Romans hinterlassen in dem Leser einen

um so stärkeren Unwillen gegen den Krieg, als der Autor selbst sich zu ihm objektiv stellt. Der Vertreter des modernen literarischen Realismus hat hierüber seine Ansicht ausgesprochen, die in Wirklichkeit von einer völligen Rechtfertigung des kriegerischen Blutvergiessens gar nicht so weit entfernt ist. „Ich halte den Krieg" — sagt Zola — „für eine verhängnisvolle Notwendigkeit. Seine Unvermeidlichkeit entspringt aus der engen Abhängigkeit der Natur des Menschen von der Natur alles Bestehenden".

Zola hält trotzdem den Krieg für eine verhängnisvolle Notwendigkeit.

Der Naturalismus Zolas überträgt demnach in Bausch und Bogen das Gesetz des Darwinistischen Kampfes ums Dasein auf das gesellschaftliche Leben des Menschen und meint, dass in diesem Kampfe das höchste Recht enthalten sei, das nicht einmal von der höchsten Zivilisation verletzt werden könne.

Ebenso nehmen sich auch die Ueberzeugungen eines andern französischen Belletristen, Jules Claretie, aus, bekannt durch seine vorzüglichen historischen Erzählungen aus der Epoche des Krieges von 1870. Das Herz des Autors wird beständig erregt bei der Erinnerung an Erscheinungen des Barbarentums in unserer Zeit, deren Augenzeuge er war. Man kann seine einfachen, wahrhaft dokumentarischen Zeugnisse der grausamen Scheusslichkeiten, die sich in der jüngsten Epoche des Zusammenstosses zwischen den beiden gebildeten Nationen vollzogen, nicht ohne Schaudern lesen. Aus ihnen musste man schliessen, dass dieser Schriftsteller ein bedingungsloser Gegner des Krieges sei, und dennoch ergiebt sich aus seinen Erörterungen, dass er sich nicht entschliessen kann, sein Endurteil über den Krieg auszusprechen. Der Skeptizismus, der Zweifel an der Möglichkeit, die Gerechtigkeit ausserhalb der blutigen Hilfsmittel des Krieges zu suchen, gewinnt die Oberhand über alle anderen Erwägungen.

Jules Claretie über den Krieg.

„Spionieren, Verrat, Hinterhalte, Betrug jeder Art — alles ist im Kriege erlaubt", sagt dieser Schriftsteller.[1]) „Hierzu kann man auch noch Plünderung, Raub, Brandstiftung fügen. Der Krieg giebt jedem Verbrechen die gesetzliche Weihe. Der Krieg hat sein eigenes Wörterbuch: Diebstahl heisst in seiner Sprache — Requisition, glücklich ausgeführte, ungeheuerliche Mordthaten — Sieg. Kaum irgendwann wird man mit Bestimmtheit die ganze Summe des moralischen Schadens bestimmen können, den der Menschheit beispielsweise ein zehnmonatiger Krieg bringt. Die im Frieden angeeignete Ehrlichkeit schrumpft bedenklich zusammen. Dem Fleischer ist es immer leichter, Blut zu vergiessen als dem Landmann; die an Mord Gewöhnten — töten. Es ist

[1]) Jules Claretie, „La guerre nationale".

ein grosses Uebel, wenn in der Menschheit der schlummernde Tiger erwacht. Dies ist kein Paradoxon und keine Uebertreibung. Eine Menge wilder Instinkte ruhen in der Brust des Menschen, und sie alle gewinnen Leben unter dem Pulverdampf, inmitten der zermalmenden, tosenden Schlacht."

„Der Krieg" — führt derselbe Schriftsteller weiter aus — „ist schrecklicher und widerwärtiger als früher seit der Zeit geworden, wo er dem Mechanismus der Zivilisation unterthan wurde, der sich seiner für seine Zwecke bediente. Es genügt, nur einmal mit eigenen Augen diese Haufen von Toten und Verwundeten zu sehen, mit denen man die Waggons anfüllt, die man auf Tragbahren herbeischleppt, in Omnibussen weiter befördert, um alle Schrecken der gegenseitigen Metzelei zu begreifen. Alles, was in Friedenszeiten zum Wohl oder zur Tröstung des Menschen diente, wird ihm plötzlich feindlich und erhält die Färbung schlimmster Ironie. In den Schlachten der früheren Zeiten vollzogen sich alle zahllosen Verbrechen, alles Blutvergiessen gewöhnlich unter der Hülle eines dichten Pulverdampfes. Aber sobald sich der Rauch zerstreut, erhebt sich das Schlachtfeld in seiner ganzen Scheusslichkeit. Alles empört sich in euch, wenn ihr es seht, nicht nur das Gewissen, sondern auch die einfachen Sinne — das Gesicht, der Geruch . . . Es giebt kein menschliches Wesen, das nicht von dem schrecklichen Eindruck des Anblicks eines Schlachtfeldes erdrückt würde! Und später werden diesem Schlachtfelde begeisterte Beschreibungen der Dichter und Künstler geweiht!"

An einer anderen Stelle schreibt jedoch derselbe Claretie: „Zum Unglück lenken die Welt weder Philanthropen noch Philosophen; deshalb muss man es für ein grosses Glück erachten, dass unsere Grenzen von Soldaten behütet werden, denn bis jetzt bildet der Soldat die sicherste Garantie für den uns allen wertvollen Frieden. Des Friedens kann sich nur derjenige erfreuen, der stark und entschieden ist!"

Die Menschheit in ihrer, wenn auch langsamen, so doch ununterbrochen aufsteigenden Entwickelung reift allmählich zu dem Verständnis neuer Wahrheiten heran, und wenn der richtige Moment gekommen ist, dann sind keine Hindernisse, kein Konservatismus mehr im Stande, die früheren Begriffe aufrecht zu erhalten. Die jetzigen unaufhörlichen und begeisterten Proteste gegen den Krieg, sogar von solchen Leuten, die keine Möglichkeit sehen, ihn endgiltig zu beseitigen, künden sie nicht das Herannahen einer Epoche, wo blutige Zusammenstösse der vollste Anachronismus sein werden, wo jeder Versuch, die Hilfe der Waffen zur Lösung internationaler Fragen anzurufen, auf Verachtung bei der ganzen Welt stossen wird?

Der Krieg — unsittlich in seiner ganzen Grundlage.

Die Philosophen sind weit eher als die Dichter zu dem Schluss gekommen, dass der Krieg in seiner Grundlage selbst unsittlich sei, aber das, was Montaigne und Pascal im XVI. Jahrhundert ausgesprochen und bewiesen, hat erst in der Poesie des XIX. Jahrhunderts einen Wiederhall gefunden. Eine ablehnende Haltung gegenüber dem Kriege findet sich wohl auch in den geistlichen Hymnen, die in den Zeiten des Christentums bis zu den Kreuzzügen entstanden sind, aber in diesen Gebetsanrufen Gottes wird der Krieg als etwas dargestellt, das von dem Willen des Menschen unabhängig, unvermeidlich ist, das von der Vorsehung über die Menschen als Strafe verhängt wird, ganz ebenso wie Pest, Hungersnot, Ueberschwemmung und anderes Elend, gegen das der Wille des Menschen in jener Zeit nicht zu reagieren versuchte. In dem Kriege erblickt man eine elementare Kraft, und so konnte der Krieg in jener Zeit keiner ethischen Schätzung unterliegen, wie etwa willkürliche menschliche Handlungen. Der Begriff der Verantwortlichkeit für den Anlass zum Kriege entstand weit später, und wurde wohl zuerst in diplomatischen Aktenstücken formuliert, die Strafen, wie Kontributionen u. s. w. auferlegten (übrigens immer nur der besiegten Seite). Dieser Begriff von der Verantwortlichkeit für den Krieg hat jedoch fest in der Seele der menschlichen Gesellschaft Wurzel gefasst und hat sich allmählich entwickelt und gekräftigt und endlich es dahin gebracht, dass sich unter den heutigen Schriftstellern und Künstlern wohl kaum jemand finden lässt, der nicht dem Kriege ablehnend gegenüber stände.

Jede neue Idee, welche in die Geister geworfen wird, sagt ein englischer Denker, durchmisst drei Stadien ihrer Entwickelung: in dem ersten erscheint sie der Majorität lächerlich, in dem zweiten beginnt sie gefährlich zu erscheinen, und zu guterletzt scheint es, als ob alle sie schon immer gekannt haben.

Aber die Zeit für das Durchmessen dieser Stadien ist sehr ungleich, und bei Ideen, die das Gebiet der moralischen Begriffe des Menschen umfassen, zeichnen sich diese Stadien durch besondere Länge aus. Die Langsamkeit des Fortschrittes in den moralischen Begriffen in Verbindung mit der Unvollkommenheit der menschlichen Natur selbst kann treffend mit der geologischen Allmählichkeit in der Bildung der Erdrinde verglichen werden. Es ist deshalb nicht wunderbar, dass die Kenntnis der genauen Gesetze der Evolution, welche die ethischen Anschauungen der menschlichen Gesellschaft in den verschiedenen Epochen verändert, zu den schwierigsten Problemen gehört, die zu lösen erst künftigen fernen Geschlechtern beschieden ist.

Was nun eigentlich die Idee von der Möglichkeit eines Aufhörens blutiger Völkerzusammenstösse anbetrifft, so ist sie zwar noch nicht weit

Die Idee der Möglichkeit eines Aufhörens blutiger Völkerkämpfe.

über das Gebiet zukunftsferner Wünsche hinausgekommen, aber nach dem Maasse der Bewegung des menschlichen Gedankens offenbaren sich in diesen Wünschen und Träumen doch schon deutlich solche Anzeichen, wie sie jedem wachsenden Streben eigen sind. Zu diesen Anzeichen muss man die veränderte Richtung der modernen Schöpfer aller Formen der Kunst rechnen. Militärische Siege dienen ihnen immer seltener und seltener zum Gegenstande einer idealen Darstellung des menschlichen Lebens. Poesie und Malerei, die noch unlängst das Ideal der Schönheit in Schlachten suchten und fanden, reproduzieren jetzt diese als die schreiendsten Zeugnisse für die Niedrigkeit der menschlichen Natur. Das Talent der früheren Schriftsteller und Künstler, welche mit hinreissenden Farben das Schlachtfeld zu schildern wussten, hat die enthusiastischen Anschauungen über den Krieg nicht wenig gefördert, nicht wenig den Drang nach dem Kriegshandwerke entwickelt.

In unserer Zeit lässt sich eine entschiedene Abkehr vom Kriege nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Malerei wahrnehmen.

Maler als Bekämpfer der Kriegsgreuel.

Auf der Pariser Ausstellung von 1867 entzückten die Besucher die Bilder Arthur Grottgers, von denen die bekannte Bilderserie „Thal der Thränen" vom österreichischen Kaiser erworben ist und von der man überall Reproduktionen findet. Es sind das eine Reihe Kartons über das Thema menschlicher Leiden infolge des Krieges. Hier nimmt man einer Mutter den Sohn, dort weinen Frau und Kinder, die sich von ihrem Ernährer trennen, der in den Krieg geht, wo ihn der Tod erwartet; weiter finden wir geschändete Kirchen, zerstörte Heiligtümer, Mord, Raub, Feuersbrunst und Menschen, die sich in Schakale verwandeln. Wie der Künstler, dem der Genius alle die seines Pinsels würdigen Gegenstände gewiesen hat, in seine Werkstätte zurückkehrt, sieht er, dass alle diese schrecklichen Eindrücke sich in Jehovah konzentrieren, dessen Hand zum Fluch erhoben, dessen Stirn von Zorn umwölkt ist und um dessen Mund der verächtliche Ausdruck spielt: „O Menschengeschlecht, o Stamm Kains!"

Einen besonders starken Eindruck hinterliessen die Gemälde des berühmten Künstlers Wereschtschagin. An dem russisch-türkischen und dem turkestanischen Kriege nahm er ja selbst teil und er hatte alles, was er in den Feldzügen und Schlachten an Spuren der Verwüstung geschaut, tief empfunden und meisterhaft seine Gedanken und Empfindungen auf die Leinwand übertragen.

Moritz Brasch[1]) sagt über diese Bilder: „Scheint es nicht, dass die Natur selbst vor Entsetzen über den Anblick der menschlichen Leiden

[1]) „Der Gedanke des ewigen Friedens in Verbindung mit Politik und Völkerrecht."

und der Tragik dieser Massen wieder zu Stein erstarrt ist? Kann es wohl ein beredteres Zeugnis für die Idee des ewigen Friedens geben?"

Und wirklich wird jeder, der diese Gemälde gesehen hat, den Gedanken Braschs bestätigen. Das künstlerische Empfinden in den Gemälden Wereschtschagins ist im höchsten Grade machtvoll und jedem verständlich. Es greift dem Beschauer direkt ans Herz und reisst ihn fort. Vor diesen Bildern fliessen nicht nur leicht trocknende Thränen, sie zwingen auch zu tiefem Sinnen über das Menschengeschlecht, das so schweren Leiden unterworfen ist. Der Eindruck der Wereschtschaginschen Bilder.

Die auf diesen Gemälden dargestellten Menschen sind nicht idealisierte Helden; sie sind das gewöhnliche Volk, dem wir täglich und überall begegnen; sie sind in der wahrsten Bedeutung dieses Wortes unsere Nächsten, welche der Künsler in den schrecklichsten Verhältnissen unter Qual und Tod unter dem eisigen Gleichmut der Natur vorführt. Die Lebenden umgeben Tote, denen das Leben nicht durch feindselige, nicht durch Verbrecherhand genommen ist. Sie haben Menschen getötet, die für sie Fremde waren, gleichgiltige, vielleicht ehrliche und gute Menschen. Alle diese Gedanken verfolgen qualvoll den Betrachter Wereschtschaginscher Gemälde.

Eines von ihnen „Auf dem Schipka ist alles ruhig" stellt die verschneite Gegend dar; unablässig fällt der Schnee und verhüllt das Tageslicht. Inmitten der toten öden Natur schlägt nur das Herz des Soldaten auf Wache. Er hält sich aufrecht trotz seiner sichtbaren Erschöpfung und des ihn durchbohrenden Frostes. Irgendwie Schutz suchend, bemüht er sich, seine erstarrten Glieder durch die Erinnerungen an das Heimatland, an den Frühling, an das heimische Nest zu wärmen, aber der Wind tost und der Schnee verhüllt ihn tiefer. Die einfache, ganz gewöhnliche Figur des gemeinen Armeesoldaten fesselt den Beschauer in dem Grade, dass er sich von ihr nicht losreissen kann, und noch lange steht ihm dieser sich vor Kälte zusammenkauernde Mensch vor Augen — aber auf dem Schipka ist alles ruhig.

Auf dem Vordergrunde einiger Gemälde Wereschtschagins sind hier und dort ausgestreckte Leichname zu sehen. Hier giebt es bereits keinen Kampf mehr. Auf dem Rasen ruhen die Toten, die finstern, stillen Gesichter zum Himmel gewendet, gleich als ob ihr letzter Gedanke eine Klage war vor dem Thron des Höchsten, dass man ihnen ungerecht und unnötig das Leben geraubt, welches auf Erden noch so nötig war.

Der Weg nach Plewna ist nicht der Anzeichen von Zivilisation in Gestalt von Telegraphenstangen beraubt; von der beständigen Bewegung des Trains sind sie über und über mit Staub bedeckt, was einst L. Tolstoi in „Krieg und Frieden" so unvergleichlich geschildert hat.

Auf ihm entlang zieht sich eine endlose Reihe von Fuhren mit Verwundeten. Anfänglich ist es unmöglich, mit einem Male das ganze furchtbare Schauspiel dieses Todeszuges zu begreifen, aber wenn man sich in die Leinwand vertieft, so erblickt man im Innern der Fourgons ein solches Schauspiel, vor dem das Blut in den Adern erstarrt. Ihr seht Wunden, denen das Blut entströmt, seht verstümmelte Teile von Menschenleibern, seht Leute in Stellungen, welche die letzten Todeszuckungen ankündigen. Wenn man auf sie schaut, scheint es sogar, als höre man ein die Seele zerreissendes Stöhnen und Schreien. Weit glücklicher sind diejenigen, die man einfach bei den Telegraphenstangen niedergelegt hat. Hier haben sich auf die Gesichter und die entblössten Füsse schon die Krähen niedergelassen, die eine neue Beute wittern. Sie schreiten zu ihrem Mahle nicht hastig, denn Speise ist jetzt für sie im Ueberfluss vorhanden. Und während sie sich anschicken, den Leib des Soldaten zu zerhacken, beten seine Lieben dort irgendwo in der Ferne mit Thränen im Auge um seine glückliche Heimkehr.

Wie entsetzlich auch die Gemälde des berühmten Künstlers sind, sie atmen doch die nackte Wahrheit, und viele Zeugen der von Wereschtschagin illustrierten Kriegsereignisse haben das durch ihre mehr oder minder grosse Autorität bestätigt. So finden wir u. A. auch eine solche Bestätigung in dem von K. M. Tschitschagow mit Allerhöchster Autorisation im Jahre 1887 unter dem Titel „Tagebuch über den Aufenthalt des Zar-Befreiers in der Donau-Armee“ herausgegebenen Werke. In ihm finden wir dieselben Szenen und Sujets, die Wereschtschagin als Vorwürfe für seine packenden malerischen Darstellungen dienten.

Aus Tschitschagows „Tagebuch“.

„Auf dem Wege Staub oder Schmutz bis zur Wagenachse; auf ihm zieht sich ein endloser Train von Verwundeten auf den Wagen, welche mit ausgemergelten Pferden oder Stieren bespannt sind. Kranke und Verwundete liegen in Fieberglut, und dazu sengt noch die Sonne; der Durst ist unerträglich; bei feuchtem Wetter aber durchnässt sie der Regen; Wäsche und Verbandzeug triefen vor Feuchtigkeit. Soldaten und Offiziere sitzen oder liegen in den Gefährten zu zweien, zu dreien, totenbleich, halblebendig, bisweilen vor Schmerz in einem bewusstlosen, Ohnmacht ähnlichen Zustande; meistenteils stöhnen sie, winden sie sich, schreien sie vor unerträglicher Qual, besonders, wenn das erschöpfte Pferd stehen bleibt und dann plötzlich, von der Peitsche angetrieben, die Fuhre aus dem Loch oder dem Schmutze reisst. Die unterwegs Gestorbenen bleiben bei den noch Lebenden liegen. Manche werfen sich im Fieber hin und her und schreien unverständliche Worte. Alles dies ist begleitet von entsetzlichem und unaufhörlichem Geknarr der Räder' das sogar gesunde Nerven zerreisst.

„Sehr häufig ist auf dem Wagen nichts sichtbar als ein blutbefleckter Soldatenmantel, unter dem ein blau gewordener Körper liegt, den man von einem Leichnam nicht unterscheiden kann. Kein Stöhnen, kein Laut ist hörbar. Man weiss nicht, ob der Mann lebt. Einige wenden das Haupt und blicken auf die Vorüberfahrenden. Aber was sind das für Blicke! In ihnen liegen Verzweiflung und Bitte, Entsetzen und Drohung. Stumm vor Schmerz, sind sie in dem gänzlichen Verfall der Kräfte auch starr geworden.

„Bei jedem Loche werden die Verwundeten furchtbar aneinander geworfen. Um die Erschütterung zu vermindern, klammern sich einige an ihre Leidensgenossen, fassen sie mit den Händen und halten sich so in derselben Lage.

„Zerkratzte, von Blut schwarz gewordene Gesichter, geschwollene Augenlider, Lippen, die mit der Nase zusammenfliessen und das menschliche Gesicht in eine formlose Masse verändert haben, finden wir auf Schritt und Tritt. Die Verwundeten wissen nicht, wie sie sitzen, wie sie liegen sollen; sie hängen über den Rand des Wagens, strecken Kopf, Hände, Füsse hervor; die an der Brust Verwundeten können sich überhaupt nicht stützen.

„Zu Seiten des Wagens, neben den Fuhren gehen Verwundete; der eine hat die Hand verbunden, der andere den Nacken, der dritte den Kopf.

„Es ereignet sich, dass der Verwundetentransport nicht bei Tageslicht an den Verbandplatz gelangt und ihn die Nacht mitten auf dem Wege ereilt. Man muss dann Halt machen und bis zum Morgen warten. Den Weg fortsetzen heisst sich in die Gefahr begeben, dass die Fuhre umgeworfen wird, was sich mehr als einmal ereignet hat. Man kann sich leicht vorstellen, wie es hierbei den Verwundeten ergeht.

„Es kommt vor, dass der von dem Kranken herbeigerufene Aufseher ihn neben einem Toten findet, welcher während seines Todeskampfes den lebenden Gefährten wo immer auch anpackte, bisweilen an die wunde Stelle, und so erstarrte.

„Besonders schrecklich ist es, wenn der Weg bergauf oder bergab führt. Und doch ist noch ein besonderes Glück nötig, um in irgend einen Transportzug hineinzukommen. Gar manche müssen sich mit zerschossenem Fuss oder verwundetem Leibe einige Werst weit mit bis zum Verbandorte oder Hospital schleppen.

„Und doch wollen alle diese Märtyrer leben! In ihrem Haupte kreuzen sich die Gedanken, einer dunkler und schrecklicher als der andere. Was noch unlängst ihr Streben, Wünschen und Lebensziel ausmachte, erscheint ihnen jetzt wie ein Kindertraum, und nur das Vor-

gefühl des Todes schnürt krampfhaft das Herz zusammen. Keine Hoffnung, trostlose Einsamkeit! Keinem seiner Angehörigen ist bekannt, wie es mit ihm steht, keiner weiss, welche Qualen er erduldet. Der eine hat eine Mutter, der andere eine Schwester, der dritte Weib oder Braut, der vierte Kinder. O, wie möchte er auf sie blicken, ihre Stimmen hören! . . Aber die Wirklichkeit ist zu erbarmungslos und entsetzlich, als dass er sich seinen Erinnerungen hingeben und in ihnen Erleichterung seiner Leiden finden könnte! Alles, was ihn umgiebt, sind seine Qualen; niemand kann dem anderen helfen, sein Stöhnen anhören. Wenn das Schicksal ihn am Leben lässt, so liegen vor ihm lange Tage im Hospital, vielleicht Siechtum und Not. Zu wem flehen um Hilfe und Rettung!"

Unwillkürlich kommen einem die Verse eines russischen Dichters in den Sinn:

Und ich sann mit geheimem Herzleid,
Was willst du, klägliches Menschenkind?
Der Himmel ist klar und Raum giebt er allen,
Aber unaufhörlich und ach so vergeblich
Kämpfst du allein . . . und warum?"[1])

[1]) M. Lermontow: „Walerik".

III.

Propaganda gegen den Militarismus.

Sozialismus, Anarchismus und Propaganda gegen den Militarismus.

„Der moderne Geist hasst den Krieg, er strebt nach Freiheit, welche die Arbeit emanzipieren und vervollkommnen soll!"
(Castellare, Lettre à Blasko.)

1. Entwicklung des Sozialismus.

Der Krieg in seiner Wirkung auf die Stimmung der Volksmassen.

Die gegen den Krieg erhobenen Stimmen der Gelehrten, die Anstrengungen der Philanthropen haben auch inmitten der Volksmassen Wiederhall gefunden. Freilich muss man erwägen: jede Idee stellt sich anders dar in einem erwählten Geiste, in welchem Wissenschaft und Gewöhnung zu geistiger Arbeit die Fähigkeit der Analyse entwickelt haben, das Vermögen, alle Feinheiten der Begriffe auseinander zu halten und zu wägen, die Ursächlichkeit der Erscheinungen und der historischen Notwendigkeit nicht aus dem Auge zu lassen, und anders in dem gering entwickelten Geiste des Arbeiters, der in dem engen Kreise der Nöte des täglichen Lebens schafft, der über das, was in der Welt vorgeht, hauptsächlich vom Standpunkt der persönlichen Bedürfnisse urteilt. Wie der Sonnenstrahl, der zur Hälfte von einer wenig durchsichtigen Hülle verschlungen wird, phantastische Figuren hervorbringt, so kann auch ein zufälliger Strahl wissenschaftlicher Schlussfolgerungen unter ungünstigen Umständen Illusionen und Irrtümer hervorrufen.

Vor allem ist der wissenschaftlich unentwickelte Geist nicht im Stande, die Sachen in ihrer abstrakten Bedeutung zu fassen, sondern nimmt alles in konkretem Sinne. So sind Krieg und Frieden für den Geist, der zu denken versteht, Resultate einer ganzen Kette von Ursachen, deren Anfang im Dunkel der prähistorischen Existenz der Gesellschaft verschwindet. Der Gelehrte oder Philanthrop hat bei der Beurteilung der Frage über Krieg und Frieden ihre beiden Seiten im Auge, und wenn er dann zu einem eigenen Schlusse kommt, bemüht er sich, andere

davon zu überzeugen, solche Argumente zu widerlegen, denen er sich vielleicht früher selbst gefangen gegeben hatte, deren Falschheit ihm aber jetzt klar geworden ist. Der einfache Mann dagegen bleibt nur bei den letzten Schlussfolgerungen stehen, und, wenn er sie einmal angenommen hat, glaubt er an sie absolut, so dass für ihn kein Rest eines Zweifels bleibt, der sein Streben mässigen könnte, seine Schlussfolgerungen direkt in der Praxis zu verwirklichen; er begreift nicht die Möglichkeit einer aufrichtigen anders gearteten Ueberzeugung und argwöhnt in jeder Meinungsverschiedenheit nur bösen Willen.

Die Masse begreift nicht, dass es schädliche gesellschaftliche Erscheinungen giebt, deren Auftreten ebenso wie die Mittel gegen sie zuerst erforscht werden müssen. Wenn sie auf ein Uebel stösst, sucht die Masse sogleich die Schuldigen und ist bereit, diejenigen, welche sie verdächtigt, zu verurteilen und das Urteil sofort zu vollstrecken. Einen Eindruck dieser Art müssen auf die Masse die auch in sie gedrungenen Vorstellungen ausüben, dass der Krieg das grösste Uebel und dazu ein zu beseitigendes Uebel ist. Als natürliche Folge trat die leidenschaftliche Forderung auf, den zerrütteten Volkswohlstand wiederherzustellen. Die Lehren der Sozialisten beförderten die Verallgemeinerung der Ansicht, dass der Militarismus das Haupthindernis bilde, die Massen zum Wohlstand gelangen zu lassen. Diese beiden Strömungen flossen zusammen, ähnlich wie sich verwandte chemische Elemente vereinigen, so dass eins das andere ergänzt. Der Sozialismus bot die Ideengrundlage und beförderte die Abneigung gegen die militärischen Lasten durch einen allen zugänglichen und stark wirkenden Beweggrund, dem man nicht absprechen kann, dass er infolge der gewaltigen Verstärkung der Opfer für Rüstungszwecke zeitgemäss erscheint.

Da wir von der Bewegung gegen den Krieg reden, die sich schon unter den Volksmassen im Westen zeigt, und sich dort die Vorbereitung der Massen zur Gewinnung von Einfluss auf den Gang der Verhältnisse unter Teilnahme der sozialistischen Vereine und unter der Einwirkung der in ihnen proklamierten Lehren vollzieht, so ist es unumgänglich nötig, einen kurzen Blick auf die Bedeutung dieser neuesten Propaganda zu werfen.

Der Sozialismus und der Militarismus.

„Der Sozialismus" — sagt Emile de Laveleye in seinem Werk „Le socialisme contemporain" — „hat in seinen verschiedenen Formen eine ungewöhnliche Verbreitung erhalten. In der Form des Strebens nach einer gewaltsamen Umwälzung hat er sich fast aller in der Industrie beschäftigten Arbeiter bemächtigt und ist jetzt bereits in die Dörfer eingedrungen; in Form einer wissenschaftlichen Theorie hat er die politische Oekonomie umgestaltet und herrscht auf den meisten Kathedern

Deutschlands und Italiens unter dem Namen „Staatssozialismus“ und ist selbst in die Kabinette regierender Fürsten gedrungen; endlich hat sich in der Form des „christlichen“ Sozialismus diese Lehre bei den katholischen Geistlichen und noch mehr bei den protestantischen Pastoren festgesetzt.“

Es ist natürlich, dass der Sozialismus als geistige Bewegung, die nach der Ansicht des belgischen Gelehrten fast alle Gesellschaftskreise ergriffen hat, sich dem gegenwärtig in Europa herrschenden Militarismus feindlich gegenüberstellen muss. Um die gegenseitigen Beziehungen dieser beiden Erscheinungen aufzuklären, müssen wir uns der Geschichte zuwenden. Ausserdem müssen wir noch näher betrachten, was man eigentlich unter Sozialismus versteht, da unter diesem Namen sehr verschiedene Lehren zusammengefasst werden.

Wir wollen natürlich weder eine Geschichte noch eine Kritik des Sozialismus schreiben. Für die Zwecke unserer Arbeit wird es hinreichend sein, einige Momente aus der Geschichte der sozialistischen Bewegung in Frankreich und Deutschland anzuführen und zu erklären. Es ist begreiflich, warum wir bei den beiden genannten Ländern stehen bleiben. Die Sache ist die, dass sich erstens in Frankreich der moderne Sozialismus als Lehre erhob, und zweitens zweimal, in den Jahren 1848 und 1871, mit den Waffen in der Hand als eine schreckliche Macht auf die Strassen hinaustrat, um mit einer gewaltsamen Umwälzung der Gesellschaft zu drohen. Man hat keine Sicherheit, dass sich eine derartige Gefahr in Frankreich nicht wiederholt oder dass etwas Aehnliches nicht auch in irgend einem andern Lande bei einer durch Krieg hervorgerufenen Krisis oder Niederlage vorgeht. Wir müssen einen Blick auf den Sozialismus in Frankreich auch schon deshalb werfen, weil Frankreich fortfährt, den Herd neuer Ideen und Bewegungen zu bilden, die sich den andern europäischen Völkern mitteilen.

Was Deutschland anbetrifft, so bietet die Entwickelung des Sozialismus in ihm ebenso im theoretischen (d. h. als Lehre) wie im praktischen Sinne (d. h. in der Form der politischen Partei) grosse charakteristische Züge. Man kann sagen, dass der neueste moderne Sozialismus als ökonomische Doktrin aus Deutschland gekommen ist, dort hat diese Lehre einen verschiedenen Charakter angenommen, verschiedene Schattierungen erhalten, je nachdem sie von den verschiedenen Kreisen proklamiert wurde. In Deutschland sind der revolutionäre, der Professoren-Sozialismus (Katheder-Sozialismus), der Staatssozialismus und endlich der christliche Sozialismus aufgetreten. Andererseits hat die sozialistische Organisation in Form einer Partei gerade in Deutschland die grösste Verbreitung und ihre besondere Festigkeit gefunden. Dies förderte in Deutschland das

wirkliche Bestehen einer ständischen Ungleichheit, trotz der gesetzlichen Aufhebung der Privilegien, und ausserdem die in Deutschland besonders empfundene Schwere des Militarismus, da dieses Land weniger reich ist als Frankreich; auch die Ableistung der Wehrpflicht ist in Deutschland, wo die Vorgesetzten einem besonderen Stande angehören und in der militärischen Sphäre den Geist der alten preussischen Dressur bewahrt haben, besonders drückend.

In Deutschland besteht gegenwärtig eine völlig regulär organisierte sozialdemokratische Partei mit ihren Vertretern im Reichstag und Arbeiterverbänden. Und wenn man annimmt, dass irgendwo die gesetzgebende Gewalt mit der Zeit sicher in die Hände der Vertreter der Arbeiter übergehen könnte, so wäre am ehesten eine solche Möglichkeit gerade für Deutschland denkbar, wo die Zahl der Sozialdemokraten im Reichstage bei jeder 'Neuwahl stark wächst, mithin die Annahme nicht ausgeschlossen ist, dass die Sozialdemokraten mit der Zeit die Majorität im Reichstage bilden und sie auch behalten werden. Aber hierbei darf natürlich nicht ausser acht gelassen werden, dass an der deutschen Gesetzgebung auch der Bundesrat teilnimmt, der aus Vertretern der Regierungen besteht und eine festere Schutzwehr abgiebt als der französische Senat. Endlich sind die Erbmonarchien in Deutschland mit ihren breiten Rechten doch der Kompromisse mit den Parlamentsparteien weniger bedürftig als die Zentralgewalt in Frankreich, deren Zusammensetzung direkt von den Wahlen abhängt; deshalb ist in Deutschland weniger als in Frankreich eine so plötzliche Ueberraschung denkbar, dass die Sozialisten zufällig vorübergehend die Macht in die Hände bekommen.

So wenden wir uns denn der Uebersicht der sozialistischen Bewegungen zuerst in Frankreich und dann in Deutschland zu.

a) Der Sozialismus in Frankreich.

Der Sozialismus in Frankreich. — Was bedeutet „Sozialismus"?

Wie haben wir vor allem den „Sozialismus" zu definieren? Mit dem Worte „Sozialismus" in seiner alltäglichen Anwendung verbindet sich gewöhnlich der Begriff des Kommunismus und weiter, besonders gegenwärtig, überhaupt die Vorstellung von einer gewaltsamen Umwälzung der bestehenden Gesellschaftsordnung.

Littré sagt, dass der Name „Sozialismus" auf jedes System angewandt werden kann, das solche gesellschaftliche Reformen vorschlägt, die sich im Widerspruche mit den natürlichen Gesetzen und mit der normalen Gesellschaftsordnung befinden.

Aber als in der Folge die Bewegung allzu stark wurde, als dass man sie hätte paralysieren können, begann man, wie wir weiter zeigen

werden, selbst einige konservative Parteien und sogar die einen und die anderen Regierungsmaassregeln als sozialistisch zu bezeichnen, so dass dieser Begriff an Präzision verlor. Zum „Sozialismus" rechnet man häufig auch alle Vorschläge zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen, sei es aus deren eigener Initiative oder unter Mitwirkung des Staates.

Man sieht, dass es sich hier um zwei verschiedene Dinge handelt, und so wird es begreiflich, weshalb wir bei der Charakteristik des Sozialismus auf weit auseinander gehende Definitionen stossen.

Wir wollen einige Beispiele anführen.

F. Bastiat sagt geradezu: „Der Sozialismus ist die Verkörperung des Despotismus", und weiter nachweisend, dass der Sozialismus zum Kommunismus führt, sagt dieser gelehrte Nationalökonom: „Dem einen zu nehmen, um dem andern zu geben, dazu gelangen unbewusst die Sozialisten und Kommunisten." M. Considérant sieht in dem Sozialismus nicht die eine oder andere bestimmte Theorie, sondern eine Richtung der modernen Geister, einen Zustand von gesellschaftlicher Atmosphäre, ein Volksstreben. Nach der Ansicht E. de Girardins muss man Sozialismus die „Zivilisation" selbst nennen; „das Wesen desselben muss die Wissenschaft sein, wie die Barmherzigkeit das Wesen des Christentums ist". Es ist klar, dass die Grundidee solcher und vieler ähnlicher Definitionen, welche von den deutschen Fachgelehrten, wie z. B. Schäffle, ausgesprochen sind, nur darin bestehen kann, dass der Staat verpflichtet ist, den Mitgliedern der Gesellschaft ökonomische Hilfe oder Förderung zu erweisen, insbesondere aber denjenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben und denen ein gerechter Anteil an Arbeit sowohl wie am Wohlergehen zu gewähren ist.

Um uns wenigstens einigermaassen zwischen so verschiedenen Begriffen und Definitionen dieser Bewegung zu orientieren, die im Westen selbst einen gewissen Eindruck auf das Schicksal der künftigen Kriege haben kann, insbesondere aber auf die Gewährung der Mittel zu den Kriegsvorbereitungen, müssen wir einen Blick auf die Vergangenheit werfen.

Die sozialpolitischen Ideen und die von ihnen hervorgerufenen Bewegungen bilden kein temporäres und lokales Faktum; sie sind auf verschiedenen Stufen der Zivilisation endemisch hervorgetreten und haben gegenwärtig infolge der heutigen Produktionsverhältnisse, der Verteilung von Kapital und Bildung bereits einen epidemischen Charakter angenommen und bedrohen die ganze Menschheit.

Sozialistische Erscheinungsformen in der Vergangenheit.

Bestrebungen im Sinne eines vollen Kommunismus und selbst sogar eines uns nahestehenden Sozialismus sind in der That schon im grauen Altertum hervorgetreten, haben aber natürlich einen anderen Charakter

gehabt. Wir erinnern z. B. in dem altjüdischen Gesetz an den periodischen Schuldenerlass und die periodische Verteilung des Grundbesitzes. In der Gesetzgebung Lykurgs stammt die Einteilung des Landes in unveräusserbare Grundstücke und die dem Staat auferlegte Verpflichtung, für den Unterhalt der Bürger zu sorgen, aus denselben Ideen. Die Einmischung des Staats in die Verteilung des Reichtums hatte hier eine Ausgleichung der einzelnen Vermögen zum Ziel. Die Gemeinden der Buddhisten und Essäer, deren Mitglieder sich ausserhalb der sie umgebenden Bevölkerung stellen, zusammen leben, zusammen arbeiten und beten, stellen schon ein kommunistisches Prinzip dar.

Die Ackerbau-Genossenschaften, die Handwerker-Kartelle, die Zechen und Gilden mit ihren mannigfachen Tendenzen können als friedliche Offenbarungen der sozialistischen Idee im Laufe des Mittelalters angesehen werden; deutlicher ist diese Idee unter den Wiedertäufern und den mährischen Brüdern hervorgetreten, die unter dem Deckmantel der religiösen Lehre sie praktisch zu verwirklichen strebten, die einen in der Form des Aufstandes gegen die reichen Klassen und ihrer Ausrottung, die anderen in der Form gegenseitiger Hilfe und der gegenseitigen Kontrole.

Als Nachfolger der friedlichen Idee Rousseaus von der Rückkehr der Menschheit zur Natur, zur Gleichheit, von dem „auf sozialem Vertrag" gegründeten Staat, von dem Recht des Gesetzgebers, die Gesellschaft selbst umzuformen, erscheinen während der französischen Revolution die Männer der blutigen That. Marat, Robespierre, Saint-Just haben die Idee der Allmacht des Staates und der Vermögensteilung auf den Schild gehoben. Unter dem Einfluss dieser Ideen der Ausgleichung proklamierte Babeuf bereits direkt das Prinzip des unbedingten Kommunismus; die von ihm gegründete „Sekte der Gleichen" bringt uns bereits dem Kommunismus in seiner neuesten Form nahe, welche auf die Leugnung der Freiheit der Persönlichkeit hinausläuft und zur Aufhebung ihrer freien Thätigkeit führt.

Nach dem Kommunismus, welcher den gemeinsamen Besitz im Namen der Ausgleichung erstrebte, erschien eine neue, kompliziertere Lehre, welche sich bereits die Bedeutung einer Wissenschaft von der besten sozialen Ordnung beilegte und sich deshalb „Sozialismus" nannte. Dieser Name ist noch nicht alt. Der erste auf diesem Wege war Graf Saint-Simon, nach ihm die französischen Publizisten Fourier, Louis Blanc, Proudhon, und bald eigneten sich auch die deutschen Sekten dieser Lehre denselben Namen an. Graf Saint-Simon, ein Nachkomme des Verfassers der bekannten Memoiren über die Regierung Ludwigs XIV., schlug sich als 19jähriger Jüngling für die Befreiung Amerikas und wurde von

Washington zum Obersten der republikanischen Armee befördert. Er widmete sich der Gründung einer gelehrten Schule mit dem Ziele der Erneuerung der Gesellschaft und nahm endlich, nachdem er sich für die Propaganda und das Leben eines grossen Herrn völlig verausgabt hatte, eine Stelle im städtischen Lombard mit 1000 Francs Gehalt an. Saint-Simon hat einige Werke veröffentlicht, in denen er seine Ideen entwickelte: „Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains", „Introduction aux travaux scientifiques du dix-neuvième siècle", „Science de l'homme", Nouveau christianisme". Zu Ende seines Lebens geriet er in völlige Armut und fristete nach einem Selbstmordversuch sein Leben mit Hilfe von Freunden.

Die Lehren Saint-Simons und Fouriers.

Wir wollen die charakteristischen Gegenüberstellungen Saint-Simons anführen. „Bisher" — sagt er — „hat der Mensch den Menschen exploitiert; Besitzer und Sklaven, Patrizier und Plebejer, Herren und ihre Untergebenen, Grundbesitzer und Lostreiber, müssige Leute und Arbeiter, das ist die progressive Geschichte der Menschheit bis zu unseren Tagen. Unsere Zukunft aber muss eine allgemeine Association sein. Einem jeden nach dem Maasse seiner Fähigkeit und seiner Arbeit, das ist das neue Gesetz, welches die Rechte der Eroberung und der Geburt ersetzen wird. Eigentum und Erbschaft bilden Privilegien, welche verschwinden müssen. Das Kapital in all seinen Formen und die Werkzeuge der Arbeit müssen in die Hände der Arbeitenden übergehen." Saint-Simon rückte die Allmacht des Staates auf den ersten Platz. Der Verstand dieses Denkers war synthetisch, und man kann ihm Tiefe nicht absprechen, obwohl er sich durch völlig willkürliche Phantasien hinreissen liess. Saint-Simon blieb im Gebiete der Theorie, ohne für den Umbau der Gesellschaft eine praktische Form vorzuschlagen.

Eine solche Form stellte bereits Fourier in seinem „phalanstère" auf, d. h. in dem Arbeiter-Konvikt, welches als Zelle des ganzen gesellschaftlichen Organismus dienen sollte. Zwischen Saint-Simon und Fourier ist der Unterschied, dass ersterer Aristokrat war und blieb, der zweite sich direkt „Handelskommis" nannte. Vergleicht man ihre Ideen dem Wesen nach, so muss man sagen, dass Fourier nicht Kommunist war wie Saint-Simon; in den „phalanstères" sollte der Gewinn entsprechend dem eingelegten Kapital, der Quantität der Arbeit und dem Wert dieser Arbeit (nach persönlichen Fähigkeiten und Kräften) verteilt werden, wobei ein etwas grösserer Teil der Quantität der Arbeit zugestanden wurde, ein mittlerer dem Kapital und ein etwas geringerer der persönlichen Fähigkeit. So beruhte eigentlich die ökonomische Idee des „phalanstère" in der Gemeinsamkeit der Unternehmung und der Arbeit, aber ohne Beseitigung des persönlichen Eigentums.

Obwohl diese beiden Schriftsteller Utopisten waren, so gaben sie doch unzweifelhaft den Anstoss zu einer neuen vielseitigeren Beurteilung ökonomischer Fragen. Von ihnen sind auch jene Hauptideen ausgesprochen, von denen die späteren Theoretiker des Sozialismus ausgingen. Beide sind zusammen mit Louis Blanc und Proudhon die Vorläufer der zweiten französischen Revolution (1848) und müssen als die Hauptinspiratoren jener sozialistischen Bewegung betrachtet werden, welche sich endlich im Jahre 1848 in blutigem Aufruhr auf den Strassen von Paris Bahn brach. Als den Repräsentanten der Grundgedanken Fouriers fand die zweite Revolution Considérant; nach dem Staatsstreiche ging er mit einer Gruppe seiner Anhänger nach Texas und arbeitete lange an der Leitung des von ihm dort geschaffenen „phalanstère", das jedoch unglücklich endete.

Die Lehre Louis Blancs.

Ein anderer Führer des Sozialismus jener Zeit der Republik war Louis Blanc, der als selbständiger soziologischer Denker und zugleich Historiker höher stand als Considérant. Die soziale „Zelle" bei Louis Blanc statt des „phalanstère" war die „nationale Werkstätte", d. i. der Verband aller Produzenten und Arbeiter in jedem Gebiet der Arbeit zugleich mit ihrer allgemeinen Verbindung im Staate. Vom Staate forderte er keine Aufsicht über diese Organisation, erwartete aber die Gewährung von Kredit an die Produzenten. Die Solidarität der Arbeit mit Hilfe des Staates und die Beseitigung der Konkurrenz — das war seine Grundidee. Nach seiner Ansicht bildet die Konkurrenz die Ursache des gegenseitigen Antagonismus in der Gesellschaft und bedingt Armut. Deshalb muss die Persönlichkeit, welche sich frei der Assoziation der Arbeiter angliedert, von ihr absorbiert werden, und jeder Mensch muss, indem er ein „Recht auf Arbeit" hat, in diesem Bunde nach Maassgabe seiner Fähigkeiten schaffen und nach Maassgabe seiner Bedürfnisse empfangen.

Obwohl Louis Blanc nicht forderte, dass der Staat die privaten Konkurrenzunternehmungen mit Gewalt vernichte, so setzte er doch voraus, dass die direkte staatliche Begünstigung und Förderung der „nationalen" Organisation der Betriebe (auch des landwirtschaftlichen) die privaten zersplitterten Unternehmungen erdrücken würde. „Gleichheit im Recht führt zu Glück und Wohlstand . . . Wenn irgend welche Versuche zur Verbesserung des Loses der Arbeiterklasse möglich sind, so kann als Ausgangspunkt für dieselben nur folgender wahrer Gedanke dienen: jeder nach seiner Fähigkeit, und jede Fähigkeit nach ihren Werken (oeuvres)." Man muss bemerken, dass Louis Blanc hierbei keinen Unterschied zwischen dem intelligenten und nicht intelligenten Menschen machte, zwischen der Arbeit, welche in der Vorbereitung, Verteilung und Tauglichmachung des Materials besteht, und der rein ausführenden Arbeit.

Die Ausgleichung des Wohlstandes würde, auch wenn sie für die Masse möglich wäre, den Nichtwohlstand für die höher begabten und entwickelteren Menschen bedeuten.

Zur Verwirklichung seines Programms stellte Louis Blanc noch folgende Forderungen: „1. Es muss ein „Ministerium des Fortschrittes" gegründet werden, dessen Aufgabe der Aufkauf der Eisenbahnen und Bergwerke sein wird, die Umwandlung der französischen Bank (welche jetzt Aktien-Charakter hat) in eine reine Staatsbank, die Zentralisation der Versicherungskassen in den Händen des Staates und endlich die Schaffung einer recht komplizierten staatlichen Kreditoperation für die Industrie. Diese sollte auf der Einrichtung staatlicher Niederlagen für Produkte und Waren mit Ausgabe von Warrants an die Produzenten beruhen; die Warrants würden auf dem Markte kursieren und ein Papiergeld repräsentieren, das jedoch völlig durch die Ware der staatlichen Bazare für den Kleinhandel wie den Niederlagen für den Grosshandel garantiert sein würde. 2. Aus den Einkünften der Eisenbahnen, Bergwerke, Versicherungen, der Bank, die jetzt in die Hände von Privatspekulanten fliessen und nach diesem Projekte zum besten des Staates verwandt werden müssen, hätte der „Minister des Fortschrittes" sein besonderes Budget zu bilden — das „Budget der Arbeiter". 3. Aus diesen Einkünften wäre nach Bezahlung der Prozente und der Amortisation der oben erwähnten Operationen der übrige Teil als Darlehen an die produzierenden Arbeiter-Assoziationen und die landwirtschaftlichen Kolonien zu verwenden. 4. Um von dieser Staatshilfe Nutzen zu ziehen, müssen die industriellen und landwirtschaftlichen Verbände auf dem Boden einer brüderlichen Solidarität errichtet werden, so dass sie nach dem Maasse ihrer Entwickelung ein Kollektivkapital erwerben könnten, welches nicht enteignet werden kann und somit beständig wächst. Dieses würde das einzig mögliche Mittel abgeben, um den Wucher zu vernichten und das Resultat zu erreichen, dass das Kapital aufhört, ein Element der Tyrannei zu sein. Der Besitz von Arbeitswerkzeugen würde den Charakter eines Privilegs verlieren, der Kredit würde aufhören, eine Ware zu sein, der Wohlstand — eine Ausnahme, der Müssiggang — ein Recht."

Es ist natürlich nicht nötig, darauf hinzuweisen, dass der Verwirklichung dieser „brüderlichen Solidarität" ein furchtbarer Kampf der Interessen vorausgehen müsste, und dass bei dem Mangel genügender Energie zur regelrechten Führung der betreffenden Unternehmungen diese letzteren aufhören würden, regelmässige Gewinne zu ergeben, und sich nun in ein Mittel zur Erhebung von Abgaben verwandeln und dadurch auch für diejenigen zur Last werden würden, deren Wohlergehen man hierbei aus-

schliesslich im Sinne hatte. Demnach würde auch dieser ganze Versuch, im Staate eine neue privilegierte Arbeiterklasse zu schaffen, nicht den erwarteten Nutzen gebracht haben.

Die Theorien Proudhons.

Der dritte unter den Hauptvertretern der französischen sozialistischen Schule unter der Orleansmonarchie und der zweiten Republik war Proudhon, der übrigens auch das zweite Kaiserreich nicht angetastet hat. Proudhon stand Saint-Simon an Eigenart und Tiefe der Geistes nicht nach und war ihm auch darin ähnlich, dass er nur in dem Gebiete der Theorie blieb, aber er unterschied sich von seinem Hauptvorgänger dadurch, dass er den Kommunismus verwarf, wie er übrigens auch das persönliche Eigentum verwarf, und ein gelehrterer Nationalökonom war als Saint-Simon.

An Stelle des Eigentums, welches er „Diebstahl" nennt, setzt er die persönliche Nutzniessung, proklamiert das Prinzip eines unentgeltlichen Staatskredits für die Produzenten und die Aufsaugung der Privatkapitalien vermittelst einer hohen progressiven Einkommensteuer. Der Geist Proudhons war vorzugsweise polemisch; er leugnete die Gleichberechtigung der Frauen, agitierte gegen die Idee der Nationalitäten, gegen die Maschinen.

Wir wollen einige Zeilen aus seiner Definition der Maschine anführen: „Die Maschine kann man so definieren: es ist dies eine Art Vereinigung der zersplitterten Arbeitspartikel, die Verbindung einiger Handgriffe, die Vereinfachung der Arbeit, die Verminderung der Ausgaben, die Verbilligung der Produkte, das Resultat der Produktion und des allgemeinen Wohlstandes. Aber sie ruft auch verschiedene Arten des Uebels hervor; vor allem nimmt sie dem Menschen sein Werk und degradiert ihn zu einer niederen Arbeit; statt Arbeiter zu bleiben, verwandelt er sich in den Handlanger der Maschine; 4000 Kilometer Eisenbahnen geben Frankreich 50000 „serfs" mehr. Die zwischen die 100-köpfige Hydra der Teilung der Arbeit und den Drachen Maschine gestellte Menschheit, wohin geht sie?" Ein Schriftsteller,[1]) der diese Frage aufnimmt, antwortet darauf: „Die Menschheit geht immer vorwärts und wächst immer, wenn das nur nicht jene wilden Revolutionen verhindern, die nur zu zerstören, aber nicht aufzubauen verstehen."

Indem Proudhon die befreienden und auch in früheren Zeiten ausgesprochenen altruistischen Ideen vereinigte, bemühte er sich, aus ihnen eine positive soziale Theorie aufzubauen. In ihr repräsentiert sich der Staat bereits nur als Verwaltung, die zum Schutz der Freiheit der Persönlichkeit und zur Gewährung einer wirklichen Gleichberechtigung

[1]) Guyon: „L'internationale et le socialisme."

berufen ist. Die Macht existiert nicht mehr; sie ruht in den Händen jedes Staatsbürgers und offenbart sich nur in den engen Grenzen der territorialen Genossenschaft. Die Teilung in Staaten verschwindet und die Völker leben in Brüderlichkeit; sie haben nichts zu verteidigen, da überall Gerechtigkeit herrscht, welche aus der Gleichberechtigung fliesst, und es ein Eigentum nicht giebt.

Robert Owen in England.

Gleichzeitig begann die Bewegung in derselben Richtung auch in England. Ihr Vertreter war Robert Owen. Derselbe forderte schon 1811 die Einmischung des Staates für den Schutz der Arbeiter, für die gesetzliche Festlegung des Maximalarbeitstages. Mit diesem Vorschlag wandte er sich 1818 an die Monarchen, die sich zum Aachener Kongress versammelt hatten. Zugleich lenkte er die Aufmerksamkeit der Arbeiter auf die gewaltige Bedeutung des Prinzips der Kollektivität, auf die Unumgänglichkeit der Arbeiter-Assoziationen, deren Prinzip er die später allgemein werdende Benennung „cooperation" gab. Von der Lehre zur That übergehend, begann er zu agitieren und Arbeitergesellschaften zu organisieren; mit Hilfe begeisterter Anhänger rief er zuerst in England jene Kooperativbewegung hervor, welche zur Gründung einer Menge von Arbeitervereinen und -Verbänden geführt hat. Er fand eifrige Anhänger nicht nur in der radikalen Partei, welche ihn den „Patriarchen der Vernunft" nannte, sondern anfänglich auch in der englischen Aristokratie. Infolge der extremen Ansichten, welche er auszusprechen begann, hielten aber seine Anhänger aus den oberen Klassen seine Lehre für gefährlich und zogen sich von ihm zurück, worauf er sich ausschliesslich nur den Arbeiterklassen zuwandte.

Die Revolution von 1848.

Alle diese Theorien und Träume, welche eine Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen zum Ziel hatten, übten einen bedeutenden Einfluss auf die Stimmung in Frankreich in der Periode 1830 bis 1850 und entzündeten die Leidenschaften. Unter der Republik riefen sie, wie wir schon erwähnt haben, bei aller gegenseitigen Uneinigkeit der Arbeiter doch einen sehr ernsten Aufstand der Pariser Arbeiter hervor. Die Regierung der Republik machte in den ersten Monaten, um die Arbeiter während der in der Industrie eingetretenen Stockung zu beschäftigen, den Versuch, die Volksarbeit zu organisieren und nach dem Rezept von Louis Blanc „nationale Werkstätten" zu schaffen. Wie bekannt, glückten diese Werkstätten nicht nur nicht, sondern riefen sogar verschiedene komische Erscheinungen hervor. Im übrigen ist zu bemerken, dass, da die temporäre Regierung der Republik von 1848 aus gemässigten Republikanern und nicht aus Sozialisten bestand und sie in der Einrichtung nationaler Werkstätten nur eine Konzession sah, um die Sozialisten für den Augenblick zu befriedigen, auch diese ganze Sache

weder aufrichtig noch irgendwie ernst geführt wurde. Wenigstens protestierte Louis Blanc immer gegen die damalige Inangriffnahme der Verwirklichung seiner Idee. Aber der Sozialismus war damals in Frankreich Modesache, so dass sich seinen Ideen mehr oder weniger die Schriftsteller der verschiedensten Richtungen unterwarfen, wie Chateaubriand, Béranger, Victor Hugo, Lamenais, George Sand, Eugène Sue u. a. Nicht umsonst schrieb Heine: „Auf seiten des Sozialismus liegt der Vorteil, dass diese Lehre auf die grossen Geister wirkt, während seine Gegner nur Gemeinplätze anführen und selbst nicht daran glauben."

Auch jenseits der Grenzen Frankreichs, in dem westlichen Europa, gruppierten sich die Vertreter und Verbreiter der Ideen des Sozialismus damals alle um die eine oder die andere der französischen Schulen dieser Lehre oder bemühten sich, die einen und die anderen Widersprüche zu verknüpfen. So wirkten in Belgien: Demiere, Kastio, Elens, Gerard, Matwei, Spiltorn; in der Schweiz: Grüst-Traut und Bürkli; in Spanien: Abrey und de Bellage; in Italien: Lewy; in Dänemark: Dreyer.

Die blutigen Junitage und die Furcht vor weiteren Aufständen der Sozialisten warfen Frankreich in die Arme Louis Napoleons, der zum Präsidenten der Republik erwählt wurde. Die Staatsumwälzung und das von ihm geschaffene zweite Kaiserreich vernichteten die Sozialisten als politische Partei auf lange und lenkten selbst die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Frankreich von ihren Theorien ab. Die Fahne der sozialistischen Lehre wurde von neuem ausserhalb Frankreichs aufgenommen. Als Verkünder des Sozialismus in seiner neuen Richtung erschienen: Marx, Lassalle, Bakunin, Kollins, Schäffle, Ruskin u. a. Die neue Richtung äusserte sich dahin, dass der Sozialismus aus den Wolken humanitärer Bestrebungen und einer bedingungslosen Gerechtigkeit auf das Feld des praktischen Kampfes hinabstieg und sich mit der Organisation seiner Kräfte beschäftigte.

„Frankreich" — schrieb Pelletan in seinem Buche „Nouvelle Babylone" — „hat aufgehört zu denken . . . es hat sogar das vergessen, worüber es einst gedacht, . . . die Wucht des daherbrausenden Sturmes hat seine Seele fast ausgelöscht." Das zweite Kaiserreich war bekanntlich die Herrschaft der groben Kraft, der Triumph der Plutokratie und der Demoralisation der Gesellschaft. Aber alle diese Erscheinungen untergruben seine Zukunft, und als die grobe Kraft in den verhängnisvollen Irrtum des Selbstdünkels verfiel und der triumphierende Feind das französische Gebiet betrat, da wankte sofort der Boden unter dem Kaiserreich, so dass sein Gebäude in einem Tage verschwand.

Die Pariser Kommunards.

Als Resultat der erfolglosen „nationalen Verteidigung" standen in Paris abermals die Sozialisten auf, und die Pariser Kommune, d. h. die

städtische Genossenschaft, verwandelte sich in die Regierung des kriegführenden Sozialismus. Aber die Kommune hat nichts hervorgebracht, sie hat nicht einmal einen Anlauf zu irgend einer schöpferischen Arbeit genommen. Ueberhaupt zeigt die Geschichte, dass jeder Versuch, eine plötzliche Umwälzung in der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung hervorzubringen, noch immer Widerstand seitens der Macht der Gesellschaft selbst gefunden hat, die den Anstrengungen der Umstürzler weit überlegen gewesen ist. Wenn wir den Gang des Kampfes der Gesellschaft in den verschiedenen Zeiten betrachten, müssen wir zu dem Schluss kommen, dass erfolgreiche Umwandlungen immer die zu der gegebenen Zeit bestehende Ordnung zur Grundlage genommen und diese auf dem Wege einer allmählichen Vervollkommnung umgearbeitet haben; alle Theorien aber, wie deren Prinzip auch sein mag, welche eine plötzliche und vollständige Umwälzung der gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen erstreben, haben sich als durchaus unfruchtbar erwiesen. So werden sie sich nach Ansicht aller tiefer eindringenden Geister auch in Zukunft zeigen.

Das Werk der Zerstörung, welches die Kommune unternommen hatte, rief äusserst grausame Maassregeln bei deren Unterdrückung hervor, und diese Maassregeln dienten den Sozialisten der andern Länder als Vorwand, der Kommune ihre Sympathien zu bezeigen. Die sozialistische Bewegung erhielt plötzlich in den verschiedenen Ländern einen neuen Anstoss.

In Paris selbst begannen die Sozialisten, die Helden der Kommune mit der Aureole des Märtyrertums zu umkleiden, und der Maitag begann, in den Versammlungen auf dem Friedhof Père-Lachaise während der gehaltenen Reden den Charakter eines gewissen Kultus anzunehmen. In diesen fanatischen Reden, in den Artikeln der sozialistischen Zeitungen anlässlich des Jahrestages des Mai wurden die Samen ausgestreut, aus denen in der Folge die Attentate Ravachols, Vaillants u. a. erwuchsen.

Zur Charakteristik führen wir eine Probe dieser fanatischen Proteste an. Es sind dies Bruchstücke aus dem Manifest in einer Zeitung[1]) zu dem Jahrestag der „blutigen Woche".

Indem diese Fanatiker die „Versailler", d. h. die Regierung von 1871, welche die Kommune erdrückte, mit einem wüsten Geschimpf überschütten, fügen sie zu den „Versaillern" auch die Regierung und die Kammern von 1893 hinzu, natürlich für die Verfolgung der Attentate. Dieses Manifest oder Pamphlet besteht ganz aus einer Sammlung von Schmähworten zum Epitheton „Versailler".

„Aus allen Epitheten, mit denen die unerbittliche Geschichte die Henker der Menschheit, die Feinde der Gerechtigkeit, die feigen und

[1]) „Le Parti Ouvrier". (26—27 mai 1893.)

grausamen Kasten, die im Schmutz der Unthaten versunkenen Horden gebrandmarkt hat, ruft keines grössere Verachtung, grössern Ekel hervor, als der Name „Versailler". „Versailler" — dieses Wort bezeichnet die Ermunterung des Angebertums, der moralischen und physischen Prostitution, bezeichnet die dem Spion erteilte Ehre, die Verwandlung des häuslichen Herdes in eine Räuberhöhle, die „Versailler" — das ist der Sieg der Banditen, die Vogelfreiheit der ehrlichen Leute, der Triumph des Säbels über den Geist, die Erniedrigung der Wissenschaft vor der tierischen Unwissenheit; das ist der Sieg der Kirche und der Kaserne, das Weichen des Lichts vor Finsternis und Vorurteil, Mord und Verwüstung an Stelle der Zivilisation . . . " Nach einer weiteren Anzahl Zeilen im gleichen Stil wird erklärt, dass die Arbeiter auf den Kirchhof gehen, hier den blutigen Jahrestag feiern, um damit die Verachtung gegen die „Versailler" des Jahres 1893 auszudrücken, welche nicht besser sind als Thiers, Favre, Gallifet und „andere derartige Mac Mahons von 1871" —, „die Verachtung gegen die Minister dieser Jammerrepublik, gegen diese Versammlung von Schurken, die in den Palais Bourbon und Luxembourg tagen (die beiden Kammern), gegen den Haufen von Gaunern und käuflichen Seelen und Feinden der sozialen Gerechtigkeit".

Systematische Wahlagitation des Sozialisten.

Das ist nur eine Probe des Tons, in welchem die Agitatoren reden, um die Arbeiter gegen die bestehende Ordnung und jede Autorität überhaupt aufzuhetzen. Aber neben derartigen Appellen an die Leidenschaften, neben den Attentaten hat in Frankreich doch eine ernstere Arbeit begonnen, das systematische Streben der Sozialisten, bei den Wahlen die Mehrheit zu gewinnen, indem sie die Theorien des gesellschaftlichen Umsturzes in den Massen zu verbreiten und so die Macht zu gewinnen suchen. Eine derartige Aussicht kann sich in Frankreich vielleicht leichter verwirklichen als in Deutschland, aber dafür ist in Deutschland die Organisation der Sozialisten kräftiger und ihre Erfolge bei allen neuen allgemeinen Wahlen traten bis jetzt wenigstens schneller ein.

Immerhin könnten die Sozialisten in der neuen französischen Kammer eine solche Stärke erlangen, wie sie ihre Kollegen im Deutschen Reichstage noch nicht so bald erringen dürften. Vornehmlich zur Aufklärung dieser Frage haben wir es für nötig gehalten, ausführlicher auf die verschiedenen Kampfesmittel hinzuweisen, zu denen die Agitatoren ihre Zuflucht nehmen, und in den einzelnen Kapiteln unseres Werkes bei den verschiedenen Formen der gegen das Kapital, das bestehende Steuersystem, den Patriotismus und Militarismus geführten Propaganda stehen zu bleiben.

Die Kommune von 1871 hat den zufälligen Anlass gegeben, in Frankreich die Ansichten von Marx zu verbreiten. Malou[1]) weist auf folgendes

[1]) Malou: „Précis du socialisme".

Faktum hin: Bei Unterdrückung der Kommune und in der ersten Zeit nach diesem Kampfe bemühten sich Presse und Redner der „Versailler", die Grausamkeit der zahlreichen Erschiessungen und Martern damit zu rechtfertigen, dass gegen die Kommune alle möglichen, zum Teil erdachten Beschuldigungen erhoben wurden. Eine der letzteren ging dahin, dass die Kommune ein Werkzeug der Deutschen gewesen wäre und die Zerrüttung Frankreichs zum Ziel gehabt hätte. Als bei einem Mitgliede der Kommune ein Brief von Karl Marx gefunden wurde, warf sich die „Versailler"-Presse auf diesen Umstand, der ja die Beziehungen der Kommune zu den Deutschen bestätigte. „Bald erkannte man" — sagt Malou — (dadurch unbeabsichtigt die Unwissenheit der französischen Zeitungen in Bezug auf die übrigen Länder illustrierend), „dass Marx einer der Gründer der „Internationale" war und einer der einflussreichsten ihrer Delegierten, endlich, dass er der Autor des gelehrtesten und selbstständigsten aller Werke war, die durch den neuen Sozialismus hervorgerufen sind. So wurden der Autor und seine Arbeit plötzlich berühmt (d. h. in Frankreich)".

Karl Marx' Einfluss auf den französischen Sozialismus.

Dem streitbaren französischen Sozialismus waren gerade die Ansichten von Marx besonders gelegen, „dass die kapitalistische Produktion die Kleinindustrie verschlingt, dass sie in Europa und Amerika viele Millionen selbständiger Handwerker, Kleinhändler und Landwirte aus selbständigen Betrieben verjagt hat, dass die Maschine, dieses Werkzeug der Arbeit, sich in ein Werkzeug des Kapitals gegen die arbeitenden Klassen verwandelt, diese der Existenzmittel beraubt, dass sie die Arbeiter zwingt, über die Kräfte zu arbeiten, und dadurch anderen die Arbeit entzieht, dass die Grossindustrie, in dem Streben, sich den Weltmarkt durch Herabsetzung der Preise zu erwerben, bei sich zu Hause den Arbeiterlohn auf das Niveau der Hungerexistenz hinabdrückt und den inneren Markt zerrüttet". Hieraus wurde der Schluss gezogen, dass die „kapitalistische Produktion für die Masse der direkten Produzenten, d. h. für die Arbeiter, mörderisch ist, für die mittlere und kleine Bourgeoisie zerrüttend und unfähig, selbst die Produktionskräfte zu leiten, die von ihr nicht geschaffen sind".

Ueberhaupt hat die sozialistische Bewegung in Frankreich in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Die Zahl der grossen Städte ist gestiegen, wo die Sozialisten im Munizipalrat das Uebergewicht besitzen und selbst Maire-Posten inne haben, wie z. B. in Marseille.

Die Kraft der Sozialisten und die Schwäche der Regierung gegen sie treten bei jedem Zusammenstoss zwischen Unternehmern und Arbeitern zu Tage.

Beispielsweise erinnern wir an den jahrelangen Streit zwischen der Montangesellschaft in Carmeaux und ihren Arbeitern. Im Jahre 1892 entliess die Verwaltung einen Arbeiter, der durch die sozialistische Majorität des Munizipalrates zum Maire erwählt war und die Arbeit zu vernachlässigen begann. Die Arbeiter sahen hierin ein Attentat auf das Wahlrecht und lehnten die Weiterarbeit so lange ab, bis der Maire wieder in die Dienste der Gesellschaft aufgenommen sein würde. Es fanden Unruhen statt, bei denen das Leben eines der Direktoren in Gefahr geriet. Als die Anstifter gerichtlich verurteilt wurden, forderten die Arbeiter ihre Befreiung. Der Streit wurde endlich der Entscheidung des Ministerpräsidenten als Vermittlers anheimgestellt. Dieser entschied die Angelegenheit in einem für die Arbeiter günstigen Sinne, aber da einige ihrer Forderungen auch von ihm abgelehnt wurden, so gaben sich die Arbeiter mit der ganzen Entscheidung nicht zufrieden. Mit Hilfe einflussreicher Deputierten erlangten sie noch weitere Konzessionen. Man verpflichtete die Kompagnie, den entlassenen Arbeiter wieder in Dienst zu nehmen, und die wegen der Unordnungen Verurteilten wurden von dem Präsidenten der Republik begnadigt. Die Unordnungen wiederholten sich mehrmals, und der Direktor wurde schliesslich ermordet. Diese Affaire machte auch ausserhalb Frankreichs starken Eindruck.

Man muss zugeben, dass sich die Beziehungen der Arbeiter zu den sogenannten „herrschenden Klassen“ in Frankreich seit 1871 stark verschlechtert haben. Die Thatsachen reden hiervon noch deutlicher, als Graf L. Tolstoi im Stande ist, den Grund zu erklären, weshalb die Unzufriedenheit der Arbeiterklassen in unserer Zeit stärker ist als früher, obwohl ihre Lage früher zweifellos schlechter war. Wir führen hier seine Erklärung an.

Graf Leo Tolstoi über die Unzufriedenheit der Arbeiterklassen.

„Sie wissen“, sagte er, „dass sie sich in Sklaverei befinden und in Not und Elend zu Grunde gehen, um den Launen einer Minderheit zu dienen, welche sie in Sklaverei erhält. Sie wissen und sprechen das aus. Und dieses Bewusstsein vergrössert nicht nur, sondern bildet auch das eigentliche Wesen ihres Leidens.

„Der alte Sklave wusste, dass er Sklave von Natur sei, aber unser Arbeiter, welcher sich als Sklave fühlt, weiss, dass es ihm nicht ziemt, Sklave zu sein, und deshalb erleidet er die Qual des Tantalus, der ewig wünscht und das nicht erhält, was nicht nur sein Eigentum sein könnte, sondern auch sein müsste. Der Arbeiter unserer Zeit würde, selbst wenn seine Arbeit viel leichter wäre als die des alten Sklaven, selbst wenn er den achtstündigen Arbeitstag und einen Tagelohn von drei Dollars erreichte, nicht aufhören zu leiden, weil er Dinge arbeitet, die er nicht benutzen wird, indem er nicht für sich, nicht aus eigenem Antriebe arbeitet,

sondern aus Not für die Kapricen üppiger Müssiggänger und besonders für die weitere Bereicherung des reichen Fabrikbesitzers, weil er weiss, dass alles dieses nicht nur in einer Welt vorgeht, in welcher die wissenschaftliche Phrase anerkannt wird, dass nur die Arbeit Reichtum ist, dass die Ausnutzung fremder Arbeit eine Ungerechtigkeit, eine Ungesetzlichkeit ist, die vom Gesetz bestraft wird, sondern in einer Welt, in welcher die Lehre Christi gepredigt wird, dass wir alle Brüder sind, in welcher Würde und Verdienst des Menschen nur darin bestehen, dass er dem Nächsten dient, nicht aber, dass er ihn ausnutzt. Er weiss alles dieses, und muss qualvoll unter dem schreienden Widerspruch leiden alles dessen, was sein müsste, und dessen, was ist. — ‚Nach Allem, was ich weiss, was alle predigen', sagt sich der Arbeiter: ‚ich muss frei sein, allen anderen Menschen gleich, ihnen lieb, aber ich bin Sklave, niedergedrückt und verhasst.' Und er selbst hasst und sucht Mittel, sich aus seiner Lage zu retten."

„Die höheren Klassen" — fährt L. Tolstoi fort — „wittern diese Not, die ihnen droht, und der Schrecken, welchen sie erdulden, geht in das Gefühl der Selbstverteidigung und in Hass über. Sie wissen, dass sie, wenn sie auch nur einen Augenblick im Kampfe mit ihren unterdrückten Sklaven erschlaffen, selbst verloren sind, weil die Sklaven erbittert sind und diese Erbitterung mit jedem Tage des Jahres wächst. Wenn auch die Unterdrücker es wünschten, sie könnten nicht aufhören zu unterdrücken. Sie wissen, dass sie selbst zu Grunde gehen, sobald sie in der Unterdrückung nicht nur aufhören, sondern auch nur schwach werden. Sie thun dies nicht trotz der Sorgen um die Wohlfahrt des Arbeiters, um den Achtstundentag, um das Verbot der Arbeit Minderjähriger und der Frauen, um Pensionen und Entschädigungen. Alles dieses ist Betrug oder bloss die egoistische Fürsorge, dass der Sklave Kräfte zur Arbeit behalte: aber der Sklave bleibt Sklave, und der Herr, der ohne Sklaven nicht leben kann, ist weniger als je bereit, ihn zu befreien."

b) Der Sozialismus in Deutschland.

Der deutsche Sozialismus und seine solide Organisation.

In Deutschland sind die Erklärungen der Sozialisten nicht so lärmend und nicht so leidenschaftlich wie in Frankreich. Die Möglichkeit, dass sie in naher Zukunft die Macht in ihre Hand bekommen, ist in Deutschland unvergleichlich schwächer, aber trotzdem sind die Organisation des deutschen Sozialismus und seine Politik solider und ernsthafter. Die sozialistische Partei in Frankreich wird vorzugsweise von Agitatoren repräsentiert, welche sich auf geheime, in Arbeiterkreisen verbreitete Gesellschaften stützen. In Deutschland dagegen besteht die Armee dieser

Partei aus einer gewaltigen Anzahl von regelrecht geordneten und in gegenseitiger Verbindung stehenden Arbeiterverbänden, die gegenseitige Hilfe und Bildung bezwecken, mit einem Wort praktische Aufgaben, welche ihnen lebendige Bedeutung verleihen und ihre Mitglieder durch gemeinsame Interessen verbinden. Diese Armee ist mehr diszipliniert, und ihre Zusammensetzung keine zufällige. In ihr giebt es weniger Führer, d. h. Agitatoren von Profession, politisierende Sozialisten, welche in den Munizipalräten sitzen und sich mit dem Arrangement von Demonstrationen beschäftigen, aber sie hat eine grössere Zahl von überzeugungstreuen und zum Handeln bereiten Gemeinen, sie hat eine festere Organisation. In Frankreich kann sich etwas ähnliches wie die Kommune wiederholen, aber das wäre wiederum ein kurzer Triumph exaltierter Leute, welche den Fanatikern einer sofortigen und jähen Umwälzung Gefolgschaft leisten. In Deutschland reift diese Gefahr gemäss dem Volkscharakter allmählicher, systematischer und vielleicht wohl ernster.

In den Manifesten und Reden der deutschen Agitatoren wird weit weniger von der Vernichtung der „Feinde der Gerechtigkeit", von der sofortigen Enteignung jeglichen Eigentums gesprochen, weit mehr dagegen von der Aufrichtung des „Arbeiterstaates". Durch die Veränderungen in der gesellschaftlichen Ordnung nehmen die Arbeiterverbände in Deutschland eine weit zielbewusstere Stellung ein. Es dürfte von Interesse sein, eine Stelle aus einer Rede Bebels anzuführen, welche für die Erklärung des Geistes der spezifisch deutschen sozialistischen Bewegung sehr charakteristisch ist.

Während der denkwürdigen Reichstagsdebatten im Jahre 1893, wo die Sozialisten genötigt waren, in allgemeinen Umrissen ihr Programm zu erklären, entgegnete man ihnen, dass derartige Ziele nur auf dem Wege eines furchtbaren Blutvergiessens erreicht werden könnten. Damals gab Bebel zu, dass ein hartnäckiger Widerstand der besitzenden Klassen auch Blutvergiessen hervorrufen könnte. Hierbei jedoch stellte er charakteristische Vorbehalte, welche wir durchaus anführen müssen: „Ich sage es jedoch noch einmal" — erklärte er —, „wir glauben durchaus nicht, dass die Sache unbedingt bis zum Blutvergiessen kommen muss. Sie, meine Herren, erwarten dies in der Zukunft nur deshalb, weil Ihre Väter, d. h. nicht Ihre leiblichen Väter, sondern Ihre Vorfahren so in der Vergangenheit gewirkt haben; deshalb schreiben Sie auch uns einen derartigen Handlungsmodus zu. Ihre Vorgänger in Frankreich z. B., sagen Sie, haben in den Jahren, die auf 1789 folgten, 30 000 Aristokraten und Pfaffen, wie man sich damals ausdrückte, die Köpfe abgehauen. Ich weiss nicht genau, wie vielen, aber dies ist für mich auch nicht wesentlich. Die Leute handelten damals so, weil sie nach dem Niveau der

Bildung der damaligen Bourgeoisie überzeugt waren, dass, wenn man den Leuten die Köpfe abhacke, sich infolgedessen auch die Lage verändere. Aber das Wesen der Sache bestand doch nicht darin. Wenn die französische Revolution nur die Köpfe abgehackt hätte und nicht die Sachlage selbst durch Gesetze verändert, insbesondere durch solche sozialen Veränderungen, wie Konfiskation des Besitzes der Geistlichkeit und des Adels unter Verteilung dieser Ländereien an die früheren leibeigenen Bauern, so hätte sie nicht den Sieg errungen, auch wenn sie nicht 30 000, sondern ganze 300 000 Köpfe abgehackt hätte, und umgekehrt glaube ich, dass die Revolution bei den eingeführten Veränderungen ihr Werk ebenso gründlich gethan hätte, wenn sie nicht einen einzigen Kopf abgehauen hätte, angefangen vom Kopfe Ludwigs XVI. Hierin, meine Herren, liegt auch der Unterschied zwischen den modernen Menschen und ihren damaligen Vorfahren; wir begreifen jetzt völlig, dass der Schwerpunkt nicht in den Personen, sondern in den Dingen liegt."

Von der Kraft der sozialistischen Partei in Deutschland zeugt am besten die Bereitwilligkeit, mit welcher selbst alle anderen Parteien, mit welcher Gelehrte und selbst Fürst Bismarck sich bemüht haben, von den Sozialisten wenigstens einige Ansichten zu übernehmen, um sie natürlich ihren Zwecken anzupassen.

Der deutsche Staatssozialismus und die übrigen sonstigen Formen des Sozialismus.

Es giebt dort einen Staatssozialismus, dessen Anhänger so urteilen: „Machen wir selbst das, wonach sie streben, dann werden wir gerettet sein."

Selbst der jetzige Kaiser sympathisiert, nach vielen seiner Erklärungen zu urteilen, mit dieser Richtung. Bekanntlich war die erste That des jungen deutschen Monarchen die Einberufung einer internationalen Konferenz zur Lösung der Arbeiterfrage. Weiter giebt es den sogenannten „christlichen Sozialismus", als dessen Verkünder Pastoren erscheinen. In dieser Partei treten die Bemühungen der Regierung hervor; ihr Ziel ist, die sozialistischen Bestrebungen der Verstärkung der monarchischen Idee dienstbar zu machen, da die Monarchie allein in ökonomischen Angelegenheiten die Rolle eines sozialistischen kollektiv-wirtschaftlichen Leiters übernehmen kann. Weiter haben wir die Gruppe der katholischen Sozialisten. Der katholische Sozialismus ist eine Folge des von dem Mainzer Bischof, dem bekannten Monsignore Ketteler, herausgegebenen Werkes: „Die Arbeiterfrage und das Christentum", das in Deutschland einen bedeutenden Eindruck hervorgebracht hat. Ketteler, welcher hauptsächlich den Fusstapfen Lassalles folgt, schlägt die Gründung von Produktionskartells vor, welche das Kapital selbst in die Hände der Arbeiter überführen und so die Frage des Arbeitergewinnes befriedigend lösen können.

Wir haben noch den Katheder-Sozialismus zu erwähnen. Hier finden wir Theorien, welche eine von der anderen bedeutend abweichen; als die äusserste ist die Theorie Wagners zu erachten; welche die Beschränkung des privaten Eigentums und Erweiterung des Eigentums der Gesellschaft fordert. Aber der Katheder-Sozialismus läuft doch auf den Staatssozialismus hinaus, auf die Regulierung des Verhältnisses der Arbeit zu dem Kapital und auf die vielseitige Einmischung des Staates in die ökonomischen Verhältnisse.

Endlich giebt es auch den „wirklichen" Sozialismus, d. h. den Sozialismus, welcher nicht mehr die Theorie allein repräsentiert, sondern auch die fertige Organisation mit der Armee der Arbeiterverbände.

Erfolge der sozialistischen Propaganda unter den Arbeitern Deutschlands.

Als Gründe für die besonderen Erfolge der Propaganda des Sozialismus unter den deutschen Arbeitern dienen folgende Umstände: erstens sind in Deutschland die Massen gebildeter als in Frankreich, aber doch nicht soweit gebildet, um die Ungerechtigkeit mancher Beschuldigungen der Sozialisten gegen die Gesellschaftsordnung und die Unerfüllbarkeit der sozialistischen Versprechungen zu begreifen; zweitens sind in Deutschland die Ueberbleibsel des Feudalismus zwar aus den Gesetzen beseitigt, aber noch lange nicht aus den Sitten verschwunden. So spielt z. B. in Deutschland die Ungleichheit der Herkunft auch bis jetzt eine nicht unwichtige Rolle in den gesellschaftlichen Beziehungen; drittens ist es endlich der Militarismus, welcher in Frankreich und in Italien nur einen Faktor repräsentiert, in Deutschland aber unter der Herrschaft Preussens als eine Art Prinzipsystem erscheint. Ausserdem verstärkt das Zusammengehen der Fortschrittspartei mit den Sozialisten, besonders in der Opposition gegen die Rüstungen und den Krieg, den Einfluss der Sozialisten.

Trotz des Unterschiedes in der Organisation und im Geiste der sozialistischen Bewegung in Deutschland und Frankreich ist es zweifellos, dass die Lehre selbst in ihren Grundzügen aus Frankreich nach Deutschland übergegangen ist. Der erste Prediger des Sozialismus in Deutschland war der Schneider Weitling, welcher sich in Paris die Ansichten der Kommunisten und der Anhänger Fouriers angeeignet hatte. Diese Ansichten legte er in dem Werke „Garantien der Harmonie und Freiheit" nieder. Im Namen der Ideen des Kommunismus und des „phalanstère" gruppierten sich die im Auslande lebenden deutschen Proletarier in Genossenschaften, in denen sich soviel überschäumender Drang geltend machte, dass die Regierungen Frankreichs und Belgiens die deutschen Sozialisten auswiesen und selbst die Schweiz gegen sie Repressivmaassregeln ergriff.[1])

[1]) Malou, „Précis du socialisme", 1892.

Ein starker Anstoss für diese Bewegung in Deutschland wurde weiter durch die Ereignisse des Jahres 1848 geschaffen. Eines der Revolutionsmanifeste, das zu Anfang 1848 erschien, trug die damals unbekannten Namen von Karl Marx und Friedrich Engels. Dasselbe war gegen das Bürgertum, die Bourgeoisie, gerichtet. Mit beredten Worten wurde in ihm die von der Bourgeoisie gespielte revolutionäre Rolle gezeichnet und die von ihr in der Gesellschaftsordnung hervorgebrachte Umwälzung. An die Stelle der feudalen, patriarchalischen oder innungsmässigen Verbindung unter den Menschen hatte die Bourgeoisie „die gefühllose Liquidation dieser Beziehungen in Bargeld" gesetzt, an die Stelle der „früheren Vorstellungen und Gefühle, religiöser, traditioneller, idealer und Geschlechtsanschauungen über die Pflicht, welche von alters her die Exploitation der Masse verschleierte, — die offene, schamlose, die nackte und dürre Ausbeutung. Sie hatte die Binde aller heiligen und rührenden Illusionen von der gesellschaftlichen Ordnung und den Familienbeziehungen herabgerissen und alles auf das materielle Interesse zurückgeführt, und die Privilegien, welche Rechte sicherten und Pflichten auferlegten, durch die gewissenlose Freiheit des Handels ersetzt. Die Reaktion schaut jetzt mit Rührung auf die Wunder der Kraft, die sich in der Vergangenheit offenbart, aber die Bourgeoisie hat noch weit eindringlichere Wunder der Kraft zuwege gebracht, als die ägyptischen Pyramiden und die Kreuzzüge" u. s. w. Karl Marx u. Friedrich Engels.

Der Sozialismus in Deutschland hätte vielleicht nicht die Erfolge gehabt, deren er sich jetzt rühmt, wenn die Regierung den Forderungen des Bürgertums mehr Entgegenkommen gezeigt hätte. Aber gerade die Hartnäckigkeit der Regierung trieb das liberale Bürgertum, wenn nicht zum Bunde, so doch zur Gemeinschaft mit den Elementen des gesellschaftlichen Umsturzes.

Das bürgerliche Element, welches in Deutschland bei den Ereignissen 1848 die Hauptrolle gespielt hatte, war am meisten mit der Reaktion unzufrieden, welche hierauf eintrat und von Verfolgungen begleitet war, welche sogar zu einer verstärkten Auswanderung führten. Die Mehrzahl des Bürgertums in Preussen gehörte zu der liberalen Partei, und die willkürliche Abänderung der Konstitution erbitterte sie. Der kühne Gedankenflug der grossen deutschen Metaphysiker, welche jedoch in ihrem Leben Typen des einfachen Bürgertums blieben, die fortschrittlichen Bestrebungen des Nationalvereins, die freiheitlichen Bestrebungen der Studenten, — alles dieses hatte sich schon seit langem gezeigt, ohne die Ruhe des Alltagslebens zu stören. Aber die Bewegung von 1848 und die darauf folgende Reaktion trugen in die deutsche Gesellschaft zum erstenmal (Kurhessen vielleicht ausgenommen) das Beispiel eines Rolle des bürgerlichen Elements in Deutschland.

faktischen Kampfes, das Element der Erbitterung in den Beziehungen zwischen den Ständen. Das liberale Bürgertum, das in der Zeit der Gährungen den anderen Ständen vorangestanden hatte, sah sich plötzlich in ein verfolgtes oder verdächtigtes Kleinbürgertum verwandelt.

Die faktische Bedeutung dieses Standes begann indessen gerade in dieser Epoche mächtig zu wachsen. Die gewaltige Entwickelung der Industrie unter dem Einfluss der Dampfkraft, die Entdeckung von grossen Steinkohlenlagern, die gesteigerte Nachfrage nach Fabrikaten für Amerika verstärkten die Grossindustrie und bewirkten zugleich die Aufsaugung vieler Handwerksbetriebe, was unter dem Kleinbürgertum selbst Unzufriedene schuf.

Das Misslingen oder der unvollständige Erfolg der politischen Bestrebungen machte das Bürgertum selbst für eine Lehre empfänglich, welche den Zweck hatte, den Fortschritt durch die Mitwirkung der Volksmassen zu sichern. Deshalb erschienen selbst in den Augen des höheren Bürgertums die ersten Verkündiger dieser Lehre von dem Nimbus des Volkstribunen umgeben, die niederen Schichten aber wurden nicht so sehr hierdurch angezogen wie durch die ihnen gemachten Verheissungen eines Umbaues der Gesellschaft zum Besten der bedürftigen Klassen.

Als der Schöpfer des Sozialismus in seinem anderen Sinne und seiner gegenwärtigen Richtung muss Karl Marx anerkannt werden. Sohn eines höheren Beamten in der preussischen Montanindustrie, beendigte Marx seine Studien in Bonn und heiratete 1843 eine Schwester Westphalens, des späteren preussischen Ministers in dem reaktionären Kabinett Manteuffels. Ein Mensch von grossem Wissen und philosophischem Geiste, gelangte Marx, der sich dem Studium der Arbeiterfrage hingegeben hatte, zu den radikalsten Ueberzeugungen; er verliess den Staatsdienst, welcher ihm bei seinen Verbindungen und Fähigkeiten eine hervorragende Stellung hätte geben können. Nach dem Verbot der in Köln erscheinenden „Rheinischen Zeitung", deren Redakteur er war, reiste Marx nach Paris, wo er mit den deutschen Emigranten in Verbindung trat. Auf Verlangen Preussens aus Paris ausgewiesen, siedelte er nach Brüssel über, von wo er wegen der Publikation des kommunistischen Manifestes gleichfalls ausgewiesen wurde. Die Revolutionsbewegung von 1848 benutzend, kehrte Marx nach Deutschland zurück und begann die „Neue Rheinische Zeitung" herauszugeben; aber im Jahre 1849 wurde er aus Preussen vertrieben und darauf abermals aus Paris. Endlich siedelte er nach London über, wo er auch seine beiden Hauptwerke schrieb: „Zur Kritik der politischen Oekonomie" (in Berlin 1859 erschienen) und „Das Kapital" (Bd. I ebendaselbst 1867).

In beiden Werken wird ein und dieselbe Theorie dargelegt, aber völlig ausgedrückt wird sie in dem Werke „Das Kapital", welches trotz seiner Tendenziösität eine beachtenswerte Arbeit repräsentiert, so dass alle Nationalökonomen, welche die Frage des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit berühren, sich mit ihr auseinandersetzen müssen. Die Grundthese von Marx, dass die Quelle des Werts die Arbeit sei, ist von Riccardo entlehnt, aber aus dieser These kommt Marx zur vollen Leugnung der Gesetzmässigkeit des Gewinnes des Privatkapitalisten in produktiven Unternehmungen. Das Privatkapital, der Besitz von Fabriken, Maschinen, Land stellt sich ihm als eine Usurpation dar, als eine Unterjochung der wahren und alleinigen Produzenten von Werten durch Vermittler. Er fordert, dass alle Arbeitswerkzeuge, einschliesslich Land und Kapital in allen ihren Formen, wie z. B. Fabriken, Eisenbahnen u. s. w., Gemeinbesitz, Eigentum der Produzenten werden, infolgedessen Unterjochung und Ausnutzung der Arbeiter durch das Kapital verschwinden müssen.

Das Buch ist in seiner Darstellung und Sprache nicht nur dem Begriff der Massen, sondern auch dilettantischen Lesern unzugänglich, dafür repräsentiert es sozusagen das Grundtestament des neuesten Kommunismus und bietet für die Popularisierung eine reiche Quelle. Nur dank dieser sind die Ideen von Marx auch teilweise in die Massen gedrungen, wo sie bei der in ihnen herrschenden Ideenstimmung, von der wir schon gesprochen haben, begriffen wurden, aber natürlich nicht mehr als gelehrte theoretische Ansichten, sondern als Punkte eines Anklageaktes gegen alle staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen und ganze Klassen, als Devise für ein sofortiges Niederreissen der ganzen bestehenden Ordnung.

Die Nationalökonomen bestreiten die Grundidee von Marx, nämlich den Satz, dass die Arbeit als Grund und Maass der Werte dient. Sie entgegnen, dass Marx diesen Satz als Axiom annimmt, während er nur eine sophistische Form sei, um die gewünschten Schlussfolgerungen zu ziehen, und durchaus kein wissenschaftlich bewiesenes ökonomisches Gesetz. Wenn als Wertmesser einer Ware nur die Quantität der zu ihrer Ergänzung aufgewandten Arbeit diene, so würden diejenigen Waren, welche eine gleiche Quantität Arbeit erfordern, den gleichen Wert haben, unabhängig von der Höhe des für ihre Erzeugung aufgewandten Kapitals. Dieses ist aber nicht der Fall, und die Zinsen des verwandten Kapitals und der Gewinn der Kapitalisten wirken auf die Preise der Waren ein und variieren diese Preise, unabhängig von der Quantität Arbeit, welche zur Erzeugung der Ware erforderlich war. Mit einem Wort, man erwiderte Marx, dass seine Lehre von der Quantität

der Arbeit als den Grund-Wertmesser nur dann richtig sein würde, wenn die Zinsen vom Kapital und der Gewinn des Kapitalisten schon beseitigt wären.

Ferdinand Lassalle.

Von allen deutschen sozialistischen Agitatoren machte sich zuerst Ferdinand Lassalle die wissenschaftlichen Hinweise von Marx zu nutzen. In seinen glänzenden Schriften, in seinen Reden, welche er von Stadt zu Stadt hielt, predigte er unermüdlich die neuen Ideen. Das Wesen seines Programms war von der späteren Richtung der Partei verschieden. Es stand auf nationalem und staatlichem Boden, forderte das allgemeine Stimmrecht als Schutz für jede Einzelpersönlichkeit und die Mittel zur Bildung gewaltiger gegenseitiger Assoziationen, denen der Staat helfen müsste.

Das Hauptresultat der Thätigkeit Lassalles war der im Jahre 1863 gegründete „Allgemeine Arbeiterverein", der als Ausgangspunkt für die Agitation der späteren Prediger des Sozialismus diente, welche bald von dem Wege abwichen, den ihnen Ferdinand Lassalle gewiesen hatte.

Wie weit dieser Weg von der heutigen Richtung abliegt, beweist klar die Freundschaft Lassalles mit Bismarck[1]), welcher indirekt Lassalle in der Ausbreitung von dessen Propaganda unterstützte.

Bismarck protegierte diese Bewegung und beriet sich mit Lassalle, natürlich um ihn als Werkzeug gegen das liberale Bürgertum zu benutzen. Deshalb ergriff er auch keine Maassregeln gegen die offenbare Propaganda Lassalles, welcher in Deutschland umherreiste und überall die Arbeiter aufreizende Reden hielt. Fürst Bismarck hielt wahrscheinlich die Aufregung, welche so im Bürgertum hervorgerufen wurde, für ungefährlich und rechnete darauf, dass diese die Liberalen eher zur Annahme der Heeresreform bringen könnte, gegen welche sie sich so sträubten.

Aber Bismarck hat auch in einer andern seiner Reden ein weises Wort ausgesprochen: „Wenn es gar keine Sozialdemokraten gäbe, wenn viele sie nicht fürchteten, so würden auch die bescheidenen Erfolge nicht existieren, die uns bisher im Sinne der Sozialreform zu erzielen gelungen sind. Die Furcht vor der Sozialdemokratie erscheint deshalb als ein nützliches Element in der Anwendung auf alle diejenigen, welche kein Herz für ihre bedürftigen Mitbürger haben." Eine solche Ansicht hat den eisernen Kanzler übrigens nicht gehindert, infolge der raschen Fortschritte der sozialistischen Propaganda gegen die Sozialdemokraten strenge

[1]) Bismarck gestand in seiner Rede im Oktober 1878 selbst zu, dass er mit Lassalle in Beziehungen getreten war, und rechtfertigte dies damit, dass Lassalle kein Sozialist gewesen wäre; „er war ein weit bemerkenswerterer und bedeutenderer Mensch als seine Epigonen".

Maassregeln zu ergreifen. Allerdings haben gerade diese Maassregeln die Sozialisten mit der Aureole eines gewissen Märtyrertums umgeben.

Spaltung im deutschen Sozialismus nach Lassalle. — Bebel und Liebknecht.

Aber kehren wir zu dem Gang der sozialistischen Bewegung in Deutschland zurück. In der von Lassalle geschaffenen Organisation trat recht bald nach seinem Tode eine gewisse Spaltung ein. In dem Parteiblatte „Sozial-Demokrat" erschienen fünf Leitartikel, in welchen die Sympathie für die nationale Politik Bismarcks zum Ausdruck kam. Die hervorragendsten Mitarbeiter des Blattes, darunter Bebel und Liebknecht, traten infolgedessen mit einem Protest hervor, und seit dieser Zeit begann allmählich die Spaltung zwischen dem Sozialismus, wie ihn Lassalle begriff, und dem internationalen oder kosmopolitischen Sozialismus immer schärfer hervorzutreten. Bebel und Liebknecht, von Marx unterstützt, gewannen immer mehr Anhänger, und bei den ersten Wahlen wurden beide in den Norddeutschen Reichstag gewählt.

Der Sozialismus in Deutschland breitete sich überhaupt mit frappierender Schnelligkeit aus. Jetzt besitzt die sozialdemokratische Partei bereits im Parlament Bedeutung und erwirbt immer grösseren Einfluss im Volke. Zwei Umstände tragen hierzu bei: die Partei hat unter ihren Mitgliedern Leute von hervorragenden Fähigkeiten und besitzt materielle Mittel. Dass diese Mittel nicht unbedeutend sind, ergiebt sich daraus, dass die Sozialisten eine beständige Propaganda führen und während der Wahlen in nichts den übrigen Parteien nachstehen, welche über bedeutende eigene Fonds verfügen. Ausserdem unterstützt die Partei ihre Vertreter im Reichstag, welcher bekanntlich seinen Mitgliedern keine Diäten gewährt.

Die Mittel, über welche die Sozialisten verfügen, haben sich, es ist dies zu bemerken, nicht aus einmaligen Spenden irgend welcher der Sache anhängenden Millionäre gebildet, sondern aus den freiwilligen Groschen, die seit langem jährlich von jedem Arbeiter eingesammelt werden. Es ist dies ein Umstand, welcher die Lebenskraft und Festigkeit dieser Erscheinung beweist.

Fortschritte des Sozialismus.

Von der Bedeutung und Ausbreitung der agitatorischen Propaganda der Sozialisten kann man sich durch eine flüchtige Uebersicht der bisher erreichten Resultate leicht überzeugen. Der Partei stehen 60 Tageszeitungen zu Gebote mit 254 000 Abnehmern und 41 Journale mit 200 000 ständigen Abonnenten. Hierzu kommt noch eine Menge der verschiedensten von der Partei herausgegebenen Bücher und einige Witzblätter, welche gegen 170 000 Abonnenten zählen.

Diese Ziffern stammen aus den auf dem letzten Sozialistenkongress in Halle mitgeteilten Daten.

Wahrscheinlich sind diese Ziffern etwas übertrieben, da neu aufkommende und wachsende Parteien sich immer berufen fühlen, ihre Lage in möglichst vorteilhaftem Lichte darzustellen, aber selbst auch bei einer solchen Annahme muss man zugestehen, dass diese Partei sehr energisch vorgeht.

Doch nicht nur in der Presse kommt diese Thätigkeit der Sozialisten zum Ausdruck. Sie organisieren Gesellschaften zur Unterstützung der Genossen bei Arbeitsmangel, sie veranstalten öffentliche Vorlesungen in ihren Vereinen, bereiten im Bedürfnisfalle Manifestationen vor u. s. w.

Organisation der sozialdemokratischen Partei.

Wir wollen in Ziffern die Schnelligkeit der Verbreitung der sozialistischen Bewegung in Deutschland darlegen.

Bei den ersten Wahlen in den Deutschen Reichstag brachte die sozialdemokratische Partei 190 000 Wähler auf die Beine, sodann:

im Jahre	1874	352 000	Wähler
„ „	1884	350 000	„
„ „	1887	760 000	„
„ „	1890	1 427 000	„
„ „	1898	2 105 305	„

Wir sehen, wie stark sich die soziale Bewegung in Deutschland entwickelt hat. Im Jahre 1884 sassen im Parlament 24 sozialdemokratische Abgeordnete, jetzt sind ihrer 56 dort. Hieraus wird klar, dass diese Partei ein gewisses Etwas repräsentiert, das bei irgend welchen durch einen Krieg hervorgerufenen Erschütterungen von positiver Bedeutung werden kann.

Betrachten wir jetzt, wie der Charakter und die Ziele und Bestrebungen dieser Partei in Deutschland beschaffen sind.

Die Organisation der sozialdemokratischen Partei ist eine völlig zentralistische. Im Jahre 1876 wurde die Leitung der Geschäfte einem Komitee von fünf Mitgliedern übergeben, welches fast unbeschränkte Macht hat. Zur Aufsicht über die Thätigkeit des Komitees ist eine Revisionskommission von 7 Mitgliedern geschaffen; die Wahl und die Absetzung derselben steht einem Kongress zu, welcher in einer bestimmten Anzahl von Jahren einmal einberufen wird.

Was die Thätigkeitsform der Sozialdemokraten angeht, so lehnen sie, in Uebereinstimmung mit Marx, in der Theorie den Weg eines gewaltsamen Umsturzes ab und ziehen die allmähliche Thätigkeit der Propaganda vor, bis sie durch eine aus den Wahlen hervorgegangene Mehrheit in den Besitz der Macht selbst gelangen. Es versteht sich von selbst, dass der Parlamentarismus für sie nicht das Ziel, sondern nur das Mittel bildet. Sie hoffen, dass sich der Sozialismus die einzige unüber-

windliche Kraft erwerben wird — die Kraft der öffentlichen Meinung, ohne welche selbst ein zeitweiliger Sieg keine Festigkeit besässe. Diesen Gedanken drückt unter anderen Liebknecht auf einem Kongresse, in Bekämpfung der Forderungen allzuhitziger Parteianhänger, folgendermaassen aus: „Auf welche Art könnte eine Minderheit mit Gewalt gegen die Mehrheit wirken? Zu uns gehören nur 20% der Bevölkerung; die übrigen 80% sind einstweilen noch nicht mit uns.“ Diese vorsichtige Politik ist auf die Masse solcher Anhänger berechnet, welche noch schwanken und natürlich von der Partei abfallen würden, wenn diese einen revolutionären Charakter annähme. Jetzt stimmen diese Anhänger für die Sozialisten einfach nur deshalb, weil sie in ihnen die zuverlässigsten Opponenten gegen den Militarismus erblicken.

Das Programm des Kongresses zu Halle.

Gegenwärtig sind die Anstrengungen der Sozialisten, welche sich in den grossen Städten schon gefestigt haben, auf die Eroberung der ländlichen Bezirke, der Tagelöhner und kleinen Grundbesitzer, gerichtet. Ohne Anteilnahme oder Zustimmung des Bauernstandes würde keine Umwälzung von Dauer sein. Bei der Propaganda in den Dörfern wird die Hauptrolle natürlich dem Prinzip der „Nationalisierung“ des Grundeigentums zugewiesen. Aber diejenigen Bauern, welche ein Stück Land besitzen, halten das Privateigentum hoch, obwohl dieses teilweise durch die Belastung des Bodens mit Hypotheken nur ein nominelles ist. Deshalb operieren die Sozialisten vorsichtig, gestehen aber die Notwendigkeit zu, die Landbezirke zu „bearbeiten“. Auf dem Kongress in Halle wurde der Beschluss gefasst, eine besondere Zeitung für die Bauern zu gründen.[1])

[1]) Deshalb ist das auf dem Halleschen Kongress angenommene Programm in maassvollen Ausdrücken abgefasst. Seine Hauptpunkte sind: Die Quelle des Reichtums und der Zivilisation ist die Arbeit, da aber eine allgemeinen Nutzen bringende Arbeit nur in der Form der Assoziation möglich ist, so müssen die Produkte der Arbeit unter alle auf gerechten Grundlagen entsprechend den Bedürfnissen eines jeden verteilt werden. Bei der jetzigen Ordnung befinden sich die Werkzeuge der Arbeit in den Händen der Kapitalisten. Die sich hieraus ergebende Abhängigkeit der Arbeiterklasse ist die Ursache der Armut und der vollen Unterjochung einer ganzen Masse der Arbeitenden. Man muss die Arbeit von einem solchen gefesselten Zustande befreien, und diese Aufgabe muss von der Assoziation der Arbeiter begonnen und gelöst werden. Um dies zu leisten, ist erforderlich, dass die Werkzeuge der Arbeit (Umsatzkapital, Fabriken, Maschinen u. s. w.) in das Eigentum der Gesamtheit übergehen.

Von diesen Prinzipien ausgehend, fordern die Sozialisten die Aufhebung des bestehenden Systems der Anmietung der Arbeiter, überhaupt die Aufhebung jeder gesellschaftlichen und politischen Ungleichheit. Ausserdem folgt die Partei, welche jetzt ausschliesslich nur auf nationalem Boden wirkt, gespannt dem Gange der sozialen Arbeiterbewegung in den übrigen Staaten und ist bereit, die eigenen Mittel ihr zur Verfügung zu stellen, damit die Einheit der Arbeiter zur Wirklichkeit wird und nicht ein leeres Wort bleibt.

Wenn es den deutschen Sozialisten gelänge, die Bauern in ihr Lager hereinzuziehen, dann würden sie im Reichstag die Majorität erlangen und könnten selbst in der Armee Rückhalt finden.

Demnach streben die Sozialisten danach, die Meinung der Majorität zu gewinnen, welche nicht nur für die Durchführung der Umwälzung auf dem Wege der Gesetzgebung, sondern auch für die Festigung des Umbaues erforderlich ist.

Wenn man selbst annimmt, dass die sozialistische Propaganda auf den Dörfern schwach vorwärts rücken würde, so kann doch die Partei auch in Zukunft wachsen, da ihr noch einige Eroberungen in den Städten übrig bleiben und hier die Fortschritte der Propaganda zweifellos sind.

Im Deutschen Reiche giebt es keine grosse Stadt, wo die Sozialisten nicht seit 1878 bis heute eine immer grössere Stimmenzahl errungen haben.

Ausserdem ist zu erwägen, dass das numerische Verhältnis der Bevölkerung sich beständig verändert, und zwar zu Gunsten der grossen Städte. In Deutschland ist eine solche Veränderung weit grösser als in irgend einem anderen Lande. In dem Werke Bruckners: „Die Entwickelung der grossstädtischen Bevölkerung im Deutschen Reich" finden wir folgende vergleichende Daten:

Der Zuwachs der Bevölkerung in der Periode 1876 bis 1885 betrug:

in den	grossen	Städten	26,6%
„ „	mittleren	„	23,6%
„ „	kleinen	„	18,3%
„ „	Flecken		9,9%
„ „	Dörfern		2,0%
insgesamt im Reiche			8,6%

Nach Punkten geordnet, besteht das Wesen dieser sozialistischen Forderungen in folgendem:

Die sozialistischen Arbeiterverbände erstreben als Grundlagen des Staatslebens: 1. allgemeines direktes Wahl- und Stimmrecht für alle mit geheimer und obligatorischer Stimmabgabe, wobei die Wahlen an Feiertagen stattfinden müssen; 2. völlige Uebergabe der Gesetzgebung in die Hände des Volkes; nur das Volk allein kann die Frage über Krieg und Frieden entscheiden; 3. unbedingte Aufhebung des jetzigen stehenden Heeres und Ersatz desselben durch ein allgemeines Volksheer; 4. Aufhebung aller Ausnahmegesetze; 5. allgemeine Zugänglichkeit des Gerichts und unentgeltliche gerichtliche Verteidigung, allgemeine und für alle gleiche Bildung und Erziehung auf Kosten des Staates. In diesem Paragraphen wird die Religion als Gewissenssache eines jeden anerkannt. In den folgenden Punkten werden alle derzeitigen das Volk belastenden Steuern durch eine progressive Einkommensteuer ersetzt. Ausserdem wurden Regeln über den Normal-Arbeitstag ausgearbeitet, über das unbedingte Verbot einer jeden irgendwie gearteten Kinderarbeit, und des Verbots solcher Arbeiten für Frauen, welche auf ihre Gesundheit schädlich wirken und die Ursachen des Sinkens der Moral unter ihnen sind. (L. Winlerer: „Der internationale Sozialismus von 1885—1890".)

Je bedeutender eine Ansiedelung ist, desto rascher erfolgt demnach der Zuwachs der Bevölkerung in ihr. In den letzten Jahren hat sich die ländliche Bevölkerung in Deutschland gegenüber dem früheren Wachstum zu vermindern begonnen. Die Sache ist die, dass, da in den Städten die Geburtenziffer weit niedriger, die Sterblichkeit aber grösser ist als auf dem Lande, das Wachstum der städtischen Bevölkerung sich auf Kosten des flachen Landes vollzieht. Dieser Umstand ist für die sozialdemokratische Propaganda günstig, da die neuen Uebersiedler nach den Städten in schwierige Verhältnisse geraten und infolgedessen den Lehren über Umformung der ganzen Gesellschaftsordnung zum Besten des Proletariats zugänglich sind.

Endlich haben die Städte nach der ökonomischen und zivilisatorischen Richtung hin auch in der Eigenschaft grosser Zentren weit grössere Bedeutung als die ländlichen Ansiedelungen. Demnach macht sich der Sozialismus, welcher die Städte erobert, eo ipso zum Herrn des ganzen Landes.

Trotzdem alle neuesten Führer der sozialen Partei, wie Bebel, Liebknecht und selbst Marx, im allgemeinen Gegner der Revolution sind und in Bezug auf Deutschland jede mit Gewalt verknüpfte soziale Umwälzung für verfrüht halten, so lässt sich doch nicht leugnen, dass diese Bewegung von revolutionärem Geiste durchtränkt ist, die Pressorgane und die Redner der Sozialisten rufen unermüdlich Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge und mit den Personen, welche diese Ordnung aufrechterhalten, hervor.

Sie wollen entschieden nicht an die Möglichkeit glauben, dass man mit ihrem Prinzip und ihrer Sache nicht sympathisiert, und erblicken in einem solchen Verhalten einen ständischen oder persönlichen Egoismus oder Heuchelei oder einfach Gewissenlosigkeit.

In dem Ton ihrer Reden und Broschüren vernimmt man deshalb gewöhnlich entweder Ironie oder beleidigende Phrasen. Solche Floskeln halten den Hörer oder Leser beständig in Nervenspannung, erregen sogar bei einem ruhigen Menschen mindestens Antipathie gegen die Leute, welche es angeblich ablehnen, die Wahrheit zu begreifen, und wirken besonders stark auf die untersten Volksklassen.

Man braucht nur die Polemik Liebknechts zu lesen, um sich einen Begriff davon zu machen, wie die Sozialisten sprechen und schreiben, obwohl die Gerechtigkeit die Bemerkung erfordert, dass der Geist der Sozialisten heute doch ruhiger sich zeigt als früher.

Wenn wir die früheren Ausfälle Liebknechts auf dem Reichstage im Jahre 1869 oder 1874, wo er einfach die ganze Bourgeoisie schmähte und mit Umsturz bedrohte, mit der Halleschen Rede vergleichen, welche

einen fast beruhigenden Charakter trug, so bemerken wir eine grosse Veränderung, einen bedeutenden Erfolg im Sinne der Mässigung. Früher zürnte und wütete er, jetzt zeigt er die Ruhe eines von seinem Sieg überzeugten Eroberers. Aber auch in seinen neuesten Reden giebt es natürlich nicht wenig Explosionselemente, was durch die Unversöhnbarkeit seiner Lehre an und für sich mit allen Elementen der bestehenden Ordnung bedingt wird.

In Bezug auf das junge Deutsche Reich haben die Sozialisten von Anfang an eine negative Haltung eingenommen. „In Deutschland," so heisst es in einer Broschüre,[1]) „existiert nur eine Klasse, die mit der Gegenwart zufrieden ist — das Bürgertum. Es hat alles erhalten, was es brauchte, Schutz zur Ausbeutung der Kräfte des Volkes in allen Beziehungen und folglich das Recht, selbst materiellen Wohlstand zu erwerben und zu vergrössern, und jetzt frohlockt es natürlich und ist der Regierung für eine solche Sorgfalt dankbar.

„Aber das Volk" — fährt die Broschüre fort — „hat natürlich vergeblich gewartet und wird noch eine ganze Ewigkeit auf die Erfüllungen der Versprechungen warten, welche ihm während und nach dem französisch-deutschen Krieg für die von ihm getragenen Mühen und Leiden gegeben sind."

Man muss jedoch hinzufügen, dass neben der Mehrheit unter dem Banner Bebels und Liebknechts auch noch eine Minderheit existiert, welche zu einer energischen Thätigkeit drängt.

Im Jahre 1880 wurde auf dem Schweizer Kongress in der Umgegend Zürichs[2]) beschlossen, den Ausdruck „auf gesetzlichem Wege" auszustreichen, da er infolge der von Bismarck erlassenen Gesetze der Sachlage nicht entspreche.

Weiter sprach drei Jahre später auf dem Kongress in Kopenhagen im Jahre 1883 einer von den einflussreichen Rednern den Gedanken aus, dass die Sozialisten weder parlamentarische Politiker noch Fürredner der Revolution repräsentieren, sondern eine offene revolutionäre Partei bilden, weil sie einen Umsturz der bestehenden Ordnung herbeizuführen streben, und es eine Illusion wäre, anzunehmen, dass sich dieses auf friedlichem Wege verwirklichen könnte.

Wenn wir in den Sinn der Worte dieses Redners eindringen, so lässt sich in ihnen eine direkte Anreizung zum Aufruhr nicht finden, aber in der Masse, welche nicht gewöhnt ist, sich mit dem genauen Be-

[1]) „Die parlamentarische Thätigkeit des Deutschen Reichstages und der Landtage und die Sozialdemokratie". Leipzig 1873.

[2]) Infolge Einführung der Ausnahmegesetze fanden die sozialistischen Kongresse ausserhalb Deutschlands statt. In Deutschland war der erste Kongress in Halle nach Aufhebung dieser Gesetze völlig öffentlich.

greifen der Worte aufzuhalten, hat diese Rede unzweifelhaft revolutionäre Wünsche und Gedanken hervorgerufen.

Der Kampf gegen den Sozialismus. Bismarcks Ausnahmegesetz.

Die Publizisten der nicht-sozialistischen Lager und mit ihnen natürlich auch die Politiker in Deutschland begreifen recht gut die Gefährlichkeit, welche Ausbreitung und Organisation des Sozialismus mit sich bringen. Rudolph Meyer[1]) sagt: „Täglich wächst diese Armee der Proletarier, und selbst ihr Schweigen, ihr Abwarten bei ihrer versteckten Entschlossenheit bilden etwas Furchtbares. Das deutsche Volk hat sich des hohen Loses nicht würdig gezeigt, welches ihm die Kriege von 1866 und 1870 verhiessen." Die Regierungen Deutschlands haben diese Frage genau studiert und auf Anregung Preussens versucht, gewisse Maassregeln zu ergreifen. Aber weder in Deutschland noch in irgend einem anderen, von dieser gesellschaftlichen Krankheit infizierten Lande ist bisher irgend eine systematische Methode gefunden worden, sie zu heilen. Schon aus unserer flüchtigen Skizze ist ersichtlich, wie zahlreich die Ursachen sind, welche im Westen die Unzufriedenheit der Massen hervorrufen und einen günstigen Boden für gesellschaft-feindliche Lehren schaffen. Gewiss, die deutschen Regierungen haben einige Mittel gefunden, aber dies waren alles nur Palliative, wie z. B. die Versicherung der Arbeiter unter einer gewissen Staatsbeihilfe gegen Unglücksfälle, die Sicherstellung der Arbeiter im Falle von Arbeitsunfähigkeit und im Alter unter eben derselben Beihilfe. Diese Mitttel waren Bestrebungen ähnlich denen, den Lauf eines Flusses durch Aufrichtung einiger Holzschilde an zwei, drei Stellen zu hemmen. Die Sozialisten nehmen dieses alles an, aber sie verzichten nicht im geringsten auf ihre regierungsfeindliche Agitation.

Es ist wahr, Fürst Bismarck hatte noch ein anderes Schutzmittel ausgesonnen: Ausnahmegesetze gegen eine einzige von allen Parteien im Staate — die sozialdemokratische Partei. Vom parlamentarischen Gesichtspunkte aus haben sich solche Gesetze, welche eine Partei, die ihre Vertreter im Parlamente besitzt, des allen Staatsbürgern gemeinsamen Rechtes der Versammlungs- und Vereinsfreiheit beraubten, seltsam ausgenommen. Vom praktischen Gesichtspunkte muss man zugestehen, dass diese Gesetze mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. In jedem Falle hielten sie sich nicht länger, als die Herrschaft Bismarcks selbst im Reiche.

Eine öffentliche Kundgebung der Sozialisten von ihrer Lehre und ihren Programmen ist dadurch nützlich, dass sie urteilsfähigen Leuten die Möglichkeit verleiht, sich von der Undurchführbarkeit der von den Sozialisten geplanten neuen Ordnung zu überzeugen. Die Stärke ihrer Lehre beruht vorzugsweise in der Kritik der bestehenden Ordnung und

[1]) „Politische Gründer und die Korruption in Deutschland". Leipzig 1877.

der durch sie auferlegten Lasten. Aber jene Ordnung, welche zum Ersatz der jetzigen anempfohlen wird, ist mit Lasten verknüpft, die wohl anderer Art, aber keineswegs geringer sind als diejenigen, welche jetzt auf der ganzen europäischen Gesellschaft ruhen. So würde die in Aussicht genommene „planmässige Produktion" — die Schwierigkeit ihrer Durchführung beiseite gelassen — nicht nur zur Beschränkung der den Sozialisten verhassten „freien Konkurrenz" führen, sondern offenbar auch zur Beseitigung jedes persönlichen Impulses bei den Produzenten, d. h. des Strebens, jede Art Produktion zu verbessern, zu verbilligen und zu erweitern.

Aber es existiert auch die Ansicht, dass, da die Masse unfähig ist, selbständig und leidenschaftslos zu urteilen, die Oeffentlichkeit der sozialistischen Propaganda ihr nur Nutzen bringt. Nach dieser Ansicht sind die extremen Voraussetzungen des Sozialismus, wie undurchführbar sie auch sein mögen, doch allzu verlockend und dadurch gefährlich, dass sie in den Massen jenen Instinkt erregen, welcher durch die Formel ausgedrückt werden kann: es ist möglich, weniger zu arbeiten und besser zu leben.

Die Sozialisten sparen wirklich nicht mit Versprechungen dieser Art. Als Beispiel führen wir den von einem Redner im Reichstag verlesenen Auszug aus dem Werke eines Mitgliedes der sozialdemokratischen Partei, Stern „Thesen über den Sozialismus" an: „Jeder wird nach Leistung der ihm zugewiesenen Quantität Arbeit das Recht erhalten auf jegliches Bedürfnis in der Quantität, wie er es selbst wünscht: auf den Kauf von Kleidungen in den gesellschaftlichen Magazinen, auf beliebige Schüsseln im Gasthofe oder zu Hause, auf ein komfortables Privatquartier, welches mit den Gasthäusern durch Telephon, pneumatische Post u. s. w. verbunden ist." Im Reichstage lachte man bei dieser Lektüre, aber die Sozialisten versichern, dass dieses Ideal durchaus durchführbar sei. Das „Berliner Volksblatt" schrieb im November 1890: „Wir wollen nicht voraussagen, was namentlich man in dem sozialistischen Volksstaate essen wird, aber dass in ihm die Menschen satt sein werden, das können wir positiv behaupten. In welchem Stil man die Häuser bauen und ausstatten wird, das berührt uns nicht, aber wir wissen genau, dass jede Familie und jede Persönlichkeit ihre gesunde, freundliche und trauliche Wohnung haben wird."

Einer der Hauptführer der Partei, Bebel, hat sich allerdings im Reichstag gegen übermässige Verheissungen ausgesprochen. Er erklärte, dass er und seine Freunde „niemals die Arbeiter mit Illusionen einwiegen werden; wir haben ihnen nur Folgendes gesagt: eure Befreiung kann nur euer eigenes Werk sein; die kapitalistischen Parteien werden gegen

euch in der einen oder anderen Form kämpfen durch Diktatur und Ausnahmegesetze oder auch ohne diese, aber einerlei, sie werden kämpfen und ihr werdet nur soviel erringen, wieviel zu erkämpfen ihr die Kraft besitzt. Deshalb organisiert euch als Verbände, als eine Partei der Befreiung der Arbeiter, tretet dieser Partei bei, zu der schon Millionen von Arbeitern gehören, zu dem organisierten, selbstbewussten, nach Freiheit strebenden deutschen Proletariat — dies sei euch die Sozialdemokratie."

Als man ihm die Abgeschmacktheit der einen und der anderen Erwartungen der Sozialisten nachwies, entgegnete Bebel, dass er nicht alle diejenigen Maassregeln ausführlich darlegen könne, welche für die Schaffung der neuen Ordnung erforderlich sind. „Sie, meine Herren, haben jetzt die Macht, und doch können auch Sie nicht genau sagen, was namentlich Sie nach fünf Jahren thun werden, da dieses von den Umständen abhängt. Genau so können auch wir es nicht. Wir haben ein völlig bestimmtes Programm, aber es enthält nur die allgemeinen Thesen. Hier sind sie: Die Werkzeuge der Produktion werden aufhören, Privateigentum zu sein; der Boden, die Bergwerke, Rohmaterialien, Instrumente, Maschinen, Verkehrsmittel werden das Eigentum der Gesellschaft bilden; die Umwandlung der Warenproduktion in eine sozialistische wird das zuwege bringen, dass der beständig wachsende Umfang der Produktionsfähigkeit aufhören wird, eine Quelle der Armut und der Bedrückung der exploitierten Klassen zu bilden; er wird sich im Gegenteil in ein Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes und zur Aufrichtung einer harmonischen Vervollkommnung verwandeln. Und so wird die Enteignung der Arbeitswerkzeuge aus dem Privatbesitz, welche wir durchführen werden, sobald die Macht auf unserer Seite sein wird, zum Glücke nicht allein des Proletariats, sondern der ganzen Menschheit beitragen. Durchgeführt werden aber kann sie allein durch das Proletariat, denn die einander widersprechenden Interessen der anderen Klassen halten sich gerade auf dem Boden des Privatbesitzes der Arbeitswerkzeuge, und diese Interessen zwingen sie auch, die jetzige Gesellschaftsordnung für immer beizubehalten."

Professor Stammler[1]) legt die Grundvoraussetzungen des Sozialismus diesem Programme völlig konform dar. „Gegenwärtig" — schreibt er — „wird die Produktion nützlicher Waren, welche zum Leben oder zur Bequemlichkeit dienen, von Privatunternehmern betrieben, welche Arbeiter anmieten und die erzeugten Waren in beliebigen Mengen auf den Markt werfen. Die Anarchisten nennen dieses „Anarchie in der Produktion". Sie halten es für möglich, die ganze Produktion nach einem in den Haupt-

[1]) „Die Theorie des Anarchismus." Berlin 1894.

zentren im voraus ausgearbeiteten Plane zu regulieren. Die Produktionswerkzeuge müssen hierbei im Eigentum der Gesellschaft verbleiben, und privates Eigentum könnten nur Gegenstände bilden, welche für den Gebrauch erworben sind."

Wer aber soll und auf welche Weise wird man die erforderliche Quantität Arbeit bestimmen und verteilen? Die Ansichten der Sozialisten über diesen Gegenstand sind in dem Artikel eines ihrer Führer, Karl Kautsky, in dem Journal „Revue Socialiste" in folgender Weise dargelegt: Bei der vollen Nationalisierung der Produktionswerkzeuge stellt der sozialistische Staat im voraus einen Anschlag der erforderlichen Produktion aller Artikel auf. Hierzu berechnen die statistischen Kommissionen für eine bestimmte Periode die Gesamtmenge der Bedürfnisse der Nation an Produkten und anderen Waren, und zwar mit einer gewissen Reichlichkeit, um das Volk für den Fall einer Missernte zu sichern und allmählich einen Volksverpflegungsvorrat zu schaffen. Nachdem man darauf die Anzahl der Stunden bestimmt hat, die zur Produktion der ganzen Summe der Gegenstände des Volksbedürfnisses erforderlich sind, und die Ziffer der im Lande vorhandenen arbeitsfähigen Bevölkerung kennt, bestimmen dieselben Kommissionen das obligatorische Minimum der Stunden täglicher Arbeit, das von jedem Arbeiter zu fordern ist, und zugleich damit auch seinen Anteil bei der Verteilung des produzierten Reichtums konform der Zahl der Arbeitsstunden. Dieses heisst der „Normal-Anteil"; derselbe wird immer höher sein als das, was für die Existenz streng unumgänglich ist.

Kautsky erläutert diese Kombination durch ziffernmässige Beispiele. Nehmen wir an, dass für die Befriedigung aller Bedürfnisse 30 Milliarden Arbeitsstunden erforderlich sind und die Zahl der Arbeiter 20 Millionen beträgt, so bedeutet dies, dass jeder von ihnen verpflichtet sein wird, im Jahre 1500 Stunden abzuarbeiten, d. h., das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, 5 Stunden täglich. Nachdem die Kommissionen die Quantität der Produktion, der Arbeit und des Anteils eines jeden bestimmt haben, verteilen sie die Gesamtheit des Auftrages an die Korporationen der verschiedenen Kategorien, welche nunmehr die Arbeit unter alle verteilen und auch den Lohn für die Arbeitsstunden in jedem Zweige der Arbeit festsetzen. Wenn in irgend welchem Arbeitszweige sich ein Mangel an Arbeitern einstellt, so wird dort der Lohn für die Arbeitsstunde erhöht.

Irgend einer Korporation sind z. B. vom Staate gegeben: 1. ein Auftrag von 15 Millionen Arbeitsstunden und 2. die entsprechende Vergütung in 15 Millionen Billeten für Bedürfnisse gemäss den Arbeitsstunden. Wenn 10 000 Arbeiter erscheinen, so wird jeder von ihnen im Durchschnitt 1500 Arbeitsstunden zu leisten haben und die gleiche Anzahl von

Billeten für seine Bedürfnisse erhalten. Demnach nimmt er gleichmässig an der Teilung des produzierenden Reichtums teil. Wenn aber in der betreffenden Oertlichkeit statt 10 000 nur 5000 erscheinen, welche zu arbeiten wünschen, so zeigt dieses, dass die Entschädigung dort allzu niedrig bemessen ist und dass man deren Summe auf 30 Millionen Billete für Bedürfnisse (bons de travail) zu erhöhen hat. Wenn aber mehr Arbeiter erscheinen, als nötig sind, z. B. 20 000, so bedeutet dieses, dass die Entschädigung für die betreffende Art der Arbeit allzu hoch bemessen ist und dass man sie herabsetzen muss. Endlich werden in Notfällen zur Leistung solcher Arbeiten, mit denen sich niemand professionell zu beschäftigen wünscht, Freiwillige im Namen des Interesses für die Allgemeinheit (volontaires du dévouement) aufgerufen, und „an solchen wird niemals Mangel sein".[1]) Der Führer der Fortschrittspartei im Deutschen Reichstage Richter formuliert die Entgegnungen, welche sich bei Beurteilung des sozialen Ideals der Produktion darbieten, folgendermaassen: „Eine solche Ordnung beseitigt das persönliche Interesse an der Arbeit, den Antrieb zum eigenen Vorwärtskommen. Bei diesem System würde es auch nicht lohnen, Ersparnisse zu machen, da es unmöglich ist, sie den Kindern zu hinterlassen. Es wird geplant, die Einzelpersönlichkeit der Möglichkeit zu berauben, sich durch Arbeit, Streben nach Vervollkommnung, Auffinden von Absatzmitteln eine bessere Lage zu schaffen. Mit einem Worte, an die Stelle jedes persönlichen Interesses wollen die Sozialisten nur eine Art Entzücken über das allgemeine Wohlergehen setzen. Die Menschen haben niemals so gelebt und können so nicht leben. Deshalb muss man den Sozialismus, der sich auf Undeutlichkeit der Erkenntnis der Dinge und der Natur des Menschen gründet, eine Irreleitung der Arbeiter nennen."

Der französische Publizist Leroy-Beaulieu bemerkt treffend, dass bei der Eliminierung des Faktors des persönlichen Interesses an der Verstärkung und Verbesserung der Arbeit und der Sparsamkeit die Summe der gesamten Produktion sich vermindern müsste und folglich die Menschheit, wenn auch hierbei die Ungerechtigkeit in der Verteilung des Reichtums beseitigt würde, im Gesamtresultat doch nichts gewinnen würde.

Schäffles vermittelnder Standpunkt.

Wir wollen noch die vermittelnde, sozusagen verbindende Ansicht über den Sozialismus anführen, die von Schäffle ausgesprochen ist, welcher Finanzminister in Oesterreich war und teilweise auf Bismarck in dem Sinne einer unumgänglichen Verbesserung der Lage der Arbeiter einwirkte. „Wenn es" — sagt er — „dem Sozialismus gelingt, sein Prinzip der gesellschaftlichen Solidarität und die Vernichtung des Wuchers und

[1]) Malou: „Précis historique du socialisme".

aller Privatmonopole mit den Vorzügen zu verbinden, welche das persönliche Interesse an der Thätigkeit und die freie Kontrole über die Erfüllung der gesellschaftlichen Funktionen bietet, wenn der Sozialismus es auf solche Weise verstehen wird, die ganze gute Seite der jetzigen Ordnung zu bewahren, so wird er unumgänglich triumphieren, wenngleich nicht so rasch. Wirklich bilden bei dieser Bedingung alle Errungenschaften der Zivilisation, der Zentralisation im Staate und in den gesellschaftlichen Beziehungen, die Konzentration der mechanischen Kräfte und die Geneigtheit der Produktion zur Konzentration in Engros-Unternehmungen, die Arbeitsverbände in der Grossindustrie und ihr wachsender Kampf mit den Unternehmern, den Kapitalisten, — gewaltige Hilfsmittel, um gerade die sozialistische Produktion und Ordnung zu realisieren. Aber um diese Kräfte auszunutzen, müsste die sozialistische Ordnung in der Form einer natürlichen Entwickelungsphasis erscheinen, nicht erschrecken, keine Zerstörung unternehmen, sondern einfach alle schon gereiften Früchte der gesellschaftlichen Entwickelung benutzen, um ihnen eine grössere schöpferische Kraft zu verleihen. Bis dahin ist es noch weit, aber es wäre irrig, anzunehmen, dass die Erreichung eines solchen Ideales unmöglich ist. Im Gegenteil, sich mit ihm ernsthaft zu beschäftigen, das ist eine grosse, echt konservative und sogar die wichtigste Aufgabe für die künftige Menschheit."[1])

In jedem Falle muss man zugeben, dass die Idee von dem Recht der Arbeit als eines Wertfaktors und dem Recht des Arbeiters als direkten Produzenten auf einen gewissen Gewinnanteil an der Produktion nicht derart ist, dass man sie mit Gewalt ausrotten könnte; man muss sie vielmehr in Erwägung ziehen und den aus ihr hergeleiteten extremen Schlussforderungen rationelle Argumente und nicht nur Maassregeln der Strenge gegenüberstellen.

Die Armeen sind jetzt aus Leuten zusammengesetzt, die eben erst aus dem Volke einberufen sind und bald wieder in die Volksmasse zurückkehren. Wenn diese Masse von der sozialistischen Lehre durchdrungen wäre, so würde auch die materielle Gewalt auf ihre Seite übergehen.

Auch jetzt schon giebt es ernste Denker, welche dem Sozialismus in der Zukunft den Triumph prophezeien, und seine politische Bedeutung ist auch schon jetzt nicht gering. Dies befördern gewisse wirkliche Mängel in der heutigen Staatsordnung und in erster Linie das drückende System des Militarismus. Die Abschaffung des Militarismus würde die Lage sofort verändern. Um diese Auffassung zu belegen, müssen wir die Methoden näher betrachten, mit deren Hilfe die sozialistische Propaganda sich anstrengt, die bestehende Ordnung zu untergraben.

[1]) „Quintessenz des Sozialismus".

c) Sozialistenkongresse.

Sozialistenkongresse zur Verbreitung und Festigung der Lehre.

Zu den hauptsächlichsten und erfolgreichsten Mitteln, die sozialistischen Prinzipien zu verbreiten, dieser Lehre neue Jünger zu erwerben und die Gesinnungstüchtigkeit der alten Anhänger zu erhalten, gehören die Kongresse der hervorragenden Koryphäen der Wissenschaft und Praktik dieser Richtung. Auf diesen Kongressen erscheinen die sozialistischen Führer grösstenteils als Vertreter verschiedener schon bestehender Organisationen zur Entscheidung strittiger Fragen und zur Verständigung über eine weitere Erwerbung und allmähliche Ausdehnung des politischen Bodens, welcher als Objekt der Thätigkeit der sozialistischen Partei dient, sowie zur Ausarbeitung der ihren Bestrebungen zu Grunde liegenden Ideale. Diese Kongresse, welche in Europa allgemeines Interesse erregen, machen von sich in der ganzen Welt reden und dienen als zuverlässiges und sicheres Mittel für die sozialistische Propaganda, welche es begreift, wie wichtig es ist, eine Doktrin, welche die Masse der Bevölkerung direkt berührt, feierlich zu verbreiten. Auf diesen Kongressen nehmen es die Redner mit der Wirklichkeit gewöhnlich sehr wenig genau, denn sie bemühen sich grösstenteils nur, durch kühne und effektvolle Bilder Popularität zu erwerben, durch Verheissungen eines allgemeinen Völkerglücks, das eintreten werde, sobald nur alle von den Ueberzeugungen des Sozialismus durchdrungen sein werden.

Alle diese Kongresse setzen sich aus verschiedenartigen Organisationen zusammen, welche sich jetzt in jedem Stande finden und deren gemeinsame Aufgabe in dem Näherkommen an das Endziel der Doktrin besteht — den Staat zu ersetzen. Es ist offenbar, dass bei einem solchen Ziele die sozialistischen Kongresse weit grössere Bedeutung haben können als die Friedenskongresse. An letzteren nehmen ausschliesslich Leute teil, welche den oberen Gesellschaftsklassen angehören, während die Sozialistenkongresse einfache Arbeiter an sich ziehen und mit Hilfe der Groschen der Armen veranstaltet werden. Wenn man die Friedensidee wegen ihrer abstrakten Moral des Losgelöstseins von den realen Interessen des einen oder anderen Landes tadelt, so überschreiten umgekehrt die Debatten der Sozialisten nicht das Gebiet der alltäglichen Empfindungen, Gedanken, Wünsche und Bedürfnisse der Mehrheit der Bevölkerung.

Aber gerade diese Seite der sozialistischen Agitation bildet ihre Stärke in Europa. Das Proletariat würde nicht allein für das Vergnügen, schöne oratorische Phrasen anzuhören, Geld hergeben. Es berauscht sich zwar an diesen Phrasen, aber noch während es ihnen lauscht, vergisst es doch nicht auf eine Minute den praktischen Nutzen, den es von seinen geopferten Centimes und Pfennigen zu ziehen gedenkt. Die allgemeine Beteiligung gleichartiger Bevölkerungselemente an dem Werke erhitzt,

fanatisiert dieselben bis einem solchen Ungestüm, welches schon an und für sich eine zwingende Kraft zur Weiterbewegung wird. Die Leiter dieser Bewegung begreifen dies sehr gut und verstehen es, die Stimmung der Masse der sich an den Kongressen beteiligenden Arbeiter auszunutzen.

Bis jetzt haben schon viele Kongresse, sowohl örtliche als auch internationale stattgefunden. Ihre Geschichte ist nicht immer mit dem Gegenstande, der uns beschäftigt, in Verbindung geblieben, und so bleiben wir nur bei den Momenten und Details stehen, in welchen die Stellung der sozialistischen Bewegung zu Krieg und Militarismus zum Ausdruck gelangt ist.

Im allgemeinen lassen sich alle diese Kongresse in 2 Gruppen teilen, die ihrem Charakter und ihrer praktischen Bedeutung nach sehr verschieden sind: 1. in die Gruppe der internationalen Kongresse und 2. in die Gruppe der örtlichen (Lokal-)Versammlungen der Sozialisten. Erstere stellen eine Art politischer Manifestationen dar, welche die öffentliche Zurschaustellung der Erfolge und Eroberungen des Sozialismus beabsichtigen; auf ihnen werden vorzugsweise prinzipielle Fragen erörtert, welche die Art der Aktion in der kommenden Periode betreffen. Die lokalen Kongresse beschäftigen sich hauptsächlich mit den laufenden Fragen, ihrer Anwendung auf die praktische Thätigkeit der Partei. Solcher Kongresse giebt es besonders viele in Deutschland.

Internationale Sozialistenkongresse.

Internationale Sozialistenkongresse.

Der Gedanke internationaler Sozialistenkongresse und dessen Verwirklichung der Organisation der sogenannten „Internationale", d. h. eines allgemeinen Bundes der europäischen Arbeiter, wird dem bekannten **Marx** zugeschrieben, welcher schon 1847 ein Projekt veröffentlicht hatte, in welchem er seine Prinzipien auseinandersetzte, die sodann zum Programm für die Thätigkeit der Sozialisten wurden. Dieses Programm wurde auf dem Arbeiterkongress in London gebilligt, an welchem ausser den englischen Arbeitern Vertreter dieser Klasse aus allen Staaten des europäischen Festlandes teilnahmen. Auf diesem Kongress wurde zum erstenmal die Frage angeregt, einen beständigen internationalen Arbeiterbund zu schaffen, dessen Zusammentritt auf das nächste Jahr in Brüssel festgesetzt wurde, der aber infolge der Ereignisse 1848 nicht zu Stande kam. Auf dem Londoner Kongress wurde eine Resolution angenommen, welche allenthalben einen Kampf mit dem Kapitalismus anempfahl, der überall identische Verhältnisse aufwiese. Hieraus resultiert das Streben zum Zusammenschluss der gemeinsamen Anstrengungen, der erste Anlass zur Gründung der „Internationale".

Die Gründung der „Internationale".

Im Jahre 1862 empfingen die englischen Arbeiter eine Deputation französischer Arbeiter, die anlässlich der Weltausstellung nach London gekommen war. Selbstverständlich benutzten die Wortführer und Vorkämpfer des Sozialismus dies für ihre Ziele. Auf den Meetings der zwei folgenden Jahre kamen endgiltig die Ansichten der Kongressteilnehmer für Schaffung eines „internationalen Arbeiterbundes" zum Ausdruck. Dieser Bund hatte zum Zweck, in der Welt der Proletarier das Bewusstsein ihrer Standesinteressen zu erwecken und diese Interessen als das Hauptziel aller Anstrengungen im Kampfe für die Befreiung hinzustellen.[1])

Anfänglich sahen die Regierungen keinen Anlass, diesen Bund für gefährlich zu halten. Unter seinen Teilnehmern fanden sich Leute von verhältnismässig maassvoller Denkungsart, wie z. B. der jetzige preussische Finanzminister v. Miquel[2]), Jules Simon, Jules Ferry u. s. w.

In ihrer weiteren Richtung kennzeichnet sich die Thätigkeit des internationalen Arbeiterbundes durch drei Perioden. In der ersten (von 1865 bis 1867) überwog der „Mutualismus". In dieser Periode stand der Bund unter dem Einfluss der Proudhonschen Theorien; damals überwogen in ihm die Arbeitervertreter Frankreichs und der französischen Schweiz. In diese Periode fällt auch der Genfer Kongress von 1866, auf welchem Karl Marx den Antrag stellte, „Polen auf demokratischen und sozialistischen Grundlagen wiederherzustellen", einen Antrag, der von den französischen Mutualisten in eine „Resolution gegen den Despotismus" umgeändert wurde. Nach dem Kongress in Lausanne (September 1867), auf welchem dem Ersten Pariser Komitee ein Tadel ausgesprochen wurde, trat die Periode ein, die sich den Ideen des „Kollektivismus" zuwandte. Bis zum Kongresse im Haag herrschten alsdann bekanntlich im Bunde die Ansichten von Marx, Colins und Fourier, und einen besonderen Einfluss übte auch der Londoner „General-Rat" aus. In der dritten Periode (von dem Gegenkongress in Saint-Imier im Jahre 1872 bis zum Berner

[1]) Malou: „Précis historique du socialisme". Wir bemerken, dass die Grundidee eines solchen Bundes zuerst von einer Frau klargelegt ist. In der 1843 erschienenen Broschüre „L'union ouvrière" von Flora Tristan sind die Gründe für die Internationalität der Interessen der Arbeiter angeführt. In derselben Broschüre wird der Gedanke vertreten, dass der Stand der Bourgeoisie, welcher die Erbschaft des Adels angetreten, sich als zahlreicher und nützlicher erwiesen hat als der Adel, dass aber die Zukunft dem Arbeiterstande gehört, welcher noch nützlicher und zahlreicher ist als die Bourgeoisie. Um die ihm gebührende Stärke zu erlangen, müsste sich der Arbeiterstand zu einem Weltbunde organisieren; dann würden sich auch seine Forderungen bezüglich seines Rechts auf Arbeit und Organisation erfüllen.

[2]) Dr. Rudolph Meyer: „Der Emanzipationskampf des vierten Standes". S. 118.

Kongress von 1876) gewannen aber die übrigen Lehren, die Ideen Bakunins die Oberhand, in denen die Richtung des „Anarchismus" vorwog. Die Niederlage Frankreichs, die Zerschmetterung der Pariser Kommune brachten nicht nur dieser Richtung, sondern dem „internationalen Bunde" selbst einen Schlag bei, von welchem er sich nicht mehr erholen konnte. In dieser Zeit entstanden im Bunde Zwistigkeiten, welche ihn zum Sinken brachten, und das Werk des Sozialismus ging in den verschiedenen Ländern in die von Sozialisten geleiteten „Arbeiterparteien" über. Diese Parteien flössen bei weitem nicht so nahe Befürchtungen der Gefahr ein, wie sie der bestehenden Ordnung bei dem Vorhandensein der früheren zentralen internationalen Einrichtung mit ihrem Schleier des Geheimnisses u. s. w. gedroht hatte.

Die Schrecken der Pariser Kommune riefen eine Verurteilung der „Internationale" und eine Reaktion gegen dieselbe sogar in ihrer eigenen Mitte hervor. Nach der Ueberführung ihrer Zentralverwaltung nach Amerika stellte sie ihre Thätigkeit bald ein, obwohl noch nachher Versuche gemacht wurden, das Prestige dieser Institution durch periodische Kongresse wiederherzustellen. Für uns sind diese Kongresse nur von der Seite interessant, dass auf ihnen beständig energische Reden gegen den Militarismus gehalten wurden, der inzwischen ebenso energisch weiterwuchs.

Der Pariser Kongress von 1889.

Nach einer ganzen Reihe missglückter Kongresse trat endlich ein bedeutenderer internationaler Kongress während der Pariser Weltausstellung von 1889 zusammen. Dieser ist dadurch besonders denkwürdig, weil auf ihm beschlossen wurde, jährlich am 1. Mai Manifestationen für Einführung des Acht-Stunden-Arbeitstages zu veranstalten. Der Polizei der westeuropäischen Staaten schaffen diese Maifeiern noch bis jetzt nicht wenig Sorgen.

Unter den verschiedenen Resolutionen dieses Kongresses dürfen wir die auf Antrag Vaillants angenommene nicht unbeachtet lassen. „In Erwägung dessen, dass die heutigen Heere Europa jährlich über 4 Milliarden kosten und nicht sowohl zur Verteidigung, als vielmehr zur Zerrüttung der Völker dienen; dass die privilegierten Klassen, welche in dem Proletariat innere Feinde des Staates schaffen, die bewaffnete Macht nicht sowohl gegen die äusseren, als vielmehr gegen die inneren Feinde gebrauchen; dass die grenzenlos wachsende Last der Rüstungen an und für sich die Gefahr eines Krieges bietet, als des einzigen Ausgangs aus einer unerträglichen Lage, erklärt der Kongress: 1. er verurteilt entschieden alle Eroberungspläne der Regierungen, welche das Ende ihrer Herrschaft nahen fühlen; 2. er erklärt, dass der Friede die erste und unumgängliche Bedingung der Emanzipation der Arbeiter ist; 3. er wünscht

die Beseitigung der stehenden Heere und die Einführung eines auf folgenden Prinzipien beruhenden Systems der Volksbewaffnung: die Armee muss ausschliesslich nur eine Schule repräsentieren, in welche jeder gesunde Bürger nur für die Frist eintritt, welche zur Aneignung der militärischen Vorbereitung erforderlich ist; die männliche Bevölkerung wird nach Beendigung der Schule den Bataillonen ihres Territoriums zugezählt, in welchen alle einander kennen; diese Bataillone müssen vollständig ausgerüstet sein, über alles Notwendige verfügen und bereit sein, im Notfalle in 24 Stunden ins Feld zu rücken. Waffen und Munition müssen, wie dieses auch jetzt in der Schweiz geübt wird, in der Wohnung jeder einzelnen militärischen Persönlichkeit aufbewahrt werden und dürfen nur zum Schutz der Unabhängigkeit des Volkes und Sicherung des Vaterlandes verwandt werden."

Laut Beschluss des Pariser Kongresses trat 1891 ein Kongress in Brüssel zusammen, auf welchem recht entschiedene Resolutionen proklamiert wurden. Der Kampf gegen die höheren Klassen wurde als die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens hingestellt. Ausserdem wurden Strikes und Boykotte für zulässig erklärt, um von den Regierungen den Schutz der Arbeit zu erzwingen. Es wurde beschlossen, ein internationales Bureau zu bilden. Und endlich erklärte sich der Kongress wie gewöhnlich einstimmig als entschiedenen Gegner des Krieges und des Militarismus. Trotzdem drückte die sozialistische Presse ihre Unzufriedenheit mit den Resultaten des Kongresses aus. In einem Blatte erschien folgende Kritik: „Es hätte geziemt (eine Anspielung auf den gemachten Vorschlag von Strikes im Falle eines Krieges), jetzt durch die allerenergischeste Resolution einen Floh in das Ohr der Regierungen zu setzen."

Aus dem Bericht über den Kongress lassen sich noch einige Worte anführen, welche das Streben der sozialistischen Leiter charakterisieren, der Versammlung der Arbeiter ihre Thätigkeit im besten Lichte darzustellen. „Der Pariser und der Brüsseler Kongress bilden einen neuen Schritt des gesellschaftlichen Prozesses, da sie die einzigen internationalen Versammlungen waren, auf denen Fragen, welche die ganze Menschheit angehen, beraten wurden, und zwar auf den Grundlagen der Wissenschaft, der Vernunft, der Gerechtigkeit u. s. w."

Im Jahre 1893 fanden acht Tage hindurch Sitzungen eines Sozialistenkongresses in Chicago statt. Dieser Kongress machte sich durch die deutliche Tendenz zum Anarchismus bemerkbar, und so kann es nicht wunder nehmen, dass sich unter den vom Kongresse angenommenen Resolutionen auch solche befanden, die schon auf dem Brüsseler Kongress

von den äussersten Fraktionen gestellt waren, z. B. Proklamierung eines allgemeinen Strikes im Kriegsfalle.

In demselben Jahre wurde ein Kongress nach Zürich zusammenberufen, welcher in den Protesten gegen den Krieg nicht nur nicht hinter den früheren Kongressen zurückblieb, sondern die ganze Aufmerksamkeit seiner Mitglieder auf diese Frage konzentrierte und ihre ganze Energie zum Kampfe mit dem heutigen Militarismus wachrief. Die Machthaber der sozialistischen Partei nähren offenbar die Hoffnung, dass sie in dem Militarismus den schwächsten Punkt der heutigen Staatsordnung gefunden haben, und halten es daher für angemessen, gerade gegen diesen Punkt ihre Schläge zu führen. Ein hervorragender Erfolg auf dem Züricher Kongress fiel einem holländischen Redner zu, welcher seine Hörer zu einem thätigen Protest gegen den Krieg aufforderte durch Schaffung von Hindernissen für die Regierung, welche es sich einfallen liesse, zum Kriege ihre Zuflucht zu nehmen. „Alle Revolutionen" — sagte er zum Schluss seiner Rede — „beginnen damit, dass die gemeinen Soldaten den Gehorsam verweigern. Die Soldaten, die 1871 beordert wurden, die Geschütze vom Montmartre zu holen, hoben die Kolben ihrer Gewehre empor zum Zeichen, dass sie gegen das Proletariat nicht vorgehen wollten. So begann die Kommune. Hier haben wir das Beispiel einer freiwilligen, durch nichts vorbereiteten Gehorsamsverweigerung. Unsere Sache wird weit besser gehen, wenn erst der Gedanke der Gehorsamsverweigerung in die Reihen des Heeres dringt. Die Macht der Armeen wird durch die junge Generation vernichtet werden, welche die Grundlage der Armeen bildet und die es recht wohl begreift, dass derjenige, der den Militarismus zerstört, unser Genosse und Gehilfe im Kampfe gegen den Kapitalismus ist."

Aus allem Gesagten ergiebt sich, dass die sozialistischen Kongresse bis zu einem gewissen Grade den „internationalen Bund der Arbeiter" ersetzt haben, obwohl es ihnen nicht gelungen ist, die volle Organisation dieses Bundes wieder ins Leben zu rufen. Es lässt sich übrigens die Frage aufwerfen: Hat die „Internationale" je eine Kraft besessen? Wir haben Grund, daran zu zweifeln. Es gab bei ihr mehr Lärm, mehr Bemühungen, die Regierungen und die Bourgeoisie in Schrecken zu setzen, als eine, wenn auch nur nach aussen hin reale Kraft. Es ist klar, dass die „Internationale", wenn sie irgend eine „raison d'être" gehabt hätte, nicht bei dem ersten Hindernis, das ihr in den Weg kam, zusammengebrochen wäre. Nicht nur ihre Versuche, neue Kongresse zusammen zu berufen, sondern auch die Bemühungen, irgend welche Einheit zwischen den Arbeitern der Nachbarstaaten zu schaffen, sind bisher nicht geglückt. Worte gab es immer genug, aber sobald es bis zur That

kam, zur Notwendigkeit der gegenseitigen Hilfe in Zeiten der Arbeitslosigkeit oder zum Verzicht auf Arbeitsverdienst, um nicht die für die Sache schädliche Konkurrenz zu vergrössern, war es unmöglich, irgend welche wirklichen und nützlichen Resultate zu erzielen.

Indessen ist in den einzelnen Staaten die sozialistische Bewegung gewachsen, sie wirbt immer mehr Anhänger für ihre Reihen an, und es hat sich in ihr ein kosmopolitischer Geist entwickelt oder wenigstens ein ironisches Verhalten nationalen Bestrebungen gegenüber.

Lokale Sozialistenkongresse.

Lokale Sozialisten-Kongresse. — Frankreich.

Frankreich. Von den in Frankreich organisierten Arbeiterkongressen fand der Zeit nach der erste in Bordeaux im Jahre 1876 statt, aber einen offenkundig sozialistischen Charakter erhielten diese Versammlungen erst in Marseille auf dem Kongresse von 1879. Die grosse Bewegung, die in den Reihen der sozialistischen Partei durch diesen Kongress infolge eines sehr umfassenden Programms hervorgerufen wurde, hatte sehr bedeutenden Einfluss auf das Schicksal dieser Art Kongresse, so dass die Zeit des Marseiller Kongresses als Beginn einer neuen Aera der sozialistischen Thätigkeit in Frankreich gilt. Und wirklich wurden auf dem Marseiller Kongresse alle Seiten dieser Thätigkeit berührt. Kühne Resolutionen entschieden Fragen, welche bisher für die europäische Zivilisation unlösbar schienen, wie z. B. über Regulierung des Eigentums, über Gleichheit der Geschlechter u. s. w. Jedoch auf dem folgenden Kongress in Havre erwiesen sich viele Hoffnungen, die auf dem Marseiller Kongress erblüht waren, als verfrüht. Die Sache war die, dass die Mehrzahl der Vertreter der Syndikats-Kammern das Programm einer rein sozialistischen Thätigkeit abgelehnt hatten, und die Anhänger einer solchen nachgeben mussten und allein ihre Frage ohne die „Minister-Fraktion" berieten, wie sie ihre Gegner tauften.

Von den folgenden Kongressen verdient der Kongress in St. Etienne besondere Aufmerksamkeit. Das Zusammenströmen von Sozialisten auf diesem Kongress war ungewöhnlich stark, obwohl die Anteilnahme von Ausländern sich nur durch Adressen kund thun konnte, in denen Solidarität, Brüderlichkeit der Völker u. s. w. gefeiert wurde. Die elsässischen und lothringischen Arbeiter erklärten auf dem Kongress, dass ihnen die schwierige Aufgabe obliege, als Vermittler zwischen dem deutschen und französischen Proletariat zu dienen. Auf die Adresse der deutschen Sozialisten antwortete der französische Kongress mit einer Erklärung, in welcher er die Solidarität zwischen den Arbeitern der beiden Völker bestätigte und sich für die Notwendigkeit aussprach, alle Kräfte auf die Entwickelung dieser Solidarität zu konzentrieren. „Sie

verbindet auch schon jetzt, dank den Prinzipien der Gleichheit und Gerechtigkeit, die Interessen der Arbeiter der ganzen Welt. Wir müssen alle Anlässe beseitigen, welche die Völker noch trennen, die Freundeshand über unser Land hinausstrecken, uns mit allen Parteien vereinigen, welche mit uns die gleichen Ideen predigen, wir müssen nach der Erreichung einer absoluten Gleichheit streben, damit endlich auf dem ganzen Erdball nur ein Volk existiere — die Menschheit!"

Die Kongresse zu Charinville und zu Paris und St. Quentin. — Proteste gegen Militarismus und Krieg.

Unter den Resolutionen des 9. Volkskongresses in Charinville ist § 17 bemerkenswert, in welchem es heisst, dass es „zur Beseitigung internationaler Zusammenstösse unumgänglich ist, die ökonomischen Interessen aller Länder in Einklang zu bringen und zu vereinigen". „Der Tag, wo die Arbeiter begreifen werden, dass ihnen von einer kriegerischen Politik, die immer auf ihre Leichtgläubigkeit zählt, um in ihnen die Lust zu gegenseitiger Vernichtung anzuregen — nur Verlust drohen würde, wird der Tag sein, an dem für immer Brudermord, Despotismus und Ausbeutung der Völker aufhören." Demnach beschloss der Kongress, die Aufhebung aller Verbote zu erstreben, welche eine internationale Verbindung der Sozialisten betreffen.

Juni 1891 fand in Paris der zehnte Kongress der französischen Sozialisten statt, welcher sich durch einen revolutionären Charakter auszeichnete. Unter anderem wurde auf diesem Kongresse auch die Frage gegen den Militarismus behandelt, wobei eine Sammlung von Meinungen der verschiedenen französischen sozialistischen Fraktionen und Gruppen über den Krieg und Militarismus angeführt wurde. Der grösste Teil der Antworten auf dieses Thema zeichnete sich durch einen äusserst entschiedenen Charakter, durch die völlige Perhorreszierung des Krieges aus. In einigen Antworten wurde der Gedanke vertreten, dass nur die Revolution im Stande sei, die Menschheit von dem Elend des Krieges zu befreien. Andere rieten, der Möglichkeit des Krieges durch einen organisierten Widerstand gegen die Truppenaushebung entgegen zu treten. Stimmen sprachen sich dafür aus, an die französische Regierung die Forderung zu stellen, sie möge sich doch an alle europäischen Staaten mit dem Vorschlage wenden, ein Schiedsgericht einzuführen, das einzige Mittel, internationale Streitigkeiten zu lösen.

Die Schlussresolution des Kongresses über diese Frage fand in folgender Formel Ausdruck: „In der Erwägung, dass der bewaffnete Zustand der Staaten sich in eine offene Wunde verwandelt hat und die zivilisierten Völker zur Zerrüttung führt; dass alle Völker Brüder sind, welche den ganzen Schrecken der Brudermordes begreifen; dass die Erziehung der jungen Geschlechter im Geiste des Chauvinismus ihnen den

Horizont internationaler Interessen und Ideen verschliesst, die allein fähig sind, der Bevölkerung das Verständnis für ihren Vorteil beizubringen, während die militärische Disziplin den Menschen in den Zustand völliger Verwilderung führt; dass die stehenden Heere in den Händen der Kapitalisten und der in der Macht befindlichen Klassen nur zur Unterdrückung der freiheitlichen Bestrebungen des Volkes verwandt werden; dass für diese stehenden Heere gewaltige Mittel verausgabt werden und die Blüte der Bevölkerung zur Unproduktivität verurteilt wird; — erstrebt der Kongress die Aufhebung der stehenden Heere und eine unmittelbare Bewaffnung des Volkes."

Auf einer Sitzung des Pariser Kongresses erklärte die Sozialistengruppe „La solidarité des tailleurs" (bei Beurteilung der Frage über die Beziehungen zwischen dem landwirtschaftlichen und dem industriellen Proletariat), dass es ihrer Meinung nach erforderlich sei, „überall dort, wo sich eine Garnison befindet, eine thätige Propaganda zu betreiben, um in den Geistern der jungen Soldaten die Vorstellung von der Notwendigkeit der Disziplin auszurotten, die ihnen eingeflösst wird, und statt dessen diese Jugend davon zu überzeugen, dass ihre einzige Pflicht darin besteht, eins zu sein mit dem Proletariat aller Zweige der Industrie".

Die Aufhebung der stehenden Heere ist auch auf dem elften französischen Sozialistenkongress in St. Quentin zur Sprache gebracht. Der Referent der Kommission für diese Frage war Jean Clement, welcher erklärte, dass den Widerstand der Sozialisten gegen den Militarismus weder Beschuldigungen noch Verleumdungen, noch der Spitzname „Preusse" hindern dürften, weil sie an dies alles schon gewöhnt wären. Die Kommission wies besonders auf die gewaltigen Opfer an Menschen und Geld hin, welche der Krieg verschlinge. Aus den offiziellen statistischen Daten des englischen Militärjournals ergebe sich, dass die Kriege von 1859 bis 1877 — 1795000 Menschenleben und 69 Milliarden gekostet. „Diese Masse von Menschen und Gold, durch welche die Entwickelung des menschlichen Wohlstandes hätte gefördert werden können, ist für das schreckliche Werk draufgegangen, den schlimmsten der Instinkte zu wecken und zu fördern — den zwecklosen Hass, der zur gegenseitigen Entfremdung der Völker führt." „Und welch schreckliches Gemälde würde sich uns bieten" — sagt Clement weiter — „wenn wir alle Todeswerkzeuge aufzuzählen begönnen, die in der letzten Zeit für den künftigen Krieg erfunden sind! Die Erfinder schämen sich nicht, vor aller Welt Kapitalisten und Erwerber ihrer Erfindungen mit der Mitteilung zu erfreuen, dass jetzt jede Wunde den Tod nach sich zieht, dass Städte und Dörfer brennen werden wie Zündhölzchen und dass die Schlachtfelder mit Hunderttausenden von Toten besäet sein werden. Wer wird

es hiernach ablehnen, sich mit uns zu vereinigen und der Wiederholung solcher Hekatomben Widerstand zu leisten?"

Der Kongress nahm darauf folgende Resolution an: „Indem der Kongress davon ausgeht, dass die stehenden Heere die Ursache der Zerrüttung und Verarmung der Völker bilden, dass sie eine ununterbrochene Drohung für den Frieden darstellen und hierbei den Feinden des Volkes zur Verfügung stehen und als Schule der Verwilderung und Verderbnis der Volkssitten dienen, dass aus den Reihen der Armee am häufigsten Aufrührer gegen den Staat und ehrgeizige Despoten hervorgehen, dass die stehenden Heere niemals ohne Hilfe der Volkswehr vermocht haben, das Vaterland vor Eroberern zu retten, — drückt er den Wunsch aus, dass die stehenden Heere durch eine Organisation der Volksbewaffnung ersetzt werden und dass zugleich damit das Gesetz aufgehoben wird, welches das Bestehen eines internationalen Arbeiterbundes verbietet."

„Behufs Widerstandes gegen die brudermörderischen Absichten der Regierungen der verschiedenen Länder beschliesst der Kongress: auf jede Kriegserklärung, von wem sie auch ausgehe, müssen die Sozialisten aller Länder mit der Erklärung des sozialen Krieges antworten."

Zum Schluss proklamiert der Kongress, dass er gegen den Brudermord in Form des Krieges zwischen den Völkern protestiert, gegen jede Art politischen Hass, dass er die Beseitigung der Landesgrenzen erstrebt und dass sein Ideal in einer allgemeinen friedlichen Entwickelung der Arbeit beruht unter Freiheit und Gerechtigkeit, die sich unter dem Schutze der sozialen allgemeinen Republik vollenden.

Ausser den beschriebenen Kongressen, die für das ganze Land gemeinschaftlich sind, existieren in Frankreich noch Lokalkongresse in engerem Sinne, d. h. Kongresse, an welchen nur die Vertreter eines bestimmten Gebietes teilnehmen (congrès régionaux). Auf einem solchen Kongresse (l'union fédérative) vom Jahre 1891 in Paris wandten sich die Arbeiter mit einem Aufruf an die Produzenten der ganzen Welt (hauptsächlich Deutschlands, Oesterreichs und Italiens), mit allen Kräften jeder kriegerischen Unternehmung ihrer Regierung Widerstand zu leisten.

Deutschland.

Deutschland. Der erste Kongress sozialistischen Charakters in Deutschland wurde von Lassalle in Leipzig im Jahre 1863 zuwege gebracht. Lassalle und seine Anhänger standen bekanntlich auf einem volkstümlichen Boden und gaben sich sogar mit der Politik Bismarcks zufrieden. Mit der allgemeinen sozialistischen Richtung verband sie lediglich die ökonomische Seite dieser Lehren; deshalb berührt diese Bewegung nicht direkt den uns beschäftigenden Gegenstand — die Agitation gegen den Krieg. Uebrigens trat noch unter Lassalle das Streben der deutschen Sozialisten hervor, sich den Ideen und der

Organisation des „internationalen Bundes der Arbeiter“ zu nähern, und schon der Nürnberger Kongress von 1868 bot nach der Menge der an ihm teilnehmenden einzelnen Gesellschaften eine recht imponierende Manifestation der deutschen Arbeiter, und dazu nicht im Geiste von Lassalle, sondern von Marx und seinen Schülern[1]) indem er mit dem „internationalen Bunde“ in Verbindung trat. Der Nürnberger Kongress nahm die in dem Manifeste von Marx und Engels vom Jahre 1847 ausgedrückten Prinzipien an, und dieses „Manifest“ wurde seitdem das Programm der deutschen Sektion des „internationalen Bundes“. Dem Manifest entsprechend nahm der Nürnberger Kongress folgende Grundthesen an: „Damit die Bestrebungen der Völker zur wirtschaftlichen Befreiung wegen des Fehlens der Solidarität nicht fruchtlos bleiben, ist der Besitz eines Zentrums für die brüderliche Einigung der arbeitenden Klasse aller Länder unumgänglich. Die Befreiung der Arbeit ist keine nationale, sondern eine soziale Frage, eine für die Arbeiter aller Länder gemeinschaftliche Frage; diese Befreiung muss sich durch den Kampf der arbeitenden Klassen selbst, nicht für irgend welche Privilegien, sondern für die Vernichtung jeder Ungleichheit vollziehen; die ökonomische Abhängigkeit der Arbeiter von den Eigentümern der Arbeitswerkzeuge schafft den Grund zu Sklaverei, Armut, sittlicher Erniedrigung; die politische Freiheit ist für die wirtschaftliche Befreiung unumgänglich, weil diese beiden Dinge untrennbar sind; der „internationale Bund“ hat in Deutschland von seinem Bestehen schon Kunde gegeben; es ist unumgänglich, den „allgemeinen Bund deutscher Arbeiter“ (gegründet von Lassalle) zur Einigung mit dem „internationalen Bunde“ geneigt zu machen.“

Der Nürnberger Kongress von 1868.

In diesem Programm wird das Wesen des Sozialismus als Beseitigung des Proletariats aufgefasst und als Uebergabe des gesamten nationalen Reichtums und der Gewalt selbst in die Hände einer im Prinzip des „Kollektivismus“ wirkenden Organisation. In dieser Richtung ist auch die nächste Entwickelung der sozialistischen Organisation in Deutschland vor sich gegangen.

Das Lager der Lassalleaner versuchte allerdings der Idee der Emanzipation der Arbeiterklasse durch ihre eigenen Anstrengungen Widerstand zu leisten und dem nationalistischen und republikanischen Sozialismus den eigenen diktatorischen oder sogar Regierungssozialismus entgegenzustellen. Aber den Unwillen gegen die Lassalleaner erregte schliesslich ihre teils passive, teils mit dem Staate sympathisierende

[1]) Die Hauptvertreter von Marx und Führer des internationalen Sozialismus in Deutschland waren Bebel und Liebknecht.

Haltung, welche sie bei dem Kriege 1870 einnahmen, während die Mitglieder der „internationalen Gesellschaft“ mit nicht geringer Gefahr für sich offen gegen den Krieg protestierten. Bebel und Liebknecht stimmten gegen die Kriegsanleihe und erklärten, dass dies „ein dynastischer Krieg sei, von langer Hand her von der preussischen Regierung absichtlich zur Erhöhung und zum Ruhme des Hohenzollernhauses vorbereitet“. Sie sagten voraus, dass die Folge dieses Krieges mit der Zeit ein Bündnis Frankreichs mit Russland und der Kampf zwischen Germanentum und Slaventum sein werde. Zugleich mit Marx sprachen sie sich entschieden gegen die Vereinigung Elsass-Lothringens mit Deutschland aus, und wurden für ihre offene Verherrlichung der Pariser Kommune wegen Staatsverrats angeklagt und zu 2 Jahren Festung verurteilt. Diese Richtung zog die deutschen Sozialisten an; die Mitglieder der Lassalleschen Gesellschaften desertierten und schlossen sich dem „internationalen Bunde“ an.

Im Mai 1875 versammelten sich die deutschen Sozialisten zum Kongress in Gotha. Hier vereinigten sich die beiden sozialistischen Parteien, die bisher in Deutschland getrennt existiert hatten, unter dem gemeinschaftlichen Namen „Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands“. Der Deputierte Hasenclever wurde zu ihrem Vorsitzenden erwählt. Aber schon im August desselben Jahres veranstalteten die Parteigänger Lassalles einen besonderen Kongress in Hamburg, wonach der endgiltige Zusammenschluss der beiden Parteien erst im Jahre 1876 erfolgte.

Der Gothaer Kongress im Jahre 1875.

Der Gothaer Kongress nimmt einen hervorragenden Platz in der Geschichte des deutschen Sozialismus ein, da das auf ihm formulierte Programm noch bis jetzt für bindend anerkannt wird. Seine Hauptpunkte sind folgende: „Quelle jeden Wohlstandes und Reichtums kann nur die Arbeit sein. Da ihre Nützlichkeit nur bei der gesellschaftlichen Organisation der Menschen hervortritt, so bilden alle Produkte der Arbeit das Eigentum der Gesellschaft, d. h. aller ihrer einzelnen Mitglieder, und jeder Arbeiter hat ein Recht auf den Teil des Produktes, dessen Unumgänglichkeit für ihn rationell festgestellt ist. In der modernen Gesellschaft machen die Arbeitswerkzeuge das Monopol der Kapitalistenklasse aus. Ein solche Lage schafft die Abhängigkeit der Arbeiterklasse, was letztere zur Enterbung und Sklaverei in allen möglichen Formen führt. Die Befreiung der Arbeit fordert, dass ihre Werkzeuge Besitztum der ganzen Gesellschaft werden, der es zusteht, über sie zu allgemeinem Nutzen zu verfügen und sodann die Produkte der Arbeit gerecht zu verteilen. Die Befreiung der Arbeit muss durch die Anstrengungen der Arbeiterklasse erreicht werden, der gegenüber alle anderen Klassen eine reaktionäre Masse bilden. Von diesen Prinzipien ausgehend, stellt sich die deutsche

Arbeiterschaft zum Ziele, mit allen gesetzlichen Mitteln die Bildung eines freien Staates und sozialistischer Ordnung der Gesellschaft anzustreben, zur Beseitigung des Systems des Arbeiterlohnes, zur Beseitigung der Exploitation der Arbeit und jeder Art politischer und gesellschaftlicher Ungleichheit unter den Menschen. Die deutsche sozialistische Partei wirkt einstweilen nur in den Grenzen ihres Volkstums, obwohl sie dieser Bewegung auch einen internationalen Charakter zuerkennt. Deshalb hat sie beschlossen, ihrerseits alle Verpflichtungen zu erfüllen, welche ihr durch die Idee der Solidarität und Brüderschaft unter den Arbeitern aller Länder auferlegt werden."

Unter den Mitteln zur Erreichung dieser Grundlagen wurde unter anderem auf die Möglichkeit, mit Hilfe der Regierung Genossenschaften zu gründen, hingewiesen, ferner auf die allgemeine Beteiligung an den Wahlen, auf die direkte Teilnahme der Staatsbürger an der Gesetzgebung, endlich darauf, dass die Entscheidung von Krieg und Frieden direkt vom Volk abhängen sollte, dass die Aufhebung der stehenden Heere, die Bewaffnung aller Bürger gefordert werden sollte u. s. w. Der Kongress verlangte ausserdem eine aktive Einmischung in die Frage der allgemeinen Abrüstung.

Die 1878 gegen die Sozialisten erlassenen Ausnahmegesetze verhinderten weitere Kongresse in Deutschland, daher wurden einige solcher Kongresse im Auslande abgehalten. Der sich infolge dieses Verbots verstärkende Kampf zwischen der deutschen Regierung und den Sozialisten bewirkte, dass der deutsche Sozialismus einen etwas revolutionären Charakter erhielt, und auf dem Kongresse bei Zürich im Jahre 1880 wurde sogar beschlossen, aus dem Programm für ihre Thätigkeit die Worte „mit gesetzlichen Mitteln" gänzlich zu streichen.

Uebrigens wurde schon 3 Jahre später auf dem Kongress in Kopenhagen direkt der Gedanke ausgesprochen, dass der Sozialismus weder parlamentarische Politiker noch Revolutionäre repräsentiere, dass man aber seine Anhänger für revolutionär ansehen müsse, dass sie die Umwälzung der bestehenden Gesellschaftsordnung anstrebten und es eine Illusion sei, zu wähnen, dass die Verwirklichung dieser Umwälzung auf friedlichem Wege möglich sei.

Wenn man in den Sinn dieser von einem einflussreichen Redner gesprochenen Worte eindringt, so kann man in ihnen eine direkte Aufforderung zum Aufruhr nicht erblicken, aber in der Masse, die nicht gewohnt ist, sich mit genauem Begreifen der Worte aufzuhalten, hat diese Rede unzweifelhaft revolutionäre Wünsche und Gedanken hervorgerufen.

Die erfahrensten Führer der deutschen Sozialisten, Bebel und Liebknecht, haben sich auf jede Weise bemüht, ihre Anhänger auf dem

Bebels und Liebknechts Bemühungen, die Sozialisten von revolutionärem Vorgehen abzuhalten.

früheren gesetzlichen Wege zu erhalten, von welchem Repressivmaassregeln sie leicht in den Abgrund der Revolution stossen konnten. Diese beiden Tribunen waren infolgedessen den Angriffen des Organisators der deutschen Anarchisten Most und der Teilnehmer des internationalen Kongresses ausgesetzt, der im Jahre 1880 gleichzeitig mit dem Züricher stattfand. Endlich bildete sich auch unter den Sozialdemokraten selbst eine extreme Richtung, aber ihre Majorität hielt an den Ansichten Bebels und Liebknechts fest, und bald darauf erfolgte die Aufhebung der Ausnahmegesetze gegen die Sozialisten. Im Jahre 1890 hatten die deutschen Sozialisten bereits die Möglichkeit, einen Kongress im eigenen Vaterlande zu veranstalten. Der Kongress versammelte sich diesmal in Halle.

Seit dieser Zeit treten örtliche Kongresse der deutschen sozialistischen Partei alljährlich in verschiedenen Städten Deutschlands zusammen, und auf jedem von ihnen wiederholen sich die Resolutionen gegen Militarismus und den Europa erschöpfenden bewaffneten Frieden.

Der vierte Kongress der deutschen Sozialisten war hauptsächlich der Ausfindigmachung von Maassregeln gewidmet, die sozialistische Bewegung dem Dorfe mitzuteilen. Es wurde beschlossen, sich mit der Organisation entsprechender Komitees zu beschäftigen, mit der Einrichtung öffentlicher Vorlesungen und der Herausgabe von Broschüren. Im Jahre 1895 fand ein Kongress in Breslau statt, wo Fragen der inneren Organisation der Partei und ihrer Bedürfnisse beraten wurden.

Für die Zwecke unserer Arbeit würde es überflüssig sein, die Entwickelung des Sozialismus in den anderen Staaten[1]) zu betrachten. Aber die von uns gelieferte Skizze würde unvollständig sein, wenn wir nicht jenes besondere Streben erwähnten, das im Schoosse des Sozialismus gekeimt ist, in der Organisation der sozialistischen Partei eine Spaltung hervorgebracht hat und für uns ein spezielles Interesse bietet, weil dieses Streben gerade als vorbereitendes Ferment der Unruhen dient. Wir sprechen jetzt vom Anarchismus. Die theoretische Seite desselben ist weit schwächer als die Doktrin des gelehrten Sozialismus, und deshalb zeigt sich im Endresultate der Anarchismus für die bestehende Gesellschaftsordnung auch weniger gefährlich. Aber bei Erwägung der

[1]) Zur Vervollständigung unserer Daten über die Entwickelung des Sozialismus führen wir hier diejenigen über die in den verschiedenen Ländern erscheinenden sozialistischen Zeitungen an: In Frankreich — 100, Deutschland — 77, Italien — 41, Holland — 26, Schweiz — 16, Belgien — 25, Oesterreich — 35, England — 11, Vereinigte Staaten — 48, Süd-Amerika — 26, Dänemark — 7, Rumänien — 4, Bulgarien — 4, Griechenland — 3, Norwegen — 2, Schweden — 3, Serbien — 1, Spanien — 13, Portugal — 10, zusammen — 458, und zwar in Europa allein — 384, in Amerika — 74.

faktischen, wenn auch nur vielleicht vorübergehenden Umwälzungen, welche bei einer durch den Krieg hervorgerufenen Krisis entstehen können, müssen wir auch dem Anarchismus Aufmerksamkeit schenken, der wahrscheinlich als Lunte für die Explosion der Leidenschaften der erregten Menge und ihrer Vernichtungsinstinkte dienen dürfte.

---

2. Skizze der Entwickelung des Anarchismus.

Grundlage des Anarchismus.

Als theoretische Grundlage des Anarchismus erscheint die Leugnung der juridischen Zwangsverbindung unter den Menschen, welche das Wesen des Staatsverbandes ausmacht. Der Anarchismus, wie seine Benennung selbst anzeigt, leugnet jede irgendwie geartete Regierung. Hierbei leugnen die Anarchisten jedoch nicht die Notwendigkeit irgend einer Verbindung und Vereinbarung unter den Menschen, einer gewissen Harmonie im Gesellschaftsleben. In dieser Beziehung gehen jedoch ihre Ansichten auseinander. Ueberhaupt ist bei ihnen nur die negative Seite bestimmt und stark, die positive dagegen nebelhaft und unbestimmt zum Ausdruck gelangt.

Welche gesellschaftliche Ordnung ist aber möglich, die sich nicht auf ein Gesetz mit Zwangskraft gründet? Das Suchen nach einer solchen neuen Ordnung geht bei den Anarchisten nach zwei Hauptrichtungen auseinander, die sich nach dem Namen ihrer Begründer bezeichnen lassen: Pierre Joseph Proudhon (1809—1865) und Kaspar Schmidt (1806—1856), welcher unter dem Pseudonym „Max Stirner“ schrieb.

Proudhon und Max Stirner.

Proudhon projektierte eine solche gesellschaftliche Verbindung, die in dem System des ökonomischen „Mutualismus“ beruhen sollte, d. h. der gegenseitigen Hilfe im Gebiet des Kredits, der Produktion und des Warenaustausches unter Aufhebung des Geldes und jedes Zinssatzes (crédit gratuit), die Produzenten sind Teilnehmer der Nationalbank, welcher sie die Produkte ihrer Arbeit abliefern: Lebensmittel, Kleidungsartikel, Möbel, Luxusgegenstände u. s. w. Die Taxatoren der Bank prüfen die Gegenstände und bestimmen ihren Preis, welcher nur die Ausgaben für die Produktion und die darauf verwendete Arbeitszeit in sich schliesst ohne jeden Gewinn. Für seine Produkte und Fabrikate erhält der Produzent (Arbeiter) aus der Bank ein Wechselbillet (bon d'échange), für welches er in derselben Bank beliebige Wertgegenstände erwerben kann. Ausserdem erteilt die Bank mit solchen Wechselbillets auch Produktionsvorschüsse. Demnach dienen die Wechselbillets nur als Vermittler der gegenseitigen Hilfe zwischen Produktion und Konsum. Geld und Kredit aber, welche

jetzt eine selbständige Kraft, das Hauptwerkzeug der Unterdrückung darstellen (l'exploitation de l'homme par l'homme), werden beseitigt.

Das Ziel dieses Systems war ganz anarchistisch. „Mein Bankprojekt" — erläutert Proudhon in einem Briefe — „bedeutet nichts anderes als die Erklärung, dass die Staatsgewalt des Rechtes auf ihre Existenz beraubt ist. Ich habe eine Organisation vorgeschlagen, deren Wirkung bei einem Erfolge die allmähliche Beseitigung der ganzen Regierungsmaschine wäre: der Staat mit seiner halben Million Soldaten und seinem Budget würde verschwinden." . . .

Jedoch der im Jahre 1849 gemachte Versuch, eine Bank auf diesen Grundlagen zu errichten, führte zu einem völligen Missglücken.[1]) Max Stirner schrieb ein Buch über die Persönlichkeit in ihrer künftigen Entwickelung, wo er mit Feuer und Talent die Befreiung der Persönlichkeit vom Staate und den gesellschaftlichen Institutionen predigte. Ihre Stelle sollen freie Genossenschaften einnehmen, deren Mitglieder frei, durch keinen Zwang gebunden sein werden; jedem wird es freistehen, in die Genossenschaft einzutreten und aus derselben auszuscheiden, unabhängig davon, was jetzt Idee der Pflicht heisst. Aber Stirner war eher Philosoph als Publizist. Proudhon und Stirner fanden für die Ausarbeitung der anarchistischen Theorie nicht direkte Fortsetzer. Als in den sechziger Jahren der Anarchismus in seinem neuesten Sinne zu keimen begann, da beriefen sich dessen Anhänger wenig auf die genannten Vorläufer. Nur in den letzten Jahren begann man von ihnen wieder zu reden. Aber eine irgendwie fassbare Definition der Theorie des Anarchismus giebt es noch bis heute nicht.

Bakunins Anarchismus und sein Kampf mit Marx.

Eine energische Propaganda für den Anarchismus führte Bakunin. Aber bei ihm überwog die politische Seite; er leugnete den Staat, ersetzte ihn durch freie Genossenschaften, aber erklärte nicht das Prinzip ihrer Organisation, sondern berief sich darauf, dass das befreite Volk selbst sein Ideal ausdrücken werde. Er kämpfte eifrig gegen Marx und dessen Anhänger; von ihm nimmt auch der Anarchismus militans, der terroristische Anarchismus, seinen Anfang.

Der bekannte badensische Revolutionär Karl Blind charakterisiert Bakunin folgendermaassen: „Bakunin liebte es in der Unterhaltung, sich auf die Hegelsche Philosophie zu beziehen, besonders auf das, was in ihr am meisten verworren und dunkel ist. Es ist bekannt, dass dank dieser ihrer Verworrenheit sowohl Konservative wie Revolutionäre zu ihr ihre Zuflucht nahmen: die einen, um die Zerstörung zu verurteilen, die anderen, um diese Zerstörung zu rechtfertigen, nach der das goldene Zeitalter

[1]) Stammler: „Die Theorie des Anarchismus". Berlin 1894.

anbrechen müsse. Bakunin stellte über alles gerade die Zerstörung alles Bestehenden und wiederholte beständig das Wort aus Goethes „Faust“:

Und alles, was besteht,
Ist wert, dass es zu Grunde geht:
Drum besser wär's, dass nichts entstünde . . .

Mit der Waffe in der Hand während einer revolutionären Bewegung gefangen genommen, sollte Bakunin erschossen werden, aber er wurde von Oesterreich wegen seiner Anteilnahme an der Verschwörung in Böhmen reklamiert. Zum zweitenmal zum Tode verurteilt, wurde er jedoch auf Forderung Russlands ausgeliefert und 1852 nach Sibirien verschickt. Ein solches wunderbares Zusammentreffen der Umstände erzeugte unter den deutschen Revolutionären Bakunin feindliche Gerüchte. Dieselben lebten wieder auf, als es ihm gelang, aus der Verbannung zu entkommen. Die einen erzählten, dass er um Begnadigung gebeten hätte, die anderen, dass er seine Schicksalsgenossen verraten; die russischen Revolutionäre, die in London lebten, sagten sich feierlich von ihm los.

Im Jahre 1862 erschien Bakunin abermals in London und entwickelte in einer im folgenden Jahre herausgegebenen Broschüre die revolutionär-panslavistische Idee: die Befreiung aller Slaven und ihre Verbindung mit dem unterdrückten Italien, Rumänien und Griechenland zum Kampfe gegen Preussen, Oesterreich und die Türkei mit Gründung einer „grossen freien allslavischen Föderation“. Gegen 1864 siedelte er sich in der Schweiz an und widmete seine ganze Zeit der revolutionären Propaganda.

Im Jahre 1865 erhob sich die sogenannte „Internationale“, d. h. der „internationale Bund der Arbeiter“, aber in diesem gab es für Bakunin keine Rolle, die seinen Ehrgeiz befriedigt hätte, da in ihm die Autorität von Marx überwog, welcher Bakunin nicht günstig gesinnt war. Infolgedessen gründete er auch den „internationalen Bund der sozialenDemokratie“, aus dem sich nach einigen Jahren die eigentliche anarchistische Partei herausschälte.

Auf dem vierten Kongress des „internationalen Bundes der Arbeiter“ in Basel zeigte sich Bakunin schon sehr einflussreich und brachte Marx eine Niederlage durch seine von der Majorität gebilligte Deklaration bei. Diese Proklamation gründete sich auf die Ideen Proudhons und Stirners. „Wir stimmen für die Kollektivbenutzung speziell des Grundeigentums und in allgemeiner Regel auch des gesamten gesellschaftlichen Reichtums im Sinne der Verwirklichung der sozialen Liquidation. Unter sozialer Liquidation begreifen wir: die prinzipielle Expropriation (en droit) des ganzen jetzigen Eigentums durch Aufhebung des politischen und juridischen

Staates, welcher die einzige Sanktion des jetzigen Eigentums bildet und dessen einzigen Schutz ausmacht; weiter — die faktische Verwirklichung dieser Expropriation allenthalben, nach dem Maasse der Möglichkeit, und insoweit sich dieses durch die Kraft der Ereignisse selbst als unerlässlich erweisen wird."

Inbezug auf die künftige gesellschaftliche Organisation entwickelte Bakunin das Prinzip, dass jede produktive Arbeit notwendigerweise Kollektivarbeit ist, da selbst die Arbeit der Einzelpersönlichkeit Produkt der Kollektivität der Anstrengungen der vorangegangenen Geschlechter und des jetzigen Geschlechtes ist. Deshalb schlug er die Bildung eines Bundes freier Genossenschaften vor. „Ich" — sagte er — „bin ein entschiedener Gegner des Staates und der staatlichen Bourgeois-Politik. Ich fordere die Beseitigung aller nationalen und territorialen Staaten und die Errichtung eines internationalen Arbeiterreiches auf ihren Trümmern." Auf einem partiellen Kongresse der Internationalisten in der französischen Schweiz im Jahre 1870 zwang Bakunin die Marxisten, die Versammlung zu verlassen, und gründete mit der Mehrheit, welche sich auf seiner Seite zeigte, die „confédération jurassienne" im Jahre 1871.

In demselben Jahre berief Marx einen internationalen allgemeinen Kongress nach dem Haag, auf welchem Bakunin nicht erscheinen konnte, da die Durchreise durch Frankreich und Deutschland ihm gesperrt war, indem er in diesen beiden Ländern von der Exekution gerichtlicher Urteile bedroht war. Durch die Wahl des Haag zum Kongressorte hatte Marx seinen Gegner einfach von der Teilnahme an der Versammlung ausgeschlossen, in welcher er über die Anhänger Bakunins den Sieg davontrug. Aber dieser letztere blieb die Antwort nicht schuldig; im Jahre 1873 berief die „confédération jurassienne" den sechsten allgemeinen Internationalisten-Kongress nach Genf, und hier trug Bakunin über Marx einen vollständigen Sieg davon: der Kongress hob den Generalrat des internationalen Bundes der Arbeiter auf, wodurch dieser mit Macht bekleideten Organisation und zugleich mit ihr auch dem internationalen Bunde ein endgiltiger Schlag versetzt wurde.

Auf seinen Trümmern triumphierten die Anhänger des „Föderalismus" und der „Anti-Autorität", d. h. die Anhänger des Anarchismus, welcher unter den verschiedenen Schattierungen des revolutionären Sozialismus wie z. B. „Kollektivisten", „Possibilisten" u. a. seine besondere Stellung einnahm.

Bakunin starb 1876 in der Schweiz nach dem Triumphe seiner Prinzipien, den die Niederlage der „Internationale" und die Bildung einer ganzen Partei auf Grund dieser Prinzipien besiegelt hatte.

Im Herbst desselben Jahres, kurz nach dem Tode Bakunins, versammelten sich die Anhänger dieser extremen revolutionären Lehre zum Berner Kongress, auf welchem charakteristische Züge des Anarchismus hervortraten. Dort trat auch Krapotkin auf die internationale Bühne. Auf diesem Kongress wurde über die Pariser Kommune ein völliges Verdammungsurteil gefällt, aber nicht etwa für ihre Brandstiftungen und Ermordung der Geiseln, sondern weil sie eine mit Macht bekleidete Regierung repräsentiert und sogar in Paris Verwaltungsorgane eingesetzt hatte. Die Doktrin des Anarchismus fand hier ihren Ausdruck im Sinne der Zerstörung der bestehenden Gesellschaftsordnung und des Fehlens irgend welcher festen Theorien innerhalb irgend welcher positiven Grenzen.

Der Berner Kongress von 1876 und Krapotkins Auftreten. — Die „Propaganda der That".

Es ist natürlich, dass eine Lehre, welche in ihrem Wesen auf Zerstörung allein hinausläuft, logischerweise auch praktische Zerstörungs-Versuche hervorrufen musste. Schon auf dem erwähnten Kongresse verlasen zwei italienische Delegierte, Caffiero und Malatesta, eine Deklaration, in welcher zum erstenmal nur die „Propaganda der That' proklamiert wurde. Nach ihrer Erklärung „war der italienische Bund der Ansicht, dass nur die revolutionäre Thätigkeit (fait iusurrectionnel), welche zum Ziel habe, die sozialistischen Prinzipien in die Wirklichkeit zu übertragen, ein erfolgreiches Mittel der Propaganda bilden könne".

Und wirklich fand April 1877 ein revolutionärer Versuch im Gebiet von Benevent (Italien) statt. Caffiero und seine Anhänger verbrannten die Archive in Latino und San Gallo, brachten Waffen und die Renteikasse in ihren Besitz und verteilten das Geraubte unter das Volk. Im Jahre 1878 fand ein Attentat auf das Leben König Humberts statt.

In Deutschland hatte die Propaganda Bakunins keinen Erfolg, da man ihn dort für einer verdächtigen und überhaupt keine Sympathie verdienenden Menschen hielt. Aber dennoch ist zu verzeichnen, dass 1878 die beiden Attentate Nobilings und Hödels erfolgten, von denen letzterer vor Gericht aussagte, dass ihn die anarchistischen Lehren zu seinem Verbrechen angetrieben hätten. Noch ein Umstand lockte damals die feurigsten Köpfe zum Anarchismus. Im Oktober 1878 (nach Erlass der bekannten Ausnahmegesetze in Deutschland gegen die Sozialisten, aufgehoben unter Kaiser Wilhelm II.) hatte die sozialdemokratische Parteileitung beschlossen, zeitweilig von Demonstrationen und einer offenen Propaganda abzusehen. Damals begannen die Anhänger extremer Maassregeln, die sozialistischen Führer des Verrats zu beschuldigen, und wollten unverzüglich das Banner der Revolution erheben.

Der Hauptschreier und -Agitator in dieser Richtung war der ehemalige sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Johann Most, welcher Kühnheit und ein hervorragendes Rednertalent besass. Dieser begann

Most „Die Freiheit".

in London namens des kommunistischen Bundes der Selbstbildung der Arbeiter das Wochenblatt „Freiheit" herauszugeben, dessen Ziel es war, sofort einen Aufstand hervorzurufen. Die ersten Nummern dieser Zeitung wurden unentgeltlich an alle Adressen versandt, welche Most in Deutschland und Oesterreich bekannt waren. Die Artikel waren hinreissend geschrieben und lenkten die Aufmerksamkeit auf sich, und da damals die ganze sozialistische Presse in Deutschland kraft des neuen Gesetzes unterdrückt war, sozialistische Versammlungen von der Polizei auseinandergetrieben und viele Sozialisten ausgewiesen wurden, so verstärkte dies alles in solchem Grade die Bedeutung der Mostschen Zeitung, dass sie sogar für die gemässigtere sozialdemokratische Partei gefährlich wurde. Obwohl die „Freiheit" bald in Deutschland verboten wurde, so hielten es doch die Führer des parlamentarischen Sozialismus, Bebel und Liebknecht, für nötig, sich von den Ansichten Mosts loszusagen, welcher dafür die ganze deutsche Sozialdemokratie mit Schmähungen zu überschütten begann.

Konzett's „Der Sozial-Demokrat".

Die Führer der letzteren nahmen damals den Vorschlag des Buchhändlers Konzett an, in Zürich ein Organ unter dem Namen „Sozial-Demokrat" zur Bekämpfung der revolutionären Agitation von Most zu gründen. Diese Zeitung begann Oktober 1879 zu erscheinen, und da ihr die Abonnentenliste des früheren Organs der sozialdemokratischen Partei des „Vorwärts" übergeben wurde, welcher der Unterdrückung verfallen war, so überflügelte der „Sozial-Demokrat" an Abonnentenzahl bald die „Freiheit", was Most zu den albernsten Beschuldigungen des Konkurrenten veranlasste, der aber auf alle Beleidigungen mit verächtlicher Ironie antwortete. Endlich wurde auf dem Wiedener Kongress im August 1880 Most mit 50 Stimmen gegen 2 aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen.

Bis zu dieser Zeit hatte Most nur die Methode und die Taktik der Sozialdemokraten seiner Verurteilung unterworfen; jetzt aber stürzte er sich mit ganzer Kraft auf ihre Weltansicht selbst und ihr theoretisches Programm. „Die Sozialdemokraten lehren" — schrieb er — „dass die Freiheit der Persönlichkeit begrenzt ist, dass jeder nur das thun kann, was mit den Interessen der Gesamtheit vereinbar ist. Aber was geht mich die Gesamtheit an? Ich will unbegrenzte Freiheit, ich will thun oder nicht thun alles, was mir gefällt. Für mich existieren weder Gesetze noch Kompromisse. Der Volksstaat der Sozialdemokraten, das ist noch immer das alte Korrektionshaus, nur mit dem Epitheton „Volks—"; deshalb fort mit ihm und gebt uns eine freie Gesellschaft, in welcher jeder sein Leben so einrichtet, wie er selbst will." Damit entpuppte sich Most als Anarchist reinsten Wassers.

Wie schon oben gesagt, erstrebt der Anarchismus erstens die soziale Revolution, die Vernichtung der ganzen jetzt bestehenden Gesellschaftsordnung und zweitens die Entdeckung einer neuen sozialen Form, welche sich sofort auf den Trümmern der alten etablieren würde.

Aber bis jetzt besteht der Anarchismus eigentlich nur aus Negationen. Nach seiner Lehre darf es weder Führer noch Untergebene geben; jeder leitet sich selbst — das ist sein Ideal. Diese Lehre predigt ein völlig freies, keiner Macht und keiner Beschränkung unterliegendes Leben.

So giebt es auch in der anarchistischen Partei keinerlei Zentralgewalt, weder einen „General-Rat" wie in der „Internationale", noch ein regierendes Komitee, welches die Kommune besass. Es bilden sich einzelne Gruppen, und jede Gruppe wirkt nach ihrer eigenen Ueberzeugung. Hieraus ergiebt sich, nebenbei bemerkt, für die Polizeibehörden eine besondere Schwierigkeit, den Unternehmungen der Anarchisten zu folgen; einige Gruppen haben keine anerkannten Führer, so dass die Polizei nicht weiss, hinter wem sie her sein soll, und selbst wenn sie sich die Mitwirkung irgend eines Mitgliedes gesichert hat, welches bereit ist, seine Partei zu verraten, so kann doch die Polizei keinerlei allgemeinen Plan erlangen, noch voraussehen, was die eine oder die andere Gruppe unternehmen wird. Die Mitglieder einer solchen Gruppe versammeln sich, es erfolgt ein Austausch von Meinungen, Broschüren, Zeitungen, die Genossen verteilen die Arbeit der Propaganda untereinander und verabreden sich über die nächsten öffentlichen oder geheimen Zusammenkünfte.

Die Theorie des Anarchismus.

„Die Anarchie ist die Negation der Gewalt, welche sich auf Familie, Eigentum, Kirche u. s. w. stützt, welche Gesetze, Gerichte, Heer, Parlament, Administration geschaffen hat — Einrichtungen, deren Notwendigkeit dieselbe Gewalt proklamiert, um ihr eigenes Bestehen zu rechtfertigen. Deshalb müssen auch die Anarchisten gegen alle diese Institutionen ihren Angriff unternehmen." Diese Definition des Anarchismus giebt J. Grave in seinem Buche „Société mourante". In der Theorie des Anarchismus kann man unter seiner Grundidee der Zerstörung noch ein Gemisch des Kommunismus finden, den Babeuf vor 100 Jahren (1795) gepredigt, und der sich in der Formel ausdrückt: „von jedem nach dem Maasse seiner Fähigkeiten und jedem nach dem Maasse seiner Bedürfnisse." Die Saint-Simonisten hatten eine andere Formel: „jedem nach seiner Fähigkeit, und jeder Fähigkeit nach ihren Werken." So hat der Anarchismus keinerlei eigene Theorie in positivem Sinne hervorgebracht. Insoweit die anarchistischen Autoren uns das „Paradies" enthüllt haben, welches sie der künftigen Gesellschaft verheissen, ist dieses Paradies mit seiner „Harmonie" und „Glückseligkeit", die auf Erden heimisch werden soll, direkt dem Kommunismus entlehnt.

Krapotkins und Graves Enthüllungen.

Einige Offenbarungen in diesem Sinne kann man in zwei Büchern finden „Conquète du pain" von Krapotkin und „Société ou lendemain de la révolution" von Grave. „Alles muss allen gehören" — schreibt Krapotkin. „Ganze Geschlechter, die in Armut und Erniedrigung geboren und gestorben sind, die von ihren Machthabern unterdrückt, unter der Last der Arbeit gefallen sind, haben dem XIX. Jahrhundert eine gewaltige Erbschaft hinterlassen, welche von diesem Jahrhundert noch stark vermehrt ist. Alles muss für alle vorhanden sein, denn alle haben davon nötig, alle haben nach dem Maass ihrer Kräfte gearbeitet, und es ist unmöglich, den Teil zu bestimmen, welcher in der Summe des produzierten Reichtums auf jeden besonders entfallen würde . . . Alles muss für alle vorhanden sein. Und sobald Mann und Weib ihr Teil Arbeit beitragen, haben sie ein Recht auf einen Teil von alle dem, was bisher auf der ganzen Welt produziert ist und in Zukunft produziert werden wird. Und dieser eine Teil allein giebt schon einem jeden sein Genüge. Genug hat man sich mit solchen zweideutigen Formeln getragen, wie „das Recht auf Arbeit" oder „jedem alles durch seine Arbeit Produzierte vollständig." Wir aber proklamieren folgendes: Das Recht auf hinlängliches Auskommen, auf eine genügende Lage für alle."

Die Anarchisten lassen keine Entgegnung zu. Wenn sie „alles" auseinander schlagen, so werden sie die Verpflegung in Rationen ablassen. Aber werden sie keine Faulenzer zu ernähren haben? Nein, Faulenzer kann es nach ihrer Ueberzeugung nicht geben, wenn niemand für die Bereicherung des andern arbeiten wird; nur der „Unsinnige könnte sich des durch die Arbeit geschaffenen Vergnügens berauben". Wer aber wird sich mit Vergnügen an schwere oder widerwärtige Arbeiten machen? Man wird sie der Reihe nach abwechselnd freiwillig erfüllen. Wie aber wird es mit den Verbrechern sein? Verbrecher wird es nicht geben, wenn keine Armut und Sklaverei sein wird. So haben die Anarchisten auf alles fertige Antworten.

Auch die Arbeit, welche sich ihnen selbst so schwierig darstellt, wird bei ihnen bei der neuen Ordnung leicht und angenehm. Pflügen, Säen, Ernten, Mähen — sind Kleinigkeiten, Spaziergänge durch die Felder, eine etwas ermüdende, aber dafür gesunde Gymnastik. Und wird die Arbeit in den Bergwerken bei der neuen Ordnung nicht leichter werden? Gewiss wird man auch dafür ein Mittel finden. Krapotkin meint übrigens, dass sie überflüssig werden kann. „Man wird" — sagt er — „eine solche Maschine ersinnen, welche die Sonnenstrahlen sammeln und dirigieren und die Strahlen der jetzigen und der künftigen Zeit zwingen wird zu arbeiten; dann wird es nicht nötig sein, unter die Erde hinabzusteigen und dort die Produkte der Sonnenstrahlen vergangener Perioden auszugraben."

Professor Stammler[1]) weist eine besondere Stelle dem „individualistischen" Anarchismus an, welcher gleichfalls alles auf Grund einer freiwilligen Vereinbarung einzurichten gedenkt, aber teilweise mit den anderen sozialistischen Lehren auseinandergeht, z. B. in den praktischen Methoden und auch in den Prinzipien selbst. In der Literatur sind die Hauptvertreter dieser verhältnismässig kleinen Anarchistengruppe Teakker, der Herausgeber der New-Yorker Zeitung „Liberty not the daughter, but the mother of Order" und Mackay, der talentvolle Verfasser des halbbelletristischen Werkes „Die Anarchisten". Zu ihnen kann man auch Ibsen zählen. In einem Brief an Brandes sagt er: „Der Staat — das ist der Untergang der Persönlichkeit. Wodurch ist die staatliche Kraft Preussens erkauft worden? Durch das volle Aufgehen der Persönlichkeit im politisch-geographischen Begriff. Fort mit dem Staate! An dieser Umwälzung nehme ich teil. Man muss den Begriff vom Staate untergraben und zur Grundlage jedes Bundes die freiwillige Vereinbarung und das geistig Verwandte machen; und hierin kann auch der Zugang zu einer solchen Freiheit beruhen, welche Wert hat."

Der individualistische Anarchismus.

Zu dem kriegerischen Lager der Anarchisten zurückkehrend wiederholen wir, dass aus der Lehre von der Zerstörung natürlich Versuche der Propaganda durch das Mittel der Zerstörung hervorgehen mussten. Aber die Anarchisten haben uns darüber nicht aufgeklärt, auf welchen Wegen eigentlich ihre „Harmonie" und „Glückseligkeit" sich verwirklichen sollen, es sei denn, dass man an die vom Grafen Tolstoi vorgeschlagene moralische Selbstvervollkommnung des Menschen denkt, auf welche bezüglich der Massen wenig Hoffnung zu setzen ist. Auch in der Methode der Propaganda gehen die Anarchisten auseinander. Die Zeitung Krapotkins „Révolte" sprach aus, dass die „That nicht gesagt und nicht geschrieben, sondern gethan wird" . . . Sie erkannte die „Propaganda durch die That" an, meinte aber, dass es nicht Sache der Presse sei, „den einzelnen Persönlichkeiten zu sagen: thut dies, handelt so. Selbstbewusste und überzeugte Leute müssen selbst wissen, was sie zu thun haben."

Aber die „Révolte" gefiel den Extremen nicht. Im Mai 1890 begann in London ihr Organ „International" zu erscheinen, welches direkt die „Propaganda durch die That" einschärfte. Hören wir einen Augenblick auch diese Stimme. „Zugleich mit der theoretischen Propaganda, welche unermüdlich geführt wird, ist es bei der Krisis, welche jetzt die Sache des Anarchismus durchmacht, unumgänglich, die räuberische Bourgeoisie, dieses Objekt unseres unversöhnlichen Hasses mit allen Mitteln zu erschrecken." „Diebstahl, Mord und Brandstiftung werden natürlich unsere

Die Propaganda durch die That.

[1]) „Die Theorie des Anarchismus". Berlin 1894.

gesetzlichen Mittel, um allen Leitern in der jetzigen Gesellschaft unser Ultimatum zu stellen. Aber zu diesen Mitteln fügen wir, ohne zu schwanken, noch diejenigen hinzu, welche die Chemie liefert. Ihre mächtige Stimme ist absolut notwendig, um den Lärm der gesellschaftlichen Eitelkeit zu übertönen und den Reichtum des Feindes in unsere Hände zu bekommen, ohne unser Blut zu verschwenden."

„Révolte" und „International".

Dieses Zitat stammt aus der ersten Nummer des „International". In einem anderen Artikel wurde unter dem Titel „Mittel zur positiven Emanzipation" anempfohlen, Kirchen, Paläste, Klöster, Kasernen, Regierungsgebäude, Kontore der Notare, Advokaten und Gerichtsvollzieher, Festungen und Gefängnisse anzuzünden und in Masse alles das zu fassen, was bisher auf Kosten der menschlichen Arbeit leben konnte, ohne sich an ihr zu beteiligen. „Beschäftigen wir uns mit der Chemie und beginnen wir, Bomben, Dynamit u. s. w. zu fabrizieren; dies ist wirksamer als Barrikaden und Flinten; dies zerstört schneller die jetzige Ordnung und spart zugleich das teuere Blut der Unsrigen." Zu Ende der Nummer war ein Kursus der angewandten Chemie für Anarchisten beigelegt. Dieser Kursus wurde in der Folge als Broschüre unter dem Titel „Indicateur Anarchiste" gedruckt. Dort sind die Mittel angegeben, Dynamit, Ecrasit, Nitrobenzin, Nitroglyzerin, Bomben mit Erstickungsgasen u. s. w. herzustellen.

Die Anarchisten-Kongresse von 1879, 1880, 1881.

Von der Kritik des Bestehenden, von der theoretischen Neuschöpfung gingen die Anarchisten rasch zur That über. Die Zeitung „Révolte" wurde von Krapotkin 1879 in Genf gegründet. In ihr rief Krapotkin zur Propaganda durch die That auf. In demselben Jahre fand ein Arbeiterkongress in Marseille statt, auf welchem Expropriation ohne Entschädigung und Kollektivbesitz des Grund und Bodens wie auch alles Kapitals beschlossen wurde.

Im Jahre 1880 fand ein anderer Anarchistenkongress in der Schweiz statt. Auf diesem wurde von Krapotkin vorgeschlagen, die Benennung „Kollektivismus" durch „anarchistischer Kommunismus" zu ersetzen.

Zugleich damit bestand der Agitator auf der Notwendigkeit, unter der bäuerlichen Bevölkerung zu propagandieren, da die städtischen Arbeiter ohne Hilfe der Bauern keine Revolution machen könnten. Im Jahre 1881 fand ein Kongress in Paris statt, von welchem die Anarchisten fortgingen und den revolutionären Kollektivisten oder Sozialisten Platz machten, welche die Staatsgewalt nicht aufheben, sondern in ihre Hände bekommen wollten. Es gab auch noch einen anderen bereits rein anarchistischen Kongress in London, auf welchem abermals der Nutzen der Propaganda durch die That proklamiert wurde. In der Folge der

bei diesem Anlass gehaltenen Brandreden wurde Krapotkin in demselben Jahre aus der Schweiz ausgewiesen.

Im Jahre 1882 offenbarte sich die anarchistische Bewegung besonders in Lyon; es fanden Explosionen im Theater Bellecour und im Lokal der Militär-Aushebungskommission statt. Im Jahre 1883 wurde dort der Prozess gegen 66 Anarchisten, welche zu der Internationale gehörten, verhandelt; 15 von ihnen flüchteten, Krapotkin wurde zu Gefängnis verurteilt.

Das erste Maifest und das von den Anarchisten erlassene Manifest.

Nach einigen weiteren anarchistischen Anschlägen in Spanien und Deutschland begann eine ruhigere Zeit. Aber damals wurde für die Propaganda durch die That die Feier des 1. Mai seitens der Arbeiter aller Länder als Demonstration der Einheit der Arbeiter und der Stärke der Arbeitervereine ersonnen. Im Jahre 1890 fand diese Feier zum erstenmale statt. Von den vielen Manifesten, welche die Anarchisten in Paris erliessen, führen wir nur eines im Bruchstücke an. Dasselbe wurde in der Kaserne der Militärschule von einem Menschen verteilt, der früher auf der bei dieser Kaserne befindlichen Telegraphenstation gedient hatte. Das Manifest wandte sich an die Truppen: „Soldaten! die Parias der Gesellschaft, eure hungerigen Brüder, die Arbeiter, treten auf die Strasse hinaus, sich Recht zu fordern! Wie immer wird die selbstherrschende Bourgeoisie euch ausschicken, mit der Waffe ihre Feinde zu bekämpfen. Aber vergesst nicht, dass ihr unter ihnen Vater oder Bruder habt . . ., dass die heutigen Gegner eurer Verwandten morgen auch die eurigen sein werden, sobald ihr die Kasernen verlasst, diese Schule des Müssiggangs und des Lasters . . . Das Jahr 1871 liegt schon fern von uns. Fern ist die Zeit, wo man in den Sozialisten nur Träumer oder einfach Betrüger sah. Die Idee ist vorwärts gegangen. Jetzt streitet man schon mit ihnen, und ihre wachsende Zahl flösst allgemeine Besorgnis ein . . . Ihr selbst wisst, wer eure Feinde sind; es sind dies jene Banditen mit gestickten Tressen, jene widerwärtigen Parasiten, welche sich eure Obrigkeit nennen, dies sind eure Kerkermeister, deren Stolz und Grausamkeit so oft euer freies Mannesbewusstsein empört hatten. Erinnert euch daran, und wenn sie euch Feuer! kommandieren, so richtet eure Gewehre auf sie . . . Fort mit dem Vaterlande! Tod der Obrigkeit! Es lebe die Revolution! Es lebe die Anarchie!“[1])

Im Jahre 1891 kam es in St. Denis wirklich zu einem Protest der Rekruten, welche sich als Anarchisten erwiesen; der Gemeine Villemegeon wurde zu 1 Jahr Haft verurteilt; in Levolloit fand anlässlich des 1. Mai eine Demonstration mit schwarzer Fahne statt, in Charleville

[1]) S. Gastine: „Patria“.

und Nantes erfolgten Dynamitexplosionen, die Zeitung „Père Peinard" wurde wegen Beleidigung der Armee gemassregelt.

Dynamitattentate und andere Demonstrationen.

In derselben Zeit begann eine ganze Reihe von Dynamitattentaten in Italien, Spanien, Deutschland, besonders aber in Frankreich, die sich beständig bis zu Mitte 1894 wiederholten. In dieser Periode ist der Anarchistenkongress in Chicago zu verzeichnen, der Pistolenschuss (in die Luft) des Anarchisten Willis während der franco-russischen Festtage als Protest gegen diese, die von Vaillant Dezember 1893 in die Deputiertenkammer geschleuderte Bombe. Im Januar 1894 wurde er vom Genuenser Assisenhof zum Tode verurteilt. Dasselbe Gericht verurteilte den Arbeiter Leauthier zu lebenslänglichem Gefängnis. Derselbe brannte infolge der Lecture anarchistischer Aufrufe von dem Wunsche „decréver un bourgeois" und hatte den serbischen Minister in Paris Georgiewitsch mit einem Dolche verwundet; er blieb jedoch am Leben. Einige Tage später wurde der Anarchist Marpeau zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt; derselbe hatte einen Diebstahl verübt und darauf den „gardien de la paix" getötet, welcher ihn verhaften wollte.

Ende April desselben Jahres wurde von demselben Gericht der junge Emile Henry, der Sohn des Generals der Pariser Kommunetruppen, zum Tode verurteilt für die von ihm verursachte Explosion im Restaurant Terminss in Paris und für eine andere Explosion im Lokal des Polizeireviers auf der „rue des Bons Enfants", wobei einige Polizisten und der Geschäftsführer des Reviers ums Leben kamen. Im Juli verurteilte dasselbe Gericht den Anarchisten Meunier zu lebenslänglicher Einschliessung für die von ihm im Restaurant Véry, wo Ravachol ergriffen wurde, verübte Explosion. Endlich, am 3. August sprach das Assisengericht der Rhone das Todesurteil über den Italiener Caserio aus, welcher den Präsidenten der Republik Carnot mit dem Dolche ermordet hatte.

Infolge des neuen Gesetzes gegen die Anarchisten zeichnete sich der Neujahrstag 1894 durch 2000 Haussuchungen in ganz Frankreich und 100 Arretierungen aus. Ihrerseits erkannte die englische Regierung die Notwendigkeit an, gegen die ausländischen Anarchisten vorzugehen, welche die ihnen in England gewährte Gastfreundschaft zur Vorbereitung von Explosionen auf dem Festlande benutzten. Selbst die Theoretiker des Anarchismus wie Paul Reclus, Jean Grave, Seb. Faure wurden in dem Prozess der Personen verwickelt, welche wegen verschiedener Attentate angeklagt waren. Es stellte sich jedoch heraus, dass die niederen Werkzeuge des Anarchismus ihre Lehrer persönlich nicht kannten, und alle in diesem Prozesse angeklagten 30 Personen wurden freigesprochen.

Unmittelbar nach der Ermordung Carnots wurde bekanntlich die Strenge der Gesetze gegen die Anarchisten verstärkt, was augenscheinlich seine Wirkung gethan hat. Wenigstens hat sich seit dieser Zeit die Anzahl der Attentate in Frankreich beträchtlich vermindert.

Mutmassliche Anzahl der Anarchisten.

Wiederholt hat man die Frage gestellt, wie gross wohl die Zahl der Anarchisten in den verschiedenen Ländern sein möge. Es ist begreiflich, dass selbst eine auch nur annähernd genaue Berechnung derselben hier unmöglich ist. Die Anarchisten rekrutieren sich aus allen Berufen, nicht nur aus Fabrikarbeitern und Journalisten. Wenigstens nimmt man in Frankreich an, dass sich unter den Anarchisten auch Beamte und sogar Offiziere befinden.

Als einzige Erscheinung dessen, was sich im Innern dieser Partei herausarbeitet, dienen die anarchistischen Kongresse, von denen wir schon gesprochen haben.

Der Verfasser von „Le péril anarchiste" giebt folgende annähernde Schätzung der Anzahl der Anarchisten in Frankreich. In Paris werden gegen 100 anarchistische Gruppen gezählt, und jede Gruppe besteht im Durchschnitt aus 15 „Genossen"; im übrigen Frankreich giebt es 400 bis 500 solcher Gruppen. Demnach kann die Anzahl der thätigen, kriegführenden Anarchisten in ganz Frankreich auf etwa 10 000 Personen veranschlagt werden. Zu dieser Zahl kommen aber noch viele solcher Anarchisten, welche nur einigen ihrer „Genossen" bekannt sind, die zaghaften, welche für ihre Situation fürchten; diese unterstützen die Partei nur durch Geldbeiträge. Es giebt auch solche, welche an den Zusammenkünften infolge ihres Alters oder wegen ihres extremen „Individualismus" nicht teilnehmen, solche die nur mit der Partei sympathisieren u. s. w. Aber sie alle können in der einen oder andern Hinsicht der Partei Unterstützung leisten. Insgesamt kann man nach Ansicht des Verfassers von „Le péril anarchiste" die Anzahl der Anarchisten in Frankreich auf 20 000 bis 30 000 veranschlagen. Ihr Londoner Organ, die Zeitung „International" bestimmte 1890 ihre Anzahl auf 50 000; diese Ziffer ist nach Ansicht desselben Autors für jene Zeit übertrieben, aber seitdem hat die Idee nicht geringe Fortschritte gemacht.

Die Hauptverbindung zwischen den Gruppen und einzelnen Genossen bildet die Presse. In den Zeitungen dieses Lagers werden ganze Spalten den Mitteilungen der Gruppen und der persönlichen Korrespondenz zur Verfügung gestellt. Dort kann man auch am Besten die Organisation der Partei studieren. Die Mitarbeiter der anarchistischen Blätter schreiben umsonst, aber trotzdem decken die Zeitungen durch den Erlös aus dem Verkauf der Nummern nicht die Kosten der Herausgabe; das Defizit wird durch freiwillige Beiträge gedeckt.

Verschiedene Zeitschriften und Bücher der Anarchisten.

Die erste anarchistische Zeitung erschien nicht in Paris, sondern in Lyon, wo in der Folge ihrer sehr viele herausgegeben wurden, aber alle diese gingen von selbst ein. In Frankreich überhaupt hielt sich die Mehrzahl der anarchistischen Organe nur kurze Zeit. Wir führen z. B. einige Titel an: „Droit social", „Etendard revolutionaire", „Drapeau noir", „Terre et liberté", „Emeute", „Ça ira", „International" (in London). Bemerkenswert ist „Le Conscrit" — herausgegeben von der Gruppe der „Befreier" — eine Sammlung von Artikeln verschiedener, nicht ausschliesslich anarchistischer Schriftsteller, welche das Militärleben in ungünstigem Licht schildern. An den für den Empfang der Rekruten bestimmten Tagen werden vor dem Eingang in jede Mairie Exemplare dieses Sammelbuches (an 50000) verteilt.

Im Jahre 1894 erschienen 8 anarchistische Zeitungen in französischer Sprache, nämlich in Frankreich 3, in Belgien 3, in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten je 1, in englischer Sprache erschienen 6, und zwar in England 4, in Amerika 2; in deutscher Sprache 10 und zwar 1 in Berlin, 2 in Oesterreich, 1 in England und 6 in Amerika; in italienischer Sprache erschienen 11, und zwar 8 in Italien und 3 jenseits des Ozeans; in spanischer Sprache 9, davon 6 in Spanien selbst und 3 jenseits des Ozeans, gleichzeitig in italienischer und spanischer Sprache 3, in portugiesischer Sprache 2, in holländischer 1, in böhmischer 3.[1])

Eine Hilfsrolle für die Verteilung dieser Blätter und überhaupt eine sehr bedeutende Rolle für die Propaganda spielen die anarchistischen Bibliotheken und Lesehallen; ihrer Büchersammlung gehören gewöhnlich an: die Werke Darwins, Buchners, Baboeufs, der radikalen Soziologen über-

[1]) Die Titel der 1894 in der ganzen Welt erscheinenden anarchistischen Blätter sind folgende:

Französische: „Révolte" (Paris), „Revue Libertaire" (Paris), „Harmonie" (Marseille), „Société nouvelle" (Brüssel), „Le Libertaire" (Brüssel), „XX Siècle" (Brüssel), „Avenir" (Genf), „Reveil des mineurs" (Vereinigte Staaten).

Englische: „Freedom", „Commonweal", „Torch" (alle 3 in London), „Liberty", „Solidarity" (beide in New York) „Workers Friend", in hebräischer Schrift, (in London).

Deutsche: „Sozialist" (Berlin), „Zukunft" (Wien), „Allgemeine Zeitung" (Salzburg), „Brandfackel" (New York), „Anarchist" (New York), „Freiheit", „Freie Arbeiterstimme" in hebräischer Schrift (beide in New York), „Vorbote" (Chicago), „Der arme Teufel" (Detroit in den Vereinigten Staaten).

Italienische: „Sempre Avanti" (Livorno), „Ordine" (Turin), „Uguaglianza Sociale" (Marsala), „Riscolta" (Messina), „Favilla" (Mantua), „Pensiero" (Chietti), „Propaganda" (Imola), „Articolo 248" (Ancona), „Srido degli Oppressi" (New York), „Riscossa" (Buenos Ayres), „Asino Umano" (San Paulo in Brasilien).

haupt und der Publizisten des anarchistischen Lagers. Bücher dieser letzteren Kategorien giebt es noch nicht besonders viele: Proudhon: „Qu'est-ce que la propriété?" „Création de l'ordre"; Max Stirner „Der Einzige und sein Eigentum", Bakunin, „Dieu et l'état", Krapotkin 2 Sammlungen seiner zerstreuten Artikel unter den Titeln: „Paroles d'un révolté" und „Conquête du pain", Jean Grave: „La société mourante et l'anarchie" und „La société ou lendemain de la révolution".

Einige weniger bekannte Werke der Anarchisten übergehend, nennen wir noch einige anarchistische, teilweise auch durchaus nicht anarchistische Bücher, die gern von der französischen Jugend gelesen werden: Louise Michel, „Le livre des misères", Charles Malatot, „Révolution chrétienne et révolution sociale", E. Leverdey, „Les assemblées parlementaires"; Uebersetzungen: Menschikow, „La civilisation et les grands Fleuves", Tolstoi, „Le salut est en nous", Dostojewski, „La maison des morts", Czernyszewski, „Que faire" und der Werke Ibsens; Originalwerke: Zola, „Germinal", Jourdain „L'atelier chanterel", Floridor Dumas, „Au Palais", Elisé Reclus. „La terre et les hommes", Ragonossa „Fabrique de pious", Letourneau — Dichtungen, Descauves „Les Sous-Off," Darvain „Biribi", Amona „Psychologie du militaire professionel", Charnier, „Catéchisme du soldat".

Der Anarchismus — in Wahrheit minder gefährlich, als er sich ausnimmt.

Aus allem, was wir über den Anarchismus gesagt haben, liesse sich der Schluss ziehen, dass er eine sehr gefährliche Erscheinung für die gesellschaftliche Ordnung bietet. Indessen ist dies durchaus nicht so. Wir haben gerade deshalb etwas länger bei dem Anarchismus verweilt, um zu zeigen, wie sehr in seiner Theorie offenbar Uebertreibung, Willkür und Phantasterei herrscht und wie viel Empörendes und dem menschlichen Gefühl Widerwärtiges in den von einigen seiner Führer empfohlenen Methoden.

Deshalb ist es unmöglich, den Gedanken zuzugeben, dass diese Lehre die Geister aller Stände der Gesellschaft oder auch nur der arbeitenden Klassen beherrschen könnte. In ihr läuft allzuviel dem gesunden Verstande und dem gesunden Gefühl zuwider. Die Erfahrung der Geschichte belehrt uns, dass nur Ideen Ideen überwinden können und dass

---

Spanische: „Corsario" (La Coruña), „Revancha" (Reus), „Rebelde" (Saragossa), „Conquista del Pan" (Barcelona), „Contraversia" (Valencia), „Oprimido" (Algesieras), „Oprimido" (Boron in Chile), „Perseguido" (Buenos Ayres), „Despertar" (New York).

Spanisch-italienische: „Denoliano" (Santa-Fé), „Derecho alla Vida" (Montevideo).

Portugiesische: „Revolta" (Lissabon), „Tribuna Operaria" (Para in Brasilien).

Holländische: „Anarchist" (Krolingen in Holland).

Böhmische: „Volne Listy" (Wien), „Volne Listy" (New York), „Pemstu" (geheime Typographie).

wie äussere Mittel die Verbreitung der Ideen des Anarchismus nicht ersticken können, so auch die Gewaltthätigkeiten der Anarchisten keine allgemeine Umwälzung hervorbringen werden, da sie im Namen bankerotter Ideen unternommen werden, welche sich die Völker nicht aneignen können, welche keine Schöpferkraft besitzen.

Wenn auch in der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung wirklich einige Missstände zu bemerken sind, als eine Folge der Uebermacht der Kraft des Kapitals über die Arbeit, so muss doch berücksichtigt werden, dass die Kraft des Kapitals sich von selbst vermindert und zugleich damit nicht nur dank den Fortschritten der Bildung unter der Masse, sondern auch dank der immer grösser werdenden Erreichbarkeit der Macht für sie in den einen Ländern, der grossen Bedeutung, welche ihren Interessen in den anderen Ländern beigelegt wird, die Existenzmängel sich allmählich ohne irgend welche Erschütterungen ausgleichen werden.

Die Zeit selbst arbeitet an der Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung.

Die Zeit, welche alles auf der Welt verändert und umformt, arbeitet selbst an der Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung. Wir führen nur ein Beispiel an. Vor nicht mehr als 30 Jahren gab das mobile Kapital selbst im Westen 6 Prozent jährlich, der Boden trug 5 Prozent Reineinnahme, jetzt dagegen bringt das Kapital 3, sogar $2\frac{1}{2}$ Prozent, das Landeigentum kaum 2 Prozent. Es ist bereits nicht schwierig, die Zeit vorauszusehen, wo jedes Kapital nicht mehr als 1 bis $1\frac{1}{2}$ Prozent geben wird, Demnach wächst die verhältnismässige Bedeutung der produktiven Arbeit und der Kredit wird immer billiger, wenn auch nicht ganz umsonst wie bei Proudhon.

Julius Kirchmann berechnete noch 1866 theoretisch richtig, dass, wenn der mittlere damals in Preussen existierende Zinsfuss, nämlich $4\frac{1}{2}$ Prozent jährlich, sich infolge eines langsameren Anwachsens der Arbeiterbevölkerung im Lande auch nur um 1 Prozent ermässigen würde, doch 150 Millionen Thaler aus dem Einkommen von der jährlichen Nationalproduktion nicht mehr in die Kassen der Kapitalisten fliessen, sondern in den Händen der arbeitenden Klassen bleiben. Um soviel folglich müsste das jährliche Einkommen der Arbeiter wachsen, so dass bei 3 Millionen Arbeiterfamilien im Durchschnitt 50 Thaler auf jede Familie mehr kämen.

Und nicht nur das Maass des Anteils an dem allgemeinen Produktionsgewinn verändert sich zum Besten der Arbeiter und zum Nachteil für das Kapital, sondern auch die Last der Arbeit selbst. Vermögende, selbst reiche Leute arbeiten in unserer Zeit unvergleichlich mehr als vor 100 Jahren, und das Sinken der Goldrente zwingt sie, der Arbeit eine immer grössere Zahl von Stunden zu widmen.

Die Zukunft wird offenbar dem gehören, der sich bemüht, mehr zu produzieren, und nicht dem, der auf Vernichtung ausgeht. Für eine wirkliche Verbesserung des Lebens der ärmeren Klassen hat unzweifelhaft derjenige mehr geleistet, welcher einen Konsumverein gründete, als der, welcher niederschrieb: „Es lebe der Anarchismus!"

Andererseits erwecken die wachsenden und teilweise sogar erbitterten Angriffe gegen die gewaltigen Heeresausgaben, deren Notwendigkeit dem öffentlichen Bewusstsein immer problematischer wird, in der Gesellschaft eine gewisse zwar friedliche, aber doch immer reifer werdende Bewegung gegen den Militarismus. Und wenn diese Bewegung auch bisher noch keine Kraft gezeigt hat, so kann dieser Kampf in seinem Endresultat doch dem wahren Fortschritt Dienste erweisen.

---

3. Die Propaganda gegen den Militarismus.

Die von dem Volke geforderten Opfer für den Unterhalt und die beständige Vervollkommnung der bewaffneten Macht werden gewöhnlich als die natürliche Folge des Bestehens eines staatlichen Verbandes gerechtfertigt, dessen erstes Ziel der allgemeine Schutz ist. Aber gegen diese Annahme wenden sich die Propagandisten gegen den Militarismus mit einer Theorie, die überhaupt die Notwendigkeit jeglichen Krieges, sogar des Verteidigungskrieges bestreitet. Sie suchen zu beweisen, dass die nicht besitzenden Klassen an einer solchen Verteidigung gar nicht interessiert sind, während die Schwere dieser Verteidigung vorzugsweise gerade auf ihnen liegt, da man ihnen ausser den materiellen Opfern zum Unterhalt der stehenden Heere die gesundesten jungen Leute von der Familie und der Friedensarbeit für den Heeresdienst fortnimmt. Demnach leugnen die Gegner des Militarismus, indem sie die Notwendigkeit des Krieges überhaupt bestreiten, auch die Notwendigkeit des Bestehens von Heeren. Weiter bestreiten sie selbst das Gefühl des Patriotismus, das zur Rechtfertigung des Krieges und der dadurch bedingten Notwendigkeit der stehenden Heere ins Feld geführt wird, und behaupten, dass dieses Gefühl nicht angeboren, sondern künstlich eingeflösst ist oder wird. Ihre Propaganda betreiben sie sowohl in der Bevölkerung als auch im Heere selbst durch Verbreitung von Zeitungen, Büchern und Broschüren.

a) Die Propaganda gegen das Heer.

Um die Leser mit den eigenartigen Ansichten der bedingungslosen Gegner des Militarismus bekannt zu machen, führen wir vor allem einige Beispiele ihrer Einwände gegen die Ableistung der Wehrpflicht an.

Diese sind verschiedenen neuesten Schriften entlehnt, unter denen wir zwei Werken eines berühmten russischen Schriftstellers einen hervorragenden Platz eingeräumt haben.

Auszüge aus der Arbeit eines französischen Schriftstellers.

Wir beginnen zunächst mit einigen Auszügen aus der Arbeit eines französischen Schriftstellers [1]) unter dem Titel „Ai-je mon compte?“ „Ich bin in der Gesellschaft geboren, die sich ohne mein Zuthun gebildet hat. Die sagt mir: du bist Mitglied unseres Verbandes; hier sind deine Rechte und hier deine Pflichten . . . Vortrefflich, aber dies muss bedeuten, dass ich in einem solchen Bunde gleichberechtigt und mit allen gleich interessiert bin. Wenn der Vertrag mir vorteilhaft ist, unterschreibe ich ihn und erfülle ihn treu; aber wenn er es nicht ist, so protestiere ich. Und bei der Prüfung finde ich nun: man fordert von mir in Gestalt von Steuern einen Teil meiner Arbeit (im ganzen vielleicht auch in meinem Interesse) und die Bereitschaft, mein Leben für die Verteidigung dieses Bundes zu opfern. Nehmen wir an, dass der Bund mit gleichen Rechten sowohl den aufgenommen hat, der über 20 000 Francs Einkommen, verfügt, wie den, welcher pro Tag 57 Centimes erarbeitet. Aber dieses würde bedeuten, dass der Bund von dem zweiten keinen grösseren Teil seines Erwerbes fordert als von dem ersten von dessen Einkommen, und dass alles, was der eine und der andere erwirbt, in gleichem Grade von der Gesellschaft geschützt wird, dass dem einen wie dem andern gleiche Werkzeuge für die Arbeit, gleiche Waffen für den Kampf des Lebens zur Verfügung gestellt werden. Jedoch nichts derartiges existiert: der zweite zahlt im Verhältnis zu der Einkommensumme des ersten 5 mal mehr und auch der grösste Teil der Arbeit des zweiten von diesen angeblichen Compagnons kommt auf die Bereicherung derer, die nichts thun.“

„Und wenn ich mich in der Lage des zweiten von diesen Mitgliedern des angeblichen Bundes befinde, welchen Vorteil habe ich dann von dem Bunde? Mag der Reiche hingehen, sich zu schlagen, mag er für sein Vaterland zu Grunde gehen, für ihn ist dies natürlich: er verteidigt seine Güter — den Grund und Boden, den er besitzt und immer allein besitzen wird, die Unabhängigkeit, welche nur seine Apanage bildet, die materiellen Genüsse, die nur ihm allein zur Verfügung stehen. Aber was soll der Arme verteidigen? Er besitzt kein Land, keine Unabhängigkeit, keine Genüsse und wird sie nie besitzen, dem Reichen kann der auswärtige Feind alles abnehmen, dem Armen nichts. Den Reichen kann der Gegner aller Güter berauben und ihn sogar zu unfreiwilliger Arbeit zwingen, aber von dem Armen, der nur seine Arbeit hat, kann er nichts nehmen.

[1]) Léon Bienvenue: „Almanach de la question sociale pour 1892.“

Gleichviel in welcher Lage sich eine Nation befindet, die Arbeit wird nötig sein, die bäuerliche Arbeit, um sie zu ernähren, die Arbeit des Handwerks, um sie zu kleiden und um Wohnungen zu bauen. Und den Arbeiter wird man immer ernähren müssen, damit er arbeitet. Ist es aber möglich, ihn noch kärglicher zu ernähren als jetzt? — Nein! Ist es möglich, mit ihm noch schlechter umzugehen? Es ist unmöglich. Folglich hat der Arbeiter weder an Wohlstand noch an Würde irgend etwas zu verlieren."

„Obwohl man sagt, dass die Wehrpflicht zum gemeinsamen Schutz für alle gleich ist, so behaupte ich demnach doch, dass dies nicht wahr ist; für die Reichen ist sie nötig, aber welchen Gewinn habe ich davon? . . Man wird mich schmähen, wird sagen, dass dies eine gemeine, antipatriotische Erwägung sei, dass meine Worte den Ueberfall des Auslandes hervorrufen. Durchaus nicht: sie sind vielmehr ein Appell an den gesunden Menschenverstand. Denn niemand anders als gerade ihr — die Patrioten des Egoismus, der Ungleichheit, der Exploitation — ihr bringt es direkt dazu, in den Herzen der Masse euren berühmten Patriotismus zu ertöten . . . Die Menschen bleiben doch nur Menschen, und es ist undenkbar, dass diejenigen „Teilnehmer des Bundes," welche nur ewig dafür opfern und nichts empfangen, sich nicht endlich sagen: welchen Gewinn haben wir davon? Und dies ertötet den Patriotismus."

In einem anderen Werk[1]) derselben Art lautet die Antwort auf die Frage, ob die allgemein verbindliche persönliche Wehrpflicht gerecht sei, natürlich verneinend; und sie wird folgendermaassen motiviert. „Von dem, der nichts hat und kein Recht besitzt, ist es ungerecht, die Verteidigung einer solchen Ordnung zu fordern, an deren Aufrechthaltung er nicht interessiert ist. Auf die weitere Frage, wie das ganze Volk an der Verteidigung des Landes zu interessieren sei, antwortet der Verfasser so: „Es ist allen das Recht auf Existenz vermittelst der Arbeit zuzugestehen, nur dann wird das Volk in der That unbesiegbar werden, da jeder wissen wird, dass, wenn er seine Haut zu Markte trägt, er wenigstens für sich selbst und seine Angehörigen die Mittel zum materiellen und moralischen Leben verteidigt. Mit welchem Rechte aber legt die Heimat demjenigen die Wehrpflicht auf, den sie selbst der Willkür des Schicksals überlässt? Die Heimat? Der Hungrige hat sie nicht. Wie der Stiefsohn die Stiefmutter nicht kennen will, so sagt sich auch der Paria der Gesellschaft von der Heimat los. Das ist die Lage der Dinge, die verändert werden muss."

An und für sich könnten derartige Auslassungen keine besondere Bedeutung haben, aber die Sache ist die, dass es jetzt auch schon in den

[1]) „Catéchisme des révendications nécessaires", par Beaumont. Paris 1890.

oberen Gesellschaftsschichten nicht wenig Leute giebt, welche finden, dass die Sozialisten gar nicht so schuldig sind, wenn sie die Beseitigung des Krieges und der Exploitation in einer Zeit fordern, wo das zivilisierte Europa unter der Last der Rüstungen in Erwartung irgend welcher mongolischen Vernichtung sich erschöpft.

In dieser Hinsicht lenkt der Umstand unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich, dass einer von den Predigern der Idee von der Beseitigung des Staates im Namen der Prinzipien der Moral und der Liebe ein grosser russischer Schriftsteller ist, der nach Geburt und Erziehung der höchsten Gesellschaftsklasse angehört, der ausserdem selbst Offizier und Teilnehmer an der ruhmvollen Verteidigung Sewastopols gewesen ist.

Es versteht sich von selbst, dass ein Publizist, der auf realem Boden steht, eine gesellschaftliche Ordnung nicht für durchführbar halten kann, die sich auf dem Prinzip aufbaut: „Dem Bösen nicht zu widerstehen, d. h. die Straflosigkeit der Verbrecher und jedes gewaltthätigen Missbrauches zulässt, und diesem nur die moralische Verurteilung der bösen Thaten entgegenstellt und zu deren Verhinderung nur Aufklärung und Liebe hat. Aber wie phantastisch auch einige der Ansichten des Grafen L. Tolstoi sind, sie haben doch für die Zwecke unserer Arbeit Bedeutung als Charakteristik derjenigen geistigen Kampfmethoden, zu denen die heutige Propaganda gegen den Militarismus ihre Zuflucht nimmt. Deshalb nehmen wir auch von zweien seiner Werke Notiz, und dies um so mehr, als in ihnen nicht nur die persönlichen Ansichten Tolstois, sondern auch die Lehren einiger anderer Widersacher des Krieges und Prediger der Brüderlichkeit unter den Menschen dargelegt werden.

Auszüge aus Werken Tolstois.

In einem Werk[1]) argumentiert Tolstoi so: Wenn zu einem Menschen unserer Zeit, der ruhig lebt und mit seinen Angelegenheiten beschäftigt ist, andere kommen und ihm vorschlagen, dass er sich ihnen in allem unterwerfe, ihnen einen Teil seines Verdienstes zu ihrer eigenen Kräftigung abgebe und in die Fiktion einwilligte, dass er den Staat leite, indem er Anteil an den Wahlen nimmt, dass er einwilligte, sich an den Grausamkeiten gegen die „Irrenden und Verführten" und am Kriege gegen die ihm befreundeten Leute anderer Länder zu beteiligen, so könnte sich „jeder nicht dumm gemachte Mensch unserer Zeit" doch nur von all diesem fernhalten. „Weshalb soll ich" — schreibt er — „an den Wahlen teilnehmen, wenn ich sehr gut weiss, dass die Regierung in den Händen derer liegt, in deren Händen sich das Heer befindet? Weshalb soll ich in den Gerichten mich an den Martern und Strafen der Leute beteiligen dafür, dass sie irren? Und warum hauptsächlich werde ich persönlich

[1]) L. Tolstoi: „Das Reich Gottes in uns."

direkt oder indirekt durch Unterstützung der Militärmacht die Unterjochung und den Mord meiner Brüder und Väter fördern? Weshalb soll ich mich selbst schlagen? Alles dies ist mir nicht nötig, alles dies ist mir schädlich und in jeder Hinsicht unmoralisch .... Es sollte scheinen, dass nicht nur das religiöse oder moralische Gefühl, sondern die einfachste Ueberlegung und Berechnung den Menschen unserer Zeit veranlassen sollten, so zu antworten und zu handeln. Aber nein: die Leute der sozialen Lebensauffassung finden, dass man, wie die Bauern beim Dorfpolizeimeister, fortfahren muss, einander zu schlagen und trösten sich damit, dass das, was wir in parlamentarischen Versammlungen schwatzen, es zuwege bringt, dass wir, wenn wir uns so immer mehr und mehr verwickeln, sehr bald frei werden. Nichts hindert so sehr die Befreiung der Menschen wie dieser erstaunliche Irrtum."

In demselben Werke erörtert er die Lehre des 1890 verstorbenen amerikanischen Geistlichen Malou über den Grundwiderspruch, worin der gute Christ, der zugleich auch guter Bürger der Vereinigten Staaten ist, unvermeidlich verfällt. Wenn er der Konstitution treu bleibt, muss er unbedingt die Grundlagen der christlichen Lehre verraten und umgekehrt. Diesen Widerspruch bemüht man sich, durch die Versicherung zu beseitigen, dass der Krieg auch eine christliche Verpflichtung wäre. Den Nächsten zu töten, Städte zu zerstören und zu verbrennen — das ist das „beste Mittel, Beleidigungen zu verzeihen und die Feinde zu lieben; wenn wir dies nur im Geiste der Liebe thun, so kann nichts christlicher sein als ein solcher Massenmord." Derselbe Amerikaner hat die Frage gestellt: Wieviel Menschen sind nötig, um die Missethat in Gerechtigkeit zu verwandeln? Ein Mensch darf nicht töten, zwei, zehn, hundert Menschen sind, wenn sie dies thun, Mörder, aber der Staat, das Volk kann töten, soviel es will, und das wird nicht mehr Mord sein, sondern ein gutes, edles Werk; wenn man nur Volks genug versammelt, wird auch das Hinschlachten von Zehntausenden ein unschuldiges Werk."

Die Vorschrift, dem „Bösen nicht zu widerstehen" ist von Malou in einem besonderen „Katechismus" für seine Gemeinde ausgesprochen und zwar in der entschiedensten Form: „leistet keinerlei Widerstand dem Bösen; alle gerechten Mittel könnt ihr zwar dagegen versuchen, aber niemals ein böses." Der Amerikaner arbeitete hartnäckig 50 Jahre hindurch in dieser Richtung, aber er blieb unbekannt und Graf Tolstoi sieht hierin ein Zeichen, dass „irgend eine unausgesprochene, aber feste Verschwörung bestehe, solche Versuche tot zu schweigen."

Weiter führt Tolstoi das „Netz des Glaubens" an, ein Werk des Czechen Cheltschizki aus dem 15. Jahrhundert. Cheltschizki lehrt das, was die sich nicht zur Wehr setzenden Mennoniten, die Quäker, in früheren

Zeiten die Bogomilen, die Pawlikianer und noch viele andere gelehrt haben und auch jetzt noch lehren. Er lehrt, dass das Christentum, welches von seinen Nachfolgern Sanftmut, Demut, Milde, Vergebung der Beleidigung, Hinhalten der anderen Wange, wenn man die eine schlägt, Liebe zum Feinde fordert, unvereinbar sei mit Gewaltthätigkeiten, der unumgänglichen Bedingung der Macht. Nach Ansicht des russischen Autors wird auch dieses, sowie alle ihre ähnlichen Werke absichtlich von den Leuten aller Parteien verschwiegen.

Das Verhältnis des Christentums zum Kriege.

So wäre es auch mit dem in London 1824 herausgegebenen Buche Dymond's „on war" (über den Krieg) gegangen und mit dem Buche des Amerikaners Messare „No resistance ossented. Kingdom of the Christ and Kingdom of this world separated". (Nichtübereinstimmung mit Widerstand, das Reich Christi getrennt vom Reiche dieser Welt) vom Jahre 1864. In beiden Büchern wird die praktische Frage gestellt: „wie hat ein Unterthan zu handeln, welcher glaubt, dass der Krieg mit seiner Religion unvereinbar sei, von dem aber die Regierung Teilname am Kriegsdienst fordert?" Dymond antwortet, dass die „Pflicht eines solchen darin bestehe, mit Bescheidenheit, aber Festigkeit den Dienst zu verweigern." Derselbe Schriftsteller protestiert gegen die Ansicht, dass, da der Soldat nur gehorcht, die Verantwortung für den Krieg und die Ausführung aller Befehle auf die Regierung und die Vorgesetzten, nicht aber auf den Soldaten falle. Er fragt: „Aber wenn der Vorgesetzte befiehlt, das Kind eures Nachbarn zu töten, euren Vater, eure Mutter zu töten, werdet ihr gehorchen? Wenn ihr aber nicht gehorcht, so taugt auch jene ganze Ueberlegung nicht. Der Mensch kann die Verantwortung für seine Thaten nicht von sich nehmen . . . deshalb ist es die Pflicht jedes Menschen, der glaubt, dass der Krieg mit dem Christentum unvereinbar sei, sanft aber fest den Kriegsdienst zu verweigern."

In dem Buche des Amerikaners, das anlässlich der Werbung von Freiwilligen seitens der Nord- und Südstaaten zur Zeit des Bürgerkrieges geschrieben ist, wird daran erinnert, dass es in den Vereinigten Staaten von lange her viele bewusste Gegner des Krieges gegeben hat; man nennt sie „non resistant" oder „defenseless", h. h. nicht widerstehende oder wehrlose Christen.

Weiter giebt Graf Tolstoi die Worte des amerikanischen Autors so wieder: „Bis jetzt wurde dieser religiöse Grund von den Regierungen geachtet, und diejenigen, welche ihm anhingen, blieben vom Kriegsdienst frei." Hier ist natürlich von der Washingtoner Regierung die Rede, aber wir bemerken, dass, da die Truppen beiderseits aus Freiwilligen bestanden und durchaus keine Zwangsaushebung erfolgte, die Washingtoner Regierung gar nicht dazu kommen konnte, die „nicht widerstrebenden

Christen" vom Kriegsdienste zu befreien, da diese natürlich selbst nicht in die Reihen der Freiwilligen eintraten.

An die Mennoniten, Quäker, Duchoborzen und Molokanen erinnernd, die den Kriegsdienst verweigern, führt Tolstoi Fälle von ihrer Einsperrung oder Verschickung an behufs Wahrung der Disziplin im Staate. Aber nichtsdestoweniger sind die jetzigen Soldaten doch nicht mehr so beschaffen wie die Soldaten der früheren Zeiten, die das arbeitsame natürliche Leben verlassen hatten und ihr ganzes Leben ausschliesslich der Zerstörung, dem Raub und Mord weihten, man denke an die römischen Legionäre, die Söldner des Dreissigjährigen Krieges oder auch nur an die Soldaten der erst neuerdings abgeschafften 25 jährigen Dienstzeit. Die Soldaten sind jetzt grösstenteils Leute, die erst unlängst ihrer Familie entzogen sind und die deshalb schon mit andern Gefühlen in den Krieg und besonders zur Unterdrückung von Unruhen hinausziehen. „Es ist wahr, dass sie alle durch jene schreckliche, kunstvolle, Jahrhunderte hindurch ausgearbeitete Dressur gegangen sind, welche jede Selbständigkeit im Menschen ertötet, und dass sie an den mechanischen Gehorsam gewöhnt sind, so dass sich bei dem Kommandoworte: „Feuer" im Glied die Flinten wie von selbst erheben und sich die gewohnten Bewegungen vollziehen. Aber „Feuer!" wird jetzt nicht bedeuten, sich zu vergnügen, indem man auf die Scheibe schiesst, es bedeutet, die Seinen . . . Väter, Brüder u. s. w. zu töten." Mit grellen Farben sind in demselben Buche Tolstois das Abschiedsgeleite der Rekruten im Dorfe, ihr Anlangen, ihre Verwandlung in andere Menschen durch die Dressur in den Kasernen beschrieben.

Obgleich der berühmte russische Schriftsteller die Ideen, dem „Bösen nicht zu widerstehen" und den Krieg zu verurteilen, direkt aus dem Christentum herleitet, so lassen sich diese doch nicht durch das Argument widerlegen, dass, wenn, wie er sagt, die Gesellschaft, die den Krieg anerkennt, nur noch dem Namen nach als eine christliche erscheint, diese Gesellschaft schon nicht mehr die Ablehnung des Krieges im Namen des Glaubens für ihre Pflicht halten könnte. Die Sache ist die, dass, obwohl Tolstoi die Verurteilung des Krieges aus der christlichen Lehre folgert, er doch sagt, dass eine solche Verurteilung auch schon im Namen der Humanitätsidee allein verbindlich sei, welche nach dem Grade der Fortschritte der Zivilisation das Uebergewicht erhalten müsse.

Die Ansichten Tolstois und der von ihm zitirten Schriftsteller können extrem genannt werden; der „Nichtwiderstand" im Sinne der Straflosigkeit für die „irrenden" Diebe und Mörder wird sich kaum jemals verwirklichen lassen. Es ist unumgänglich, noch zu bemerken, dass es in der menschlichen Gesellschaft unmöglich sei, alles auf Liebe allein

zu gründen; wie hoch entwickelt die Gesellschaft auch sein mag, in ihr wird sich immer noch der eine oder andere Begriff von der Gerechtigkeit erhalten, deren Idee der Prediger des Allverzeihens natürlich völlig beiseite lässt. Aber wie dem auch sei, und wenn man auch annimmt, dass die Idee, dem „Bösen nicht zu widerstehen" sich nie, die völlige Beseitigung des Militarismus noch nicht sobald verwirklichen wird, so muss doch zugegeben werden, dass die Predigt dieser Ideen in der europäischen Gesellschaft die Verbreitung der Ueberzeugung fördern kann, dass es notwendig sei, die schwere Last des Militarismus wenigstens zu verringern, den Umfang der Rüstungen zu beschränken, wodurch auch die Gefahren, die in Zukunft drohen könnten, abgeschwächt werden.

b) Propaganda gegen den Patriotismus.

Tolstoi's Kritik der Idee des Patriotismus.

In seinem andern Werke[1]) führt Graf L. Tolstoi nicht nur dieselbe Verurteilung des Krieges im Namen der christlichen Prinzipien durch, sondern unterzieht die Idee und das Gefühl des Patriotismus selbst, welche zur Rechtfertigung des Krieges dienen sollen, der Kritik. In diesem Buche ist weniger poetischer Schwung, weniger künstlerische Schönheit, aber dafür ist die publizistische Seite in ihm stärker. Charakteristisch sind in ihm die ätzende Kritik, die bemerkenswerte Einfachheit und Ruhe in der Darlegung, so dass in dem französischen (übrigens sehr guten) Text manche Seiten dieses Werkes durch diese erwähnte Eigenschaft stark an die einst berühmten Pamphlete von Paul Louis Courier erinnern.

„Frankreich hat man ja" — sagt Graf Tolstoi — „zweier Gebiete beraubt, den Müttern die Kinder entrissen. — Russland kann doch nicht zulassen, dass Deutschland ihm seinen Willen aufzwingt und es der historischen Rolle im Osten beraubt. Kann Russland es dulden, dass man ihm die baltischen Gouvernements, die polnischen, die kaukasischen fortnimmt, sowie man Frankreich zwei Provinzen entrissen hat? . . . Deutschland wieder kann nicht auf jene Vorteile verzichten, die es mit so vielen Opfern erkauft hat . . . Und wird England vielleicht seine Herrschaft auf den Meeren aufgeben? . . . Auf Grund derartiger Erwägungen sucht der Autor die schon im voraus anzunehmende Bereitschaft jedes der erwähnten Völker nachzuweisen, zur Erreichung der genannten patriotischen Ziele alle Opfer auf sich zu nehmen. Hierbei wird die Annahme als unbestreitbar zugelassen, dass „der Patriotismus ein allen Menschen angeborenes und moralisch so hohes Gefühl sei, dass es unumgänglich nötig sei, dieses Gefühl künstlich einzuflössen, wenn es in irgend jemandem schwach schlüge."

[1]) „Christlicher Geist und Patriotismus".

„Und doch sind diese beiden Voraussetzungen unwahr. Ich habe ein halbes Jahrhundert unter einer bäuerlichen Bevölkerung verlebt und im Laufe dieser ganzen Zeit nicht einen einzigen Ausbruch eines derartigen Gefühls erlebt, abgesehen natürlich von den fertigen patriotischen Phrasen, die der Lektüre oder der Kaserne entlehnt sind. Nicht einmal habe ich gehört, dass die Idee des Patriotismus durch das Volk ausgesprochen würde; im Gegenteil, ich sah beständig, dass die ernsthaftesten und geachtetsten Leute im Volke sich zu den verschiedenen Manifestationen gleichgiltig und sogar geringschätzig verhielten. Genau dasselbe habe ich auch inmitten anderer Völker beobachtet, und diese meine Beobachtung wurde mir in der Unterhaltung mit gebildeten Franzosen, Deutschen und Engländern bestätigt. Die arbeitende Bevölkerung ist mit der Sorge um ihre Existenz viel zu sehr beschäftigt, als dass sie sich für diejenigen politischen Fragen interessieren sollte, welche als Folie für den Patriotismus dienen . . . Dem einfachen Manne bleiben die Sorgen immer fremd, wo diese oder jene Grenze gehen, wem Konstantinopel gehören wird u. s. w. Es ist ihm sogar ganz gleichgiltig, zu wessen Nutzen er die Steuern bezahlt, in wessen Dienst er seine Söhne stellt. Umgekehrt interessiert er sich lebhaft dafür, wie gross die auf ihn fallende Steuersumme sein wird, auf wie lange die militärische Dienstzeit festgesetzt ist, wie die Preise für Land und für Arbeit — alles Fragen, die mit der Politik nichts gemeinsam haben. . . . Deshalb sind auch trotz aller Gegenanstrengungen die Massen den Ideen eines Umbaues der Gesellschaft zugänglich, und der ihnen von aussen eingeflösste Patriotismus verschwindet in ihnen mehr und mehr und hält sich nur in den gebildeten Klassen, denen er Vorteile bringt.

Die arbeitende Bevölkerung in ihrem Verhalten zum Kriege.

„Wenn es auch vorkommt, wie z. B. in Toulon und Paris, dass der Patriotismus die Volksmasse ergreift, so geschieht dies unter dem Einfluss einer von oben ausgehenden Hypnose, und der Patriotismus hält sich in der Masse nur, so lange die Wirkung der Hypnose fortdauert. . . . Der einfache Mann hat keinen Begriff vom Vaterland und kennt nur „seine Stellen"; er kennt nicht Mitbürger, sondern nur Landsleute im engen Sinn. Wie früher russische Ansiedler nach Oesterreich und der Türkei gingen, so würden sie auch jetzt ebenso gern nach neuen Plätzen in der Türkei oder in China wie in Russland gehen . . . Wenn man die Bauern vor die Wahl stellt zwischen der Liebe zum Vaterland, den alten nationalen Traditionen, dem heiligen Staub der Vorfahren und — besserem reicherem Grundbesitz in der Fremde, so kann kein Zweifel sein, dass sie letzteren vorziehen."

Solche Manifestationen, wie sie in Toulon und Paris stattfanden, ferner in Deutschland zu Ehren Bismarcks oder in Lothringen zu Ehren

Kaiser Wilhelms, erklärt Tolstoi durch die mächtigen Mittel, welche den Regierungen und den herrschenden Klassen zu Gebote stehen, um diesen Lärm hervorzurufen, die Menge durch inspirierte Zeitungsartikel zu benebeln, durch die Neugierde auf verschiedene Schauspiele und sonstige Lockungen anzuziehen. „Aber die tiefe Gleichgiltigkeit der Massen im Sinne des Patriotismus wird am besten auch durch die Nichtigkeit der Resultate im Volksbewusstsein bewiesen, welche als nicht zu bändigende Ausbrüche des Nationalgefühls hingestellt wurden." „Gerade so stellt sich der Zigeuner, der dem Pferde Pfeffer unter den Schwanz gestreut und es kräftig mit Schlägen regaliert hat, um es dann dem Käufer vorzuführen, wenn er sich dem Pferde in die Zügel hängt, kraftlos, das feurige unbändige Ross zurückzuhalten . . . In Frankreich hat man mit gleicher Strassenbegeisterung den Auszug Napoleons I. zum Feldzug gegen Russland, den Einzug des Kaisers Alexander I. in Paris, die Rückkehr Napoleons, dann wieder den Einzug der Verbündeten, darauf die Bourbons, die Orleans, die Republik, Napoleon III. und Boulanger begrüsst. So hat man auch in Russland die einen und die anderen Veränderungen mit Begeisterung begrüsst, hat gleich begeistert unsere slavischen Brüder und den König von Preussen und die französischen Seeleute empfangen. Genau dasselbe geschieht auch in England und Amerika, in Deutschland und Italien, mit einem Wort — überall."

Das Wesen des Patriotismus.

Indem er sich dem Wesen des Patriotismus zuwendet, bemerkt Tolstoi, dass dasselbe vollkommen richtig durch das deutsche Lied „Deutschland, Deutschland über alles" ausgedrückt werde. Man braucht nur den Namen des Landes zu verändern, und wir haben das Wesen eines jeden Patriotismus, den aufrecht zu erhalten im Interesse der Unversehrtheit der einzelnen Staaten liegt. Aber eine „Höhe" kann der Autor diesem Gefühl nicht zugestehen, erstens, weil es nicht klug sei, das eigene Volk für höher zu halten als alle übrigen, und zweitens das Streben, die anderen um des eigenen Nutzens willen zu beleidigen, unmoralisch und in jedem Fall dem Christentum direkt entgegen. Der Patriotismus, kann man sagen, ist in den modernen Staaten unnatürlich, welche alle die verschiedenen nationalen Elemente ausschliessen, und unnötig, da das christliche Gebot der Liebe zu allen die Anhänglichkeit an die Nächsten mit einschliesst und es überflüssig macht, die Interessen des Nächsten, überhaupt den „eigenen Nächsten" zum Opfer zu bringen.

„Der Patriotismus in unserer Zeit gleicht dem Gerüst, das geholfen hat, das Gebäude zu erhöhen; jetzt versperrt es nur noch den Eingang in dasselbe, aber man trägt das Gerüst nicht ab, weil einige Leute daran interessiert sind. Unter den christlichen Völkern darf es keine Anlässe zum Kampf geben . . . Aus welchem Grunde sollen die

Kasanschen Bauern, welche ihr Getreide den Deutschen schicken und dafür zum Ersatz Sensen und andere Werkzeuge erhalten, dieselben Deutschen hassen? . . . Was die Gelehrten, Künstler, Schriftsteller in ganz Europa anbetrifft, welche alle in gemeinsamen, von der Verschiedenheit der Nationalität und Regierung unabhängigen Interessen leben, so ist sogar die Annahme lächerlich, dass diese irgend einen Grund zu nationaler Feindschaft hätten."

„Aber diese Feindschaft wird durch das „divide et impera" aufrecht erhalten. Im Namen des Patriotismus haben sich Russen und Franzosen früher geschlagen, jetzt schicken sie sich an, vereint die Deutschen zu schlagen, die Deutschen aber wollen sich auf Grund des Patriotismus nach beiden Fronten schlagen. Das Gefühl des Patriotismus ruft nicht nur den Krieg hervor; man rechtfertigt mit ihm noch, dass eine Nationalität die andern in ein und demselben Staate unterdrückt."

Der Autor weist weiter auf den Umstand hin, dass eigentlich die Fortschritte der Bildung, welche die Buchdruckerkunst mächtig gefördert, zu gegenseitigem Kennenlernen der Völker und zur Beseitigung von Vorurteilen und folglich auch der internationalen Feindschaft hätten führen müssen, dass aber dieselben Fortschritte der Bildung und dieselbe Presse den Regierungen und den herrschenden Klassen noch weit mehr Mittel zur Einwirkung auf das Volk gegeben hätten, ihm den Patriotismus einzuimpfen. Und da bei der neuesten Ordnung die Anzahl der Personen der höheren Klasse, welche für sich aus dem Patriotismus Vorteile ziehen können, unverhältnismässig beträchtlicher geworden ist, als sie es bei der früheren weit einfacheren Ordnung war, so finden sich auch weit mehr Leute, die sich mit der Verbreitung und Stärkung dieses erstaunlichen Vorurteils beschäftigen. Je schwieriger es den Regierungen wird, ihre Macht aufrecht zu erhalten, eine um so grössere Anzahl von Leuten ziehen sie heran, an dieser Macht teilzunehmen.

Erweckung und Aufrechterhaltung des Patriotismus.

Zu den Leuten, die mit den Regierungen darin solidarisch sind, den Patriotismus aufrecht zu erhalten und zu entfachen, rechnet der Autor nicht nur die Beamten und die Geistlichkeit, sondern auch die Grundbesitzer, Kapitalisten und Rentiers, Bankiers, die Wahlbeamten, Professoren, Gelehrte überhaupt, und vor allen — die Journalisten. „Alle diese Leute" — sagt er — „verbreiten, bewusst oder nicht, den Betrug des Patriotismus, der ihnen zur Sicherung einer vorteilhaften Lage unerlässlich ist. . . Sogar diejenigen Personen unmittelbar aus dem Volke, denen es geglückt ist, für eine Zeit die Arbeit ums Futter zu unterbrechen und sich zu belehren, sind in der Schule und ausserhalb der Schule einer solchen Hypnotisierung von oben, soviel Drohungen und verführerischen Anträgen unterworfen, dass auch sie auf die Seite der Regierungen treten. Man

kann sagen, dass vor der Thür der Schule ein Netz ausgespannt ist, worin sich alle die verfangen, denen es geglückt ist, aus der durch die Alltagsarbeit erdrückten Masse in die Schule durchzuschlüpfen."

„Die Kraft der Regierung hat die gesellschaftliche Meinung zu ihrer Grundlage. Aber wenn sie in einer gegebenen Zeit die materielle Kraft besitzen, können die Regierungen durch ihre Werkzeuge: Beamte, Richter, Lehrer, Geistlichkeit und Presse — selbst diejenige öffentliche Meinung hervorrufen, die ihnen für die Aufrechterhaltung ihrer Macht nötig ist. So produziert zwar die öffentliche Meinung Kraft, aber auch die Kraft produziert öffentliche Meinung. Aus diesem Kreise giebt es augenscheinlich kein Entweichen."

Weiter erklärt Graf Tolstoi, dass die „wahre öffentliche Meinung durchaus nicht die sei, die sich auf Bestellung von oben ewig in ein und denselben Formeln des Schablonen-Patriotismus offenbare, sondern die, welche sich aus freien persönlichen Eindrücken und Urteilen zusammensetze, die von Einzelpersönlichkeiten unter Hausgenossen und Bekannten ausgesprochen würden. Diese wahre öffentliche Meinung giebt sich weit weniger der Beeinflussung gefangen und erstarrt ausserdem nicht in den schablonenhaften bestellten Formen, sondern ändert sich beständig und schreitet vorwärts. So ist z. B. das, was noch nicht gar lange her als Abgeschmackheit, Phantasie müssiger Geister galt, wie z. B. die Möglichkeit, ohne Sklaverei, ohne Folter, ohne körperliche Strafen auszukommen, jetzt unverlierbarer Besitz nicht nur der Ueberzeugung der Gesellschaft, sondern sogar der offiziellen öffentlichen Meinung geworden." In dieser unwiderleglichen und freien, ewig wachsenden, unverfälschten inneren Ueberzeugung der Völker verschwindet oder schwächt sich auch der Patriotismus trotz der künstlichen Wärmversuche.

Die öffentliche Meinung als die unverfälschte Kraft.

Diese innere unabhängige Ueberzeugung würde bald eine allmächtige Kraft werden, wenn jeder in ihrem Sinne wirken oder sich Handlungen, die wider seine Ueberzeugung gehen, entziehen würde. Es giebt keine Kraft gegen die Kraft aller, die sich ihres Interesses klar bewusst geworden sind. Aber hierfür müssen alle, selbst in Kleinigkeiten, immer an ihrer Ueberzeugung festhalten und dieselbe bestimmt und deutlich zum Ausdruck bringen. „Sagt, ist es denn von grosser Wichtigkeit, zu Ehren irgend eines Siegers „vive la France" oder „Hurrah" zu rufen? Ist es wirklich ein Verbrechen, an einer patriotischen Feierlichkeit teilzunehmen und Toaste und schmeichelhafte Worte zu Ehren solcher Personen zu reden, die man nicht kennt und mit denen man nichts gemein hat? ... Einzeln genommen, ist wohl jede von diesen Handlungen unwichtig. Aber nur, wenn man sich von ihnen allen lossagt und ein jeder nach dem Maasse seiner Kräfte die Nichtigkeit dieser Dinge erklärt, die uns wirklich

als leer erscheinen, treten wir in den Besitz unserer Kraft, jener unbesiegbaren Kraft, welche die wahre, unverfälschte öffentliche Meinung bildet, jene Meinung, die beständig fortschreitet und den Fortschritt der Menschheit schafft."

Die Propaganda gegen den Militarismus.

Die Propaganda nicht nur gegen das System des Militarismus, sondern auch gegen den Patriotismus selbst, als die Quelle dieses Systems, wird auch von deutschen Schriftstellern betrieben. Als weitere Illustration zu unserer Skizze dieser Propaganda führen wir das Urteil eines deutschen Autors über den Patriotismus an. „Die Last der kolossalen Budgets auf die Bewaffnung zu übertragen, diese Last beständig zu vergrössern, treibt das Volk — der Patriotismus an, d. h. das unvernünftige Streben der Menschen, dass die und die Nation, das und das Land das herrschende und führende werden muss. Dieser Patriotismus ist in unserer Zeit für die Völker ebenso verderblich geworden, wie es einst die Ruhmliebe und der Durst eroberungslüsterner Herrscher waren." Bemerkenswert ist, dass der deutsche antipatriotische Schriftsteller, der auf die durch den Patriotismus hervorgerufene Gefahr für den Frieden hinweist, weder den Ueberfall Preussens und Oesterreichs auf Dänemark, noch den Ueberfall Oesterreichs auf Preussen erwähnt und den Krieg von 1870, der durch Bismarck hervorgerufen wurde, dem unvernünftigen Pariser à Berlin-Geschrei in die Schuhe schiebt, dagegen weist er auf die Kriege des ersten Napoleon hin, auf die Wahl Napoleons III. — aus Patriotismus, weiter auf den russischen Panslavismus und auf die Abtrennung Elsass-Lothringens von Frankreich, die eine beständige Gefahr für den europäischen Frieden geworden ist.

„My country, right or wrong" (fürs Vaterland, ob es recht hat oder unrecht) — das ist allenthalben die Devise der Patrioten dieser Art; sie bezeichnet, dass jegliche Gerechtigkeit schweigen muss, sobald sich in die Sache „patriotische Bestrebungen" mischen . . . Dieselben Thaten, die der Patriot unmoralisch nennt, sobald Privatleute sie begehen, welche er mit dem Namen Diebe, Räuber, Mörder brandmarkt, erscheinen ihm ehrlich und achtungswert, wenn sie auf Geheiss der Regierung an den Bürgern eines anderen Staates vollzogen werden. Plünderung und Mord heissen in diesem Falle patriotische Heldenthaten.

Die Unterwerfung internationaler Streitigkeiten der Entscheidung eines Schiedsgerichts.

Weiter widerlegt derselbe Schriftsteller die Versicherungen solcher Patrioten, es wäre für den Staat erniedrigend, internationale Streitigkeiten der Entscheidung eines Schiedsgerichts zu unterwerfen, während doch die Entscheidung von Prozessen durch das Gericht und nicht durch die Gewalt das charakteristische Zeichen des Kulturzustandes überhaupt bildet. In Wirklichkeit leitet die Patrioten hierbei nur der Wunsch einer ungerechten Entscheidung, eines gewaltsamen Raubes. Aber die be-

ständigen Fortschritte des menschlichen Geistes, die ein Vorurteil nach dem andern beseitigen, werden endlich auch dies gewaltigste aller Vorurteile vernichten, welche in den Beziehungen unter denselben Menschen, sobald sie als Völker gegenüber stehen, Gerechtigkeit nicht gelten lassen will. Nach Ansicht des Autors ist die Zeit nicht mehr fern, wo man begreifen wird, dass der wahre Patriotismus identisch ist mit der wahren bürgerlichen Freiheit, d. h. auf der Bewahrung der eigenen Selbständigkeit und der eigenen Entwickelung ohne Verletzung fremder Rechte auf dieselben Güter beruhen muss. Indem er wiederum verschiedene neueste Beispiele der Verletzung fremder Rechte oder der Schaffung beständiger Gefahren für den europäischen Frieden durch einen falschen Patriotismus aufzählt, wie z. B. die Rufe „à Berlin", den russischen Panslavismus, die Weigerung der Engländer, den Irländern home-rule zu geben, das italienische Unternehmen in Abessinien, verurteilt dieser Autor auch die gewaltsame Angliederung von Elsass-Lothringen und Schleswig an Deutschland, die nicht nur den wahren Patriotismus, sondern auch dem Wohlbefinden des deutschen Volkes selbst entgegen sei.

Gerade in Bezug auf solche Fragen, welche nach der herrschenden Meinung mit der „nationalen Ehre" verknüpft sind, verwerfen einige Publizisten die Entscheidung durch ein Schiedsgericht, wie Calvot; andere wie Bulmeringk lassen eine solche zu. Revon[1]) sagt: „Wir schliessen uns ohne Zögern dieser letzteren Meinung an. Der englische Diplomat Sir Stafford Norcoth sprach es aus, dass gerade Fragen, welche die nationale Ehre berühren, am leichtesten Gegenstand einer schiedsrichterlichen Entscheidung sein können. So hat es schon einige Beispiele gegeben, dass die britische Empfindlichkeit sich vor derartigen Entscheidungen beugte, und dies ist begreiflich, da gerade die zu einem Schiedsgericht gegebene Einwilligung die nationale Eigenliebe im Falle einer ungünstigen Entscheidung schützt." Emile Beaussire[2]) urteilt über diesen Gegenstand so: „Die Frage der Ehre (le point d'honneur) repräsentiert fast immer ein Motiv, welches einer so wichtigen und schrecklichen Handlung wie die Kriegserklärung nicht die Wage hällt. Oesterreich war bereit, Venedig abzutreten, aber nach der unter den europäischen Völkern herrschenden Ansicht erlaubte die Ehre diesen Schritt nur nach dem Ausgang des Krieges.[3]) Ist dies etwa die wahre Ehre? . . . So ist es auch bei den Duellen. Bisweilen gesteht einer der Gegner zu, dass er sich entschuldigen müsste, aber die „Ehre" ge-

[1]) Revon: „L'arbitrage international". p. 505.

[2]) E. Beaussire: „Los Principes du droit." X.

[3]) Wir erinnern daran, dass 1866 trotz des Sieges der Oesterreicher bei Custozza das Schicksal des Krieges mit Italien noch nicht entschieden war, da die italienische Armee der zurückgehenden österreichischen folgte.

stattet dies erst, nachdem er seinen Mut gezeigt, d. h. sein und ein anderes Leben der Gefahr ausgesetzt hat. In den Duellen wagen die Parteien wenigstens nur ihr eigenes Leben, aber im Kriege bringen die Herrscher zehntausende von Leben zum Opfer."

In solcher Sprache reden die Vertreter der Wissenschaft, aber die extremen Agitatoren des Sozialismus drücken sich einfacher aus. Des Beispiels halber führen wir die „Erwägungen" an, welche den Resolutionen des 7. sozialen (d. h. französischen Sozialisten-) Kongresses, der in Paris vom 30. September bis 7. Oktober 1883 tagte, vorausgeschickt sind: In Erwägung ziehend, dass die Idee des Vaterlandes einen antiquierten Begriff der Bourgeoisie bildet, dass die Arbeiter in den verschiedenen Ländern durchaus nicht als die natürlichen Gegner von einander erscheinen, dass sie vielmehr gleiche Interessen haben und den Kampf gegen ihre internationalen Ausbeuter führen u. s. w.

Ansichten der französischen Sozialisten.

Wir führen noch zwei Proben aus den Ansichten der französischen Sozialisten an:

„Der Internationalismus (d. h. der internationale Bund der Arbeiter) wird die Grenzen vernichten, und damit die Beseitigung der stehenden Heere und der Kriegsbudgets nach sich ziehen. Dann werden Millionen von Händen der Arbeit und der Produktion zurückgegeben werden. Bei der jetzigen Ordnung der Gesellschaft, die mehr als barbarisch ist, werden die Blüte der Bevölkerung, die jungen gesunden Leute in den Kasernen zurückgehalten, zur Abschlachtung vorausbestimmt, und die Fortpflanzung des Geschlechts wird den Schwachen und Krüppeln anheimgestellt, woraus auch die Degeneration der Menschheit folgt." [1])

Derselbe Schriftsteller schreibt: „Der Sozialismus erkennt im Prinzip die Idee des Vaterlandes und des Patriotismus nicht an, da die Kriege ausschliesslich im Interesse der Dynastien und des Kapitalismus geführt werden, . . . dass die Bourgeoisie ein so grosses Geschrei von ihrem Patriotismus macht, das enthüllt nur ihren Wunsch, mittels der Armee ihre Privilegien gegen das von ihnen ausgebeutete Volk zu schützen" . . .

Derselbe Argyriades bemerkt, dass gerade in unserer Zeit der Krieg besonders unlogisch und unvorteilhaft erscheine, da er nicht nur für die Besiegten, sondern auch für die Sieger zerrüttend sei. In früheren Zeiten raubte der Sieger die Städte aus, nahm den Besiegten alles Eigentum und machte sie zu Sklaven. Da unsere Sitten dies nicht mehr erlauben, wozu dient da der Krieg? Im Altertum handelten die Sieger weit grausamer, aber zweifellos viel logischer als wir. Weit rationeller würde ein Krieg

[1]) P. Argyriades: „Essai sur le socialisme scientifique".

der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker sein, oder wie der Dichter Souetre („Chant du soldat socialiste") singt:

Une guerre plus légitime
C'est la guerre à qui nous opprime,
La seule que nous ne faisons pas.

Der Schriftsteller erkennt jedoch den französischen Patriotismus an, aber nur in diesem Sinne, denn Karl Marx sagte, dass „die Revolution von dem gallischen Hahn verkündigt werden wird." . . . „Bei dem ersten Kriege, den irgend ein Monarch erklärt, mögen sich die Sozialisten zusammenscharen und sich der Regierungsgewalt bemächtigen, und es wird sofort die Expropriation des Kapitals mit Proklamierung der sozialen Gleichheit beginnen, dann werden sogleich Revolutionen auch unter den Völkern erfolgen, die den Krieg begonnen haben, und der allgemeine Sieg über die Herrscher und Kapitalisten wird gesichert sein."

Ein anderer sozialistischer Abgeordneter Arthure Boger schreibt: „Wir bilden eine Gruppe überzeugter Thoren, dass die Zivilisation die Vernichtung der Barbarei des Krieges, die Abrüstung fordert, die Wiederherstellung einer internationalen Vermittelung und Verbrüderung der Völker, aber jene Klüglinge, die uns gegen unseren Willen regieren, beweisen, dass es weit menschlicher und klüger für die Völker ist, einander aufzufressen und hierfür fabelhafte Summen zu verausgaben, welche die Steuerzahler zerrütten. Und so mögen die Slaven die Deutschen auffressen, die Deutschen die Franco-Gallen, die Angelsachsen die Slaven (?!), die Ungarn die Rumänen, die Christen die Muhamedaner, die Buddhisten die Fetischanbeter. Aber freilich die Menschheit ist viel klüger geworden."

Das Wachsen der Kaufkraft und der Steuerlasten.

Es ist offenbar, dass derartige Appelle und selbst gelehrte Erörterungen über dieses Thema an und für sich keine ansteckende Kraft haben und keine Gefahr bilden würden, wenn nicht in Europa sehr ernste Umstände vorhanden wären. Die Vergrösserung der Bevölkerung, der das Wachsen ihrer Kaufkraft nicht entspricht, giebt den Produkten der kolossal entwickelten industriellen Produktion auf dem europäischen Markte nicht genügenden Absatz und hält deren Weiterentwickelung so zurück, dass für die wachsende Bevölkerung nicht genügend Arbeit vorhanden ist. Es wird eng in Europa, und die gewaltige Auswanderung zeigt schon auf diese anormale Lage hin.

Gleichzeitig wachsen die Steuerlasten immer mehr für den rasch vor sich gehenden ununterbrochenen Aufbau des modernen babylonischen Turmes, des Militarismus, d. h. des Gebäudes, dessen endliche Dimensionen sich nicht einmal vorhersehen lassen. Bis wie weit wird der heutige

Gesellschaftsboden im Stande sein, die immer wachsende Schwere dieses gigantischen Baues auszuhalten? Das ist die Frage, über deren Erwägung auch die logisch schwachen phantastischen Stammeleien der Propagandisten Bedeutung gewinnen und selbst das von Marx vorausgesagte „Krähen des gallischen Hahnes" aufhört, scherzhaft zu sein.

c) Propaganda in der Armee.

Propaganda gegen den Militarismus.

Es ist begreiflich, dass es für die Gegner der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung die wichtigste Aufgabe bildet, Einfluss auf die Armee zu gewinnen. Hier müssen wir das von uns an einer anderen Stelle Gesagte wiederholen, dass die Thätigkeit der extremen Agitatoren in dieser Richtung auch in den Ansichten friedlicher Leute, Vertreter der Wissenschaft und Kunst Unterstützung findet, die so der praktischen Propaganda einen prinzipiellen Boden geben.

In der vorhergehenden Skizze der Entwickelung der Ideen des Sozialismus und Anarchismus haben wir die Methoden nicht berührt, mit deren Hilfe sich diese Propaganda verbreitet; in diesem Kapitel halten wir es aber für unumgänglich, die von der Agitation angewandten, sozusagen moralischen Aktionsmittel zu betrachten. In der Frage über den künftigen Krieg kann diese Seite grosse Bedeutung gewinnen. Die Zahl der Anhänger der staatsfeindlichen Ideen wächst im Westen mit bemerkenswerter Raschheit, und dieser Umstand kann auf die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zweifach von Einfluss sein, nämlich ihn entweder einfach unmöglich machen oder, wenn er dennoch trotz der zahlreichen Legionen seiner Gegner ausbrechen sollte, Katastrophen herbeiführen, deren Folgen sich schwer voraussehen lassen.

Ob sodann Versuche erfolgen würden, irgend eine neue Ordnung herzustellen oder ob einfach die Anarchie eintreten würde, das zu erraten ist unmöglich. Nur eines ist wahrscheinlich, dass, wenn es zu einer derartigen Krisis käme, die einfache Rückkehr zu dem früheren status quo unmöglich sein würde. So könnte sich die Prophezeiung von Montesquieu bestätigen, dass Europa unter dem Militarismus zu Grunde gehen wird.

Wir werden hier natürlich nicht systematisch die Episoden des begonnenen Kampfes darlegen, welche schon in der heutigen Geschichte ihren Platz gefunden haben, da ihre Darlegung dennoch die Hauptsache nicht erklären würde. Hauptsache aber sind in Bezug auf unseren Gegenstand gerade die geistigen Mittel, mit deren Hilfe die Agitatoren die Stützen der jetzigen Ordnung untergraben. Hierbei sollen uns einzelne Beispiele nur zur Charakteristik unserer allgemeinen Bemerkungen dienen.

Entbehrungen, Mühsale des Kriegsdienstes, grausame Behandlung der Soldaten.

Vor allem bemüht sich die Propaganda gegen den Militarismus, die Ueberzeugung zu verbreiten, dass unter demselben die Soldaten und die ihnen Nahestehenden in wirtschaftlicher, gesundheitlicher, politischer und sittlicher Hinsicht leiden. Statt wie früher für sich und seine Angehörigen zu arbeiten, ist der Soldat gezwungen, sich für die Obrigkeit abzumühen, und seine Angehörigen müssen nicht selten noch selbst für den Soldaten arbeiten. Dazu wird der Soldat der Möglichkeit, produktiv zu arbeiten, gerade in seinen besten Lebensjahren beraubt, wenn die Arbeit für ihn am wertvollsten ist.

Die Agitatoren weisen auf die Plackereien des militärischen Dienstes hin.

Aber die Agitatoren gehen weiter und behaupten, dass den in die Reihen der Armee eintretenden Leuten übermässige, mit den Bedürfnissen des Lebens unvereinbare Pflichten und Mühseligkeiten auferlegt werden. In früheren Zeiten, wo die Massen ärmlicher und in einfacheren Verhältnissen lebten, war der Unterschied zwischen dem häuslichen und dem Kasernenleben noch nicht so gross wie jetzt. Aber bei dem Aufblühen des allgemeinen Wohlstandes, bei der Verfeinerung der Lebensweise in Familie und Gesellschaft, bei der errungenen juristischen Gleichberechtigung und Unantastbarkeit der Persönlichkeit flössen die strengen Forderungen der militärischen Disziplin Schrecken ein, und das Leben in den Kasernen, die Ueberhäufung mit Exerzitien, welche durch die kurze Dienstzeit bedingt ist, üben einen schädlichen Einfluss auf die Gesundheit der Rekruten aus.[1]) Der soldatische Dienst ist verwickelter geworden, und von den Soldaten werden nicht nur physische, sondern auch geistige Anstrengungen gefordert, um sich die komplizierten Handgriffe und Vorschriften schnell anzueignen, was der Mehrzahl nicht leicht fällt. Das sind die Verhältnisse, welche die Agitatoren ausbeuten, um gegen den Militarismus Hass zu erregen.

Propaganda gegen den Militarismus von den Parlamentstribünen.

Von den Parlamentstribünen wird eine offene Propaganda für die Abschaffung der stehenden Heere betrieben. Welchen günstigen Boden die Idee, das stehende Heer zu beseitigen, im Volk gefunden hat, kann man z. B. aus folgender Thatsache ersehen: Im Jahre 1880 las Bebel im Reichstage einen Brief Moltkes an einen Arbeiter in Cannstatt vor, der Moltke angefleht hatte, vom Kaiser wenigstens eine Verminderung der Präsenzziffer des Heeres zu erbitten. „Jeder schliesst sich dem heissen und aufrichtigen Wunsche an“ — schrieb Moltke — „diese Volkslast zu vermindern, welche Deutschland aus Notwendigkeit

[1]) Dr. Seeland: „Zur Aetiologie der Sterblichkeit der Soldaten.“ „Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege.“ 1871.

trägt, indem es sich zwischen mächtigen Nachbarn befindet. Aber eine Abänderung ist nur dann möglich, wenn alle Völker zu dem Schlusse kommen, dass der Krieg, und selbst ein siegreicher Krieg eine schreckliche Geissel für sie selbst und für die ganze Menschheit ist". (Volkszeitung, 1890 Nr. 251.)

So stellt sich diese Frage Moltke und anderen Staatsmännern und Gelehrten dar, und in diesem Geiste reden sie hierüber mit dem Volke, aber die Volksmassen halten diese Frage für einfacher und glauben, dass, wenn die Machthaber die Lösung dieser Frage nicht beschleunigen wollten, das Volk selbst die Erfüllung dieser Aufgabe auf sich nehmen muss.

Jedoch der Sturz Bismarcks, die Aufhebung der Ausnahmegesetze und die Wahlerfolge haben die überflutenden Leidenschaften etwas beruhigt und zweifellos dargethan, dass auch der „legale Weg" zu etwas taugen kann; diese erlangte Erkenntnis hat die Bedeutung Bebels und Liebknechts vergrössert und dem gemässigteren Teil der Sozialisten ein grösseres Vertrauen auf die eigene Kraft verliehen.

Während die Bedeutung der Sozialisten im Volke wächst und sich festigt, hält man sie in Regierungskreisen für Feinde des Staates.

Caprivis Stellung zur Sozialdemokratie als dem inneren Feinde.

Von Bismarck ganz abgesehen, der ein beständiger und hartnäckiger Feind der sozialen Bewegung[1]) war, können wir auch auf seinen Nachfolger Caprivi hinweisen, der 1891 im Reichstag geradezu erklärte: „Ich fordere von Ihnen die Vergrösserung der Anzahl der Unteroffiziere; sie sind mir nicht so sehr für den Krieg mit dem Feinde nötig, wie zum Schutze ihrer selbst vor den Zufälligkeiten eines Strassenkampfes."

Der russische Schriftsteller Graf Leo Tolstoi macht hierzu folgende Bemerkung: „Caprivi hat nur das ausgesprochen, was jeder weiss, obwohl dieses den Völkern sorgfältig verhehlt wird; er bekannte, warum die französischen Könige und Päpste sich Schweizergarden und Schottländer mieteten. Der in die einfache Sprache übersetzte Gedanke der Rede Caprivis ist der, dass Geld nötig ist, nicht zum Widerstand gegen die äusseren Feinde, sondern zur Erkaufung der Unteroffiziere, damit dieselben bereit wären, gegen das zu Boden gedrückte Arbeitervolk vorzugehen."

Graf Tolstoi führt noch die Thatsache an, dass in Amerika, wo das stehende Heer gering ist, in letzter Zeit mit dem Stärkerwerden der Einigkeit unter den Arbeitern immer häufiger und häufiger Stimmen nach einer

[1]) Das Kokettieren mit Lassalle war nur einer von den Ködern des „aufrichtigen" Politikers.

Vermehrung des stehenden Heeres ertönen, obwohl Amerika kein äusserer Angriff droht. Die oberen herrschenden Klassen wissen, dass 50 000 Mann Truppen bald ungenügend sein werden; sie fühlen keinen Verlass mehr auf die Armee Pinkertons und fühlen, dass die Sicherheit ihrer Position nur in der Verstärkung des stehenden Heeres beruht.

Die Erfolge der Opposition gegen den Militarismus in Deutschland sind am besten in einer Reichstagsrede Bebels nach den Wahlen ausgedrückt. Er wies darauf hin, dass für die Kandidaten derjenigen Parteien, welche gegen das neue Militärgesetz waren, d. h. Sozialdemokraten, Zentrum, Demokraten, süddeutsche Volkspartei, Dänen und Welfen, — 4 233 000 Stimmen abgegeben worden waren und für die Kandidaten der für das Militärgesetz stimmenden Parteien nur 3 225 000 Stimmen, so dass das Volk dies Gesetz mit einer Mehrheit von 1 097 000 Stimmen verworfen hatte, wenn sich auch in dem erwählten Reichstag eine Mehrheit für das Gesetz ergab.

Es ist zweifellos, dass in Deutschland die politischen und gesellschaftlichen Zustände die Entwickelung der Opposition gegen den Militarismus in der Armee selbst, die ja das ganze Volk einschliesst, gefördert haben; die grausame Behandlung der Soldaten entspringt im wesentlichen aus dem standes-stolzen Verhalten der Offiziere zu den unteren Klassen, und die Unteroffiziere ahmen ihren Offizieren nach.

Die Behandlung der Soldaten.

Beispiele einer solchen Behandlung der Soldaten haben die Sozialisten immer zur Aufreizung der Massen ausgenutzt.

So nennt man in einer Broschüre die Armee eine Sammlung von Parasiten,[1]) in einer andern wird der Militarismus der Moloch genannt, dem zu Ehren Menschenopfer dargebracht werden.[2])

Es ist zweifellos, dass sich ein feindseliges Verhalten gegen den Militarismus in Deutschland nicht bei allen Klassen findet, aber dennoch ist es sehr bedeutend. Auf dem Kongress in Halle wurde an Bebel direkt die offizielle Anfrage gestellt, warum er gegen den Militarismus so zahm vorgehe, und bisweilen sogar Konzessionen mache, die dem Geiste der Partei entgegen wären.

Bebel antwortete, dass er nur deshalb jetzt nicht hartnäckig die allgemeine Abrüstung fordern wolle, weil seine Stimme die eines Rufers in der Wüste wäre. „Die Bourgeoisie" — sagt er — „wird aus vielen Gründen niemals einwilligen, unter andern deshalb nicht, weil ihre Zustimmung ihren Söhnen die Möglichkeit entzöge, vorteilhafte Stellen in der Armee zu erhalten." Diese Worte riefen einen Beifallssturm hervor.

---

[1]) Flurschein: „Auf friedlichen Wegen". Braunschweig 1884.

[2]) Gilles: „Demokratie und Bismarck."

Da sie völlig davon überzeugt sind — wie dies Bebel aussprach — dass ihre Stimmen die eines Rufers in der Wüste sein würden, operieren die Sozialdemokraten deshalb anders. Sie untergraben im Publikum das Prestige der Armee, indem sie in Broschüren und Zeitungen beständig auf die in ihr vorkommenden Ungerechtigkeiten hinweisen, und verbreiten ihre Ideen unter den Soldaten.

In der uns schon bekannten Broschüre „Die parlamentarische Thätigkeit" u. s. w. wird an die grossen Belohnungen erinnert, die Generalen und Offizieren zu teil wurden, während die Soldaten nichts und die Familien der Getöteten und Verwundeten — nur kärgliche Pensionen erhielten.

Unter Hinweis auf das neue Militärgesetz fällt dieselbe Broschüre heftig über die Grausamkeit und Strenge der Strafen für die unbedeutendsten Vergehen des Soldaten her, während der Offizier mit Handschuhen angefasst werde.

„Wenn zufällig" — sagt die Broschüre — „ein Unteroffizier im Scherz befiehlt, einen Soldaten aufzuhängen, wie dies 1872 in Oldenburg passierte, oder wenn der Offizier seinem Burschen die Nase mit der Zigarre verbrennt, wie in Danzig, oder endlich befiehlt, einem unschuldigen friedlich dasitzenden Zivilisten eine Ohrfeige zu geben, so muss der Soldat gehorchen, wenn er sich nicht näher mit dem militärischen Strafkodex bekannt machen will. Der Soldat in Deutschland darf nur Maschine sein — das ist das Ziel des neuen Militärgesetzes."

Es ist begreiflich, dass die Aufdeckung und Hervorhebung derartiger Thatsachen auf das Publikum einen gewissen Eindruck macht. Zugleich damit erhebt sich die Frage, inwieweit man unter dem Einfluss der Aufreizung unter den Massen von dem blinden Gehorsam der Soldaten überzeugt sein kann.

Dass man in den militärischen Kreisen Deutschlands die Möglichkeit einer Disziplinverweigerung in Bezug auf den innern Feind durchaus nicht für ausgeschlossen hält, geht daraus hervor, dass in diesen Kreisen sogar die Frage über militärischen Aufruhr in Verbindung mit strategischen Fragen eines Bürgerkrieges überhaupt, wie Bombardement und Stürme auf aufrührerische Städte behandelt wurde. Das Kriegsministerium hat 2 Korps gebildet speziell für die Aufrechthaltung der Ordnung im Innern des Reiches bei einem Kriege. Aber es ist kein Grund zu der Hoffnung, dass diese neuen Korps weniger Sozialisten enthalten sollten, als die früheren. Bebel hat im Parlament die Ansicht für irrig erklärt, welche die Zuversicht auf die unbedingte Ergebenheit der Armee auf die ganze Ewigkeit ausdehnt. „In dem Grade wie die Sozialdemokratie", — sagte er — „die Massen erobert, dringt sie auch ins Heer." . . . „Die

Das Eindringen der Socialdemokratie in's Heer.

Sozialdemokraten, welche die Wehrpflicht unter der Fahne erfüllen, sie erfüllen ihre Pflicht ebenso wie alle. Aber Sie dürfen nicht überzeugt sein, dass Sie in dieser Armee für immer ein absolut gehorsames Werkzeug besitzen werden, welches Sie gegen wen es Ihnen beliebt, richten können. Dies ist eine solche Frage, auf welche ich nicht die Antwort ein für allemal geben möchte."

Die besondere Auszeichnung, die Kaiser Wilhelm II. selbst der Schildwache erwies, welche zwei sie beleidigende Personen auf der Stelle niederschoss, zeugt offenbar von der Annahme, dass nicht jeder Soldat auf Posten so gehandelt hätte.

Der Einwand, dass in dem jetzigen Bestand der deutschen aktiven Armee der Geist des Sozialismus nicht zum Ausdruck komme, entkräftet nichts. Erstlich werden von den sozialistischen Lehren nicht so sehr die jungen Leute von 20 bis 23 Jahren angesteckt, sondern viel mehr die älteren Jahrgänge, die im Kriege in der Landwehr stehen werden. Zweitens hindert die furchtbare deutsche Disziplin das Auftauchen sozialistischer Ansichten unter den im aktiven Dienst stehenden Soldaten; die Leute können sich das Ihrige denken, aber sich nicht allen möglichen Martern in den Kasernen aussetzen, und zudem wird sich bei einem Kriege ihre Ansicht schon so wie so aussprechen." [1])

Die Anspannung der Kräfte der Rekruten.

Wie wir schon bemerkt haben, ist die aktive Dienstzeit stark verkürzt worden, aber die Anforderungen sind gewachsen; hieraus ergiebt sich jede nur mögliche und sogar unmögliche Anspannung der physischen und geistigen Kräfte des Rekruten. Einer, der durch die deutsche Kaserne gegangen ist, beschreibt sie als die wahre „Folterkammer" dieses Molochs, welcher sich Militarismus nennt. Nach seiner Schilderung spielen sich dort entsetzliche Dinge ab, und von den Schuldigen werden nur die minder geschickten und minder gefährlichen abgefasst und bestraft, geradeso wie es mit den Verbrechern in der bürgerlichen Gesellschaft steht.

---

[1]) In dieser Hinsicht ist eine Erklärung Liebknechts im Reichstage charakteristisch. Gegenüber den Befürchtungen wegen einer „Propaganda in den Kasernen" erklärte er, dass diese Propaganda durchaus nicht nötig sei, da der sozialdemokratische Geist schon durch jeden Rekruten in die Armee getragen wird, der in diese eintritt. Genau so war 1848 keine besondere Propaganda in den Kasernen nötig, wo jeder Rekrut in die Bataillone und Regimenter den Geist der damaligen „Bourgeoisie-Demokratie" trug, von welchem die Badener Armee sogar völlig angesteckt war. „Jetzt befinden wir uns in der Aera der Sozialdemokratie und ihre Bakterien fliegen durch die Luft, wie 1848 die der bürgerlichen Demokratie. Thun Sie, was Sie wollen, führen Sie sich einen besonderen Professor Koch bei den Kasernen ein, um diese Bakterien zu fangen, und auch dann werden Sie sie nicht fassen, ihr Eindringen in die Kasernen nicht verhindern."

Und doch ist es nötig, solche Grausamkeiten aufzudecken, obwohl dies immer schwieriger wird. Der Abgeordnete Richter wies in einer 1893 gehaltenen Rede darauf hin, dass früher die Exerzierplätze für die Vorübergehenden sichtbar waren, aber jetzt mit hohen Mauern umgeben werden, oder dass die Uebungen in den Manegen stattfinden; das Leben des militärischen Dienstes schliesst sich immer mehr von der Gesellschaft ab. Die Familien der Unteroffiziere sind in die Kasernen übergeführt, für die Offiziere werden besondere Kasinos geschaffen.

Ueberhaupt hat man in Deutschland viel Klagen über rohe Behandlung der Soldaten gehört. Es sind viele Broschüren erschienen, welche auf dieses Uebel hingewiesen haben, aber man glaubte ihnen im Publikum nicht besonders und hielt ihre Angaben für übertrieben. Da plötzlich ertönte wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel die Stimme des Prinzen Georg von Sachsen, des Kommandeurs des 12. Armeekorps, in seinem Rapport über Fälle einer grausamen Behandlung der Soldaten seitens der Vorgesetzten, besonders der Feldwebel, Unteroffiziere und Gefreiten. Viele Fälle tragen einen um so empörenderen Charakter, als sie auf die systematische Verfolgung gewisser Persönlichkeiten hinweisen, alle aber — auf die offenbare Unmöglichkeit für den Soldaten, selbst über die ungerechteste und grausamste Behandlung Beschwerde zu führen. Die meisten solcher Fälle hatten sich in dem 11. Fuss-Artillerie-Regiment und in dem 6. Infanterie-Regiment ereignet; der Unteroffizier Zwar hatte befohlen, einem Soldaten kochenden Kaffee ins Gesicht zu giessen, der Unteroffizier Zehme hatte 1890 in einer Januarnacht seine nur mit dem Hemde bekleideten Soldaten Uebungen machen lassen; ein andermal hatte er sie gezwungen, unzähligemal die Kniebeuge zu machen; der Gefreite Liebing hatte einen Soldaten bis zur Bewusstlosigkeit mit Riemen geschlagen, der Feldwebel Lochel hatte befohlen, ihm missliebige Rekruten mit den Armen zu umfassen und mit dem Kopf gegen die Wand zu stossen; diejenigen, bei denen er schmutzige Socken fand, zwang er, diese Socken 5 Minuten hindurch zu kauen; der Unteroffizier Heilsdorf hatte die Soldaten gezwungen, auf einen Schrank zu klettern, auf ihm niederzuknien und 900mal aufzustehen, so dass die Decke von dem von ihnen ausströmenden Schweisse nass war; wer der Strafe entgehen wollte, zahlte ihm Geld; der Unteroffizier Kujan hatte einem Reservisten durch seine Grausamkeiten einen solchen Schrecken eingeflösst, dass dieser einst beim Anblick seines Peinigers plötzlich Durchfall bekam; Kujan zwang den Mann, den Koth mit Salz zu bestreuen und aufzuessen.

Prinz Georg von Sachsen über die grausame Behandlung der Soldaten.

Bei der Besprechung der über diesen Gegenstand im Reichstage eingebrachten Interpellation bemerkte der Abgeordnete Haussmann sehr treffend: „der Kanzler hat uns gestern erklärt, dass, wenn die Moral in

der Armee mit jedem Jahre sinke, dies daher komme, dass die Moral in der Bevölkerung selbst abnehme; indessen ist es gerade umgekehrt; die Rohheit und Barbarei, welche in der Kaserne herrschen, durch welche das ganze Volk geht, infizieren dessen Sitten, und das ist das traurige Resultat des Fortschrittes in den letzten 20 Jahren."

Zum Schluss der Debatten über diese Interpellation forderte der Reichstag mit einer Mehrheit von 143 Stimmen gegen 100, entgegen dem Wunsche der Regierung, Oeffentlichkeit des militärischen Gerichtsverfahrens. Ob aber dieses Mittel genügen wird, um jene groben Vergewaltigungen hintanzuhalten, welche in der gewaltigen Mehrzahl aller Fälle nicht bis zum Gericht kommen, ist doch sehr zweifelhaft.

So einwandsfreie Zeugnisse wie den Rapport des Prinzen von Sachsen zu widerlegen war unmöglich. Die Gegner des Militarismus führten daraufhin ihre Attacke noch weiter und wiesen daraufhin, dass, abgesehen von den direkten Martern, die Vorgesetzten noch ein schreckliches Mittel zu ihrer Verfügung haben — den Arrest, gegen den keine Beschwerden zulässig sind. Nach ihren Erklärungen sind die zur Anwendung kommenden langen Arreste in dunklen, schlecht ventilierten und kalten Zellen bei Wasser und Brot die Ursache des Kräfteverfalls, des Typhus, des Wahnsinns und des Selbstmordes.

Propaganda in Frankreich gegen den Militarismus.

In Frankreich geht die Propaganda noch energischer vor. Wir entnehmen einem französischen Schriftsteller die Charakteristik der Ansichten über Heer und Krieg. „Als Hauptbestimmung der Armee erscheint jetzt die Unterdrückung der vom Proletariat gestellten Forderungen. General Changarnier hat dies 1849 in seiner Proklamation an die Lyoner Armee direkt ausgesprochen, indem er erklärte, dass die Bestimmung der heutigen Heere nicht so sehr der Kampf mit dem äusseren Feinde ist, wie vielmehr der Schutz der Ordnung gegen die inneren Aufrührer. Andererseits aber ruft die Existenz eines Organs an und für sich dessen Thätigkeit hervor; es ist deshalb nicht wunderbar, dass die Schaffung furchtbarer Armeen den Patriotismus geweckt hat, das Schosskind der Regierung, welche in ihm eine Diversion gegen die Gefahr sah; diese Schaffung hat Europa mit „Blut und Eisen" erschüttert und die heutige schreckliche internationale Lage zuwege gebracht. Jetzt leben wir unter dér ewigen Drohung eines furchtbaren Zusammenstosses, er wird den Kampf zwischen 10 Millionen Mann, die mit dem Blitze tragenden Gewehr bewaffnet sind, hervorrufen. In früheren Zeiten waren die Kriege vielleicht zuweilen auch nützlich. Wie nach der Legende Zeus den trojanischen Krieg sandte, um die Völker von der aussergewöhnlichen Menge der Fürstlein und ihrer Helden zu befreien, so leistete auch Peter von Amiens der Menschheit einen Dienst durch seine Anregung zu

den Kreuzzügen, worin die grausamen und habgierigen Feudalherren und Ritter zu Grunde gingen, die sich zu Hause mit der Beraubung und Qual ihrer Leibeigenen beschäftigt hatten. Aber jetzt ist die Lage der Dinge eine ganz andere; der kriegerische Zusammenstoss wird nicht die höheren Schichten treffen, sondern die Massen des Proletariats und unter diesen zahllose Opfer dahinmähen, obwohl das Proletariat nur Freiheit und Gerechtigkeit wünscht, wenn es auch selbst nicht im Stande ist, ihre Verwirklichung zu erzwingen, obwohl es die Mehrheit ausmacht. Das ist die traurige Ironie der heutigen Lage.[1])

Wir führen hier als Beispiel noch einige Zeilen aus dem Schlusskapitel des Werkes von Hamon an, das Lärm genug gemacht hat.[2])

Hamon über Ziele des militärischen Berufs.

„Ziel des militärischen Berufs ist der Krieg, und jeder Krieg zieht Gewaltthätigkeiten nach sich, wie Mord, Vergewaltigung, Plünderung, Brandstiftung. Diejenigen, welche dieses Handwerk ergreifen, werden dazu durch persönliches Interesse veranlasst; die Idee der Ergebenheit gegen das Vaterland, der Kollektivität ist einer solchen Berufswahl völlig fremd. Wirkliche Motive sind: sich ein sorgenloses Leben zu sichern, ein festes Gehalt gleich den Beamten zu beziehen, aber mit einer ehrenvolleren Stellung und einer Uniform, die den Eintritt in die Salons erschliesst; das ehrgeizige Bedürfnis, andern zu befehlen, die verpflichtet sind, jeden Befehl aus Furcht vor schweren Strafen auszuführen, die Unfähigkeit oder Schwäche, sich einen Weg durch die Beschäftigung mit Literatur, Wissenschaft, Kunst, Handel oder den Finanzen zu bahnen."

Hamon erläutert sodann, dass jeder mit Macht ausgestattete Mensch unbedingt zum Missbrauch derselben fortgerissen wird: „Bei der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung ist jede Amtsperson ein für allemal mit Macht bekleidet und gebraucht diese in Bezug auf alle ohne jede Beschränkung als die, welche der Chef in sich selbst findet. Denn die vermeintliche Beschränkung durch die Gesetze, die Gleichheit und Freiheit der Menschen feststellen, wird durch die gegenseitige Solidarität aller mit Macht bekleideter Personen aufgehoben . . . der der Menschennatur eigene Missbrauch der Macht wird noch durch die Dauer ihres Gebrauchs verstärkt, weil das Gefühl der Gerechtigkeit und die Empfindsamkeit überhaupt sich durch das Bewusstsein, höher zu stehen als andere, immer mehr abstumpfen . . . In den militärischen Kreisen zeigt sich der Missbrauch der Macht in der gröbsten Form, da gerade die Gewaltthätigkeit den charakteristischen Zug des Soldaten bildet. Sogar die Militärärzte, die durch ihren Spezialberuf zur Menschenliebe berufen sind, verfallen

[1]) Malou: „Précis historique du socialisme." Paris 1892.
[2]) Hamon: „Psychologie du militaire professionel." 1894.

so sehr dem Einfluss ihrer Umgebung, dass sie soviel wie möglich Militärs und so wenig wie möglich Aerzte werden. Kurz, der Ursprung derartiger Verbrechen erklärt sich durch folgende Motive: durch die Idee der Macht, welche mit dem Begriff von ihrer unbegrenzten Benutzung grausam wird, durch die Leidenschaft für das Befehlen, welche durch die Gewöhnung daran und den blinden Gehorsam der Untergebenen erworben wird, durch die gegenseitige professionelle Solidarität und Nachahmung, die in Wetteifer übergeht, endlich durch den Charakter der Gewaltthätigkeit, welcher der militärischen Profession anhaftet."

Krankheit, Sterblichkeit und Selbstmord in der Armee.

Die bisweilen wirklich übermässigen Anforderungen, die an die Soldaten gestellt werden, müssen eine bedeutende Krankenziffer und Sterblichkeit in der Armee hervorrufen, worauf auch die Gegner des Militarismus hinweisen. Als Beweis dienen folgende Sterblichkeitsziffern, mit besonderer Angabe der Sterblichkeit für die Soldaten im ersten Dienstjahre. In der französischen Armee starben auf 1000 Mann jeder Kategorie:

Hohe Sterblichkeit im Heere.

	1889	1890
auf 1000 Offiziere	5,49	4,94
„ „ Unteroffiziere	4,56	4,38
„ „ Gemeine mit mehr als 1 Dienstjahr . .	5,49	6,21
„ „ „ „ weniger als 1 Dienstjahr .	8,27	8,19

Nach Waffengattungen geordnet starben in der französischen Armee von 1000 Mann jährlich im Durchschnitt (Periode 1880—1885):

in der Artillerie	7,4
„ „ Kavallerie	8,8
„ „ Infanterie	10,2
„ Arbeiterhäusern	18,2
„ Disziplinar-Kompagnien	31,0

Die Bedeutung dieser Ziffern wächst bei ihrem Vergleich mit der Sterblichkeit unter der Zivilbevölkerung beider Geschlechter und jeden Alters, da die Armee die Blüte der Bevölkerung repräsentiert, während bei dem Gesamtbestande der Bevölkerung allein die Sterblichkeit der Kinder schon stark die Ziffern erhöht.

Ausserdem darf man daran noch zweifeln, dass die oben angeführten offiziellen Daten wirklich die volle Sterblichkeit in der französischen Armee zum Ausdruck bringen.

Vallin,[1]) der zu bestimmen versuchte, wie gross die Sterblichkeit im Heere sein würde, wenn erstens keinerlei Auslese durch die Revisions-

[1]) E. Vallin: „De la salubrité de la profession militaire". (Annales d'hyg. et de méd. légale. 1868 2e série, XXXI.)

behörde erfolgen würde, die alle Kranken befreien, und wenn zweitens die während der Dienstzeit an unheilbaren Leiden erkrankten Soldaten nicht verabschiedet würden, gelangte zu der ungeheuren Ziffer von 18,60 Todesfällen auf 1000 Mann des Präsenzstandes und stellte auf dieser Grundlage folgende Berechnung an:

Wirkliche Anzahl der Todesfälle auf 1000 Mann der inneren Armee (1862—1869)	9,41
Todesfälle, durch Befreiung und Entlassung in der Armee vermieden	3,59
Sterblichkeitschancen dank der Auslese der Revisionsbehörde vermieden	3,60
Sterblichkeitschancen, beseitigt durch die Besichtigung der zum zweiten Mal in den Dienst Eintretenden	2,00
insgesamt	18,60

Im Jahre 1874 bestimmte Morache die Sterblichkeit in der französischen Armee in der Periode 1862—1869 mit Berücksichtigung des oben erwähnten Umstandes auf 18 Todesfälle pro 1000 Mann des Präsenzstandes.

In dem neuesten Werke von A. Marvot „Krankheiten der Soldaten" sind die Ziffern der entlassenen Kranken berücksichtigt worden; ferner ist eine Tabelle aufgestellt, die die Unterschiede unter den europäischen Heeren bezüglich der Krankheitsziffer und Sterblichkeit in einem jeden von ihnen anzeigt.

Armeen	Anzahl der in Hospitälern und Lazaretten Eintretenden auf 1000 Mann der Präsenzziffer	Verluste		Gesamtzahl der Verluste	Anmerkungen
		infolge Sterblichkeit	infolge Entlassung		
Französische, innere 1888	500	6,1	21,0	27,1	[1]) Einschliesslich der Kranken zu Hause.
Deutsche, 1883—84 . .	849	3,9	29,0	32,9	
Oesterreichische, 1887 .	995 [1])	6,9	15,0 [2])	21,9	[2]) Mehr als 27 % des Präsenzstandes unterliegen der zeitweiligen Entlassung.
Italienische, 1887 . . .	760	8,7	28,0	36,7	
Englische, innere 1884—85	877	5,2	20,0	25,2	
Belgische, 1887—88 . .	338 [3])	3,9	17,0	20,0	
Russische, 1880—84 . .	845	8,9	31,3	40,2	[3]) Es existieren keine Regimentslazarette.
Spanische, 1886	?	13,5	30,8	44,3	

Wir sehen, einen wie vorteilhaften Platz unter den europäischen Armeen hier die französische einnimmt, da nur die belgische bessere

Sanitätsverhältnisse aufweist. Es ist wahr, die deutsche Armee ergiebt anscheinend im Vergleich zu der französischen eine niedrigere Sterblichkeitsziffer, aber dieses Resultat hängt teilweise von der grösseren Anzahl sowohl temporärer wie endgiltiger Entlassungen in dieser Armee ab.

Die Sterblichkeit in der Zivilbevölkerung (desselben Geschlechts und Alters) beträgt dagegen nur 8 von 1000.

Demnach ist, trotz der Verbesserungen der hygienischen Lebensverhältnisse der Soldaten, die fast in allen Armeen in den letzten Jahren eingeführt sind, teilweise unter dem Einfluss der entstehenden Bewegung gegen den Militarismus, doch die Sterblichkeit im Heere noch bedeutend und übersteigt sicher stark die Sterblichkeit unter der Zivilbevölkerung desselben Geschlechts und Alters. Aber da die vergleichende Sterblichkeitsstatistik komplizierte Rechnungen erfordert und in populären Werken mit deren Zielen nicht ausgearbeitet werden kann, so wird die Aufmerksamkeit der Massen nicht so sehr durch die Angaben dieser Statistik angezogen, wie vielmehr durch Mitteilungen anderer Art über die Leiden und die anormale Lage der Soldaten.

Selbstverstümmelungen, um sich der Wehrpflicht zu entziehen.

Die Mitteilungen über die Schwierigkeit des Kriegsdienstes dringen in die Massen, und diesem Umstande kann man die bedeutende Zahl von Fällen zuschreiben, dass Leute des Einberufungsalters sich verstümmeln, um der Wehrpflicht zu entgehen. Auf häufige Fälle solcher Selbstverstümmlung im Heere selbst weist Dr. Wagner hin, Oberarzt der chirurgischen Abteilung des Garnisonhospitals in Przemysl (Galizien) in einem Artikel in der Wiener Zeitschrift „Klinische Zeit- und Streitfragen". Für diesen Zweck werden gewöhnlich schneidende oder hackende Werkzeuge angewandt.

Dr. Wagner erzählt, dass es im Laufe von zwei Jahren vieler solcher Fälle gab. Zwei Husaren hatten sich Fingerteile mit dem Rasiermesser abgeschnitten, andere Kavalleristen und Infanteristen nahmen, um sich zu verstümmeln, zum Beil, verschiedenen Messern, Hacken ihre Zuflucht, hielten ihre Finger zwischen die Zähne des Pferdes und schlugen es, damit es die Finger abbeisse. Ein Infanterist zerschnitt sich mit dem Bajonett des Manlicher-Gewehres zuerst die Handfläche, sodann den Oberarm, ein anderer zerdrückte sich den Finger zwischen der Thür u. s. w. Seltener wird zu diesem Zweck zur Feuerwaffe gegriffen, aber auch das kommt vor. Von 14 Fällen, die Wagner erwähnt, gestanden in 11 die Soldaten direkt ihre Absicht ein, sich vom Dienste zu befreien, in 3 führten sie Selbstmordversuch oder Unvorsichtigkeit an.

Aehnliche Fälle kommen auch in anderen Armeen vor. Dass sie in Galizien besonders häufig sind, kann daraus erklärt werden, dass die Schwere des Militärdienstes noch schärfer von den Soldaten empfunden

wird, die sich unter der Fahne unter einer Masse Kameraden und Führer einer anderen Nationalität sehen.

Hier würde die Sterblichkeitsziffer im russischen Heer unter den Soldaten aus den polnischen Gouvernements Interesse bieten. Dr. Seeland,[1]) welcher die Statistik der russischen Truppen im Zartum Polen zur Hand hatte, bestimmt die Sterblichkeit unter ihnen auf 10 von 1000. Aber diese allgemeine Ziffer drückt nicht die Sterblichkeit der jungen Soldaten aus den Eingeborenen jenes Gebiets aus, welche, allein genommen, aller Wahrscheinlichkeit nach etwas höher ist, besonders in den Truppenteilen, die in den östlichen oder auch nur zentralen Gouvernements des Reiches garnisonieren.

Ausser den Fällen, wo sich Soldaten oder Stellungspflichtige Verstümmlungen beibringen, um dem Kriegsdienst zu entgehen, zeugt von der Schwere desselben auch die grössere Anzahl von Verbrechen unter den Soldaten im Vergleich zu der Zivilbevölkerung (nach den Daten Dr. Seelands 2,58 mal stärker als bei der bäuerlichen Bevölkerung) und besonders auch die Ziffer der Selbstmorde in der Armee. Bebel trat in seiner Reichstagsrede vom 13. März 1891 mit folgender Anklage hervor:

„Wenn" — sagte er — „in irgend einer Gegend des Reiches unter der Zivilbevölkerung im Alter von 20—30 Jahren eine solche Menge von Selbstmorden vorkämen, so würden Sie, meine Herren, mit Entsetzen ausrufen: was ist die Ursache dieser Erscheinung, und welches Mittel giebt es, sie zu beseitigen?"

Die Selbstmorde in der deutschen Armee.

„In der Armee kommt die Zahl der Selbstmorde einem Viertel der Gesamtzahl der Todesfälle gleich. Dieses Verhältnis besteht schon seit lange mit bewundernswerter Beständigkeit in unserer Armee, und bisher sind keine Maassregeln ergriffen, um diese Erscheinung abzuschwächen. Ich habe mir zur Erinnerung aus dem offiziellen Rapport der Aerzte die Ursachen und Anlässe der Selbstmorde in der Armee notiert. Die Mehrzahl dieser offiziellen Gründe ist so durchsichtig, dass man hinter ihnen die wirklichen Motive leicht erraten kann. Z. B., 23 Personen sind angegeben, denen das „Leben zum Ueberdruss war". Ist es erhört, meine Herren, dass Leute von höchstens 22—23 Jahren einen verhältnismässig so grossen Prozentsatz der Selbstmorde liefern? Weiter finden wir in der Tabelle der Selbstmörder infolge physischer Leiden — 21, geistiger Leiden — 97. Wo liegt die Ursache dieser Gehirn- und physischen Erkrankungen? Man muss denken, dass die Aushebungskommission Leute nimmt, die bereits zu psychischer Krankheit prädisponiert sind, welche sich im Militär-

[1]) „Zur Aetiologie der Sterblichkeit der Soldaten". „Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege" 1871.

dienste infolge der strengen Behandlung bei ihnen entwickelt und zur Geisteszerrüttung führt. Selbstmörder unter dem Einfluss des Affekts sind 43 angegeben. Von welchen Affekten ist hier die Rede? Selbstmorde infolge von Lastern sind 15 angegeben. Von welchen Lastern ist nicht gesagt. Weiter endigten 35 Leute ihr Leben infolge schlechter Beziehungen der Eltern zu ihnen oder veränderter materieller Verhältnisse wegen. Woher kommen diese schlechten Beziehungen mit den Eltern? Was sind das endlich für Ursachen der Scham, der Gewissenbisse, unter welcher Rubrik offiziell 14 Selbstmörder eingetragen sind? Weiter schliesst die Rubrik der Selbstmörder infolge beleidigter Ehre 61 Mann ein. Selbstmorde aus Furcht vor Strafe sind 314 verzeichnet. Diese letzte Rubrik ist völlig begreiflich und sehr lehrreich. Meine Herren, die Furcht vor Strafe führt die Leute bis zum Selbstmord. Hieraus kann man sehen, wie grausam das Militärgesetz ist."

Nicht tröstlicher sind auch die Daten bezüglich der Selbstmorde in den anderen Armeen.

Diese Ziffern weisen einen grossen Unterschied in den Armeen der verschiedenen Länder auf. So ist die jährliche Zahl der Selbstmorde auf 10 000 Mann der Präsenzziffer:

in der	österreichischen Armee	12,53
„ „	deutschen „	6,33
„ „	italienischen „	4,01
„ „	französischen „	3,33
„ „	belgischen „	2,44

Der Selbstmord in der Armee.

In der russischen Armee betrug die Durchschnittsziffer der Selbstmorde in der Periode 1873—1890 — die Jahre 1876—1878 sind wegen Unvollständigkeit der Daten ausgeschlossen — etwas mehr als 2,33 auf 10 000 Mann des Präsenzbestandes. Die grösste Ziffer — 3,10 — wies das Jahr 1882 auf. Die geringste — 1,57 — das Jahr 1887.

Vergleichen wir nun die Daten mit denen für die Zivilbevölkerung[1]). Von diesen kann man in dieser Beziehung mit den Soldaten nur die männliche Bevölkerung im Alter von 20 bis 30 Jahren vergleichen, da bekanntlich unter dem weiblichen Geschlecht Selbstmorde seltener vorkommen und ausserdem die Gesamtziffer der Selbstmorde mit den Jahren steigt. Im Vergleich nun mit den entsprechenden Altersstufen der männlichen Zivilbevölkerung weist die preussische Armee fast eine doppelt so grosse Selbstmordziffer auf (genau 1,8 mal mehr). Da man auch aus andern Ländern genügende Daten über diesen Gegenstand zur Verfügung

[1]) „Die Selbstmorde in der preussischen Armee". „Militär-Wochenblatt" 1894.

hat, so ergiebt sich, dass die Selbstmorde in der Armee diejenigen in der männlichen Zivilbevölkerung überwiegen: in Oesterreich 8 mal, in Italien 3 –4 mal, in Frankreich 1,3 mal und in England 2,2 mal[1]).

Von den Selbstmorden in Preussen in der Periode 1867—1890 hatten zum Anlass:

	In der Armee	Unter der Bevölkerung
Lebensüberdruss	2 Prozent	9 Prozent
Körperliche Leiden	1 „	7 „
Geisteskrankheit	7 „	29 „
Leidenschaften	4 „	3 „
Laster	1 „	8 „
Schmerz über Verlust	1 „	5 „
Kummer	5 „	11 „
Reue, Scham	1 „	8 „ [2])
Furcht vor Strafe	31 „	— „
Zorn, Streit	12 „	2 „
Schlechte oder grausame Behandlung	1,5 „	— „
Sonstige und unbekannte Gründe	32 „	18 „

Hieraus ergiebt sich, dass die Furcht vor Strafe nach der Zahl der Fälle das Hauptmotiv der Selbstmorde unter den Untermilitärs bildet, und dieses allein giebt schon einen Begriff von der Schwere vieler in der Armee angewandten Strafen. Zur Kategorie der Selbstmorde, die durch beleidigende oder grausame Behandlung hervorgerufen sind, gehören nur 1,5 Prozent, aber da die Selbstmorde bei den Untermilitärs aus „sonstigen und unbekannten Gründen“ 32 Prozent ausmachen, bei der Zivilbevölkerung nur 18 Prozent, so ist es wohl wahrscheinlich, dass letzterer Kategorie beim Militär auch viele Fälle zugerechnet sind, die durch schlechte Behandlung herbeigeführt sind.

Bemerkenswert ist, dass der Prozentsatz der Selbstmorde besonders hoch unter den Unteroffizieren ist. Auf 10 000 Mann des Präzenzbestandes der Unteroffiziere und der übrigen Untermilitärs kamen in der Periode 1876—1890 Selbstmorde:

von Unteroffizieren	11,4
von Gefreiten und Gemeinen	5,6

[1]) Nach Adolph Wagner kommen auf 100 Selbstmorde in der Zivilbevölkerung bei der Armee: in Frankreich (1856—1860) 253, in Preussen (1849) 293, in Oesterreich (1851—1857) 643. So zeigen die heutigen Ziffern für Frankreich und Oesterreich eine Besserung, für Preussen eine Verschlechterung.

[2]) In dieser Ziffer sind auch die Selbstmorde aus Furcht vor Strafe eingeschlossen.

Demnach ist in der preussischen Armee die relative Zahl der Selbstmorde unter den Unteroffizieren doppelt so gross als unter den Soldaten, in der französischen Armee sogar 3 mal grösser, in der italienischen etwas geringer als in der preussischen.

Das Vorwiegen der Selbstmorde im ersten Dienstjahre.

Unter den Gemeinen verteilt sich in derselben Periode die Zahl der Selbstmorde auf das erste, zweite und dritte Dienstjahr im Verhältnis wie 3 : 1,5 und 1,5 : 1. Aber da der Präzenzbestand nach den Dienstjahren kein gleicher ist, so bestimmen diese Verhältnisziffern nicht genau die Verteilung der Selbstmorde auf die einzelnen Dienstjahre. Es steht jedoch unumstösslich fest, dass die grösste Zahl der Selbstmorde auf das erste Dienstjahr kommt und dass die Selbstmorde des ersten Dienstjahres in der ersten Hälfte desselben fast doppelt so häufig sind als in der zweiten.

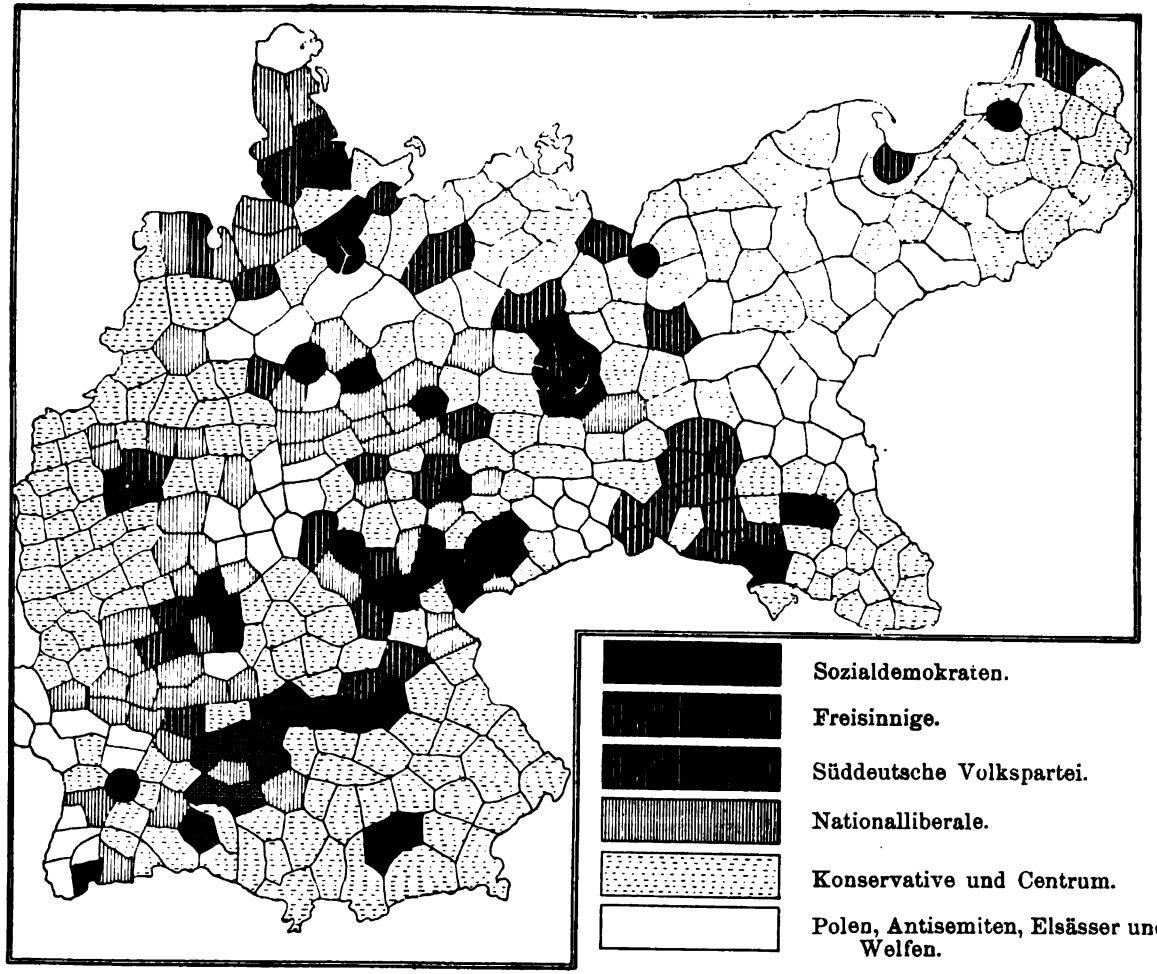
Bis jetzt haben wir die Durchschnittsziffern für die gesamte deutsche Armee angeführt, aber in dieser selbst verteilen sich die Selbstmorde sehr verschieden. Den bedeutenden Unterschied in den Einzelziffern für jedes Armeekorps erklärt der Verfasser des zitierten Artikels im „Militär-Wochenblatt“ mit der grösseren oder geringeren Neigung zum Selbstmord bei der Zivilbevölkerung der verschiedenen Gebiete selbst. Aber in jedem Falle hat doch hierbei die Thatsache eine ausserordentlich wichtige Bedeutung, dass die Gesamtziffern der Selbstmorde im Heer diejenigen der Zivilbevölkerung beträchtlich überwiegen.

Hier müssen wir noch den charakteristischen Umstand verzeichnen, dass diejenigen Wahlbezirke in Deutschland, wo die Sozialisten am stärksten vertreten sind, auch die höchsten Selbstmordziffern geben.

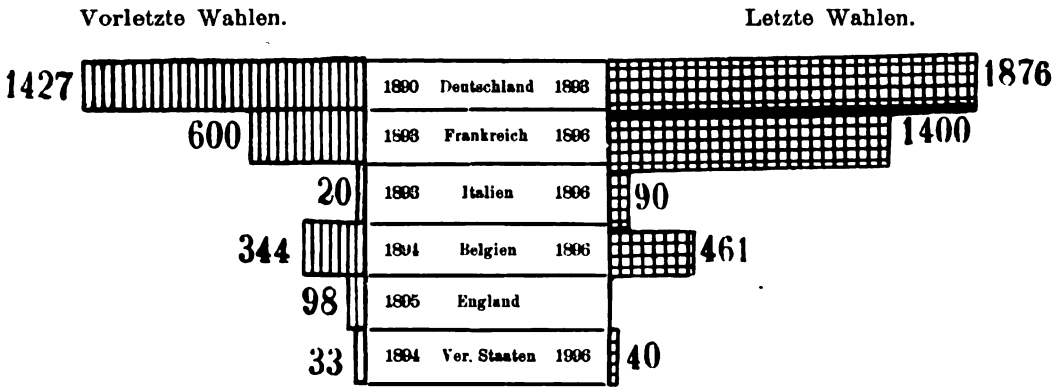
Agitationsmittel der Sozialisten gegen den Militarismus.

Die von uns angeführten Daten über die ungünstigen Verhältnisse, in denen sich die jungen Leute befinden, welche ihre Wehrpflicht ableisten, dienen den Sozialisten als sicheres Agitationsmittel, in den Massen Abneigung gegen den Militärdienst hervorzurufen. In ihren Zeitungen, Broschüren und Reden schildern die Sozialisten die Entbehrungen, denen die Soldaten in den Kasernen unterworfen sind, weisen sie auf die übermässigen Anforderungen an dieselben hin, auf ihre grausame Behandlung, auf die volle und straflose Herrschaft der Willkür in der Armee, führen sie die Krankheits- und Todes- und Selbstmordziffern der Soldaten an und beleuchten und erläutern diese Ziffern geziemend, mit einem Wort, sie decken alle wirklich traurigen Seiten des Kasernenlebens auf. Diese Enthüllungen in einer einfachen, jedem verständlichen Sprache machen auf die Bevölkerung starken Eindruck, rufen bei ihr Unwillen gegen eine solche Ordnung der Dinge hervor, einen Unwillen, der sich auch gegen die Personen richten kann, welche diese Verhältnisse geschaffen haben und aufrecht erhalten. Unter den jungen Leuten, die

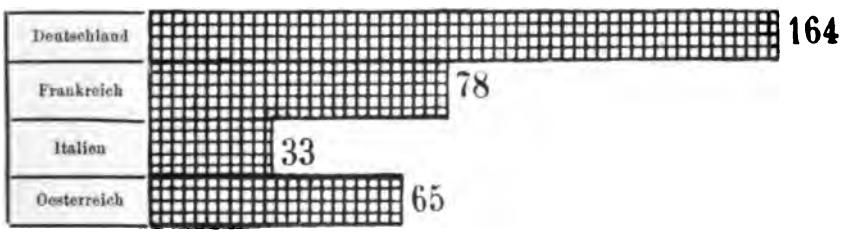
Ausbreitung verschiedener politischer Parteien in Deutschland nach der Statistik der Reichstagswahlen von 1893.



Zahl der sozialdemokratischen Wähler in den Hauptstaaten, in Tausenden.



Zahl der sozialdemokratischen Partei-Pressorgane.



der Einberufung unterliegen, erschüttern derartige Enthüllungen schon im voraus das Gefühl der Pflicht, vermindern die Bereitwilligkeit, sich für das Wohl des Landes zu opfern, und wirken überhaupt erkältend auf das Gefühl des Patriotismus. Die unter die Fahne einberufenen Rekruten tragen unter dem Einfluss dieser Enthüllungen bereits direkt den Geist des Sozialismus in die Armee, so dass es wirklich nicht nötig ist, wie auch Liebknecht im Reichstage erklärte, eine sozialistische Propaganda direkt in den Kasernen zu betreiben.

Die Propaganda der Sozialisten auf Grund der Unordnungen und Missbräuche in den Kasernen, in Verbindung mit anderen schon dargelegten Motiven gegen den Militarismus fördert in hohem Grade die Erfolge des Sozialismus; die sozialistische Bewegung in Deutschland verbreitet sich immer mehr und erfasst auch diejenigen Kreise, in denen bisher andere politische Parteien überwogen. Wir haben bereits ziffernmässig gezeigt, dass die Zahl der sozialistischen Wähler für den deutschen Reichstag sich von Jahr zu Jahr beständig vergrössert. Von der relativen Bedeutung der sozialistischen Partei in der Gegenwart kann eine anschauliche Vorstellung die Karte (siehe Beilage zu dieser Druckseite) der Gegenden mit dem überwiegenden Einfluss der einen oder anderen politischen Partei liefern. Die schwarzen Punkte auf der Karte zeigen die Gegenden an, in denen die sozialistische Partei überwiegt.

4. Schlussfolgerungen.

Und so hat der Sozialismus in unserer Zeit als Lehre schon bis zu einem gewissen Grade seinen Einfluss auf die Theorie der Volkswirtschaft in weiter Bedeutung dieses Wortes ausgeübt. Die Nationalökonomen und Gesetzgeber haben grössere Aufmerksamkeit den Fragen zugewandt, inwieweit Verbesserungen in der Lage der Arbeiter und in der Ausgleichung der Steuerlasten möglich sind.

Der Sozialismus als politische Partei hat im Westen angesichts seiner beständig wachsenden Wahlerfolge Bedeutung errungen. Endlich hat der Sozialismus, und dies ist für die Zwecke unserer Arbeit besonders wichtig, unter Ausnutzung der heutigen Rüstungslasten für seine antistaatliche Propaganda, dadurch die geistige Bewegung gegen den Krieg, welche die gelehrten Denker schon früher begonnen hatten, verstärkt und fährt fort, sie zu verstärken. Die praktische Rolle des Sozialismus in dieser Hinsicht beruht darin, dass er durch seine Propaganda in den Massen die Popularität des Krieges untergräbt, in diesem Sinne als Ver-

Der Sozialismus als geistige Bewegung gegen den Krieg.

bündeter für die Fortschritte der Bildung in den Massen und der Milderung der Sitten durch die Kultur auftretend.

In unserer Arbeit sind besondere Kapitel der Darstellung der Bestrebungen gegen den Krieg gewidmet, die beständig in den höheren und unteren Gesellschaftsschichten wachsen, der Darstellung der gleichzeitigen Anstrengungen der Schriftsteller und Dichter, den Zauber zu schwächen und zu vernichten, den von alters her Krieg und kriegerische Tapferkeit besassen, ebenso der Darstellung der Erfolge des Gedankens einer schiedsrichterlichen Entscheidung internationaler Streitigkeiten und der Aufzählung der Friedenskongresse. Weiter bringen wir spezielle Kapitel über die Propaganda der Sozialisten gegen die Ableistung der Wehrpflicht und gegen den Patriotismus.

An dieser Stelle wünschen wir — zum Schluss unserer Charakteristik der Entwickelung des Sozialismus — nur in den Hauptzügen gerade die Rolle des Sozialismus in Erinnerung zu bringen, dass er, seinerseits als Gegner des Krieges und des Militarismus hervortretend, in dieser Hinsicht Hand in Hand gegangen ist mit den Fortschritten der Kultur, den Bemühungen der Gelehrten, den Friedenskongressen und mit der Veränderung selbst in der Zusammensetzung der Armeen. Alle diese Erscheinungen haben den Boden vorbereitet, um den geistigen Kampf gegen die Kriegsrüstungen weiterzuführen und gegen das Ziel, um dessenwillen sie gemacht werden.

In ihrer Propaganda unter den Massen nutzen die Sozialisten, wie schon gesagt, die Lasten des Militarismus nur als Mittel aus, um in den Geistern die Ideen von der Notwendigkeit des Staates, von politischer Bürgerpflicht, von Patriotismus zu erschüttern. Aber als das praktische Resultat dieser ihrer Anstrengungen ergiebt sich unter den Massen die Verstärkung der Unzufriedenheit mit dem Militarismus, die Abneigung gegen den Krieg. In ihrer Propaganda bemühen sich die Sozialisten, den Patriotismus zu verhöhnen, den Staat als Ausbeuter des Volkes durch die herrschenden Klassen zum Schutz der Interessen dieser Klassen hinzustellen. Die Sozialisten sind hierbei mit groben Ausfällen, Uebertreibungen und selbst Verleumdungen nicht sparsam. Sie lassen niemals den Gedanken zu, dass ihre Gegner gewissenhaft, nach wirklicher Ueberzeugung handeln oder reden können; in jedem Widerstande, in jedem Einwande gegen sie sehen die Sozialisten Kasten-Egoismus, Heuchelei und bösen Willen.

Sie lieben es, sich über die Missbräuche in der Armee, über die grausame Behandlung der Soldaten zu verbreiten, und stellen immer die Armee als eine Bande von Tagedieben hin, obwohl Bebel auch einigemal erklärt hat, dass die Sozialisten bei einem auswärtigen Ueberfall Deutsch-

lands dasselbe verteidigen und sich unter den Fahnen der ihnen verhassten Ordnung schlagen werden. Als Bebel auf dem Sozialistenkongresse zu Halle die Frage gestellt wurde, warum er ein solches, mit der ganzen Lehre des Sozialismus unvereinbares Zugeständnis zulasse und nicht einmal auf Notwendigkeit sofortiger Beseitigung des Militarismus bestehe, antwortete der Agitator, dass es ganz fruchtlos wäre, eine solche Forderung zu stellen; die Bourgeoisie würde einstweilen nie und nimmer in eine Auflösung der Armeen einwilligen, in denen sie erstens einmal eine Verteidigerin ihrer eigenen Interessen, sodann eine Quelle der Bereicherung durch Lieferungsgeschäfte, endlich die Gelegenheit für eine Karriere ihrer Söhne erblicke.

Bebels Einwände gegen die Forderung der sofortigen Beseitigung des Militarismus.

Ohne Zweifel trägt die sozialistische Propaganda nicht wenig zur Verminderung der Volkstümlichkeit des Krieges und kriegerischen Ruhmes in der grossen Masse bei. Man kann annehmen, dass die Propaganda inmitten der Armee bis zu einem gewissen Grade nicht erfolglos bleiben wird und dass dieser Umstand bei einem grossen Krieg und der durch ihn hervorgerufenen ökonomischen Krisis nicht ohne Einfluss sein dürfte. Im Falle einer Niederlage wird das Elend im Vergleich zu allem, was bisher war, so gross sein, dass der Einfluss der zersetzenden Ideen in der Demoralisation einiger Truppenteile zum Ausdruck kommen könnte und diese Demoralisation zur Beendigung des Krieges aus Furcht vor inneren Unordnungen zwingen müsste.

Und könnte für den Fall eines Erfolges das bewaffnete und siegreiche Volk, nehmen wir an — in Deutschland, nicht irgend welche reale Verbesserung seiner Lage fordern? Würde es sich nicht daran erinnern, dass es für die gewaltige Kräfteanspannung und die ungeheuren Opfer in den Jahren 1870—1871 ebenso wie 1813 und 1814 für sich selbst keinerlei realen Vorteil errungen hat, trotz der ihm gegebenen unbestimmten Versprechungen, und dass im Gegenteil die Belohnung für Opfer und Sieger nur das Wachsen der ihm aufgebürdeten Staatslasten gewesen ist?

Zweifelhafte Erfolge auch eines siegreichen Volkes.

Aber wie wir schon früher bemerkt haben, der Boden für die Verminderung des Kriegszaubers, für die Veränderung der Volksstimmung in einem dem Kriege ungünstigen Sinne ist, unabhängig von den Anstrengungen der Sozialisten, durch die Umformung in vielen Lebensbedingungen selbst und ausserdem durch die Veränderung des Bestandes der Armee vorbereitet worden. Die Kompliziertheit der ökonomischen Verhältnisse, die gegenseitige Verbindung verschiedener Produktionszweige, das Uebergewicht, welches in dem modernen Staate die ökonomischen Interessen und die produktive Arbeit über alle übrigen Funktionen haben, das alles lenkt natürlich vom Kriege ab und lässt in

ihm nicht nur Elend im Fall eines Missgeschicks erblicken, sondern auch die Quelle drückender Schwierigkeiten, Verluste und Erschütterungen, wie gross auch die errungenen Siege sein mögen.

Wenn andererseits in jenen Zeiten, wo die Heere aus Söldnern oder aus altgedienten Berufssoldaten und Offizieren bestanden, der Krieg für diese das Ziel ihres Dienstes bildete, den Weg zu Verdienst und Verbesserung ihrer Lage, so ist in unserer Zeit, wo die mit friedlichen Interessen beschäftigte Volksmasse unter die Fahne berufen wird, welche im Kriege nicht nur die persönliche Gefahr für sich, sondern auch die Zerrüttung ihrer Geschäfte, den Ruin ihrer Familien erblickt, doch klar, dass man zuletzt auch im Heere selbst den Krieg anders betrachten muss. Alle der Einberufung Unterliegenden sind direkt gegen irgend welche kriegerischen Unternehmungen gestimmt und die bereits im aktiven Dienst Stehenden rechnen darauf, nach einem Jahre, nach zwei, drei Jahren zu ihrem wirklichen Beruf zurückzukehren, zur Arbeit für sich und die Ihren, so dass die Perspektive eines nahen Krieges auch sie durchaus nicht rosig anlächelt.

Die Hoffnung auf Aufrichtung eines ewigen Friedens durch die Fortschritte der Zivilisation hervorgerufen.

In den Kapiteln über die Friedenskongresse und eine schiedsrichterliche Entscheidung internationaler Streitigkeiten wiesen wir darauf hin, dass die Hoffnung auf Aufrichtung eines ewigen Friedens zu ihrer Grundlage hat, dass die Beziehungen zwischen den Völkern auf den Boden der Gesetzlichkeit gestellt werden, d. h. diese Beziehungen dieselbe moralische und juridische Grundlage erhalten, welche die Beziehungen zwischen den einzelnen Bürgern oder Gruppen von Bürgern im Staate bedingt und reguliert. Diese Idee entspringt den Fortschritten der Zivilisation und bildet deren unumgängliche Ergänzung.

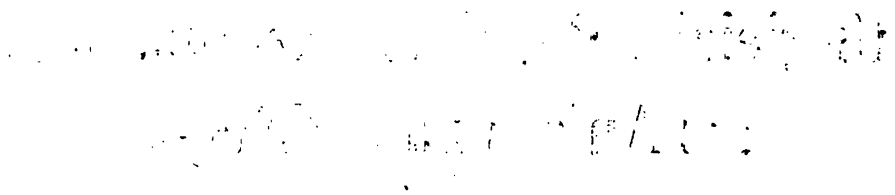
Diese Idee wird gleichzeitig auch durch die zahlreichen, verschiedenartigen ökonomischen und moralischen Beziehungen unterstützt, die jetzt alle Kulturländer verbinden. Endlich weist die einfache Berechnung auch nur der Ausgaben, welche Kriege und die Vorbereitungen zu ihnen erfordern, unwiderlegbar die Geister auf die Notwendigkeit hin, solcher kolossalen Vergeudung der durch produktive Arbeit erworbenen Mittel ein Ende zu machen. So wiesen wir in einer Tabelle in einer anderen Abteilung unseres Werkes darauf hin, dass die Kriege, welche Europa nur in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts geführt hat (angefangen mit dem Krimkrieg) fast 30 Milliarden Francs gekostet haben; rechnet man aber auch noch den Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten hinzu, so macht die Gesamtsumme der Ausgaben 62 Milliarden Francs aus! Was aber kostete und wird noch der Unterhalt der gewaltigen Heere während der Friedenszeit und die beständige Umänderung des Kriegsmaterials kosten?

Die Fortschritte der Kultur, die Veränderungen im gesellschaftlichen Leben und in dem Bestande der Armeen — alles dies hat, wiederholen wir, unabhängig vom Sozialismus, die Ausbreitung von Ideen vorbereitet, die dem Kriege und der Grundlage des Militarismus selbst feindlich sind.

Der Sozialismus benutzte den offenbaren Widerspruch, der darin liegt, dass die Kriegsidee in den Anschauungen der Menschheit zurücktritt, die Last des Militarismus aber immer noch wächst. Diesen Kontrast beuten die Sozialisten aus, um die Vorstellung von der Unerlässlichkeit des Staatsbegriffs selbst zu untergraben. Aber hierbei bringen sie doch auch einen gewissen Nutzen, indem sie in den Massen der Verbreitung einer Stimmung Vorschub leisten, welche kriegerischen Unternehmungen feindlich ist, und indem sie sich gegen die unproduktiven Ausgaben während der Friedenszeit zur Vorbereitung solcher Unternehmungen kehren.

IV.

Ungleiche Bevölkerungszunahme als Anlass zum Kriege.



Die ungleiche Bevölkerungszunahme in den verschiedenen Staaten als Anlass zum Kriege.

Wie in früheren Zeiten, so kann auch heute das Streben nach Aufrechterhaltung des sogenannten politischen Gleichgewichts Veranlassung zu bedeutenden Verwickelungen und Zusammenstössen zwischen den Staaten geben und mitunter einen Krieg hervorrufen. Die Hauptursachen der Störung dieses Gleichgewichts sind natürlich irgend welche unerwarteten, dabei wichtigen Aenderungen im historischen Leben eines Volkes, wie Revolutionen, Gebietserweiterungen durch Erberwerb u. s. w., die zu Kollisionen mit den Nachbarstaaten führen, endlich auch das ungleichmässige Anwachsen der Bevölkerung eines Staates im Vergleich zum anderen.

Betrachten wir beispielsweise zwei Staaten, die sich auf ungefähr gleicher Höhe der Zivilisation befinden, so bemerken wir, dass ihre Lebenskraft in mehr oder weniger direkter Abhängigkeit von der Bevölkerungszahl steht, oder — mathematisch ausgedrückt — die Lebenskraft der Einwohnerzahl direkt proportional ist. Dies erhellt am besten aus folgendem Umstande: je mehr Arbeitshände vorhanden sind, desto grösser ist der Wohlstand des Volkes, desto mächtiger auch seine militärische Kraft — die Armee, deren Stärke ja an sich von der Anzahl der Einheiten, die in ihre Reihen berufen werden können, abhängt.

Stehen hingegen zwei Staaten auf wesentlich verschiedener Kulturstufe, so können unzweifelhaft Fälle eintreten, wo jedenfalls der zwar weniger bevölkerte, aber mehr zivilisierte Staat die Oberhand behalten wird. Im Laufe der Zeit jedoch verschwinden diese Lücken und Mängel der Kultur, sie werden sozusagen „übertüncht", während sich das quantitative Uebergewicht voraussichtlich noch mehr vergrössern wird, weil bei weniger kultivierten Völkern der Zuwachs stärker ist.

Infolge der eben angeführten Erwägungen interessiert die Frage über die Bevölkerungszahl nicht nur die Gelehrten, sondern auch die

Die Vergleichsdaten über die Bevölkerung und deren Zuwachs.

Staatsmänner. Die Vergleichsdaten über die Bevölkerung und deren Zuwachs in verschiedenen Staaten werden wir insoweit in Betracht ziehen, als sie auf die Kriegsfrage Bezug haben können. Die Frage, ob der Krieg zum Zweck der Wiederherstellung des Gleichgewichtes, das infolge eines ausserordentlichen Bevölkerungszuwachses in einem Staate im Vergleich zu den Nachbarstaaten zerstört wurde, statthaft sei, bildet für die Theoretiker des Völkerrechts seit langer Zeit einen Gegenstand der Erörterung. Den Angaben Hugo Grotius' folgend, fasst Kant die von der Mehrzahl dieser Theoretiker aufgestellten Ansichten folgendermaassen zusammen: „Den Völkern steht das Recht zu, auf alle Art und Weise ihre Existenz zu schützen und mit allen Mitteln nach einer grösseren Entwickelung zu streben, insofern dieses Streben die Entwickelung der Nachbarn nicht bedroht."

Aber der Kern der Frage liegt in der Unmöglichkeit, das Recht eines Staates auf Kräftezuwachs mit dem gleichen Recht seiner Nachbarstaaten in Einklang zu bringen, und ausserdem in der Schwierigkeit, genügenden Platz für die zunehmende Bevölkerung zu finden; deswegen ist es auch erklärlich, dass diese Frage aus Erwägungen praktischer Natur unentschieden bleibt.

Die Staatsmänner wenden notgedrungenerweise den Ansichten der Gelehrten wenig Aufmerksamkeit zu und wägen zur Friedenszeit nur ab, inwieweit die Verstärkung eines Staates, welche auf dem natürlichen und friedlichen Wege des schnellen Wachstums der Bevölkerung vor sich geht, eine Gefahr für den anderen Staat bietet und folglich letzterem Anlass zum Kriege mit ersterem geben kann.

Hierbei werden sämtliche Bedingungen in Betracht gezogen, d. h. nicht nur die Wahrscheinlichkeit des Erfolges oder Misserfolges des möglichen Krieges, sondern auch derjenigen ungünstigen Folgen, welche die Bedeutung des Sieges abschwächen, desto mehr aber die Gräuel der Niederlage verstärken können, wobei auch die Faktoren selbst, die die Differenz des Zuwachses bedingen, abgewogen werden.

Bei Erörterung der Fragen, welche der künftige Krieg, oder wenigstens dessen grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit aufwirft, müssen wir nicht nur seine objektive Perspektive in Betracht ziehen, sondern auch dasjenige subjektive Element, welches die Kriegsaussicht selbst in dem einen oder anderen Staate unausbleiblich hervorruft, und das sich in Sorgen und Zweifeln kundgiebt. Dieses Element hat auch seine besondere Bedeutung, weil es auf den Grad der Entschlossenheit des einen oder anderen Staates zum Beginn des Krieges nicht ohne Wirkung bleiben kann.

I.

Der Zuwachs der Bevölkerung Frankreichs.

In Frankreich ist der Zuwachs der Bevölkerung äusserst gering und schrumpft fast bis auf Null zusammen. Im Jahre 1890 z. B. überstieg die Zahl der Todesfälle die der Geburten um 38446. Hieraus ist der direkte Schluss zu ziehen, dass die Macht des französischen Volkes im Vergleich zu den Kräften anderer Länder, bei denen der Prozentsatz der Vergrösserung der Bevölkerung normaler ist, zurückgehen muss. Wir wollen jedoch den Umstand nicht ausser acht lassen, dass ein solcher Zustand, wenn auch nur vorübergehend, auch einige gute Seiten hat; und zwar bleibt bei solchem unbedeutenden Zuwachs der Bevölkerung mehr Raum für die Arbeit, sozusagen mehr Platz und weniger Kampf für die Entwickelung der produktiven (Stände) Kräfte. Ausserdem verbraucht das Volk weniger Mittel für Erziehung und Bildung der heranwachsenden Generation, und damit spart es auch mehr; ferner werden die Kapitalien nicht zersplittert. wie man es in anderen, mehr bevölkerten Staaten beobachten kann; infolge dessen vergrössert sich auch der materielle Wohlstand.

Für einen nicht kurzsichtigen Menschen natürlich schaffen solche Thatsachen nicht das Resultat aus der Welt, dass die Kräfte Frankreichs im Vergleich zu denen der Nachbarn sich mit jedem Jahre mehr erschöpfen, aber für die Masse, welche nur in der Gegenwart lebt, wird die Zukunft durch den täuschenden Glanz des einstweiligen Wohlstandes verhüllt.

Der Zuwachs der Bevölkerung Oesterreichs.

Auch die Lage Oesterreichs erscheint in dieser Hinsicht für die Zukunft nicht besonders günstig. Die habsburgische Monarchie besteht bekanntlich aus nicht nur der Sprache, Religion, den Sitten und Gewohnheiten, sondern auch den physischen Eigenschaften nach verschiedenen Völkern; infolgedessen ist der Zuwachsgrad dort sehr ungleichmässig. In Ungarn und Böhmen z. B. schwankt der jährliche Volkszuwachs zwischen 0,6 Prozent und 0,9 Prozent, in Galizien erreichte er sein Maximum mit 1 bis 1,4 Prozent, obgleich derselbe, streng genommen, nicht bedeutend ist. In ganz Oesterreich, mit Ausnahme von Galizien und Böhmen, beträgt der Zuwachs der Bevölkerung 0,7 Prozent bis 0,8 Prozent, d. h. gleicht sonst dem für Böhmen und Ungarn aufgeführten Prozentsatz. Die österreichische Regierung berücksichtigt jedoch diesen Umstand bis jetzt nur wenig.

Die deutsche Regierung hingegen wendet dieser Frage viel Aufmerksamkeit zu, obwohl die Zahlen zeigen, dass der Volkszuwachs in Deutschland nicht klein ist.

Man zählte nach den offiziellen Angaben in Deutschland:

Im Jahre	Bevölkerung.	Prozentueller jährlicher Zuwachs.
1835	23 635 000	
1850	29 934 000	1,8 %
1870	38 891 000	1,5 %
1880	44 564 000	1,5 %
1890	49 418 000	1,1 %
1894	51 758 000	1,1 %

Hieraus ergiebt sich, dass im allgemeinen der Zuwachs der Bevölkerung beträchtlich ist, doch verringert sich sein Prozentsatz beständig. Aber ausser diesem Umstand beunruhigt die deutsche Regierung ein anderer, nicht weniger bedeutender — die Auswanderung. Aus den Ziffern ersehen wir, dass die Auswanderung in einzelnen Jahren gewaltige Dimensionen erreicht.

Die Auswanderung aus Deutschland.

Es wanderten aus:

Im Jahre	1871 . .	75 912	Personen,	
„ „	1872 . .	125 650	„	
„ „	1875 . .	30 773	„	
„ „	1879 . .	33 327	„	
„ „	1880 . .	106 190	„	d. h. 0,3 % der ganzen Bevölkerung
„ „	1881 . .	210 547	„	
„ „	1882 . .	193 869	„	
„ „	1885 . .	107 238	„	
„ „	1886 . .	79 875	„	
„ „	1889 . .	90 259	„	
„ „	1890 . .	91 925	„	d. h. 0,2 % der ganzen Bevölkerung
„ „	1891 . .	115 000	„	
„ „	1892 . .	112 000	„	
„ „	1893 . .	84 000	„	
„ „	1894 . .	39 000	„	oder 0,08 % der ganzen Bevölkerung.

Hinzugefügt muss noch werden, dass diese Ziffern nicht ganz genau sind, da sie nur die Zahl derjenigen Auswanderer angeben, welche über die deutschen Häfen auswanderten; die Anzahl der Personen aber, welche über Belgien, Frankreich, England, Italien und Russland auswandern, wird garnicht kontroliert. Wir werden demnach nicht irren, wenn wir sagen, dass die letzten Jahre eine viel grössere Ziffer der Auswanderung aufweisen als 20 Jahre früher. Das Maximum im Jahre 1881—82 erreichend, sinkt zwar nachher diese Ziffer, aber vom Jahre 1889

an beginnt dieselbe sich wieder zu vergrössern; die letzten 2 Jahre (1893 und 1894) zeigen dagegen eine bedeutende Abschwächung.

Die Ursachen einer solchen, auf den ersten Blick sonderbaren Erscheinung sind sehr zahlreich und verschieden. Unzweifelhaft spielen die Rasseneigentümlichkeiten des deutschen Stammes eine Rolle in dieser Frage, dazu kommen noch andere, besondere Umstände, z. B. die geringe Produktivität des Bodens in einigen Distrikten, sowie allgemeine, wie die unbefriedigende ökonomische Lage, welche durch die Dichtigkeit der Bevölkerung und allzu hohe Steuerlasten hervorgerufen wird; ferner, wie vielfach behauptet wird, insbesondere die Militärpflicht; endlich üben politische und religiöse Verhältnisse in dieser Hinsicht nicht geringen Einfluss aus. Die Ursachen der Auswanderung.

Ein Auswanderer aus Deutschland wird ausserhalb seines Landes sehr geschätzt. In einigen, wenn auch nicht in allen Ländern, assimiliert er sich, nachdem er eine Zeit lang in der Fremde verweilt, der Umgebung und stellt seine Arbeit ganz in den Dienst des Landes, das ihn aufgenommen.

Infolgedessen klagt man schon längst bitter in Deutschland darüber, dass seine Kräfte zur Bereicherung anderer, zuweilen auch feindlicher Völker ausgenutzt werden. Schon längst werden Forderungen nach Maassregeln laut, die dazu geeignet sind, die Auswanderung derart zu regulieren, dass dieselbe nicht ganz für Deutschland verloren geht und auch ihre Dimensionen sich verkleinern.

Der slavische Stamm hingegen, der auf heimatlichem Boden bleibt, vermehrt sich sehr schnell, und vor ihm eröffnet sich eine Perspektive, welche selbst die Phantasie schwer zu übersehen vermag.

Die britische Rasse, die allmählich ganze Kontinente an sich gerissen, verbreitete sich auf diesen Strecken, wie der Hälfte Amerikas, ganz Australien, den Küstenstrichen Afrikas und gelangte bis zur Mitte des „dunkeln Kontinents". — Auf Grund dessen wird in Deutschland vielfach behauptet, dass, falls die Regierung nicht rechtzeitig Maassregeln treffen würde, um die Auswanderung zu beseitigen oder ihr eine für die deutsche Rasse günstigere Richtung zu geben, diese trotz ihrer glänzenden Siege mit der Zeit zu einem Volksstamm zweiten Ranges herabsinken muss.

Mit dieser Frage befasste sich seinerzeit Fürst Bismarck sehr energisch. Er wollte wenigstens die Auswanderung richtig organisieren und entschloss sich, zu diesem Zwecke einen Teil Afrikas in Besitz zu nehmen und dort Ansiedlungsstationen für die Auswanderer und Verhältnisse, welche diese anziehen könnten, zu schaffen. Doch fanden sich solche noch nicht besetzten Gebiete, welche mit den Ländern Der Versuch Kolonien in Afrika zu schaffen.

konkurrieren konnten, wohin sich bis jetzt die Auswanderung richtete, nicht mehr — das Beste war bereits besetzt. Ausserdem sind die Deutschen seit undenklichen Zeiten gewohnt, nach dem Osten zu streben, nach Polen und Russland, da die Nähe dieser Staaten solches Streben förderte. Seit der Versuch, grosse freiwillige Kolonien in Afrika zu schaffen, misslungen, hat die Parole „Zug nach dem Osten" noch an Bedeutung gewonnen.

Aber fast gleichzeitig traf der Osten Maassregeln, sich diesem Auswandererstrom zu widersetzen. Russland, das früher den nach seinen Grenzen strebenden Deutschen Privilegien gewährte, beschränkte unerwartet das Recht des Landerwerbes, des Aufenthaltes, der amtlichen Funktionen u. s. w.

Das war ein harter Schlag für Deutschland, umsomehr als ein Protest undenkbar war, denn diese Politik entsprach ganz der Bismarcks, welcher den Nachbarn zeigte, dass er mit Ausländern wenig Umstände mache. Aus Ostpreussen wurden unerwartet ungefähr 30000 Personen ausgewiesen, welche sich dort mit dem Broterwerb befassten und deren Schuld nur darin bestand, dass sie Unterthanen eines fremden Landes waren.

Gewissermaassen als Antwort hierauf erliess man in Russland die oben angeführten Beschränkungen für die Auswanderer Deutschlands. Infolgedessen verstärkte sich der Strom der deutschen Auswanderung nach Amerika und Australien — ein Strom, der einen unwiederbringlichen Verlust einer Menge Menschen darstellt, welche sich gewöhnlich in dem Alter befinden, wo sie die nützlichsten Arbeiter in der Heimat abgeben. Die Uebersiedlung der Deutschen in die Grenzgebiete Russlands, ohne aus dem deutschen Unterthanenverbande auszutreten, riss diese nicht für immer von der Heimat los und konnte auch die Hoffnung auf eine zukünftige Germanisierung dieser Gebiete aufkommen lassen. Aber nach der Beschränkung der Auswanderung nach Russland nahm die transatlantische Auswanderung zu, d. h. die Kräfte der Auswanderer gehen für den Militärdienst und für die zukünftige Stärkung Deutschlands verloren. Angesichts dessen erregten die Beschränkungen seitens Russlands die öffentliche Meinung; es wurden Stimmen laut, dass Deutschland trotz seiner Millionen Soldaten bis zur Machtlosigkeit gebracht werden könne, weil es sich mit jedem Tage mehr der Bevölkerungsgrenze nähere.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Befürchtungen eine gewisse Wahrheit enthalten. Doch besteht das Uebel nicht nur in den von Russland für die deutschen Auswanderer geschaffenen Beschränkungen. Wenn dem so wäre, so würden Versuche gemacht worden sein, die Abschaffung

dieser Beschränkungen durch Unterhandlungen zu erlangen und statt der transatlantischen die Auswanderung nach Osten, wenn auch auf Gefahr eines Krieges, zu unterstützen. Doch können die Staatsmänner diejenigen verhältnismässigen Vorteile, welche die Auswanderer in verschiedenen Ländern finden und welche hauptsächlich die Richtung der Auswanderung bedingen, nicht ausser acht lassen.

Gründe für die deutsche Auswanderung.

Dass Nordamerika auch in Zukunft die deutsche Auswanderung anziehen wird, selbst wenn in den östlichen Grenzländern nicht die geringsten Hindernisse beständen, diese Ueberzeugung kann man aus der Uebersicht über die örtlichen Verhältnisse gewinnen, die in der offiziellen Statistik der Union dargelegt wird. Wir führen den betreffenden Auszug aus dem Volkszählungsbericht an: Man muss zugeben — sagt der Bericht, — dass bei uns die Befreiung von der Militärpflicht und vom Unterhalt eines stehenden Heeres sehr günstige Verhältnisse herbeiführt; dies giebt der Bevölkerung die Möglichkeit, ihre Geldkraft für produktive Zwecke zu verwenden. Eine solche Lage bringt reiche Früchte, ungeachtet der Misswirtschaft in zweien oder dreien unserer grossen Städte und in einigen südlichen Staaten. Das Heer ist bei uns nur vorhanden, um als Grenzpolizei zu dienen. Wir haben gute Offiziere, aber diese Laufbahn wählen nur sehr wenige, und der geringe Heeresbestand entzieht der Arbeit keine Kräfte. In dieser Beziehung sind wir in weit besserer Lage als die Völker des europäischen Festlandes.

Wir haben also nichts von der deutschen Konkurrenz zu befürchten, und es kann uns nicht schwer fallen, die deutschen Produkte von den neutralen Märkten, welche für uns eben so nahe und zugänglich sind wie für Deutschland, zu verdrängen. Im Welthandel hat die geringste Preissdifferenz eine sehr grosse Bedeutung, und die Last der Ausgaben für die stehenden Heere entfällt nur auf die Produktion des Landes. Uebrigens sind die Verluste, welche uns durch die deutsche Konkurrenz auf den neutralen Märkten entstehen, nicht so gross wie die Verluste, welche wir der deutschen Industrie durch Entziehung ihrer Arbeitskräfte verursachen. Die deutschen Arbeiter kennen bereits Texas. Wir können ihnen hier auf 60 000 Quadratmeilen Gastfreundschaft erweisen. In Texas allein, das an Grösse das ganze Deutsche Reich übertrifft, werden sie Raum und gesunde Lebensbedingungen finden. Wenn aus Deutschland Arbeiter in genügender Zahl übersiedeln, so können sie auf der Fläche von Texas allein soviel Baumwolle ernten, als unser ganzer Süden produziert, d. h. 5 Millionen Ballen, und ein ebensolches Quantum Gerste, als unser Norden hervorbringt, d. h. 400 Millionen Bushels, wobei die Ernte nur für das bis jetzt noch brach liegende Land berechnet ist.

Uns liegt noch ein anderes Dokument vor, das beweist, um wie viel besser die Auswanderer in Amerika thatsächlich leben. Unlängst ist ein ausserordentlich interessanter Bericht einer besonderen Kommission publiziert worden, welche sich im Auftrage des Washingtoner Arbeits-Departements (Departement of Labor) mit der Erforschung der internationalen Produktions- und Arbeitsbedingungen befasste. In diesem Bericht werden die materiellen und moralischen Verhältnisse verglichen, in denen die Arbeiter, die in der Union, England, Frankreich, Deutschland und Belgien bei der Steinkohlenförderung und der Bearbeitung von Eisen und Stahl beschäftigt sind, leben.

Vergleich des Arbeiterverdienstes der Vereinigten Staaten mit Deutschland.

Betrachten wir diese Verhältnisse, weil sie auch bezüglich anderer Zweige der gewerblichen Arbeit als Maassstab dienen können, und vergleichen wir die Union mit Deutschland. Der Jahresverdienst einer Arbeiterfamilie in den erwähnten Industriezweigen beträgt:

	In der Kohlenförderung	In der Eisenindustrie	In der Stahlindustrie
Vereinigte Staaten . .	2571 Frcs.	3920 Frcs.	3317 Frcs.
Deutschland	1957 „	1411 „	1250 „

Dabei muss bemerkt werden, dass in Amerika das Einkommen hauptsächlich durch die Arbeit des Mannes beschafft wird, während in Deutschland Frau und Kinder das Familienoberhaupt in bedeutendem Maasse bei dem Erwerb der Existenzmittel unterstützen. Man darf ferner nicht unberücksichtigt lassen, dass eine Familie in der Union aus 4,8 bis 5, in Deutschland aber aus 6—7 Personen besteht.

Die prozentuale Verteilung der Einnahmen auf die einzelnen Ausgaben ergiebt noch lehrreichere Resultate.

Um die Berechnung nicht zu komplizieren, nehmen wir eine Arbeiterfamilie an, die in einem der wichtigsten Industriezweige, der Eisenindustrie, beschäftigt ist. (Wir führen authentische Ziffern an.)

Die Ausgaben	In den Vereinigten Staaten	in Deutschland
für Wohnung . . .	16 %	6,2 %
„ Nahrung	41,9 %	51,2 %
„ Kleidung	18,4 %	19,8 %
„ Zeitungen . . .	1,2 %	0,8 %
„ Spirituosen . . .	3,7 %	5,1 %
„ Tabak	2 %	1,4 %
„ sonstige Ausgaben	15 %	16 %

Man bemerkt, dass dem amerikanischen Arbeiter nach Befriedigung der ersten Bedürfnisse noch 562 Francs für andere Ausgaben bleiben, welche er zu seinem Nutzen verwenden kann, während der deutsche Arbeiter nur 232 Francs zurückbehält, von denen er noch hohe Steuern zu zahlen hat.

Der amerikanische Arbeiter kann, wenn man dem Bericht Glauben schenken darf, von den ihm verbleibenden 562 Francs Ersparnisse machen; der deutsche Arbeiter hingegen findet kaum sein Durchkommen.

Vergleich der Lebensverhältnisse einer Arbeiterfamilie in verschiedenen Ländern.

Noch erstaunlichere Resultate erhält man beim Vergleich einiger Details in den Lebensverhältnissen einer Arbeiterfamilie in verschiedenen Ländern. Es genügt z. B. nur diesen einen Umstand hervorzuheben, dass die an Kopfzahl geringere amerikanische Arbeiterfamilie im Durchschnitt sechs Zimmer, die deutsche aber nicht einmal ganz zwei Zimmer bewohnt.[1]) In Amerika leben ungefähr 20 Prozent der Arbeiterfamilien in eigenen Häuschen, in Deutschland kaum 5 Prozent. Ferner giebt der amerikanische Arbeiter für Nahrung (wenn auch verhältnismässig die diesbezügliche Ausgabeziffer etwas kleiner ist), absolut genommen, bedeutend mehr aus als die Arbeiter anderer Länder. Dabei sind in Amerika die Nahrungsmittel viel billiger als in Deutschland, so dass sich der amerikanische Arbeiter bei gleichen Ausgaben besser ernähren kann. So ist das Fleisch in Deutschland um 23 Prozent teurer als in Nordamerika; ebenso sind Butter, Baumwolle, Wolle, Häute und andere Gebrauchsgegenstände dort sehr billig.

Ferner ist aus den Daten desselben Berichts über die Lebensweise der ausgewanderten Arbeiter im Vergleich zu der Stammbevölkerung zu ersehen, dass in den Vereinigten Staaten Amerikas die deutschen Auswanderer sogar besser leben als die Yankees selbst; im Durchschnitt verdienen dieselben mehr als die Arbeiter aller andern Nationalitäten.

Derartige Resultate bezüglich des Arbeiterlohnes sind einfach auf die übermässig starke Bevölkerung in Deutschland zurückzuführen.

Mit der Vergrösserung der Einwohnerzahl gestalten sich die Lebensverhältnisse immer schwieriger. Das erste Symptom der Uebervölkerung ist der Umstand, dass der Boden seine Bewohner nicht mehr ernähren kann. Es wird die Zufuhr aus Vorräten von Ländern, in denen noch ein Ueberschuss an Brot vorhanden, notwendig, aber diese Zufuhr ist erstens sehr teuer, zweitens ist ihre Beständigkeit und Rechtzeitigkeit nie sicher.

Der gelehrte Geograph und Nationalökonom Ravenstein berechnete, dass der Boden der ganzen Erdkugel, wenn er rationell bearbeitet würde,

[1]) Die französische 4, die englische 4,2, die belgische 3,5 Zimmer.

fast 6 Milliarden (5994 Millionen) Menschen zu ernähren im Stande sei, während jetzt nach ungefährer Berechnung die Bevölkerung der Erde nur $1^1/_2$ Milliarden beträgt. Wenn man erwägt, dass der Zuwachs der Bevölkerung im Laufe von zehn Jahren 8 Prozent ausmacht, so kann man daraus schliessen, dass schon im Jahre 2072, d. h. nach 175 Jahren, das Bevölkerungsmaximum erreicht sein wird, welches die Erde ernähren kann.

Vorteilhafte Lage Russlands und der Vereinigten Staaten.

In denjenigen Ländern, in denen der Boden billig und der grösste Teil desselben noch unbearbeitet ist, droht die Vermehrung der Bevölkerung für lange Zeit mit keiner besonderen Gefahr. In solch günstigen Verhältnissen befinden sich z. B. Russland und die Vereinigten Staaten, welche hauptsächlich mit Slaven resp. Briten bevölkert sind. Infolgedessen können die jetzigen Verhältnisse bei den Völkern, sowohl der zivilisierten Welt, wie auch der anderen Erdteile, welche von der Zivilisation erobert werden, nicht lange andauern. Dr. Hübbe-Schleiden berechnet[1]) auf Grund der Angaben über Bevölkerungszuwachs in den letzten Jahren, wieviel Vertreter jede Rasse zu Ende des nächsten Jahrhunderts haben wird.

Bevölkerungszahl der europäischen Nationen in Tausenden:

	1850	1875	1980
Deutsche	52 930	64 470	146 000
Russische . . .	63 010	83 790	275 000
Englische	55 817	90 564	927 000
Romanische . . .	113 142	127 588	212 200
Niederländische . .	7 500	9 202	20 500
Skandinavische . .	6 272	8 134	24 000

Demnach wird der deutsche Stamm, welcher noch im Jahre 1895 seiner Zahl nach 71 Prozent des russischen und 77 Prozent des englischen Stammes entsprach, schon nach hundert Jahren auf 53 Prozent im Vergleich zu ersterem und 15 Prozent im Vergleich zu letzterem sinken.

In seinem bekannten Werke „Problems of Greater Britain" sagt Charles Dilke: „Die Hauptkraft, welche unsere Macht vorwärts brachte und auch erhält, liegt in den Verhältnissen, welche in unserem, unter sich eng verbündeten Volke vorherrschen. An den Resultaten seiner grandiosen Thätigkeit kann nicht gezweifelt werden. Die grossen Völker der alten Welt, mit Ausnahme der Engländer, werden gezwungen sein, in den vom Klima gezogenen Grenzen zu bleiben. Frankreich, Deutschland und andere Staaten können im künftigen Jahrhundert nur auf eine sehr beschränkte Rolle hoffen, und die Zukunft gehört sowohl unserem

[1]) Dr. Hübbe-Schleiden: „Deutsche Kolonisation."

(England und Union) wie dem russischen Stamm, den einzigen europäischen Völkern, welche ausserhalb Europas unermessliche Strecken fruchtbaren Landes mit einem Klima, das jede Bearbeitung ermöglicht, besitzen."

Zurückgehen der französischen Bevölkerung.

In seinem Werke über die Bevölkerung Frankreichs im Vergleich zu anderen Ländern zieht Levasseur folgenden Schluss: In der gesamten Bevölkerung der in Betracht gezogenen Staaten machte das französische Element unter Ludwig XIV. 38 Prozent, unmittelbar vor der Revolution nur 25 Prozent, nach Waterloo 21 Prozent, nach Sedan 15 Prozent, und im Jahre 1891 nur 12 Prozent aus; ein anderer Gelehrter, Professor Richet, stellt die traurige Prophezeiung auf, dass das erwähnte Verhältnis bis zum Jahre 1930 auf 7 Prozent herabsinken würde.

Hieraus ergiebt sich die Frage, welches Schicksal Frankreich bevorsteht, wenn es früher als die Nachbarn aufhören muss, die bis jetzt noch gleichstarken Schlachtreihen entsprechend zu ergänzen. Die Regierung hat die Pflicht, alle Anstrengungen zu machen, um diese „nationale Gefahr", wie Fravis es richtig nennt, abzuwenden. Der bekannte Statistiker Fonville schlägt hierfür einige gesellschaftliche Reformen vor, welche bis zu einem gewissen Grade die jährliche Geburtsziffer, z. B. im Durchschnitt um 2 Geburten in jeder Gemeinde steigern und in gleichem Maasse die jährliche Sterblichkeitsziffer vermindern sollten. Dann wäre jenes fortschreitende Anwachsen der Bevölkerung, welches 25 Jahre vorher bestand, wiederhergestellt.

Solange Deutschland zerstückelt war, wandte man hier der drohenden Gefahr keine Aufmerksamkeit zu, in der Voraussetzung, dass die Verwirklichung der Einigung des deutschen Volkes ihm eine glückliche Zukunft sichern würde; dennoch aber könnte nur der Eintritt irgend welcher unerwarteten Umstände den natürlichen Gang der Dinge ändern, welche eine verhältnismässige Schwächung des deutschen Stammes im Vergleich zum englischen und russischen für die Zukunft bedingen.

Würden z. B. ganz besondere Mittel zur Herstellung von Nahrungsstoffen erfunden werden, so könnte das die Krisis für längere Zeit hinausschieben. Eine solche Annahme ist nicht ganz in das Reich der Phantasie zu verweisen, weil die Chemiker bereits mit Erfolg versucht haben, Stickstoff aus der Luft zu gewinnen; doch auf Grund solch problematischer Dinge Berechnungen aufzustellen, ist unmöglich.

Das Anwachsen der Bedürfnisse in Deutschland.

In einem der vorhergehenden Kapitel[1]) haben wir unter anderem auf den Umstand hingewiesen, dass Deutschland der Zufuhr eines bedeutenden Quantums an Getreide, Fleisch und anderen Produkten benötigt, wogegen es seinerseits möglichst viele Erzeugnisse seiner Hände

[1]) Siehe Band IV. Kap. II: „Einwirkungen des Krieges."

und Fabriken zu exportieren bestrebt ist. Die Ausfuhr der deutschen Fabrikate ist — dank ihrer Billigkeit — nach Amerika und den europäischen Ländern, besonders nach Russland, ganz beträchtlich, doch diese Lage kann nicht als stabil betrachtet werden; die Union geht in der Entwickelung ihrer Industrie mit Riesenschritten vorwärts; schon jetzt denkt man dort daran, die Weltmärkte zu erobern, und die Nachfrage nach deutschen Fabrikaten in Russland hat in der letzten Zeit sehr abgenommen.

Auch die letzten zahlenmässigen Angaben stellen die Situation in Deutschland nicht in besonders günstigem Lichte dar. Die eintägige Volkszählung vom 1. Dezember 1890 ergab für Deutschland eine Bevölkerungsziffer von 49 423 000 Seelen. Das bedeutet für die letzten 10 Jahre einen Zuwachs von 4 Millionen Menschen — eine sehr ansehnliche Ziffer, für die eine entsprechende Vergrösserung der Existenzmittel notwendig st. Aus den Berechnungen, welche der gelehrte Statistiker Viebahn vornahm, kann man ersehen, dass der Jahresgebrauch eines Menschen folgender ist:

362	Pfund	Getreide	
51	„	Fleisch	
360	Liter	Milch	
60	Stück	Eier	
2½	Pfund	Wolle	
5	Arschin	Leinengewebe	(1 Arschin
16	„	Wollengewebe	= 71 cm)

Dazu müssen natürlich die Ausgaben für Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Möbel u. s. w. hinzugerechnet werden.

Für 4 Millionen Menschen erhalten wir entsprechend folgende Zahlen, welche ausdrücken, um wieviel die Bedürfnisse der Bevölkerung infolge ihres Anwachsens gesteigert sind:

14,4	Millionen	Zentner	Getreide
2	„	„	Fleisch
1440	„	Liter	Milch
240	„	Stück	Eier
ungefähr 9	„	Pfund	Wolle
20	„	Arschin	Leinengewebe
64	„	„	Wollengewebe.

Diese Ziffern beweisen deutlich, wie gewaltig das Anwachsen der Bedürfnisse ist: 14½ Millionen Zentner Getreide können annähernd auf 700 000 Hektaren Land geerntet, und 1½ Millionen Liter Milch von etwa 1 Million Kühe gewonnen werden. Woher aber diese Mittel nehmen, und wie die mit jedem Jahr steigenden Bedürfnisse befriedigen?

Die Antworten der Gelehrten, die sich mit dieser Frage beschäftigen, lassen sich folgendermaassen zusammenfassen:

„Der Staat, der auf die Einfuhr von Getreide und Fleisch angewiesen ist, stellt seine Existenz in vollständige Abhängigkeit von den sehr veränderlichen Verhältnissen des internationalen Handels. Es ist nicht anzunehmen, dass ein Staat wie Deutschland sich mit einer so wenig gesicherten Existenz zufrieden giebt. Man muss — und das ist die Aufgabe eines jeden zivilisierten Volkes — sich von diesen Fesseln zu befreien und seine Bedürfnisse durch Mittel, die aus eigenen Quellen geschöpft werden, zu befriedigen suchen.“[1])

II.

Aus den Berechnungen, die Hübbe-Schleiden nach den Angaben Ravensteins für die einzelnen Staaten und ihre Kolonien in ihren augenblicklichen Ausdehnungen, auf Grund ihrer Bevölkerungszunahme und der Möglichkeit des Nahrungserwerbes in jedem der betreffenden Länder, aufstellte, ergeben sich folgende Ziffern, welche die Bevölkerungsverhältnisse der letzten Vergangenheit, der Gegenwart und der nächsten Zukunft zur Darstellung bringen.

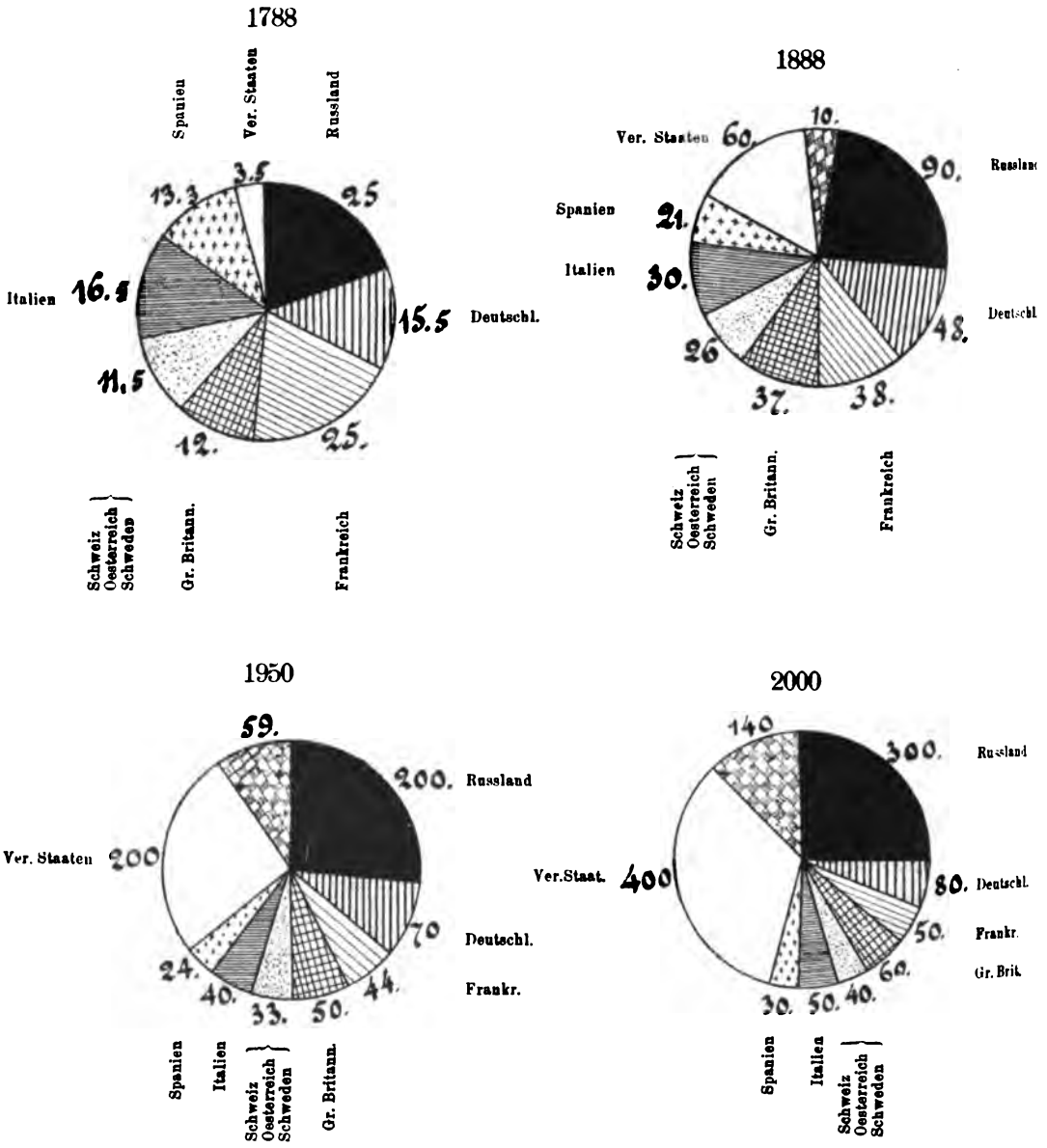
	Bevölkerung in Millionen			
	1788	1888	1950	2000
Deutschland	15,5	48	70	80
Europäisches Russland	25	90	200	300
Schweiz, Oesterreich, Schweden, Norwegen, Holland	11,5	26	33	40
Vereinigte Staaten	3,5	60	200	400
Grossbritannien	12	37	50	60
Kanada, Australien, Kapland	—	10	59	140
Frankreich	25	38	44	50
Spanien	13,3	21	24	30
Italien	16,5	30	40	50

Veränderungen der Bevölkerungszahl.

Hieraus ist ersichtlich, welch bedeutenden Veränderungen die Bevölkerungszahl und folglich auch die Kraft des Staates unterworfen ist. Vor hundert Jahren entsprach die Gesamtbevölkerung Deutschlands drei Fünfteln der Bevölkerung Russlands, heute kommt sie der Hälfte derselben gleich, nach 50 Jahren wird sie nur ein Drittel und nach hundert Jahren ein Viertel derselben betragen.

[1]) Dr. Zacharias: „Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den sozialen Notständen der Gegenwart.“ Jena 1892.

Um ein deutlicheres Bild dieser so wichtigen Erscheinung zu geben, bringen wir aus dem in der „Deutschen Kolonialzeitung“ erschienenen Artikel „Blicke in die Zukunft“ eine graphische Darstellung der uns interessierenden Fragen.



Die Bevölkerungszahl in den Jahren 1788 und 1888 und deren wahrscheinliche Vergrösserung in den Jahren 1950 und 2000.

Ziehen wir nicht nur das europäische, sondern auch das asiatische Russland in Berechnung, so erhalten wir für das Jahr 2000 nicht eine Ziffer von 300, sondern eine solche von 340 und vielleicht 350 Millionen, eine Zahl, die Deutschland keineswegs angenehm sein kann. Wenn wir das jährliche Wachstum der Bevölkerung Deutschlands mit 11,7 auf 1000 Einwohner veranschlagen, so könnte Deutschland nach 100 Jahren 170 Millionen Einwohner haben. Aber erstlich ist hierbei die Auswanderung nicht berücksichtigt, zweitens würden bei dieser Berechnung 300 Menschen auf einen Quadratkilometer entfallen; eine so starke Bevölkerung dürfte kein Land zu ernähren im Stande sein. Es giebt freilich Optimisten, die behaupten, dass dem deutschen Lande im Notfall ein zweiter Justus von Liebig erstehen werde, der sein Volk lehren würde, die Ergiebigkeit des Bodens zu vergrössern; aber bei der Bearbeitung ernster Fragen kann man solche Hirngespinste nicht in Betracht ziehen. Man kann ganz logisch voraussetzen, dass sich in den Ländern, welche sich der Uebervölkerung nähern, der jährliche Prozentsatz des Zuwachses verringern wird entweder aus moralischen Motiven im Sinne einer Schwächung der Produktionskräfte der Bevölkerung, wie wir es in Frankreich beobachten, oder infolge einer steigenden Auswanderung, wie es in Deutschland der Fall ist, so dass schliesslich bei einer gewissen Grenze das Wachstum stehen bleiben wird.

In diesem Falle muss die Bevölkerung Deutschlands im Jahre 2000 weniger als 80 Millionen betragen, während sowohl Amerika wie auch Russland in eine solche Lage überhaupt nicht kommen können, weil diese beiden Länder noch sehr weit von einer Uebervölkerung entfernt sind und ausserdem die günstigste Gelegenheit haben, ihre Gebiete nach Bedürfnis zu erweitern.

Das Erstarken Russlands für Deutschland eine Gefahr.

Alle diese Aussichten beunruhigen Deutschland unzweifelhaft, jedoch in verschieden hohem Grade. Das rasche Aufblühen Amerikas, d. h. der englischen Nation, kann nur die Eigenliebe der Deutschen berühren, bietet aber keine besondere Gefahr. Erstens ist diese Entwickelung eine rein industrielle, zweitens liegt die Union auf der andern Seite des Ozeans und endlich fehlt jede traditionelle Feindschaft zwischen der britischen und der deutschen Nation.

Ganz anders Russland. Hier ruft das Fehlen irgend einer natürlichen Grenze zwischen den beiden, sich auf einer langen Linie berührenden Staaten die Befürchtung hervor, dass sich Anlass zum Kriege bietet.

Ausserdem umschliesst Deutschland in seinen Grenzen einen grossen Teil der Länder, die früher den slavischen Stämmen gehörten. Noch jetzt zählt man in den östlichen Provinzen 7 410 000 Einwohner, welche

die slavische Sprache sprechen und wahrscheinlich mit ihrer jetzigen politischen Lage unzufrieden sind. Wenn wir auch voraussetzen, dass diese Unzufriedenheit niemals in realer Weise zum Ausdruck kommen dürfte, so müssen die Deutschen doch vor diesem feindseligen Element auf der Hut sein.

Auf solche Art ist das Erstarken Russlands für Deutschland eine Frage, die Beachtung verdient und bei den Leitern der deutschen Politik den natürlichen Wunsch wachruft, die steigende Macht des Nachbarn wenn auch nicht zu brechen, so doch wenigstens zu schwächen.

Hier muss noch auf einen Umstand aufmerksam gemacht werden. In Deutschland vergrössert sich die Zahl der Handwerker beständig, während die der Landwirte abnimmt, und darin kann man eine für die Landesverteidigung ungünstige Erscheinung erblicken.

Der Landwirt verträgt die klimatischen Veränderungen und die Unzuträglichkeit des Lagerlebens leichter und kann sich schneller im Felde orientieren als der städtische Einwohner — der Handwerker. Auf Grund dieses Themas schildert Gorges, der Verfasser einer seinerzeit in der Militärzeitung günstig beurteilten Broschüre die wahrscheinlichen Resultate einer solchen Veränderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung in den düstersten Farben.

Die Zahl der städtischen Bevölkerung zu der der ländlichen.

„Aus den letzten Offiziellen Angaben" — sagt er — „ergiebt sich, dass von 1000 Männern in den landwirtschaftlichen Bezirken 11, in den Industriebezirken dagegen nur 3 in den Militärdienst treten." Diese Ziffern sind beredt. Im gegenwärtigen Moment beträgt die städtische Bevölkerung in Deutschland circa 12 Millionen, folglich verhält sich das Kontingent, welches aus den Städten zur Fahne einberufen wird, zu dem aus den Dörfern rekrutierten wie $1 : 1^1/_2$. Vor 30 Jahren war das Verhältnis wie 1 : 2, nach weiteren 30 Jahren — wenn keine ausserordentlichen Ereignisse eintreten — wird das Verhältnis wie 1 : 1 sein, d. h. die Zahl der städtischen Einwohner im Reich ist gleich der der ländlichen.

Angesichts dieses Resultats macht Gorges folgenden Vorschlag: unsere ganze Bevölkerung müsse sich mehr „verbauern", d. h. der Bauer fester an seiner Scholle hängen, und der Fabrikarbeiter zum Besitzer eines, wenn auch kleinen Stückes Ackerland — sei es ein Gemüse-, sei es ein Blumengarten — gemacht werden, dessen Bearbeitung ihm die Gesundheit des Körpers und des Geistes sichert. Ein mehr oder weniger ähnliches Resultat erstrebt das Projekt, unveräusserliche Minimal-Ackerflächen (homestead) zu schaffen, ein Projekt, welches auch von dem verstorbenen Grafen Moltke unterstützt wurde.

Aus den eben dargelegten Aussichten für die Zukunft würde sich ergeben, dass die Völker, besonders die Deutschen, denen eine Schwächung infolge des Zuwachsverhältnisses droht, bereit sein müssen, mit anderen Völkern, die bezüglich ihrer künftigen Entwickelung günstiger gestellt sind, event. sofort Krieg zu beginnen und ihnen Gebiete zu entreissen. Doch können Umstände eintreten, die dieses nicht zulassen oder dem entgegenwirken. Bei der jetzigen Lage ist ein Krieg, dessen Zweck die Eroberung einer Provinz wäre, ohne Deutschlands Teilnahme undenkbar, während andererseits auch ein für Deutschland günstig endender Krieg infolge besonderer Bedingungen dessen ungünstige Lage bezüglich der Kraft, die der Bevölkerungszuwachs verleiht, nicht ändern würde.

Die politische Lage Deutschlands würde sich auch nach den glänzendsten Siegen, welche die Eroberung neuer bedeutender Territorien im Westen oder Osten ermöglichten, nicht verbessern. Um sich darüber klar zu werden, muss man die gegenwärtige Lage Deutschlands in Betracht ziehen.

V.

Die Einigung Deutschlands.

Die Einigung Deutschlands und die hierdurch entstandenen Gefahren und Bündnisse.

In allen Ländern Europas, wo die obligatorische Wehrpflicht eingeführt ist, sind die Armeen Volksheere geworden. In dem Geist dieser Heere im Kriege wird sich die Stimmung des Volkes wiederspiegeln, und so muss man die grösste Einheit des Geistes in den Heeren der Staaten voraussetzen, welche ethnographisch die einheitlichste Bevölkerung besitzen.

Demnach dürfte eines solcher Heere, in denen nach dem deutschen Ausdruck die „Volksseele" sich kräftig offenbaren wird, auch das deutsche sein, da die nichtdeutschen Elemente in ihm nur eine schwache Beimischung bilden. Und wirklich kann dies in allen den Fällen sein, wo alle Deutschen von einem Gefühl durchdrungen sind, wo der Preusse sich nur als Deutscher und der Deutsche nur als Preusse fühlen wird.

In dem deutschen Heere wird sich die Volksstimmung stark wiederspiegeln, aber die Sache ist die, dass unter gewissen Umständen die Stimmung des Volkes selbst sich in den verschiedenen Teilen Deutschlands verschieden offenbaren kann. Den Regierungen der anderen grossen Militärstaaten wird es leichter sein, die Gefühle und selbst Vorurteile des Volkes in einer gewünschten Richtung zu erregen als gerade der deutschen Regierung.

Man muss im Auge behalten, dass die Einheit Deutschlands nur durch Gewalt, durch Eroberung, wenn auch im Namen der Einheitsbestrebungen des Volkes verwirklicht ist. Diese Bestrebungen schlossen durchaus nicht die Wünsche in sich, Vergewaltigung zu gebrauchen, einige Staaten des Bundes einfach in preussische Provinzen zu verwandeln. Nur der sieggekrönte Krieg von 1870 gegen den „Erbfeind", welcher die deutsche Selbstliebe hoch erhob, hat, sozusagen, die nach 1866 hervortretenden Risse mit Lorbeeren zugedeckt. Aber diese Risse sind

noch bis jetzt geblieben. Die Stimmung in den Ländern Süd- und Mitteldeutschlands kann sich als recht verschieden von der Stimmung der Deutschen in Preussen erweisen, und es lassen sich selbst Fälle denken, wo die Interessen des Deutschen als Deutschen den Interessen des Unterthanen der Hohenzollern entgegenstehen können.

In der denkwürdigen Rede, mit welcher Bismarck zum erstenmale im Herbst 1862 als preussischer Ministerpräsident hervortrat, wurde erwähnt, dass Preussen eine allzu schwere Rüstung für seinen schmalen Leib trüge und dass hieraus die Notwendigkeit hervorgehe, die unbefriedigenden Grenzen Preussens zu verbessern. Aber obwohl die Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau u. s. w. den Leib der preussischen Monarchie erweiterte, so verstärkte sie doch auch die Schwere der Rüstung, so dass auch für die Bevölkerung Preussens selbst die Kriegslast nicht weniger fühlbar wurde. Für das übrige Deutschland aber, welches früher von dem preussischen Militärsystem frei war, stellte sich diese bis zum Uebermaass noch gestiegene Last als geradezu unerträglich dar.

Als Resultat eines Sieges Deutschlands in dem künftigen Kriege liesse sich nur eine Erweiterung des preussischen Territoriums nach Osten vorstellen, aber für das ausserpreussische Deutschland würde dies nur die Schaffung desselben Anlasses zur Revanche auch im Osten sein, der 1871 im Westen geschaffen wurde und die Perspektive von weiteren verstärkten Rüstungen vielleicht für Jahrzehnte.

Deutsche und spezifisch-preussische Strömung.

Andererseits offenbart sich in den preussischen Regierungssphären bekanntlich neben der „deutschen" Strömung, die ihren Grund in der Thatsache der Einigung Deutschlands selbst hat, beständig auch eine andere spezifisch-preussische Strömung, welche von dem historischen Faktum ausgeht, dass für die preussische Politik die Einheitsbestrebungen des Volkes in Wirklichkeit als Mittel zur territorialen Vergrösserung und zur Schaffung der Vormacht Preussens dienten. In dieser Richtung des Regierungsgedankens bewegt sich auch die Ansicht, dass die „Deutschthuerei" für Preussen nur Mittel und nicht Ziel sei. Indessen wäre auch nach einem neuen erfolgreichen Kriege die Bevölkerung verschiedener Teile Deutschlands, verschiedene deutsche Volksstämme durchaus nicht zu einem raschen Preussischwerden mittelst äusserer Maassregeln geneigt.

Schwierigkeiten eines Angriffskrieges seitens Deutschlands.

Von nicht unwesentlicher Bedeutung ist auch die Verschiedenheit der Konfessionen. Die katholische Bevölkerung Deutschlands befreundet sich nicht völlig mit dem protestantischen Charakter der kaiserlichen Gewalt, welcher bei einer Verstärkung derselben noch reliefartiger hervortreten muss.[1])

[1]) Constantin Frantz: „Deutschlands Weltpolitik."

Weiter muss man zugeben, dass die Masse in Deutschland auf einer höheren Bildungsstufe steht als in anderen Staaten und schon deshalb sich nicht so leicht der „Bearbeitung" der öffentlichen Meinung in der erwünschten Richtung ergiebt, zumal das Temperament der Volksmassen mehr ruhig und überlegend ist. Nur das Häuflein der sogenannten Junker, in dem der militärische Beruf erblich ist, kann zum Kriege neigen, das ganze Volk aber betrachtet, ganz unabhängig von der Propaganda der Fortschrittler und Sozialisten, schon infolge seines Temperaments und seiner verhältnismässig hohen Bildung den Krieg als ein Uebel, welches in unserer Zeit nicht zulässig sein sollte.

Alles dies führt zu dem Gedanken, dass, wenn die kaiserliche Regierung sich zu einem Angriffskriege entschlösse, der durch keinerlei Bedrohung Deutschlands berechtigt erschiene, in Deutschland Unzufriedenheit gegen ein solches Beginnen hervortreten und man darin nur die preussische Selbstliebe und den Wunsch, Deutschland ganz preussisch zu machen, erblicken würde.

Endlich könnten auch in Preussen selbst neue militärische Erfolge nur der reaktionären Junkerpartei Nutzen bringen, die aber weder in Preussen noch auch in dem übrigen Deutschland populär ist.

Wenn daher die Rede nur von der Wahrscheinlichkeit eines Angriffskrieges Deutschlands gegen Frankreich ginge, so würde schon das von uns Gesagte genügen, um ein Streben des deutschen Volkes nach einem solchen Kriege als unwahrscheinlich zu bezeichnen. Etwas anders stellt sich die Frage in Bezug auf Russland.

Wir haben schon davon gesprochen, dass für die deutsche Reichsregierung mehr als für irgend eine andere in einem kritischen, durch staatsfeindliche Bestrebungen hervorgerufenen Augenblick die Versuchung eintreten könnte, die Geister durch einen Krieg abzulenken, auf dessen Unvermeidlichkeit die öffentliche Meinung vorbereitet ist. Hierfür könnte aber nur ein Krieg im Osten taugen, da die Sozialisten, welche gegen einen Krieg mit Frankreich wären, weit leichter einen Krieg mit Russland annehmen würden. Und nicht nur sie allein, sondern auch alle Deutschen wären eher zu einem Angriffskriege gegen Russland als gegen das bereits besiegte Frankreich geneigt. Uebrigens ist zu bemerken, dass seit dem Berliner Kongress auch Russland gegen die preussische Diplomatie Misstrauen und selbst eine gewisse Antipathie gegen das deutsche Volk hegt; hat dieses doch lange Zeit hindurch für die treulose Politik des Fürsten Bismarck gegen Russland keinen Tadel gefunden, gewissermaassen die Dienste völlig vergessend, welche Russland bei der Einigung Deutschlands geleistet.

Misstrauen Russlands gegen die deutsche Politik.

Die Ursache dieser Stimmung hat ihre tiefen Wurzeln ebenso in dem Leben Deutschlands, besonders Preussens, wie auch in dem Leben

Russlands. Sie ist nicht ein Werk des Zufalls. Wie für den einzelnen Menschen das, was er in der Gegenwart durchlebt, eine Folge dessen ist, was er in der Vergangenheit durchlebt hat, so hat auch die jetzige Stimmung Deutschlands gegen Russland und die russische Stimmung gegen Deutschland ihre historischen Ursachen.

Leider vernachlässigen die Forscher und Männer der Praxis, besonders in Russland, bei der Lösung von Fragen staatlichen und internationalen Charakters häufig die historische Methode. Und doch vermag nur diese Methode den Forscher vor einseitigen Anschauungen zu bewahren. Oberst Geismann hat völlig recht, wenn er zur Rechtfertigung des breiten Raumes, den er in seiner schätzenswerten Arbeit[1]) der historischen Abteilung eingeräumt hat, sagt, dass militärische Fragen, bevor sie auf den rein militärischen Boden gestellt werden, erst als Vorbereitung das parallele Studium der allgemeinen historischen und speziell kriegshistorischen Fragen bedingen, wie auch der Geschichte der Kriegskunst und der Entwickelungsgeschichte der Völker und Gesellschaft, damit umfassende und allseitige Schlüsse gewonnen werden.

Gründe der heutigen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland.

Um die erwähnten historischen Gründe der heutigen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland klarzustellen, müssen wir einen Blick auf die Einigung Deutschlands selbst unter dem kaiserlichen Scepter in den Händen der Hohenzollern werfen und auf die Beziehungen, die die russische Politik zu Deutschland in gewissen Momenten des verflossenen halben Jahrhunderts unterhielt: erstlich zu der Zeit, als Deutschland bis zu einem gewissen Grade Grund hatte, mit den Beziehungen Russlands zu ihm unzufrieden zu sein, und zweitens auf die Momente nach der bereits erfolgten Einigung Deutschlands, wo die Interessen Russlands wesentlich verletzt wurden. Erst dann werden wir im Stande sein, ein Gemälde der Besonderheiten der deutschen Armee zu entwerfen, die in dem zukünftigen Kriege Bedeutung gewinnen können.

1. Die Ohnmacht Deutschlands und sein Kampf um Einheit.

Der auf dem Wiener Kongress geschaffene Deutsche Bund repräsentierte bereits nicht mehr den politischen Körper, welchen trotz seiner Föderativverfassung das frühere von Napoleon zerstörte Reich gebildet hatte. Das einst so mächtige Reich war zu einem Konglomerat

[1]) „Parallele zwischen dem Eindringen der Preussen in Böhmen in den Jahren 1757 und 1866. Ursachen des Misserfolges der Oesterreicher im Jahre 1866.“ Petersburg 1892.

von völlig unabhängigen politischen Einheiten, grossen und kleinen, unter der Führerschaft Oesterreichs geworden. Demselben gehörten 39 Staaten an, darunter auch die deutschen Länder, die ausländischen Herrschern gehörten, wie z. B. die Könige von Dänemark, der Niederlande und selbst von England Mitglieder des Deutschen Bundes waren.

Demnach war der Deutsche Bund kein irgendwie ganzer politischer Organismus und repräsentierte nicht einmal die Einheit des deutschen Volkes insoweit, wie dies trotz seinen einigen hundert weltlichen und geistlichen Besitzungen einst mächtige Reich es gethan hatte. Das einzige Prinzip, das die Staaten des Bundes verband, war das Prinzip der Reaktion.[1]) Auch schon das frühere Deutsche Reich hatte infolge des Dreissigjährigen und besonders des Siebenjährigen Krieges seine Macht verloren. Der Deutsche Bund, in welchem jede Initiative nach aussen hin durch die Nebenbuhlerschaft Preussens und Oesterreichs lahm gelegt wurde, war als europäische Macht noch ohnmächtiger und hatte von dem früheren Reich nur alle Nachteile der Zersplitterung der Nation in zahlreiche staatliche Einzelheiten geerbt. Jeder Staat hatte sein eigenes Heer, das bei solcher Sachlage vor allem polizeiliche Bedeutung hatte, jeder Staat seine eigene Münze und seine Zollämter, so dass an einigen Stellen des Rheinlaufes die Ueberführung von Waren nur vom rechten auf das linke Ufer, resp. umgekehrt, an anderen nur die Uebersetzung von Passagieren erlaubt war. Bei dem Fehlen von Eisenbahnen lasteten die Zollämter und Postscherereien auf den Wasser- und Landwegen äusserst schwer auf der wirtschaftlichen Entwickelung. Dasselbe lässt sich von dem Papiergelde sagen, das in jedem Staate anders war und auf dem einen oder anderen System der Sicherstellung beruhte.

Eine solche Lage war für die deutsche Nation in politischer wie in ökonomischer Hinsicht äusserst beschwerlich. Erstens verurteilte sie die Nation zu völliger Ohnmacht und zweitens schuf sie eine Gelegenheit für viele Regierungen, für sich Vorteile herauszuschlagen.

Nutzen, welchen Preussen aus der augenblicklichen Lage zog.

Preussen verstand aus dieser Lage für sich Nutzen zu ziehen, indem es mit richtiger Berechnung seine Einigungspläne auf wirtschaftlichem Gebiet aufbaute, das die Volksmassen am nächsten anging. Der erste und äusserst wichtige Schritt zur Einigung Deutschlands unter preussischer Hegemonie war die Schaffung des deutschen Zollvereins. Oesterreich blieb ausserhalb dieses Bundes und schon dieser Umstand liess die Zukunft voraussehen. Die Nation konnte nicht umhin, Vergleiche zwischen Preussen zu machen, welches die Wege zu Verbesserungen wies, und Oesterreich, das auf dem Stillstand beharrte.

[1]) Dr. Otto Henne-am-Rhyn: „Die Einigung Deutschlands."

Preussens Vorteile vor Oesterreich.

In Bezug auf den Heeresbestand war die Lage Preussens gleichfalls günstiger. Abgesehen von einer kleinen Beimischung von Polen und Litauern überwog überall in allen Garnisonen das deutsche Element die deutsche Sprache. In der österreichischen Armee war das umgekehrte der Fall. Obwohl die ungarischen Regimenter nach Tirol geschickt wurden, die italienischen nach Böhmen, die galizisch-polnischen nach Wien, Triest u. s. w., gab diese Armee doch ein wahres Sprachengemisch ab.

Den Absichten Preussens auf Umbildung und Vereinigung des Bundes unter seiner Führung kam auch die wirtschaftliche Umwälzung seit Anfang der 40er Jahre zu gute, welche der partikularistischen Zersplitterung der politischen Macht und der Verschiedenartigkeit der finanziellen Bedingungen widerstrebte, weil Industrie und Handel die einer Zersplitterung entgegengesetzten Bahnen einschlugen. Die handwerksmässige Industrie ging zur Fabrikindustrie über, der lokale Kleinhandel wurde kapitalistisch und breitete sich auf grosse Entfernungen aus.

Veränderte Produktionsweise.

Die Anwendung der Dampfkraft in der Wasser- und Landkommunikation gab den Handels- und internationalen Beziehungen eine rasche und gewaltige Entwickelung. Angesichts derselben wurde das Bestehen kleiner Staaten mit verschiedenen Zolltarifen, verschiedener Münze, mit einer Menge eigenartiger Beschränkungen eine Anomalie. Die Einführung der Dampfkraft in die Industrie rief auch die Erfindung zahlreicher Maschinen hervor, die den Fabriken ein gewaltiges Uebergewicht über die Handarbeit des Handwerkers gaben. Die Eisenbahnen, regelmässige Dampfschifftouren, das Entstehen grosser Fabriken, welche einer bedeutenden Menge der örtlichen Bevölkerung und selbst Arbeitern aus anderen Gegenden Beschäftigung gaben, veränderten den Charakter des Handels und der Industrie vollständig. Infolgedessen mussten die realen Bedürfnisse klar auf die Unmöglichkeit hinweisen, das System der zahllosen Zollämter und verschiedenartigen Einschränkungen noch länger beizubehalten. Das gesellschaftliche Leben konnte sich nicht mehr wie früher in die engen Grenzen der äussersten politischen Zersplitterung einschliessen, zumal gerade in Deutschland, dem Zentrum Europas und überdies dem Lande, wo schon damals die Volksbildung höher stand als anderswo.

Die erste französische Revolution und die Invasionen Napoleons hatten bei den herrschenden Klassen des europäischen Kontinents die äusserste Reaktion, den Argwohn gegen alle gesellschaftlichen Vereinigungen und selbst gegen die Schule, die Hartnäckigkeit in der Bewahrung der alten Ordnung, die Abneigung gegen Konzessionen an den Zeitgeist hervorgerufen, den Geistern war aber schon der Anstoss gegeben, die

Bedürfnisse des Lebens hatten sich verändert, die Bildung sich in den mittleren Klassen verbreitet bis hinein in die Volksmassen. Und in dem Maasse, wie man oben die Zügel straffer zog, die Reaktion fast bis zum Fanatismus trieb, begann sich unten der Drang und der Fanatismus einer plötzlichen und völligen Umwälzung der politischen Organisation als nicht nur unumgänglich, sondern auch als möglich zu entwickeln.

Die revolutionären Bestrebungen in Deutschland und Oesterreich.

Die erste Hälfte des Jahrhunderts verfloss im latenten und sodann im offenen Kampf zwischen dem Fanatismus der Reaktion und der Revolution. Die revolutionären Bestrebungen in Deutschland und Oesterreich entzündeten sich endlich an dem Vulkan, der in Frankreich fortfuhr zu rauchen. Sein neuer Ausbruch im Jahre 1848 und die Proklamation der Republik in Frankreich wurden das Signal zu einer Bewegung in Deutschland, welche zu den Aufständen von Berlin, Wien, Dresden, Baden und Schleswig-Holstein führte. Der preussische König Friedrich Wilhelm IV. gab seinem Volke eine Konstitution und wollte den nationalen Aufstand in Schleswig-Holstein unterstützen, wurde hiervon aber durch einige Kabinette zurückgehalten.

Die nationalen Einigungsbestrebungen in Deutschland, die sich in dem Nationalverein verkörperten, die Versammlung der Vertreter der verschiedenen Volksstämme, die sich in Frankfurt a. M. als Parlament erklärte, setzten ihre Hoffnungen auf den preussischen König, dem das erwähnte Parlament auch die Kaiserkrone anbot. Eine auch nur einigermaassen zusammenhängende Skizze der Ereignisse jener Epoche, welche jedem allbekannt sind, liegt nicht im Rahmen unserer Aufgabe; wir erwähnen nur im Vorübergehen diejenigen von ihnen, die als Hauptetappen für die Einigung Deutschlands unter preussischer Führung dienten.

Die deutschen Patrioten waren auf Oesterreich angewiesen.

Die deutschen Patrioten mussten schon deshalb ihre Hoffnungen auf Preussen setzen, weil sie von Oesterreich absolut nichts zu hoffen hatten, dessen Regierungskreise der Hauptherd der europäischen Reaktion waren. Man kann sagen, dass Metternich in gewissem Sinne den Weg für Bismarck vorbereitet hat.

Das damalige Oesterreich wurde nicht nur ausserhalb seiner Grenzen gehasst, sondern auch von den eigenen Unterthanen der verschiedenen Stämme. Voller Stillstand, finanzielle Unordnung bis zum Bankerott, die „Piombi" in Venedig, die Festung Spielberg für die italienischen Patrioten, das von Regierungsagenten den galizischen Bauern suggerierte Gemetzel der Gutsbesitzer, die nicht einmal an dem Aufstand schuld waren, das waren die Folgen eines inneren Systems, das sich direkt auf den blossen Stillstand und die blinde Leugnung aller neuen Bedürfnisse gründete, eines Systems, welches in finanzieller wie in politischer Hinsicht seine völlige Insolvenz bekundete.

Die innere Lage Oesterreichs.

Es wird nicht überflüssig sein, hier auf eine zeitgenössische Aeusserung über die damalige innere Lage Oesterreichs zu verweisen. „Die Kläglichkeit der Leute, welche die Zügel der Regierung in Händen halten, offenbart, vielleicht in etwas vergröberter Beleuchtung, die Kläglichkeit der Dinge. Man muss zugeben, dass die Krisis, worin sich die österreichische Monarchie befindet, eine der ernstesten ist. Man kann für die Zukunft dieser Monarchie nicht bürgen, wenn nicht ihre Verbündeten ihr durch moralische und im Notfalle auch materielle Unterstützung zu Hilfe kommen und der Regierung nicht die nötige Kraft und Energie geben. Fürst Metternich hat mehr wie einmal geklagt, dass die Verbündeten Oesterreich aufgegeben haben. Man erwartet ein Wort des russischen Kaisers als Rettungsanker, der Rettungsanker bezog sich auf Geld, welches die österreichische Regierung von der russischen erbat.“ [1])

Die Intervention des Kaisers Nikolaus.

Die Hilfe wurde geleistet, und nicht nur mit Geld. Als unter den Aufständen der Ungarn gegen die Regierung, der Kroaten gegen Ungarn, Wiens gegen Metternich der Thron der Habsburger völlig ins Schwanken geriet und vielleicht für immer gefallen wäre, trat die mächtige militärische Unterstützung seitens Russlands ein. Diese Intervention des Kaisers Nikolaus wird jetzt von allen als ein grosser politischer Fehler anerkannt, dem kein reelles russisches Interesse, sondern das abstrakte konservative Prinzip zu Grunde liegt.

In Deutschland war diese Einmischung im höchsten Grade unpopulär, um so mehr als sie neben der Unterstützung Oesterreichs für Preussen die äusserste Erniedrigung brachte.

Andererseits wurde in Preussen selbst die Ansicht aufrecht erhalten, dass der russische Einfluss beständig auf den Handlungen der preussischen Regierung laste. Ein solcher Einfluss trat zweifellos in den Momenten hervor, wo Friedrich Wilhelm IV. den schleswig-holsteinschen Aufstand zu unterstützen gedachte und ihm die deutsche Kaiserkrone angeboten wurde, aber die öffentliche Meinung in Deutschland ging weiter, und jeder reaktionäre Schritt des Berliner Kabinetts wurde durch den Einfluss Russlands erklärt. So wurde auch die willkürliche Aenderung einiger Punkte der der Regierung selbst octroyierten Konstitution aufgefasst.

Es ist natürlich, dass die Sympathien der deutschen Patrioten für Preussen in dem Maasse schwächer wurden, wie die preussische Regierung zauderte, sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen, und zuletzt direkt hinter derselben zurückblieb. Einmal schlug während der Thätigkeit des Frankfurter Parlaments die Menge die Fenster in dem

[1]) S. M. Ssolowjew: „Russland, Oesterreich und England in der Zeit der Bewegungen von 1848—1849.“

Hause des preussischen Bevollmächtigten beim Bunde, Grafen Dönhoff, ein. „Bei einem solchen Gange der Dinge, — sagte dieser zu den sich entschuldigenden Vertretern der Stadt — wird Preussen alles nehmen, was zu nehmen es im Stande sein wird".[1]) Und wirklich nahm es in der Folge mehr, als sein Gesandter vorausgesehen hatte.

Friedrich Wilhelm IV. schwankende Haltung.

Damals aber mangelte es dem König an der nötigen Entschiedenheit, er schwankte beständig einerseits zwischen seinen ehrgeizigen Plänen und dem Kokettieren mit der deutscheu Idee, andererseits seinen eigenen reaktionären Ueberzeugungen und dem Druck der Kabinette von Petersburg und Wien. Als 1848 vor ihm die Deputation des Frankfurter Parlaments mit dem Angebot der Kaiserkrone erschien, da sagte der österreichische Gesandte zu Friedrich Wilhelm IV.: „Ich werde niemals glauben, dass Ew. Majestät eine aus dem Schlamm der Revolution heraufgeholte Krone, eine Schweinekrone auf Ihr Haupt setzen.[2]) Der König befand sich unter dem Eindruck dieser Vorstellung des Barons Prokesch, als er an Arndt schrieb: „Die Krone, für die Sie sich zum Unglück so interessieren, ist besudelt".

2. Kaiser Nikolaus gegen die Volksbewegungen.

In völliger Uebereinstimmung mit der österreichischen Regierung schaute auch Zar Nikolaus I., der auf den König grossen Einfluss hatte, auf die „deutschen" Bestrebungen Friedrich Wilhelms IV. Wir müssen bei diesem Einfluss etwas stehen bleiben, um jene Gefühle des Misstrauens und der Abneigung gegen Russland zu erklären, die man sich in Preussen und sodann auch in Deutschland gerade in jener Zeit im allgemeinen aneignete, Gefühle, welche auch in der Folge trotz der langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Regierungen Russlands und Preussens nicht schwanden.

Kaiser Nikolaus als Schützer der heiligen Allianz.

Kaiser Nikolaus I. hielt sich bekanntlich berufen, in ganz Europa die Prinzipien zu schützen, die der heiligen Allianz zu Grunde lagen. Im Jahre 1830 hatte er die Absicht, seine Heere nach Frankreich vorrücken zu lassen, um die Revolution zu bändigen und den Räuber der Macht des legitimen Königs zu vertreiben.[3]) Kraft dieses Prinzips unter-

[1]) „Das neue Preussen und seine Zukunft" 1891.
[2]) „La Prusse et son roi".
[3]) S. S. Tatischtschew: „Nikolaus I. und die Juli-Monarchie".

drückte er auch den Aufstand in Ungarn gegen den Kaiser von Oesterreich. Die strenge Bestimmtheit der Ansichten des Kaisers Nikolaus, die Festigkeit seines Charakters und überhaupt die Erkenntnis, dass er fähig war, nicht nur seinen Willen entschieden auszudrücken, sondern auch sofort in die That umzusetzen, verliehen der Stimme des Herrschers des mächtigen Landes eine sehr grosse Bedeutung in ganz Europa.

Urteile von Zeitgenossen über Kaiser Nikolaus.

Mit der vollen Klarheit der Ansichten und der Charakterstärke verband sich auch der persönliche Zauber, der dem Zaren nach dem Urteil der Zeitgenossen eigen war. Selbst Guizot, der sich ablehnend gegen ihn verhielt, musste, nachdem er ihn in London gesehen hatte, gerade diesen persönlichen Zauber, die Majestät und Liebenswürdigkeit anerkennen, womit der Zar die Königin Viktoria, ihre Minister, die Lords, die Damen und die ganze auf ihn schauende Bevölkerung zu fesseln verstand.[1]) Die Königin Viktoria kam in ihren Briefen an den belgischen König Leopold mehrmals auf die Beschreibung des Aeussern des russischen Monarchen zurück, und dem Eindruck,[2]) welchen er auf sie gemacht hatte. „Die Strenge seines Blicks" — schreibt sie unter anderem — „verschwindet in bedeutendem Maasse, sobald man mit ihm bekannt wird und ändert sich, je nachdem er sich beherrscht oder nicht. Sein Anblick frappiert ohne Zweifel; er ist noch immer sehr hübsch, sein Profil herrlich, seine Manieren voll Würde und Grazie. Er ist sehr höflich; seine Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit flössen sogar Furcht ein. Aber der Ausdruck seiner Augen ist streng und gleicht in nichts dem, was ich früher gesehen habe. Er macht auf Albert und mich den Eindruck eines unglücklichen Menschen, dem die Schwere seiner maasslosen Macht und seine Stellung drückt und quält . . . Er besitzt vieles, womit ich mich nicht befreunden kann, und ich glaube, dass man seinen Charakter so betrachten und begreifen muss, wie er ist. Er ist finster und streng und treu den genauen Grundsätzen der Pflicht, die aufzugeben ihn nichts auf der Welt veranlassen wird".

„Ich halte ihn nicht für sehr klug; sein Verstand ist nicht durchgearbeitet. Seine Erziehung war nachlässig, Politik und Kriegswesen sind die einzigen Gegenstände, welche ihm grosses Interesse einflössen; er schenkt seine Aufmerksamkeit weder den Künsten, noch den anderen zarteren Beschäftigungen, aber er ist aufrichtig, ich zweifle hieran nicht, aufrichtig sogar in seinen despotischsten Handlungen, in der Ueberzeugung, dass dies die einzig mögliche Art des Regierens sei. Ich bin überzeugt, dass er nicht die entsetzlichen Fälle persönlichen Unglücks ahnt, die er so

[1]) Guizot: „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps". VI. pag. 208—209.

[2]) S. S. Tatischtschew: „Kaiser Nikolaus I. in London".

häufig veranlasst, denn ich habe aus verschiedenen Beispielen ersehen, dass man ihn über viele Dinge in Unwissenheit erhält, welche von seinen Unterthanen auf höchst käufliche Weise durchgeführt werden, während er sich für ausserordentlich gerecht hält. Er sinnt über allgemeine Maassregeln nach und geht nicht in die Details ein. Ich bin überzeugt, dass vieles nicht zu seinem Ohr kommt und auch nicht kommen kann, wenn man die Sache aufmerksam betrachtet."

„Die Nachricht von dem raschen und kläglichen Ende der Juli-Monarchie übte auf Kaiser Nikolaus einen erschütternden Eindruck aus," erzählt Tatischtschew nach den Worten eines Augenzeugen.[1]) Nach den Angaben des zeitgenössischen Augenzeugen schien dem Kaiser der allgemeine Krieg die unvermeidliche Folge zu sein. „Satteln Sie Ihre Pferde, meine Herren; in Frankreich herrscht die Republik," das waren die Worte, mit denen sich der Kaiser auf einem Fest im Winterpalais an die Offiziere wandte, die Depesche über die Pariser Ereignisse in der Hand. Seinen jüngeren Söhnen, den Grossfürsten Nikolaus und Michael Nikolajewitsch bemerkte er, dass sie vielleicht im nächsten Sommer ihre Bildung auf den Schlachtfeldern würden fortsetzen müssen.

Die Lage Europas in dem Zeitraum 1830 bis 1848.

Die Lage Europas in dem Zeitraum 1830 bis 1848 war folgende: Oesterreich, die deutschen und italienischen Fürsten dachten nur an die Reaktion gegen die revolutionären Prinzipien, England wurde in Frankreich gehasst und rechtfertigte diesen Hass durch die Bildung des Vier-Bundes gegen Frankreich wegen der egyptischen Angelegenheiten. Dieser Bund war insofern sehr merkwürdig, dass Russland in ihm die Türkei verteidigte, wie es vor einigen Jahren Oesterreich gerettet hatte. Frankreich blieb völlig isoliert und verhielt sich zaghaft, da es beständig die Bildung einer Koalition gegen sich erwarten konnte.

Unterdessen hatte Russland noch unter Alexander I., welcher als der Befreier Europas von Napoleon galt und an die Spitze der heiligen Allianz getreten war, eine vorherrschende Bedeutung erworben.

Es war völlig natürlich, dass Kaiser Nikolaus bei der erwähnten Sachlage und bei seinem energischen Charakter eine noch grössere Autorität in Europa gewann. Sein Irrtum bestand nur darin, dass er diese hohe Autorität, die ihm von allen eingeräumt wurde, nur der Macht seines Reiches und seiner Festigkeit zuschrieb und die politische Lage Europas ausser acht liess, welche die Kraft seines Einflusses nicht wenig förderte. Und wirklich erfolgte, sobald er, von dem Bewusstsein seiner gewaltigen Bedeutung in Europa fortgerissen, eine Frage berührte, in welcher sich die ganze Lage veränderte und er nicht mehr an der Spitze

[1]) „Nikolaus I. und die Juli-Monarchie."

der Koalition stehen konnte, für ihn etwas völlig unerwartetes. In der orientalischen Frage bildete sich die Koalition gegen ihn.

Kaiser Nikolaus und die Fürsten Europas.

Aber bis zu diesem Moment hatte der Wille des Kaisers Nikolaus in der That eine ungeheuere, häufig sogar entscheidende Bedeutung in internationalen Angelegenheiten. In diesem Bewusstsein hielt er es nicht einmal für nötig, die Eigenliebe besonders zu schonen. Nur die Monarchen Oesterreichs und Englands behandelte er wie seinesgleichen. Den „König der Franzosen" liess er wiederholt die Ungesetzlichkeit seiner Macht fühlen; die zweitklassigen und kleinen Fürsten in Italien und Deutschland behandelte er wohlwollend, insofern sie an den Grundsätzen der heiligen Allianz festhielten, wodurch sie gerade unpopulär waren. Gegen den König von Preussen, seinen nahen Verwandten, war Nikolaus I. herablassend und genierte sich nicht, gleich einem älteren Bruder, häufig Rathschläge zu geben und selbst über dessen häusliche Angelegenheiten Bemerkungen zu machen.

Auch mit Louis Philipp machte er keine besonderen Umstände. Als man in Paris das Stück „L'impératrice Cathérine" geben wollte, welches für das Andenken der Monarchin beleidigend war, bat der russische Gesandte in Paris Graf Pahlen, auf persönlichen Befehl des Kaisers, den er während eines Diners beim Könige erhalten hatte, Louis Philipp dringend, vom Tisch aufzustehen und ihm unverzüglich eine Audienz zu gewähren, in welcher er ihm die Forderung des Kaisers mitteilte, dass das Stück verboten und alle Exemplare desselben konfisziert werden sollten, mit dem Hinzufügen, dass der Kaiser alle Folgen dieser Forderung auf sich nehme. Auf die Frage des Königs, ob dies eine Kriegsdrohung bedeute, liess der Gesandte diese Möglichkeit offen und gab dem König nur auf dessen bestimmte Erklärung, dass er als konstitutioneller Monarch nichts ohne vorherige Beratung mit seinen Ministern versprechen könne, eine Frist von 24 Stunden mit der Ankündigung, dass er nach Ablauf der Frist sofort abreisen werde, wenn die Forderung nicht erfüllt würde. Und sie wurde erfüllt. Aehnlich war der Fall, als in Paris das Stück „L'empéreur Paul" gegeben werden sollte. Der Kaiser selbst schrieb an Louis Philipp, dass, wenn dieses Stück in Szene ginge, er zu dessen gebührender Abschätzung eine Million Zuschauer nach Paris schicken werde. Begreiflicherweise mussten solche Fälle eine gereizte Stimmung hinterlassen.

Charakteristische Hinweise auf eine Einmischung des Zaren auf den König von Preussen.

Was den König von Preussen betraf, so liess der Kaiser nicht einen Fall vorüber, um ihm alles vorzuhalten, worin er selbst Missstände oder Irrtümer sah. Als der Kaiser 1852 nach Berlin kam, war man in den dortigen Hofkreisen froh, dass die Parlamentssession schon geschlossen war. Viele charakteristische Hinweise auf eine solche Einmischung und

darauf, wie man sich in Berlin dazu verhielt, finden sich in den bekannten Tagebüchern Varnhagens von Ense. Wir wollen hier kurz einige Stellen aus denselben anführen.

Bei den Volksdemonstrationen in Köln im Jahre 1846 waren Truppen und Polizei genötigt, sich zurückzuziehen, da die Kölner Ereignisse den Prinzen von Preussen, den nachmaligen Kaiser Wilhelm I., heftig erregten, auch der russische Zar fühlte sich berechtigt, seine Stimme zu erheben. „Anlässlich dieser Ereignisse machte er unserer Regierung soviel Vorwürfe, als wenn sie in seinem eigenen Reiche vorgefallen wären." An einer anderen Stelle erinnert Varnhagen daran, dass der Kaiser im Jahre 1851 dem Plan nicht zustimmte, in Posen eine Universität zu errichten. Derselbe wurde auch fallen gelassen.

Im Jahre 1847 schrieb Varnhagen: Man erzähle, dass der russische Kaiser gesagt habe, dass, falls infolge der Einberufung der Vertreter der preussischen Stände Unruhen entständen, seine Einmischung in die Sache notwendig werden dürfte, denn der Brand im Nachbarhause bedrohe das eigene Haus. Auf das Jahr 1848 bezieht sich folgende Bemerkung Die letzte Hoffnung unserer Reaktionäre ist — Russland. Diese Hoffnung würde sich wahrscheinlich auch erfüllt haben, wenn die preussische Regierung dieses gewünscht hätte. In der That sagte der Kaiser zu dem preussischen General Dohna, der ihn auf den Manövern begleitete und die Tüchtigkeit der Truppen lobte: „Gefallen Ihnen meine Truppen, so sind sie völlig zu Ihren Diensten; nehmen Sie sie und führen sie nach dem aufständischen Berlin." Hierauf konnte Dohna nur antworten, dass ein preussischer General nur auf den Befehl seines Königs zu Felde ziehe.

Notizen Varnhagens von Ense.

Wie wir aus den weiteren Notizen Varnhagens sehen, rief die Bewegung der russischen Truppen nach der Westgrenze in der Berliner Bevölkerung die Befürchtung eines Krieges mit Russland hervor. „Die Haltung Russlands gegen uns wird immer drohender, die Haltung Deutschlands zweifelhaft . . . . Endlich beginnt man, die russischen Absichten zu fürchten. Die Festungen Posen und Thorn werden auf Kriegsfuss gebracht . . . . Russland droht wegen unserer dänischen Politik; die Drohungen richten sich nicht unmittelbar an unser Kabinett, sondern fallen in Kopenhagen und London . . . Der Krieg ist augenscheinlich unvermeidlich. Aber alles kann sich ändern."

Im Jahre 1849 schrieb Varnhagen: „Wichtige Mitteilungen über Vereinbarungen des preussischen Hofes mit dem russischen. Noch im Sommer war ein russisches Reaktionsheer bereit, um Oesterreich und Preussen zu helfen. Wenn in Berlin nicht Truppen und Wrangel gewesen wären, hätten wir hier unbedingt die Russen gesehen. Dasselbe

wäre auch mit Wien der Fall gewesen . . . Russische Truppen gingen per Eisenbahn durch preussische Gebiete (Schlesien). Anfänglich leugneten die Minister diese Thatsache. General Rauch in Warschau musste dem Kaiser alle Details der Revolution (in Berlin) von den Märztagen an erzählen. Der Kaiser behandelte den General ungewöhnlich aufmerksam, aber über den König urteilt er streng und hart und findet selbst dessen gegenwärtige Stellung falsch . . . Unlängst äusserte sich der russische Kaiser vor General Lindheim über den König in den herbsten Ausdrücken: Ich, Sie und Rauch" — sagte er — „sind die einzigen (Freunde Preussens), alle übrigen Narren nnd Egoisten".

Zar Nikolaus lässt dem Könige von Preussen Verhaltungsmaassregeln übermitteln.

„General-Adjutant Naumann hat aus Warschau nicht ganz angenehme Vorhaltungen für den König mitgebracht. Der russische Kaiser sagte: „Damit vernichtest Du nicht die Revolution, wenn Du sie nur bei andern unterdrückst, ihr aber im eigenen Hause durch konstitutionelle Farcen einen frischen Boden bereitest." Die hervortretenden Bestrebungen zur Einigung Deutschlands gefallen ihm nicht . . . . Er hat über die Beziehungen Preussens zu Russland geschrieben. Kaiser Nikolaus fühlt Mitleid mit Preussen und schont den Staat, in der Hoffnung, dass der Absolutismus hier wieder ans Ruder kommen wird, aber über die Person des Königs drückt er sich immer äusserst missbilligend aus . . ."

Aus diesem allen ist ersichtlich, dass die gegenseitigen Beziehungen in der That unerquicklich waren. Aber die preussische Regierung bemühte sich, sie in dem eigenen Lande in einem noch schlechteren Licht darzustellen. Varnhagen schreibt: „Man erschreckt uns absichtlich, die Regierung (die preussische) verbreitet Gerüchte über russische Drohungen (an Preussen). . . . Die Drohungen Russlands in Bezug auf den Krieg (Preussens) mit Dänemark nehmen einen immer strenger und herrischer werdenden Ton an. Die besten unserer höheren Militärs beginnen sich beleidigt zu fühlen und sagen, dass die Ehre Preussens eine energische Ablehnung fordere. Aber die Reaktion, die Gardeoffiziere und der ganze Hof sind völlig auf den russischen Ton gestimmt; nur im Bunde mit Russland sehen sie die Möglichkeit, die Ehre Preussens zu bewahren, glauben, dass man nachgeben und es in keinem Fall zum Bruch mit Russland kommen lassen dürfe."

Auf das Jahr 1850 beziehen sich folgende Bemerkungen: „Der russische Kaiser hat sich wiederholt erzürnt über die Arader Exekutionen der Oesterreicher in Ungarn geäussert. Der preussische Kronprinz musste auch einige harte Worte hören; man tadelte in starken Ausdrücken die Haltung des Königs und der Minister wegen der erlassenen Pressgesetze. Der Kaiser äusserte u. a. über den König, dass er zu viele Versprechungen gemacht, dass es aber unumgänglich wäre, das einmal gegebene Wort auch zu halten.

„Der Kaiser fordert gebieterisch die Entfernung des Beobachtungskorps von den Grenzen Holsteins; andernfalls droht er Ostpreussen zu besetzen. Der preussische Prinz Karl musste in Schlesien die Genehmigung abwarten, nach Warschau kommen zu dürfen. Der österreichische Kaiser erwartete an der Grenze die Begegnung mit dem russischen Kaiser, aber nachdem er vergeblich eine ganze Stunde gewartet hatte, setzte er seinen Weg nach Warschau fort. Man spricht von einer dem Könige (durch Russland) dadurch zugefügten Schmach dass (Russland) die Autorität des ersten Ministers Radowitz nicht anerkannt und seinen Geschäftsträger beauftragt hat, die Depeschen direkt in die Hände des Königs abzugeben. Natürlich sind dies alles Kleinigkeiten, aber wir sind auch auf grösseres gefasst. Die Truppen sind von Holstein angelangt, und damit hat der Rückzug auf Befehl des (russischen) Kaisers begonnen. In Warschau versuchte der erste Minister, Graf Brandenburg, dem Kaiser den preussischen Gedankengang in Bezug auf die unrichtige Handlungsweise des Kurfürsten von Hessen und seines Ministers Hassenpflug klarzulegen, erregte aber nur starken Zorn."

Auf Befehl des russischen Kaisers werden die preussischen Truppen aus Holstein zurückgezogen.

Im März 1851 verzeichnete Varnhagen: „Der König hasst die Franzosen von Herzen, aber nicht weniger auch die Russen. Das erste erklärt sich leichter als das letztere. Die Ursachen sollen rein persönliche sein. Man muss sich wundern, mit welcher Gleichgiltigkeit man hier auf die Warschauer Zusammenkunft sieht. Niemand sorgt sich darum; niemand bemüht sich, das Geheimnis zu durchdringen. Alle wissen gleichsam schon voraus, dass die Sache nicht ohne neue Demütigungen (für Preussen) abgehen wird."

Dafür wurde 30 Jahre später (1880) als die preussische Politik eine Erregung der öffentlichen Meinung gegen Russland brauchte, ein Werkchen herausgegeben, welches solche Dokumente reproduzierte, die nur aus dem Archiv des Auswärtigen Amts mitgeteilt sein konnten. In dieser Schrift[1]) definierte der Verfasser seine Aufgabe so: „nachzuweisen, dass die frühere Freundschaft zwischen Preussen und Russland durch die Ohnmacht des zersplitterten Deutschland und den Antagonismus Oesterreichs und Preussens bedingt war; dass die Fortsetzung dieser Freundschaft bis zur letzten Zeit bereits nur von dem zufälligen Zusammenfallen der gegenseitigen Interessen abhing; endlich dass diese Freundschaft unbedingt zusammenbrechen musste, sobald die wahren und beständigen Interessen der beiden Staaten sich geltend zu machen begannen.

Die Warschauer Entrevue eine Demütigung für Preussen.

[1]) „Berlin und Petersburg. Preussische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen."

Dieser Autor bemüht sich in seiner Darlegung der eben erwähnten Warschauer Entrevue seine Leser von der kaum glaublichen Thatsache zu überzeugen, dass der preussische Bevollmächtigte, Graf Brandenburg, sechs Tage nach seiner Rückkehr aus Warschau an nichts anderem gestorben sei als an den dort erlittenen Kränkungen. Einige Tage darauf wurde der Russland missliebige General Radowitz entlassen. Die deutsche Mission Deutschlands, sagt der Autor, schien für immer begraben, die Unterwerfung Preussens unter die österreichische Hegemonie befestigt. In der Instanz, gegen deren Entscheidung es keine Appellation gab, war entschieden, dass das Reich, dessen Bevölkerung zu einem Drittel magyarisch-slavisch, zum zweiten Drittel italienisch war, natürlicherweise das Haupt des deutschen Volkes sein müsse, und dass es *überhaupt weder örtliche Verbindungen noch irgend ein gemeinsames Interesse zwischen Preussen und dem übrigen Deutschland giebt.*[1]) Und dieses wurde im Namen der wahren Traditionen einer *vorzugsweise militärischen Monarchie* statuiert, mit dem Hinweis auf den *militärischen Geist der Herrscher dieses Landes* und dessen ruhmvolle Vergangenheit, wurde von einem gekrönten Schiedsrichter anerkannt, der sich hierbei von dem Wunsche leiten liess, uns vor dem Sinken auf die *Stufe von ausgedehnten aber schwachen Staaten zu bewahren* und vor der *Umwandlung Preussens in einen unbedeutenden, ohnmächtigen und zukunftslosen Staat* (sans durée).

Auf Grund alles angeführten kann man die eine Bemerkung machen: wenn das damalige Preussen sich als schwach erkannte, so konnte man sich über das gebieterische Verhalten des mächtigen Nachbarn nicht wundern. Wenn es sich aber seiner Stärke bewusst war und sich nicht entschloss, seine Selbständigkeit klar zu stellen, so verdient es offenbar auch keine andere Behandlung.

Das allgemeine Verhalten von Westeuropa gegen Russland.

Das damalige allgemeine Verhalten von ganz Westeuropa gegen Russland charakterisiert Pogodin folgendermaassen:[2])

„Die Einen hassen Russland, weil sie von ihm nicht den geringsten Begriff haben und sich von dem Werk irgend eines Kjustin und von zwei, drei Emigranten beeinflussen lassen, welche ihr Vaterland noch schlechter kennen als er. Unsere Kirche, in deren Namen wir jetzt das Schwert gezogen haben, wird Häresie genannt, alle unsere Institutionen gelten für barbarisch, die Persönlichkeit gilt als schutzlos, die Literatur für unmündig, unsere ganze Geschichte als ein Produkt von gestern. An Stelle des Gesetzes sieht man überall Willkür. Unser tiefes grabähnliches Schweigen bestärkt sie in ihren abgeschmackten Meinungen. Sie können

[1]) Die kursiv gedruckten Worte sind im Original gleichfalls kursiv gedruckt.

[2]) „Ueber die Politik Russlands der Jahre 1853—1855."

nicht begreifen, dass es möglich ist, derartige schwere Anklagen ohne Entgegnung zu lassen, und halten dieselben daher für begründet und richtig. Das ist der Schaden, der aus unserer Geringschätzung der öffentlichen Meinung entspringt. Wir würden viele auf unserer Seite haben, wenn wir uns bemühen würden, nicht nur gerecht zu sein, sondern es auch zu scheinen.

„Die Andern hassen Russland als das Haupthindernis für den allgemeinen Fortschritt, überzeugt, dass ohne Russland die konstitutionellen Versuche in Deutschland überall weit vollständiger geglückt wären; sie glauben, dass ihnen auch in Zukunft auf diesem Wege vor allem Russland entgegentreten wird. Folglich ist jede Vergrösserung der russischen Macht, welche für reaktionär gilt, der Freiheit, der Entwickelung, der Aufklärung gefährlich und schädlich und muss deshalb unbedingt um jeden Preis zum Stillstand gebracht und vernichtet werden. Dies ist die Ansicht der sogenannten linken Seite, welche man darüber verständigen sollte, dass es uns nichts angeht, selbst wenn sie Kopf stehen wollte, wenn sie uns nur nicht anrührt und nicht selbst unsere Mitwirkung erbittet.

„Zur dritten Kategorie gehören verschiedene Emigranten, Vertriebene, politische Abenteurer und Proletarier, welche nichts zu verlieren haben, endlich die Radikalen, welche nur im Trüben fischen wollen.

„Wer aber sind unsere Verbündeten in Europa?

Russlands einzig zuverlässige Bundesgenossen in Europa die Slaven.

„Unsere einzigen und zuverlässigen und mächtigen Verbündeten in Europa sind die Slaven, die uns nach Blut, Sprache, Herz, nach Geschichte und Glauben verwandt sind; ihrer sind 10 Millionen in der Türkei und 20 Millionen in Oesterreich. Diese schon an und für sich bedeutende Menge ist im Vergleich zu den verzärtelten Söhnen Westeuropas noch bedeutender durch ihre Qualität."

Der Charakter, den die internationalen Beziehungen im Laufe der dreissigjährigen Periode 1825—1855 hatten, blieb nicht ohne Folge für die nächste Vergangenheit und Gegenwart und wird auch vielleicht auf die nächste Zukunft nicht ohne einen gewissen Einfluss bleiben. Die europäischen Regierungen erblickten in der Person des Kaisers Nikolaus I. eine Bürgschaft für die Prinzipien der heiligen Allianz und bestrebten sich daraufhin ihren Völkern Geduld, Ruhe und Unterwürfigkeit einzuflössen.

Die europäische Gesellschaft aber verharrte bei den neuen unbestreitbaren ökonomischen und moralischen Bedürfnissen nicht im Stillstand und der von ihr geforderten Disziplin, sondern geriet im Gegenteil in Erregung, sich in eine mit der Reaktion solidarische Minderheit und in eine Mehrheit spaltend, die bereit war, in jedem Lande die Revolution freudig zu begrüssen, wie man denn auch in Berlin die

ungarische Revolution feierte, wo die Bilder von Kossuth, Dembinski u. a. von Hand zu Hand gingen. Bei einer solchen Stimmung schrieb man dem Kaiser Nikolaus sogar weit mehr zu als das, was er wirklich zur Unterdrückung von politischen Neuerungen that. Selbst in den höheren Sphären Preussens kam eine entschiedene Antipathie gegen Russland zum Durchbruch.

Von den Liberalen ist nichts zu reden. Aber selbst die „altpreussischen" Konservativen waren der Ansicht, dass Russland der Erweiterung der preussischen Macht im Wege stehe. Varnhagen erwähnt die russenfeindlichen Proklamationen, welche 1848 an den Strassenecken Berlins angeklebt wurden.

Ungünstiges Vorurteil gegen Russland in Westeuropa.

Es ist begreiflich, dass man bei einer solchen Stimmung sowohl in Preussen wie im ganzen Westen gern jeder abgeschmackten Russland ungünstigen Mär zu glauben begann. Selbst in Regierungskreisen blieb die erniedrigende Unterwürfigkeit gegen Russland nicht ohne Folgen. Man ertrug sie, weil man sich von ihr nicht befreien konnte, aber in den Herzen strömte ein böses Gefühl. Varnhagen schreibt u a.: „Unlängst sagte der König: ich werde Russland zeigen, was der preussische König thun kann." Der Verfasser der „Tagebücher" bemerkt hierbei: „Dies sind leere Drohungen, in Wirklichkeit unterwirft er sich Russland vollständig." Und in der That sagte sich der preussische König von seinen „deutschen" Bestrebungen los und erniedrigte sich unter dem Einfluss der russischen Politik vor Oesterreich, aber er fühlte seine Demütigung tief. Er rief seine Truppen aus Jütland zurück und verzichtete auf die Militärreform in Deutschland, aber trotz seiner Charakterschwäche empfand er seine Erniedrigung lebhaft.

Aufzeichnungen des Oberst Mosle.

In der Audienz des oldenburgischen Oberst Mosle (6. Febr. 1851)[1] sprach der König mit diesem offen und seine Worte sind in den Aufzeichnungen dieses Offiziers aufbewahrt. „Schreckliche Gefahren," sagte der König, „treten Deutschland in diesem Jahrhundert entgegen: die aus Frankreich kommende Anarchie und Auflösung aller göttlichen und menschlichen Ordnung, im nächsten Jahrhundert aber die Herrschaft der russischen Knute." Als der König dies sagte, blickte er sich um und fügte hinzu: „ich hoffe, dass man uns nicht hört; solche Sachen lassen sich nicht laut reden, weil man sie als eine Manifestation gegen meinen Schwager auffassen würde, den ich achte und ehre, der ein ausgezeichneter Herrscher ist, wie ich voll anerkenne, obgleich ich auch Grund habe, über ihn zu klagen. Wie dem auch sei, er ist russischer Kaiser und muss in seiner Rolle bleiben."

[1]) „La guerre de Crimée." Revue Nouvelle.

So redete nicht ein Schüler, der den Lehrer fürchtete, sondern der Herrscher eines schon damals mächtigen Staates.

Hiermit beschliessen wir die Charakteristik einer Epoche, in der mit den alten Prinzipien bereits die neuen Prinzipien einen ernsten Kampf begannen, und zwar Prinzipien, die Einfluss auf die neue Verteilung der politischen Macht in Europa und auf das innere Leben der westlichen Völker gewinnen mussten.

Weiterhin werden wir von völlig anders gearteten Vorgängen zu reden haben, in welchen nicht allgemein menschliche Bestrebungen zur Verbesserung der Existenzbedingungen, sondern die Bitterkeit des internationalen Kampfes und des Egoismus einflussreicher Persönlichkeiten in erster Reihe standen.

Die hochmütige Behandlung Deutschlands durch Russland wird in Deutschland bitter empfunden.

Einstweilen wird die Bemerkung genügen, dass die hochmütige Behandlung Deutschlands durch Russland, das damals im Vergleich zu Deutschland auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stand, den Deutschen um so beleidigender erschien, als man in der ausländischen Presse erbarmungslos über die Politik der „unpraktischen Idealisten" spottete, welche Luftschlösser verwirklichen wollten. Alle diese Träumer eines Weltbürgertums, denen das nationale Selbstbewusstsein fehlte, riefen eine strenge Kritik hervor. Erst nach den Kriegen 1866 und 1870 brach sich die Anerkennung Bahn, dass das deutsche Volk zu einem einmütigen Vorgehen fähig sei, wenn die Durchführung wahrhaft nationaler Aufgaben die Einsetzung der vollen Kraft erfordere. Das Prestige Deutschlands ist seit dieser Zeit ausserordentlich gewachsen.

---

3. Vorbereitung des Bodens für die Hegemonie Preussens durch den Krimkrieg, den österreichischen, französischen und mexikanischen Krieg.

Das gebieterische Auftreten des Kaisers Nikolaus gegen die Regierungen des europäischen Kontinents schuf in Russland, wie Professor Tratschewski sagt,[1]) die „Ueberzeugung, dass ganz Europa durch die Revolution zu Grunde gehe und dass Regenten und Völker den „Weissen Zaren" würden anflehen müssen, mit seiner mächtigen Hand ihr Leben und Besitztum zu verteidigen. Diese Selbsttäuschung wurde überall mit grösster Naivetät vorgebracht . . . Der Machtzauber wurde bei den Höfen

[1]) A. S. Tratschewski: „Preussen im Krimkriege" (Istoritschaski Wjestnik).

durch die unruhige Diplomatie aufrecht erhalten, die darauf ausging, dass in der Welt nur von Russland und dessen Macht geredet wurde." Der Autor beruft sich hierbei auf eine Aeusserung Rohans, dass die russische Diplomatie sich durch Hochmut und nachtragenden Charakter auszeichne. „Sie ging sofort von der Schmeichelei zur Drohung über, und übte die Taktik, die Einbildungskraft zu blenden und die Regierungen durch Theatercoups stutzig zu machen."

Sobald sich die Gelegenheit bot, Russland anlässlich der im Orient entstandenen Schwierigkeiten seinen Stolz heimzuzahlen, beeilte man sich, diese Gelegenheit auszunützen.

Die Einmischung des Kaisers Nikolaus in die Angelegenheiten der anderen Staaten.

Die Einmischung des Kaisers Nikolaus in die Angelegenheiten der anderen Staaten floss logisch aus seiner Ueberzeugung, dass er berufen sei, auf der Wacht der legitimen Ordnung und der konservativen Grundsätze zu stehen. Er konnte annehmen, dass es ihm glücken würde, diese Aufgabe durchzuführen. Allerdings durchbrach das Jahr 1848 die frühere Ordnung in vielem: Frankreich wurde zur Republik, Preussen konstitutionell, Oesterreich hatte den Aufstand der Italiener und das Königreich Sardinien zu bekämpfen. Aber bis zum Jahre 1852, d. h. so zu sagen am Vorabend des Krimkrieges, hatte die volle Reaktion gegen die früheren Bewegungen triumphiert, Italien war von Radetzki, den Kaiser Nikolaus sofort zum russischen Feldmarschall ernannte, niedergeworfen, die Konstitution in Preussen war von der Regierung ohne Einwilligung der Kammer „verbessert" worden, der ungarische Aufstand von den russischen Truppen gebändigt, in Frankreich hatte sich durch die Militärmacht eine Umwälzung vollzogen; die Republik war durch das zweite Kaiserreich ersetzt worden und vom parlamentarischen Regime nur noch ein Schatten übrig geblieben.

Die politische Lage Europas konnte dem Kaiser Nikolaus wieder als befriedigend erscheinen, und er war überzeugt, dass alle Vertreter der von ihm aufrecht gehaltenen Ordnung ihm dankbar und ergeben wären. Er war weit von dem Gedanken entfernt, dass Oesterreich oder Preussen gegen ihn unfreundliche Gefühle hegen konnte, und was Napoleon III. betraf, so musste dieser „parvenu" auf dem Throne seiner Ansicht nach um die Gunst der legitimen Herrscher der übrigen Grossmächte werben. Nur England war nicht an der Beständigkeit der Ordnung auf dem Kontinent interessiert und blieb ausserhalb des russischen Einflusses, wirkte aber auch Russland nicht entgegen.

Aber hier — wir wiederholen eine von uns schon gemachte Bemerkung, wie zweifellos und hoch auch die Autorität des Kaisers Nikolaus in Europa stand, sein Irrtum beruhte darin, dass er diese Autorität nur der Macht Russlands und seiner persönlichen Bedeutung zuschrieb und

ausser acht liess, dass diese Autorität, wenn nicht zum grössten, so doch zu einem sehr bedeutenden Teil durch die Lage Europas selbst in dem Zeitraum von 1830 bis 1848 geschaffen war. Diese Lage hatte sich von 1848 bis 1852 schon wesentlich verändert. Die Volksbewegungen in Italien und Deutschland konnten nicht anders als wieder aufleben, das konstitutionelle Preussen musste mit der Zeit zu seiner deutschen Aufgabe zurückkehren, Frankreich endlich war nicht mehr so völlig isoliert wie früher, da Napoleon III. sich England näherte. Ausserdem konnte Napoleon, der dank seinem Namen vom Volke erwählt war und sich kraft der napoleonischen Tradition die Krone aufgesetzt hatte, nicht mehr die schüchterne, den anderen Mächten nachlaufende Politik Louis Philipps fortsetzen.

Die Aufrollung der orientalischen Frage durch Kaiser Nikolaus.

Kaiser Nikolaus indessen verliess sich in dem Grade auf seine persönliche Autorität, dass er es unternahm, Englands Beteiligung an einer Zerstückelung der Türkei zu gewinnen. Er sah nicht voraus, dass für einen Erfolg in dieser Frage seine persönliche Autorität um so weniger ausreichen konnte, als mit der Aufrollung der orientalischen Frage seitens Russlands jene ganze politische Situation Europas, welche das Erwerben der ausschlaggebenden Stimme Russlands in Europa gefördert hatte, sich plötzlich und in entschiedener Weise ändern musste. Das System der Reaktion gegen die Volksbewegungen musste in die zweite Reihe treten und in der ersten mussten die internationalen Interessen erscheinen, in deren Zusammenstoss mit einemmale auch die Trümmer der heiligen Allianz und die Herrschaft der russischen Politik in Europa verschwanden.

Noch bei seinem Besuche des Hofes von St. James im Jahre 1844 hatte Kaiser Nikolaus den Leitern der britischen Politik eine Vereinbarung behufs gemeinsamer Aufrechterhaltung der Integrität des ottomanischen Reiches vorgeschlagen oder, falls dasselbe infolge unvorhergesehener Umstände zusammenbrechen sollte, in Bezug auf die neue politische Organisation, welche für die Balkanhalbinsel wünschenswert wäre. Dieser Vorschlag hatte damals keine ablehnende Antwort seitens der britischen Staatsmänner erhalten.[1])

Bekanntlich nahm Kaiser Nikolaus in der Folge die Verhandlungen mit dem englischen Gesandten in Petersburg kurz vor dem Krimkriege wieder auf, erhielt aber nur die ausweichende Antwort, dass der Gesandte nicht bevollmächtigt sei, in die Erörterung solcher Wahrscheinlichkeiten einzutreten.

Die englische Regierung nahm aber dabei natürlich zur Kenntnis, dass Russland eine Einmischung in die Angelegenheiten der Türkei

[1]) S. S. Tatischtschew: „Kaiser Nikolaus I. in London."

plane, und nahm bei dem ersten praktischen Schritt Russlands in dieser Richtung eine sehr ernste Haltung ein.

Andererseits zeigte sich Napoleon III., den der Kaiser Nikolaus natürlich nicht achten konnte, nicht nur nicht liebedienerisch, sondern er benutzte nach dem bekannten Schreiben des russischen Kaisers, worin statt des gewöhnlichen Ausdrucks „frère" die Worte „bon ami" gebraucht waren, die erste Gelegenheit, um in den orientalischen Angelegenheiten eine Initiative zu offenbaren, welche in Russland nicht gefallen konnte.

Napoleon III. infolge verletzter Eigenliebe Gegner des Zaren Nikolaus I.

Dass Napoleon III. hierbei unter dem Einfluss der verletzten Selbstliebe handelte, wird positiv durch die Erzählung des Grafen Kisselew, des russischen Gesandten in Paris bestätigt.[1])

Diese Erzählung bezieht sich auf das Jahr 1857, nachdem schon ein Jahr seit Abschluss des Pariser Traktats verflossen war. Wir wollen einige Zeilen aus dieser Erzählung anführen: „Bei dem Frühstück berührte die Kaiserin Eugenie, die zur rechten Seite den Grossfürsten, zur linken mich hatte, die Frage bezüglich der Allianz Frankreichs, Englands und Russlands und die Ursachen des Bruchs mit Russland. Auf die von der Kaiserin an den Grossfürsten gerichteten Worte sagte ich ihr: „Es ist mir angenehm, zu sehen, dass Ihre Vorurteile sich zu legen beginnen und Sie gegen die Russen wieder friedlich werden." — „In Bezug auf die politischen Allianzen," antwortete sie, „ist dies nicht ganz so; ich glaube, dass für die Ruhe Frankreichs, für den „status quo", wie Sie sich in der Diplomatie ausdrücken, die Allianz mit England unumgänglich ist; anders ist die Sache, wenn man aggressiv vorgehen will, wenn man die Karte Europas verbessern will, dann und nur dann ist die Allianz mit Russland nötig. Bis zu dieser Zeit aber müssen wir gute Freunde bleiben und nicht weiter gehen; das beste aber ist, in Eintracht mit allen und insbesondere mit England zu leben."

Der Kaiser fragte die Kaiserin scherzend, mit welcher Politik wir uns beschäftigen; darauf wiederholte er diese Frage und gab endlich durch ein Nicken des Kopfes zu verstehen, dass das Frühstück zu Ende sei und alle warten. Sie stand auf.

„Am anderen Tage, am 13. Mai, wandte sich die Kaiserin nach einem längeren Gespräch mit dem Grossfürsten mit einem liebenswürdigen Lächeln an mich und sagte: „Aber wir haben unser gestriges politisches Gespräch nicht beendigt — der Kaiser hat uns gestört. Ich wollte Ihnen von dem Briefe sprechen, den der Kaiser von Kaiser Nikolaus empfangen hatte und laut bei mir las. Er steckte den Brief in die Tasche und sagte: „Er ist kalt." Er ging hinaus, und ich blieb unter dem

[1]) „Graf P. D. Kisselew und seine Zeit."

schweren Eindruck zurück, welchen der Brief bei mir hinterlassen hatte. Als der Kaiser zurückkehrte, sagte ich zu ihm: „Der Brief des Kaisers Nikolaus ist mehr als kalt, er ist sévère.“ Hierbei neigte sich die Kaiserin zu mir und sagte mir ins Ohr: „Ich gebrauchte einen anderen Ausdruck; dieser Brief ist grob (grossière), sagte ich.“ „Inwiefern?“ fragte mich der Kaiser. „Lesen Sie ihn noch einmal und Sie werden selbst sehen.“ Er las den Brief durch und war von der Richtigkeit meiner Bemerkung betroffen. „Es ist wahr,“ sagte er, „und ich werde mich damit beschäftigen.“ Der Krieg war entschieden.“

Zwei Parteien, eine russenfreundliche und eine -feindliche am preussischen Hofe.

Es war möglich, Russland den Weg über den Balkan zu versperren. Aber dies bedeutete nur die Verteidigung des status quo ante bellum. Für ein offensives Vorgehen, für ein Treffen des Gegners in einem vitalen Punkte, mussten die zwei Westmächte Oesterreich und Preussen zu einem aktiven Vorgehen geneigt machen. „Um Friedrich Wilhelm IV.,“ sagt Professor Tratschewski, „ging ein erbitterter Kampf zwischen dem alten und jungen Preussen. Die Liberalen, die sich auf die öffentliche Meinung stützten und zum Kampfe drängten, um mit dem Westen die Ehre der Verteidigung des Fortschrittes zu teilen, waren so zahlreich, dass selbst Manteuffel nach ihrer Seite hinneigte, aus der Befürchtung, dass die Reaktionäre ihn vom Thron drängen und des Portefeuilles berauben könnten. Ihr Führer war der Bruder des Königs, der Thronerbe Wilhelm (in der Folge Kaiser). Er sympathisierte mit den Engländern und liebte die Russen nicht; in London hatte er einen wichtigen Freund und Verbündeten — Bunsen.“

Wir bemerken beiläufig, dass als „Führer der Liberalen, die zum Kampfe (mit Russland) drängten,“ damals Prinz Wilhelm galt, welcher kurz vorher den Aufstand in Sachsen und Baden streng gebändigt hatte, und der später der freundschaftlichen Neutralität Russlands zum Teil seine Kaiserkrone dankte und sterbend seinem Nachfolger anrieth, mit Russland in Eintracht zu leben. „Dafür,“ bemerkt Professor Tratschewski weiter, „standen die Beamten und Generale im allgemeinen für Russland ein, und Prinz Karl wünschte offen, seinem Bruder, dem Thronerben zum Trotz, den Triumph der Sache Nikolaus I.“

Preussen zum Krimkriege.

Es war jedoch natürlich, dass die preussische Regierung sich nicht beeilte, auf die Seite Frankreichs zu treten, mit welchem Preussen noch alte Abrechnungen hatte und zudem auch im Falle eines Erfolges nicht auf eine genügende Kompensation rechnen konnte. Bismarck definierte diese Lage so: „Ich gehöre nicht zu denen, welche die russischen Interessen mit den unserigen identifizieren. Russland hat sich in Bezug auf uns viele Vorwürfe zu machen. Wie ernsthaft auch für uns ein Krieg mit den Russen wäre, ich würde ihm nicht widerstreben, wenn er

uns ernste Vorteile sichert. Mich schreckt nur der Gedanke an Opfer zu Gunsten Oesterreichs .... Was wird man Preussen zum Lohn geben? Natürlich ein Stückchen Polen, dessen wir nicht bedürfen. Esthland und Kurland würden Preussens geographische Lage nicht verbessern und es nur auf immer mit Russland entzweien. Und wer bürgt dafür, dass sich nach dem Kriege Frankreich und Russland nicht auf unsere Kosten aussöhnen und verständigen!"[1])

Die in jener Epoche mit solcher Offenheit ausgesprochenen Ansichten muss man bei Abschätzung der zukünftigen Chancen im Auge behalten.

Indessen König Friedrich Wilhelm IV. konnte auch, abgesehen davon, dass er sich selbst durch die russische Vormundschaft bedrückt fühlte, nicht entschieden auf Seite Russlands treten, weil die öffentliche Meinung völlig gegen Russland war. Bei der Erörterung der ausländischen Politik in der preussischen Kammer anlässlich einer Anleihe that der Berichterstatter der Kommission eine Aeusserung, welche wir anführen wollen, da sie auch jetzt noch eine gewisse Bedeutung hat: „Ein Bund mit Russland ist unmöglich; Deutschland und Preussen haben ein wichtiges Interesse daran, dass ihr kolossaler und furchtbarer Nachbar nicht noch stärker wird. Vor dem russischen Bunde warnt uns die Geschichte. Schon zweimal hat Russland Preussen in seine Abhängigkeit gebracht. Im Frieden von Tilsit hat Russland sein Gebiet auf unsere Kosten erweitert. Ausserdem bilden das russische Zollsystem und die Schwierigkeiten, mit denen der Handel auf der Weichsel verbunden ist, eine wahre Not für unsern Handel. Wir dürfen auch die Feindschaft nicht vergessen, mit welcher Russland die preussische Politik im Jahre 1850 bekämpfte, und die Gegnerschaft gegen die nationale Bewegung in den Elbherzogthümern. Ausserdem, d. h. unabhängig von den historischen Faktoren, ist auch mit der Antipathie zu rechnen, welche die in Russland herrschende religiöse Unduldsamkeit und sein Regierungssystem einflössen."[2]) Zum erstenmal hatte sich in der preussischen Kammer die Abneigung gegen ein Bündnis mit Russland so offen ausgesprochen.

Antipathie gegen Russland in den anderen deutschen Ländern.

Eine ähnliche Stimmung zeigte sich auch in anderen deutschen Ländern. Bismarck schrieb in seiner Relation vom 21. Dezember 1855, dass der bayerische Minister Pfordten, welcher in Paris eine Audienz bei Napoleon gehabt, ihm gesagt habe, dass, wenn Oesterreich in den Krieg hineingezogen werde, Bayern sich Oesterreich anschliessen werde. „Hierbei," bemerkt Bismarck, „ist Pfordten selbst durchaus nicht An-

[1]) A. S. Tratschewski: „Preussen im Krimkriege."
[2]) „Nouvelle Revue." „La guerre de Crimée."

hänger einer solchen Politik, aber die Mitglieder aller Parteien: Ultramontane, Konstitutionelle, Demokraten kommen in ihrer Gegnerschaft gegen Russland zusammen, und der Minister, welcher sich entschliessen würde, dieser Stimmung entgegen zu handeln, dürfte unter dem Druck der öffentlichen Meinung fallen."

Oesterreich befand sich in einer noch schwierigeren Lage. Einerseits war es für dasselbe unbequem, gegen Russland feindlich vorzugehen, welches ihm noch unlängst einen wirklichen Dienst geleistet hatte, und ausserdem konnte Russland im Kriegsfalle Einfluss auf einige slavische Völkerschaften Oesterreichs üben, aber andererseits drohte Napoleon III., der neue revolutionäre Bewegungen gegen Oesterreich hervorrufen konnte. Zur Musterung der Truppen aufbrechend, welche gegen Russland bestimmt waren, fand es Napoleon für zweckmässig, dem österreichischen Gesandten Baron Hübner folgende Warnung zu geben: „Ich vertraue Oesterreich völlig," sagte er, sich eine Zigarre anzündend, „denn Ihnen ist bekannt, dass es für mich ebenso leicht ist, Europa in Brand zu setzen, wie diese Zigarre." Oesterreich zum Krimkriege.

Oesterreich suchte zu lavieren, so lange es konnte, was General Lebon in seinem Bericht an Napoleon III. so ausdrückt: „Es wird dem Sieger zu Hilfe eilen." Der Eintritt Sardiniens in die Koalition gegen Russland bildete eine direkte Drohung für Oesterreich, und die Bemerkung jenes österreichischen Ministers war völlig zutreffend, welcher aus diesem Anlass sagte: „Dies ist ein Pistolenschuss für unsere Ohren."[1])

Da aber auch Oesterreich seine Interessen auf der Balkanhalbinsel hatte und einen Erfolg Russlands im Orientkriege nicht wünschen konnte, so willigte es ein, mit Russland kein Bündnis einzugehen, und übernahm weiter kurz vor Beendigung des Krieges unter gewissen Bedingungen die Verpflichtung, im Falle der Fortdauer des Krieges sich der Koalition gegen Russland anzuschliessen. Kaiser Nikolaus I. hatte Grund, sich über die Hinterlist Oesterreichs noch im Jahre 1854 zu entrüsten, da er die Belagerung von Silistria kaum unternommen hätte, wenn er nicht auf die Ergebenheit Oesterreichs und auf die volle Sicherheit von dieser Seite her gerechnet hätte. Oesterreich aber nahm eine solche Haltung ein, dass Fürst Paskewitsch, der Hauptkommandierende an der Donau, die Fortsetzung seiner Operationen für unmöglich erklärte, wenn er Oesterreich im Rücken habe. „Es ist die Zeit gekommen" — schrieb ihm der Kaiser Anfang Juni 1854 — „sich auf den Kampf nicht mit den Türken und deren Verbündeten vorzubereiten, sondern alle unsere An-

[1]) „Nouvelle Revue." „La guerre de Crimée."

strengungen gegen das treulose Oesterreich zu kehren und es bitter für seine schamlose Undankbarkeit zu bestrafen", und in einem anderen Briefe: „Mich kann jeder einmal betrügen, aber nach einem solchen Betruge schenke ich mein verlorenes Vertrauen niemals wieder." In einem Briefe an den Hauptkommandierenden der Südarmee, Fürst Gortschakow, ruft der Kaiser ironisch aus: „Gott wird sie (die Oesterreicher) früh oder spät bestrafen."

Es ist bekannt, welche Folgen für Oesterreich die volle Passivität Russlands in den Jahren 1859 und 1866 hatte. Der Antagonismus, welcher 1854 begann, bleibt eine Thatsache auch für die Zukunft, obgleich vielleicht die Bemerkung des Generals Lebon nicht ohne Bedeutung ist.

Die Stellung der mitteleuropäischen Staaten zum Krimkriege.

Obgleich die mitteleuropäischen Staaten an dem Krimkriege nicht teilnahmen, bildet er doch auch in ihrem Schicksal einen Wendepunkt, wie er für Russland selbst eine Aera der Wiedergeburt bezeichnet. Die Reste der heiligen Allianz verschwanden. Allerdings hatte diese Allianz schon zu Ende der ersten Hälfte des Jahrhunderts ihren Vertragscharakter verloren, aber faktisch fristete ihre Hauptbestimmung ihr Leben weiter. Die Solidarität in der Unterdrückung der Volksbewegungen bedingte irgend eine Leitung, und diese Leitung gehörte unbestreitbar dem russischen Kaiser sowohl unter Alexander I. wie unter Nikolaus.

Das von dem ersten Napoleon besiegte Europa hatte gesehen, wie dessen Macht an der Weite des russischen Gebiets, an der Zähigkeit von dessen Bevölkerung, der Tapferkeit der russischen Truppen und der beispiellosen Fähigkeit, die Reihen der Kämpfer dank der gewaltigen Bevölkerung immer wieder von neuem zu ergänzen — zerschellt war. Nur auf diese offenbar nicht niederzuzwingende Kraft gestützt, hatte sich Mittel- und Südeuropa von dem napoleonischen Joch befreit und bewahrte deshalb vierzig Jahre hindurch eine nicht nur der Wirklichkeit entsprechende, sondern sogar über dieselbe hinausgehende Vorstellung von der Macht des damaligen Russland.

Der Glaube an die militärische Stärke Russlands.

Die Geschichte lehrt uns, dass die Autorität eines Staates in seinen auswärtigen Beziehungen mehr von der Vorstellung abhängt, welche die Regierung selbst von ihrer Kraft hat und welche Vorstellung besonders die übrigen Regierungen von derselben haben, als von der wirklichen Macht, über welche ein Staat verfügt. Dies war so während der 30jährigen Periode der Hegemonie des Kaisers Nikolaus auf dem europäischen Kontinent. Die russische Regierung selbst glaubte an ihre gewaltige militärische Stärke, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, dass die Ausbildung und Bewaffnung der Truppen und das Verproviantierungssystem weit hinter den im Westen gemachten Fortschritten zurückgeblieben war. Auch die mitteleuropäischen Regierungen glaubten an

die unzerstörbare russische Militärmacht, der sie alle ihre Fortexistenz direkt schuldeten — die preussische dank Tilsit, die österreichische dank der ungarischen Kampagne, ferner die deutschen und italienischen Dynastien, gewissermaassen nur konservierte Mumien einer Feudalordnung, welche selbst schon endgiltig zusammengestürzt war.

In Wirklichkeit konnte sich die Vorstellung von der überwiegenden Militärmacht Russlands nur auf das Faktum stützen, dass Kaiser Nikolaus in der Nähe der Grenzen zwei stehende grosse Heere unterhielt. Aber das eine von ihnen war durch die Notwendigkeit lahm gelegt, Polen im Zaum zu halten und zu verteidigen, und das andere, über das man frei verfügen konnte, war einer Koalition gegenüber sogar numerisch schwach, ohne von der Ungleichheit der technischen Bedingungen und der Ausbildung zu reden.

Der Ausgang des Krimkrieges nun erschütterte die Vorstellung von der Unbezwinglichkeit der russischen Macht. Im Westen begann man von dem eisernen Riesen „auf thönernen Füssen" zu reden, und damit existierte auch die mächtige Persönlichkeit Nikolaus', seine Bevormundung und Leitung nicht mehr. Russland, das selbst ebenso wie das übrige Europa von seinem bisherigen System enttäuscht war, begann sich mit seinen inneren Angelegenheiten zu beschäftigen — „la Russie se recueille." Der neue Monarch vertauschte auch, entsprechend seinen persönlichen Eigenschaften, die führende Rolle in dem konservativen Europa mit dem Beruf eines Erneuerers der russischen Lebensbedingungen, eines Befreiers seines Volkes.

Die Emanzipation Preussens von dem russischen Einfluss.

In Bezug auf die militärische Stärke Russlands ging in Deutschland die öffentliche Meinung sozusagen von einem Extrem zum anderen über, und dies gab den Anfang zu einer entschiedenen Emanzipation der Berliner Politik von dem russischen Einfluss. Zugleich damit begannen die deutschen Militärs auch ohne jede Furcht die französische Militärorganisation und die Kraft Frankreichs für einen neuen Krieg zu betrachten. Die französische Heeresleitung hatte im Krimkrieg so viele Fehler begangen, eine solche Sorglosigkeit an den Tag gelegt, dass der gelehrte preussische Generalstab dies wohl bemerken musste.

Unvollkommenheit der französischen und österreichischen Heeresorganisation.

Der Krieg von 1859 in Italien konnte diesen Stab nur in der Erkenntnis von der Unvollkommenheit der französischen wie der österreichischen Heeresorganisation im Vergleich zu der preussischen bestärken. Die Siege bei Magenta und Solferino zeigten nur, dass die österreichische Organisation noch schlechter war als die französische und dass Oesterreich für Preussen noch weniger schrecklich werden konnte als Frankreich. In der That zeigten die Langsamkeit der Bewegungen und eine Menge von Fehlern französischerseits, dass der Krimkrieg Napoleon III.

nichts gelehrt hatte. Er war ein Mensch, der nicht die Wahrheit zu hören wünschte; in jedem Hinweis auf Mängel und Unvollkommenheiten sah er sofort eine Opposition gegen seine Regierung selbst. Die relativen Erfolge der französischen Truppen in der Krim und in Italien erweckten in ihm die Vorstellung, dass in Ausbildung und Verproviantierung der Armee alles wohl bestellt sei.

Dass dem preussischen Stab dagegen die Mängel und Fehler der Franzosen bekannt waren, zeigt eine Aeusserung über die italienische Kampagne von 1859, welche wir in dem deutschen Generalstabswerke über den deutsch-französischen Krieg (S. 19) finden.

„Die Erfahrungen der letzten italienischen Kampagne hatten völlig bewiesen, wie wenig fähig die französischen Truppen zu raschen Massenbewegungen sind. Wenigstens erkannte man in Preussen sehr gut, dass die kaiserliche Armee in einer Stärke von 100 000 Mann nach dem Siege von Magenta bis zur Schlacht von Solferino durchschnittlich nur eine Meile pro Tag zurücklegte."

Der Krieg von 1859 hatte gezeigt, dass Napoleon III. zur Erreichung seiner Zwecke auch nicht abgeneigt war, auf die Mitwirkung revolutionärer Elemente zu rechnen. Aus den Memoiren Kossuths ergiebt sich, dass er mit dem Führer der ungarischen Emigration in Unterhandlungen getreten war, um einen Aufstand in Ungarn hervorzurufen, aber die Magyaren zeigten eine besonnene Vorsicht, indem sie irgend welche Garantie ihres Lohnes für die Beteiligung an dem Kampfe gegen Oesterreich forderten. Leichtsinniger handelten in der Folge die Polen. Es ist bekannt, dass der Erbe des Namens des grossen Eroberers an die Gewinnung des linken Rheinufers dachte, und eine Schwächung Oesterreichs in seinem Kalkül natürlich der vorbereitende Schritt hierzu war. Indem er Oesterreich schwächen wollte, hoffte er gleichzeitig in dem erweiterten Sardinien einen treuen Verbündeten zu gewinnen.

Napoleons verworrene politischen Absichten.

Indessen nahmen die Dinge einen ganz anderen Lauf. Die Kälte der Beziehungen zwischen Oesterreich und Russland, die Schwächung Oesterreichs durch den Krieg von 1859, die militärische Desorganisation Frankreichs, die sich im Krimkrieg und im italienischen Krieg trotz ihres glücklichen Ausgangs offenbarte, der Mexikanische Krieg, den Napoleon 1862 unternahm, alles dies beförderte die Verwirklichung der ehrgeizigen Absichten Preussens. Das Unternehmen in Mexiko zu einer Zeit, wo Napoleon die Gewinnung des linken Rheinufers vorbereiten wollte, dient als neuer Beweis für die Nebelhaftigkeit und Verworrenheit der politischen Ansichten dieses Mannes. Indem er sich in die mexikanische Sache einliess, hielt er diese für geringfügig, wie sie es zu Beginn auch war. Es war dies eine bewaffnete Expedition zur Durch-

setzung einer Geldentschädigung für einige Kaufleute — englische Unterthanen.

Napoleon III. schloss sich dieser Sache an, weil er erstlich England einen Dienst leisten und das Bündnis mit ihm festigen wollte, das ihm doch auf dem europäischen Kontinent keinen Nutzen bringen konnte, und weil er zweitens hierbei sein System fortsetzen konnte, die Aufmerksamkeit der französischen Gesellschaft von den inneren auf die äusseren Angelegenheiten abzulenken, Frankreich durch die militärische „Gloire" für die geraubte Freiheit zu entschädigen. Aber dies Unternehmen erwies sich als ernster als er gedacht hatte; ausserdem verwandelte Napoleon III. in dem ihm eigenen unlogischen Phantastentum die kleine Geldaffäre mit Mexiko in das grandiose Unternehmen, in Mexiko eine Monarchie zu schaffen und an der Grenze der grossen nordamerikanischen Republik eine Schutzwehr gegen ihr weiteres Anwachsen zu errichten.

So wurden die finanziellen und militärischen Kräfte Frankreichs, welche schon 1853—1856 und 1859 eine Anspannung erfahren hatten, seit 1862 noch einige Jahre durch ein phantastisches Unternehmen absorbiert, welches mit den Absichten des Kaisers auf den Rhein in keinem Zusammenhange stand.

Preussens Politik nach dem Krimkriege.

Die preussische Politik konnte frei zur Verwirklichung ihres Planes der Einigung Deutschlands unter der Führung Preussens schreiten. Ein unmittelbares Hindernis bildete allerdings Oesterreich, aber Oesterreich war geschwächt und isoliert. Weiter konnte Russland ein starkes Hindernis abgeben, wenn es an den Traditionen seiner Politik festhielt. In dem Werke „Berlin und Petersburg" ist ein Zirkular des Petersburger Kabinetts an die russischen Gesandten von übrigens zweifelhafter Glaubwürdigkeit abgedruckt, woraus wir eine Stelle anführen, die ein augenscheinliches Interesse Russlands an den deutschen Angelegenheiten verrät. „Unser Schwanken zwischen Preussen und Oesterreich" — heisst es in demselben — „ist bei der gegebenen politischen Lage unvermeidlich. Das Beste, was wir thun können, ist: zwischen den beiden Staaten das Gleichgewicht zu erhalten und die Wage je nach unseren augenblicklichen Absichten bald auf die eine, bald auf die andere Seite zu neigen. Dies war das Operationssystem der Kaiserin Katharina II. Allerdings vermindert dies das Zutrauen zu uns, aber in der neuesten Politik spielt dies Gefühl keine Rolle und nicht wir haben es aus derselben vertrieben (eine offenbare Anspielung auf Oesterreich)." Wenn dies Zirkular auch nicht echt sein sollte, so kann man nur sagen: se non è vero, è ben trovato. Aber Preussen glückte es nichtsdestoweniger dank den Bemühungen Bismarcks, des ehemaligen Gesandten in

Petersburg, dank dem streng monarchischen Programm, das der neue Regent Preussens, Wilhelm, in Königsberg aufstellte, und endlich dank der 1863 mit Russland abgeschlossenen Militärkonvention zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes, Russland, vielleicht gegen dessen klare Interessen, zu einer freundschaftlichen Neutralität bei der gewaltsamen Einigung Deutschlands durch Preussen und sodann bei der Niederschmetterung Frankreichs zu bestimmen.

4. Die Militärkonvention mit Russland von 1863 als erste Stufe zur Erreichung der Ziele Preussens.

Der Konflikt Preussens mit Oesterreich.

Seit 1863 (Bismarck war am 8. Oktober 1862 zum preussischen Ministerpräsidenten ernannt worden) begann der scharfe Konflikt Preussens mit Oesterreich auf dem Frankfurter Bundestage, wobei es so weit kam, dass Oesterreich und Preussen, jedes für sich, besondere Bundestagungen einberiefen. Solange dies Vorgehen seinen diplomatischen Charakter bewahrte, besiegte Oesterreich Preussen völlig. „Oesterreich hatte über uns beständig das Uebergewicht bei den deutschen Höfen zweiten Ranges — schrieb Bismarck an den preussischen liberalen Minister des Auswärtigen Schleinitz —; die Kleinstaaten kehren nach jedem Schwanken mit der Schnelligkeit einer Magnetnadel zu ihrem beständigen Anziehungspunkt Oesterreich zurück.“ Hierzu fügt der Verfasser des Werkes, welches wir zitieren,[1]) hinzu, dass dies völlig natürlich war, da die Kleinstaaten von seiten Preussens für sich Gefahren ahnten und deshalb bereit waren, sich die österreichischen Bestrebungen anzueignen, welche Fürst Schwarzenberg so definierte: „il faut démolir la Prusse“.

Bismarcks Berufung.

In dem Gefühl und der Erkenntnis, dass die Zeit des Handelns herannahe, schritt Wilhelm alsbald nach Uebernahme der Regentschaft im Jahre 1861 zur Reform der preussischen Heeresorganisation und beschäftigte sich im Jahre 1862, schon als König, mit der Ermittelung eines Ratgebers, der fähig wäre, den geeigneten Moment zu wählen, um die ultima ratio der Politik — die militärische Kraft ihr Wort sprechen zu lassen. Seine Wahl fiel auf Bismarck, den er zu seinem ersten Minister ernannte. Interessant ist die Aeusserung des österreichischen Ministers des Auswärtigen, Graf Rechberg, über Bismarck. Diese Aeusserung wurde zu dem französischen Minister des Auswärtigen, Herzog von Grammont, Anfang 1862 bald nach der Berufung Bismarcks auf den Posten des

[1]) „Berlin und Petersburg“. S. 43.

preussischen Gesandten in Paris gethan, auf welche bald seine Ernennung zum preussischen Minister-Präsidenten folgte.

Urteile über Bismarck.

„Wenn Herr v. Bismarck," sagte Graf Rechberg zu Grammont, „eine gründlichere diplomatische Bildung erhalten hätte, würde er einer der ersten Staatsmänner in Deutschland, vielleicht der erste sein. Er ist kühn, fest, von Initiative und Feuer, aber er ist unfähig, irgend eine vorgefasste Meinung, irgend ein Vorurteil der Partei einer hervorragenden politischen Idee zum Opfer zu bringen. Ihm fehlt der praktische Sinn in der Politik. Er ist im vollen Sinne des Wortes — Parteimann. Da er jedoch einen persönlichen Zauber besitzt und fähig ist, Einfluss zu erwerben, hierbei aber uns feindlich gesinnt ist, so haben wir seine Ernennung (zum preussischen Gesandten in Paris) nicht ohne Unzufriedenheit und selbst Unruhe aufgenommen."

In dieser Charakteristik lag ein Teil Wahrheit, obwohl jetzt der Vorwurf, dass die Bismarcksche Politik unpraktisch sei, seltsam anmutet. Uebrigens irrte sich in dieser Hinsicht mit Graf Rechberg auch Napoleon III. Aber dabei ist nichts wunderbares. Der bekannte Jurist und Historiker Bluntschli sagt von Bismarck: „In diesem Manne frappiert das Gemisch von Offenheit und Betrug, von zweifelloser Wahrheit und absichtlicher Lüge. Dies musste die Diplomaten verwirren."

Nicht weniger interessant ist ein Zeugnis von einer ganz anderen Seite, eine Aeusserung des polnischen Publizisten Julian Klaczko, der beständig in Paris lebte: „Seine Offenheit veranlasste, dass man sich vor ihm beugte und mit Andacht die Lüge vernahm, mit der er sodann hervortrat; seine Liebenswürdigkeit brachte zuwege, dass die Zeremonielosigkeit, welche er darauf offenbarte, als Wohlwollen galt."

Im wesentlichen verfolgte Bismarck völlig klar erkannte Ziele, und zwar mit einer Leidenschaftlichkeit, welche die Anhänger seiner Idee hinreissen konnte, aber in seiner Thätigkeit machte er weder mit den positiven noch mit den moralischen Gesetzen viel Umstände. Es ist übrigens zu bemerken, dass dies System auch früher ausgeübt wurde. Wir wollen einige Beispiele anführen. Schon im Jahre 1860 hatte die preussische Regierung in die Kammern das Militärprojekt für einen Friedensetat von 240 Bataillonen und 224 Schwadronen eingebracht. Der Landtag war zu einer solchen Heeresvergrösserung nicht gewillt. Er beschränkte das Heer 1860 auf 175 000 Mann und 1863 auf nur 155 000 Mann; dies machte in den Ausgaben jährlich einen Unterschied von 10 bis 20 Mill. Thaler aus.[1]) Aber die Proteste der Kammern blieben unberücksichtigt.

Bis zu welchem Grade damals die Erregung gegen die willkürlichen Maassregeln des Ministeriums ging, zeigen die bei den Debatten ge-

[1]) „Militärdebatten im preussischen Landtag". 1860.

brauchten Ausdrücke wie „Erschleichung“ und „Prellerei“. Ein so entschiedenes und im parlamentarischen Sinne ungeniertes Vorgehen der Regierung gründete sich offenbar auf die Erkenntnis, dass für Preussen die Zeit gekommen war, die Früchte aller früheren inneren und äusseren Anstrengungen, seinem Ehrgeiz günstigen Kombinationen zu ernten.

Und wirklich war damals in der Politik der kontinentalen Regierungen die Solidarität verschwunden und auch das frühere Sorgen um ein gemeinsames Zurückhalten der Volksbewegungen ganz fallen gelassen; auf den ersten Platz traten endgültig die internationalen Staatsinteressen, die Abrechnungen der Staaten miteinander wegen territorialer Gelüste. Das von Napoleon proklamierte Nationalitätsprinzip wurde unter dem Einfluss dieser entgegengesetzten Bestrebungen zu einem Mittel, um Annexionen und Bedrängung des Schwächeren zu rechtfertigen.

Der Aufstand in Polen.

Die erste günstige Gelegenheit zur Verwirklichung der Pläne Preussens boten die im Zartum Polen entstehenden Wirren und Aufstände.

Die preussische Diplomatie liess in Ausnützung des polnischen Aufstandes zwei Maassregeln spielen, in denen ihre beliebte Methode sehr charakteristisch hervortritt: der einen Seite die Hand entgegenzustrecken und der anderen zuzublinzeln, gleichsam versuchend, vor der letzteren die Handlungen in der Gegenwart durch Versprechungen für die Zukunft zu rechtfertigen.

Werfen wir einen Blick auf die damalige Sachlage. Napoleon III. trieb immer eine Doppelpolitik und wollte deshalb kein Werkzeug aus den Händen lassen, das ihm seinerzeit dienen könnte. Noch während der Unterhandlungen über den Pariser Traktat sagte er zu Fürst Czartoryski: „Zum ersten Male fühlte ich mich geniert, Ihnen die Hand zu drücken, aber es war nichts zu machen.“ Und als in der Folge die Polen von ihm Unterstützung wollten, sagte er: „Was ist zu thun! Sie haben jene günstige Gelegenheit ungenützt gelassen, welche Ihnen der Krimkrieg bot; übrigens seien Sie meiner Sympathie gewiss und hoffen Sie auf die Zukunft.“[1])

Napoleon III. und Polen.

Damals war es Napoleon nicht um Polen zu thun, da er die Verdrängung der Oesterreicher aus Italien plante und sich deshalb Russland zu nähern bemühte. Nichtsdestoweniger entschloss sich Napoleon bei der Zusammenkunft mit Kaiser Alexander in Stuttgart im Jahre 1857, demselben zu sagen, dass bei der Uebereinstimmung aller Interessen Frankreichs und Russlands nur ein Umstand zu beseitigen bliebe, um dieser Uebereinstimmung die öffentliche Meinung Frankreichs zu sichern, nämlich die Lage in Polen. Nach Sybel riet Napoleon, den Polen solche

[1]) Sybel: „Die Begründung des Deutschen Reiches.“

Zugeständnisse zu machen, die mit den Interessen Russlands nicht unvereinbar wären, und Kaiser Alexander antwortete, dass er selbst dies schon lange wünsche, worauf beide Kaiser völlig freundschaftlich schieden. Gewisse Folgen dieses Gespräches wurden auch bald nachher in der Thätigkeit der örtlichen Administration fühlbar. Wir müssen jedoch bemerken, dass Graf Kisselew[1]) einen ganz anderen Eindruck von diesem Gespräch wiedergegeben hat, nämlich, dass es eine gewisse Erkaltung hervorgerufen: „Es ist nur ein Wort des Kaisers Alexander gefallen, das er gleich nach dem Gespräch mit Napoleon zu seinen Vertrauten gesagt haben soll: „Man hat mir gewagt, von Polen zu reden."

Der Krieg Frankreichs mit Oesterreich im Jahre 1859, welcher von revolutionären Bestrebungen in Italien begleitet war, verminderte nach Sybel die Sympathien des russischen Monarchen für Frankreich, und 1860 verbesserten sich infolge der Zusammenkunft Alexanders mit Kaiser Franz Josef in Warschau die Beziehungen zwischen Russland und Oesterreich einigermaassen. Damals gestattete Napoleon III., der ausserdem durch das Missgeschick seines Vorschlages zu einem europäischen Kongress verstimmt war, dem Prinzen Jérome in den französischen Blättern mit drohenden Artikeln gegen Russland hervorzutreten, mit Erklärungen, dass Frankreich mit Russland nur soweit im Einverständnis sein könne, als dies für die polnische Sache nützlich wäre.

Derartige Erklärungen der französischen Blätter machten in Polen einen um so grösseren Eindruck, als Venedigs wegen ein neuer Krieg Italiens mit Oesterreich erwartet wurde. Von diesem Moment an begann eigentlich die Thätigkeit zur Vorbereitung des polnischen Aufstandes. Zwölf junge von Niemand bevollmächtigte Leute bildeten ein geheimes Komitee und beschlossen, nach der Gewohnheit der Revolutionäre im Namen des polnischen Volkes zu handeln.[2])

Ohne uns in den Gang der inneren Ereignisse im Zartum vor der Verwaltung des Marquis Wielepolski und während dieser Verwaltung einzulassen, bemerken wir nur, dass der häufige Wechsel im Charakter des Verwaltungssystems bei der polnischen Jugend die Annahme hervorrief, als würden die Konzessionen unter dem Einflusse Frankreichs gemacht. Bei den russischen Historikern kann man die Bestätigung dafür finden, dass dies gerade der Irrtum war, in den die Polen verfielen. Dieselben Historiker versichern, dass an dem Aufstande nur ein kleiner Teil der Bevölkerung, vorzugsweise die Jugend, teilnahm.

Ausländische Stellungnahme für die polnischen Bestrebungen.

Die französische Regierung hielt es für ihre Pflicht, mit einer Warnung vor dieser Bewegung hervorzutreten. Im „Moniteur" vom

[1]) „Graf P. D. Kisselew und seine Zeit." Bd. III. S. 38.

[2]) Sybel: „Die Begründung des Deutschen Reiches".

23. April 1861 erschien die Erklärung, dass die „Regierung solche Hoffnungen nicht billige, die sie nicht vertreten könne, und dass die hochherzige Denkweise des russischen Kaisers für seinen Wunsch bürge, in Polen die bei dessen Lage möglichen Verbesserungen zu verwirklichen und deshalb zu wünschen sei, dass man ihn hieran nicht durch aufreizende Manifestationen hindere."

Lord Palmerston warnte gleichfalls in einer Rede vom 4. April 1862. In derselben verglich er Polen mit einem Wanderer, und sein Nationalgefühl mit dem Mantel, welcher diesen wärmt: „Je stärker der Wind bläst, desto fester hüllt sich der Wanderer in seinen Mantel". Hierbei erinnerte er daran, dass es unter Napoleon I. der französischen Politik nicht gelungen sei, Polen wiederherzustellen und erklärte ganz entschieden, dass „England nicht mit dem Winde kämpfen wird".[1])

Was Oesterreich betraf, so mussten dessen konservative Traditionen dasselbe wohl zu Maassregeln veranlassen, um einen Zustrom von Kräften aus Galizien für die revolutionäre Bewegung im Zartum zu verhindern, aber es fürchtete die Resultate der vordem erfolgten Annäherung zwischen Russland und Frankreich, und war deshalb nicht abgeneigt, eine Bewegung zu begünstigen, welche Russland die Initiative in irgend welchen auswärtigen Angelegenheiten erschweren konnte.

Wenn jedoch der Aufstand in Polen nicht Unterstützung durch eine formelle ausländische Intervention erhalten hätte, so wäre er zweifellos bald zum Stillstand gekommen, da es unsinnig gewesen wäre, mit den unbedeutenden Kräften, die ihm zuflossen, auf einen Erfolg im Kampfe mit Russland zu rechnen. Wenn der Aufstand völlig sich selbst überlassen geblieben wäre, hätte er sich sehr bald als ganz hoffnungslos herausgestellt und wäre erloschen, und in diesem Falle hätten die im Zartum eingeführten Reformen sich befestigen können.

Die diplomatische Einmischung fremder Staaten erhielt den polnischen Aufstand.

Ganz anders aber wurde die Sache, als sich die auswärtigen Staaten einmischten, als auf Initiative Frankreichs alle Grossstaaten in Petersburg diplomatische Vorstellungen erhoben. Da begann die Jugend den Aufstand unter Anspannnng aller Kräfte fortzusetzen trotz der völligen Enttäuschung der Erwartung, dass das Volk sich anschliessen, der Aufstand mit den schwachen Waffen der Aufständischen Erfolge erringen könne. Der Aufstand wurde trotz der offenbaren Unmöglichkeit des Sieges einzig deshalb fortgesetzt, um der ausländischen Intervention keinen Vorwand zum Verschwinden zu geben. Selbst einige Hundert sich in den Wäldern verbergende Aufständische waren für diesen Vorwand genügend, und so siechte der Aufstand, der schon in den ersten

[1]) J. Klaczko: „Etudes de diplomatie" 1863—1864.

Monaten sich für bankerott hätte erklären müssen, über zwei Jahre unter zahllosen Opfern hin wie ein Feuer, das an und für sich unbedeutend ist, aber doch für die bemerkbar, welche sich auf dasselbe berufen wollen.

Eine unparteiische Zusammenstellung der Ereignisse zeigt jedoch, dass die ausländische Stellungnahme für die polnischen Bestrebungen faktisch durch ausländische Intervention gegen die polnische Bewegung hervorgerufen, d. h. von Bismarck Russland durch die Militärkonvention von 1863 aufgehalst wurde, welche direkt die Einmischung Frankreichs in diese Angelegenheit hervorrief.

Preussens Politik während des polnischen Aufstandes.

Die preussische Politik erblickte nämlich in dem polnischen Aufstand einen Anlass, sich die Neutralität und selbst die Begünstigung Russlands bei Verwirklichung der ehrgeizigen preussischen Absichten in Deutschland zu sichern. Die Militärkonvention von 1863 diente demnach für die preussische Politik nur als erste Stufe zur Erreichung ihrer geheimen Ziele.

Im Jahre 1863, dem ersten Jahre seit Otto v. Bismarck-Schönhausens Ernennung zum Ministerpräsidenten, wurde dessen Korrespondenz aus den früheren Jahren publiziert, als er preussischer Bevollmächtigter in Frankfurt und sodann Gesandter in Petersburg war. Diese Korrespondenz bekundete die tiefe Ueberzeugung des Schreibers, dass es für Preussen möglich sei, die Führung im Deutschen Bunde Oesterreich zu entwinden, wobei er für dieses Ziel die Annäherung an Russland und die „Bearbeitung" der öffentlichen Meinung in Deutschland mittels der Presse anempfahl. Der Aufstand in dem russischen Teile Polens gab ihm einen bequemen Anlass, Russland für seine Absichten gegen Oesterreich zu benutzen.

Bismarcks Gespräch mit dem österreichischen Gesandten Karolyi.

Sybel legt den Gedanken des Gespräches, in welchem Bismarck dem österreichischen Gesandten Graf Karolyi „mit dem unerschütterlichen Tone des Historikers der alten Zeiten" die Zukunft Deutschlands auseinandersetzte, so dar: Bismarck sagte, dass die Beziehungen Oesterreichs zu Preussen sich verbessern oder verschlechtern könnten, dass Preussen das erstere wünsche, sich aber auch auf das letztere vorbereite. — Wenn jedoch Frankreich Oesterreich angriffe, so wird Preussen dennoch im Bunde mit Oesterreich wirken — bemerkte Karolyi. Als Antwort hierauf bat ihn Bismarck dringend, in Wien eine derartige Illusion auf jede Weise zu zerstören, ihn versichernd, dass es ausschliesslich nur von dem Vorgehen Oesterreichs in Deutschland abhängen werde, ob die frühere Freundschaft wiederhergestellt wird oder Preussen in den Bund mit den Gegnern Oesterreichs tritt. Preussen wünsche mit Oesterreich Hand in Hand zu gehen, aber hierfür sei erforderlich, dass Oesterreich

auf die Preussen feindliche Einwirkung auf die deutschen Höfe verzichte. „Dies ist unmöglich“ — entgegnete Karolyi — „dies wäre gleichbedeutend mit unserer Hinausdrängung aus Deutschland.“ „Nun, so verlegt Euer Schwergewicht nach Osten“ — rief Bismarck aus.

Dieses Gespräch machte einen so starken Eindruck auf alle Kabinette, dass Bismarck es für nötig hielt, in einem Zirkular vom 24. Januar 1863 den preussischen Vertretern im Auslande Erläuterungen zu geben. Aber die Entschiedenheit, womit er dem Grafen Karolyi sein Programm dargelegt hatte, zeigte seine Absicht einer baldigen Durchführung desselben. Und hier bot sich wie von selbst in dem polnischen Aufstand ein Anlass zum Beginn der Aktion.

Der englische Bevollmächtigte beim Frankfurter Bundestage schrieb an Graf Russell vom 20. Februar, dass „man Bismarck beschuldige, der russischen Regierung eine Mitwirkung vorzuschlagen, die diese nicht erbeten habe und nicht einmal wünsche“.

General von Alvensleben wurde nach Petersburg und von da nach Warschau mit einem eigenhändigen Schreiben des preussischen Königs und dem Vorschlage Preussens gesandt, die russischen militärischen Maassregeln zur schnellen Unterdrückung des Aufstandes zu unterstützen. Dieser Schritt konnte der preussischen Politik nur Vorteile bringen, ohne irgend eine Gefahr für dieselbe hervorzurufen, da Bismarck wusste, dass Napoleon III. wegen Polens doch nicht mit Russland in den Kampf treten würde. Sybel sagt, dass „trotz der in Frankreich für Polen herrschenden Sympathien doch Napoleon die revolutionäre Bewegung in Polen entschieden verurteilte, welche mit den internationalen revolutionären Bestrebungen in Beziehungen trat und sich in einem Moment hervorwagte, wo Kaiser Alexander das Zartum Polen mit Wohlthaten überschüttet hatte.“

Dass die Einmischung Preussens und die von ihm vorgeschlagene Militärkonvention durch einen besonderen Zweck und durchaus nicht durch die Befürchtung eines Hinübergreifens des Aufstandes nach Posen hervorgerufen war, wird durch die einfache Erwägung bewiesen, dass es von seiten der Aufständischen völliger Wahnsinn gewesen wäre, die militärischen Kräfte nicht nur Russlands, sondern auch noch Preussens und vielleicht noch Oesterreichs gegen sich in Bewegung zu setzen. Der österreichische Minister Graf Rechberg sagte, wie der englische Gesandte Lord Bloomfield (in der Depesche vom 12. Februar) berichtete, dem Gesandten, dass „er keinen ernsten Grund sieht, für Galizien zu fürchten“ und der englische Gesandte in Berlin Sir Andrew Bokanen schrieb an Lord Russell (14. Februar), dass „sich keine irgendwie wichtige Bewegung im Grossherzogtum Posen gezeigt und man annimmt, dass die

Führer des Aufstandes nicht wollen, dass irgendwelche Putschversuche in Posen und Galizien stattfänden."

Uebrigens werden wir sogleich die eigenen Worte Bismarcks anführen, wonach die Einmischung Frankreichs und der anderen Staaten gerade als Folge der preussisch-russischen Militärkonvention hingestellt wird. Zuvor aber wollen wir bemerken, dass keineswegs Russland den Gedanken von der Notwendigkeit der Militärkonvention gefasst hat. Der Direktor der diplomatischen Kanzlei des Statthalters im Zarthum Polen, des Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch, Herr Tengoborski, benachrichtigte den russischen Gesandten in Berlin Oubril anlässlich der Entsendung der Generale, dass für Russland keine Gefahr und so auch kein Bedürfnis nach einer ausländischen Mitwirkung vorliege und dass es genügend wäre, dass Preussen die eigene preussisch-russische Grenze beobachte.[1]) Die Thätigkeit Bismarcks in dieser Periode erinnert an einen Menschen, der seinen Nächsten in den Sumpf stösst, um ihn hernach retten zu können.

Die Konvention zwischen Russland und Preussen.

Wie dem auch sei, die Konvention kam aber doch zu Stande und Preussen mobilisierte für jeden Fall gleich 4 Korps, obwohl natürlich derartige Kräfte nicht erforderlich waren, um die Grenzen vor der Ueberschreitung durch aufständische Banden zu schützen.

Hören wir jetzt, was Fürst Bismarck selbst in der preussischen Kammer im Januar 1866 sagte: „Sobald die Februarkonvention (1863) zwischen Preussen und Russland abgeschlossen war, unternahm es Frankreich, in Verbindung mit England und Oesterreich und wenn es möglich gewesen wäre, mit ganz Europa, energisch für Polen einzutreten, wobei man in Wirklichkeit von Russland nicht allzuviel fordern, sondern Preussen für seinen Stolz bestrafen und wenn möglich ihm die Rheinprovinz und Schlesien abnehmen wollte. Im französischen Senat trat Prinz Napoleon am 17. März offen mit der Erklärung hervor, dass Frankreich die Polen werkthätig unterstützen müsse."[2])

So war das Feuer in dem gegebenen Falle von Fürst Bismarck angezündet worden. „Feuer" verstehen wir hier in dem Sinne, dass gerade die Einmischung Preussens, um das russische Bündniss durch die Militärkonvention zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes zu erwerben, die diplomatische Intervention der anderen Staaten zu Gunsten der polnischen Bestrebungen hervorgerufen hatte, und damit der Aufstand

[1]) J. Klaczko: „Etudes de diplomatie." Dieser vom 1. Februar datierte Brief war von den Aufständischen zugleich mit anderen Korrespondenzen abgefangen. Klaczko versichert, den Brief im Original zu besitzen.

[2]) Radbolsky: „Ein vierzigjähriges Tableau. Rede des Fürsten Bismarck." S. 28.

trotz der allen klaren Unmöglichkeit fortdauerte, dass die Aufständischen durch eigene Kraft irgendwelche Erfolge erzielen könnten.

Die Erregung in Russland über die Einmischung fremder Mächte in dem Polenaufstand.

In Russland aber rief die Einmischung Frankreichs, Oesterreichs und der anderen Mächte zum Schutz der polnischen Bestrebungen einen solchen Ausbruch des Nationalgefühls hervor, dass, wie Sybel sagt,[1]) „Kaiser Alexander, der über eine für den Krieg völlig bereite Armee von 400 000 Mann verfügte, in einem eigenhändigen Briefe dem König Wilhelm vorschlug, mit ihm gemeinsam an Frankreich und Oesterreich den Krieg zu erklären." Einerseits war ein solcher Vorschlag für Preussen verführerisch: Oesterreich war für den Krieg völlig unvorbereitet und konnte eher besetzt sein, als ein einziges französisches Regiment zu seiner Unterstützung erschienen wäre. Dann hätte Preussen in Deutschland nach Wunsch verfügen können. Aber andererseits lag die Sache so: Frankreich würde alle seine Kräfte auf Preussen geworfen haben, auf dessen Teil die schwierigere und gefährlichere Aufgabe gefallen wäre, während Frankreich und Russland sich auf Preussens Kosten bei den französischen Sympathien des Fürsten Gortschakow hätten verständigen können. „In diesem Falle," sagte Bismarck, „würde Russland am längeren Hebelarme sitzen." König Wilhelm war auch ohnedies zum Kriege mit dem verbündeten und verwandten Oesterreich wenig geneigt und entschied sogleich gegen den Krieg. Er antwortete dem Kaiser Alexander II. in diesem Sinne und legte mit voller Offenheit die Gründe für diesen Entschluss nach einem von Bismarck selbst geschriebenen Entwurf dar.[2])

Aus allem Dargelegten geht hervor, dass, selbst wenn die Konvention von 1863 einen von Preussen Russland erwiesenen „Dienst" darstellt, so doch nur einen kleinen und durchaus nicht hervorragenden, woraus ernste Verpflichtungen für die Zukunft sich hätten ergeben müssen.

Im übrigen können wir ein Faktum anführen, das ein noch helleres Licht auf den Charakter der damaligen preussischen Politik wirft. Trotzdem das Werk „Berlin und Petersburg" in der Absicht geschrieben ist, den angeblich ungeheuren Dienst nachzuweisen, welchen Preussen 1863 Russland erwiesen, einen Dienst, der Preussen die ewige Dankbarkeit Russlands hätte sichern müssen, finden wir doch in demselben (S. 99) einen aus der von Berg geschriebenen Geschichte des Aufstandes entnommenen Hinweis, dass Bismarck im Jahre 1864, als der polnische Aufstand noch fortdauerte, den Versuch machte, die Führer

[1]) Sybel: „Begründung des Deutschen Reiches." II S. 517.

[2]) Bismarck selbst hat diese Fakten und die Motive hierfür in der Reichstagsrede vom 8. Februar 1888 mitgeteilt.

desselben zu veranlassen, den Schutz Preussens nachzusuchen, wobei er, wie sich aus seinen Unterhaltungen mit einem gewissen Klobukowski schliessen lässt, eine Erweiterung der preussischen Besitzungen an der Weichsel im Auge hatte.

Diplomatische Intriguen während des Aufstandes.

In dieser Hinsicht können wir die bisher publizierten Daten noch etwas ergänzen, da wir in genauen Kopien eine Korrespondenz in Händen haben, woraus hervorgeht, dass Bismarck sich bemühte, durch Klobukowski mit Fürst Wladislaw Czartoriski in Beziehung zu treten; dieser diente in Paris als Vermittler der Beziehungen der polnischen revolutionären Organisation zu Napoleon III.

Vielleicht werden wir gelegentlich zu dieser in der Geschichte der diplomatischen Intriguen denkwürdigen Episode zurückkehren. Jetzt können wir nur auf Grund der erwähnten Korrespondenz die Angaben des Historiographen des polnischen Aufstandes, Berg, voll bestätigen, mit dem Hinzufügen, dass sein einziger Irrtum darin bestand, dass die Beziehungen Bismarcks zu den Anhängern des polnischen Aufstandes nicht 1864, sondern 1865 stattfanden.

Bismarck war überzeugt, dass Preussen selbst genügend stark sei, um Oesterreich aus dem deutschen Bunde auch ohne auswärtige Hilfe zu drängen, und in dieser Bewertung der eigenen Kraft liegt sein Hauptverdienst als Politiker; sein zweites Verdienst war, dass er es verstand, den konservativen Prinzipien ergebenen König zu der Politik der Umwälzungen zu bekehren. Alles übrige kam, wenn nicht von selbst, so doch als unvermeidliches Resultat des Zusammenstosses der von Bismarck richtig abgeschätzten Kräfte.

Einladung zu einem Kongress in Paris am 5. Nov. 1863.

Am 5. November 1863 richtete die französische Regierung an die Mächte eine Zirkular-Einladung zu einem Kongresse in Paris, um alle strittigen Fragen zu regeln, da die Traktate von 1815 faktisch von Niemand mehr für bindend gehalten wurden. Es war bekannt, dass Napoleon bei dieser Gelegenheit die Anerkennung des italienischen Königreiches durch Europa durchsetzen wollte, wobei er hauptsächlich auf das Einverständnis Preussens rechnete. Infolgedessen beunruhigte sich Oesterreich über diesen Vorschlag, der ihm die Forderung weiterer territorialer Abtretungen in Aussicht zu stellen schien.

Preussen äusserte sich auch wirklich günstig. In einem Schreiben an Kaiser Napoleon vom 18. November 1863 schlug König Wilhelm „seine unparteiische und uneigennützige Mitwirkung zur Verständigung hinsichtlich der Grundlagen des künftigen Kongresses" vor und lehnte nicht ab, selbst nach Paris zu kommen, „überzeugt, dort denselben herzlichen Empfang zu finden, der ihm die Erinnerung an seinen Aufenthalt in Compiègnes so teuer gemacht."

Die Beweggründe der preussischen Politik waren leicht zu begreifen. Von einer Verletzung der Traktate durch dieselbe konnte auf dem Kongress nicht die Rede sein (wir erinnern daran, dass dieses noch vor dem dänischen Kriege sich abspielte). Das französische Zirkular traf aber bald nach dem Ableben des dänischen Königs Friedrich VII. ein, als Bismarck bereits nach seinem eigenen Geständnis an die Entscheidung der Schleswig-Holsteinschen Frage zu denken begann, aus der die Einigung Deutschlands durch Preussen hervorgehen konnte.

Die Entscheidung der Schleswig-Holsteinschen Frage.

Für Bismarck war entschieden die Zeit gekommen, „Eisen und Blut" wirken zu lassen. Nach der Konvention von 1863 mit Russland hatte er diesem, nach der offiziellen Vorstellung, noch einen „gewaltigen" Dienst geleistet, indem er Oesterreich veranlasste, in Galizien den Belagerungszustand zu proklamieren. Aber damals war dieser neue Dienst schon wenig bemerkbar, da die Tage des polnischen Aufstandes gezählt waren und es unwesentlich war, ob aus Galizien noch einige hundert Mann Freiwilliger nach dem Zartum Polen gingen oder nicht. Aber in jedem Falle beseitigte Bismarck durch diese Dienste jedes Wort von seiten Russlands in der Schleswig-Holsteinschen Frage zum Schutze Dänemarks. Freilich bedeutete das ein volles Abweichen von der Richtschnur der russischen Politik unter Nikolaus I., welcher den preussischen Angriff auf Dänemark nicht zugelassen hatte.

Nichts charakterisiert die preussische Politik so, wie das geschickte Heranziehen Oesterreichs in dieser Frage zum gemeinsamen Zusammenwirken. Fürst Bismarck selbst sagt von diesem Schachzuge: „Dies ist die diplomatische Leistung, auf die ich am meisten stolz bin. An die Eroberung Schleswig-Holsteins begann ich sogleich nach dem Tode des dänischen Königs zu denken. Aber dies zu verwirklichen war schwierig, alles war gegen mich. Der König selbst wollte lange davon nichts hören. Bei uns fand damals ein Ministerrat statt, in dem ich meinen Hörern in Bezug auf Oesterreich solche Dinge auseinandersetzte, welche ihnen übertrieben und unmöglich schienen. Nach ihren Mienen zu urteilen, glaubten sie wirklich, dass ich zu viel gefrühstückt hätte." Bismarck legte dar, dass er in diesen Bund gegen Dänemark Oesterreich hineinziehen werde, in der vollen Ueberzeugung, dass sich hieraus ein Konflikt ergeben würde. Man versichert, dass er im Ministerrat dafür gebürgt habe, aus dem Zusammenwirken mit Oesterreich die Mittel zu gewinnen, um Oesterreich aus dem deutschen Bunde hinauszudrängen.[1])

In der That, man weiss nicht, worüber man sich mehr wundern soll, darüber, dass der Urheber dieses Geständnisses sich entschloss, seiner-

[1]) Rathlef: „Bismarck und Oesterreich bis 1866." 1893. S. 48.

zeit mit derartigen Erklärungen im Ministerrat hervorzutreten, oder darüber, dass er es für möglich hielt, sich in der Folge eines solchen vorausberechneten Treubruchs zu rühmen.

Bismarck genierte sich nicht, auch den Generalen Instruktionen in diesem Geiste zu geben. Als Beweis kann man zwei Telegramme aus dem Werke des bekannten italienischen Generals di Lamarmora[1]) anführen. Bekanntlich besetzten auf Grund der am 14. August 1865 (ein Jahr nach Beendigung des dänischen Krieges) zwischen Preussen und Oesterreich abgeschlossenen Gasteiner Konvention die preussischen Truppen Schleswig, die österreichischen Holstein. Die Kommandierenden der Truppen verwalteten die von ihnen besetzten Gebiete: General Freiherr von Manteuffel Schleswig, General Gablenz Holstein. Preussen und Oesterreich befanden sich damals schon in vollem Antagonismus.

Bismarck, der sich das Bündnis mit Italien gesichert hatte (April 1866), schrieb nun dem General Manteuffel im Juni vor, mit den preussischen Truppen in das von Oesterreich besetzte Holstein einzurücken, um dadurch Oesterreich zur Kriegserklärung an Preussen zu veranlassen. Aber Oesterreich beobachtete, um den Krieg zu vermeiden, streng die Konvention und General Gablenz ging, um einem militärischen Zusammenstoss auszuweichen, nach dem südlichen Holstein. General Lamarmora war damals Präsident des Ministerconseils und Minister des Auswärtigen in Italien, Graf Barral italienischer Gesandter in Berlin.

Die Absicht Bismarcks, einen Zusammenstoss zwischen Preussen und Oesterreich herbeizuführen.

Wir wollen jetzt den Text der erwähnten Telegramme anführen: „Berlin, den 10. Juni 1866. Bismarck ist auf Manteuffel sehr unwillig, dass dieser, statt bei seinem Einrücken in Holstein energisch gegen die Oesterreicher vorzugehen, dem General Gablenz Gelegenheit gab, zu verschwinden und so die Gelegenheit zum Zusammenstoss vorbeigehen liess. Können Sie sich dies vorstellen? sagte er mir. Uebrigens, fügte er hinzu, die Einberufung der Vertreter kann wahrscheinlich noch einen Zusammenstoss hervorrufen. Und so müssen wir noch warten. Barral."

Das andere Telegramm ist vom Minister selbst. „Florenz, 11. Juni 1866. Barral teilte mir mit, dass Bismarck über Manteuffel empört ist, da er es nicht verstanden, bei der Besetzung Holsteins einen Konflikt hervorzurufen. Aber mir ist unbegreiflich, wie Manteuffel auf die Oesterreicher hätte schiessen können, wenn diese sich ohne Widerstand zurückzogen. Wie dem auch sei, Barral weist auf eine neue Verzögerung hin und sagt, dass die Lage verwirrter sei als je. Lamormora."

[1]) „Un po' più di luce sugli eventi politici e militari dell' anno 1866." Firenze. 1873.

Von den Aufträgen, die demselben General Manteuffel an die russische Regierung gegeben wurden, ist in seiner Biographie[1]) nur kurz gesagt, dass er 1866 zu Kaiser Alexander II. gesandt wurde, den ihm übergebenen Auftrag erfolgreich ausführte und am russischen Hofe bis Ende August blieb.

Sogar auf Grund der offiziellen preussischen Dokumente wäre es nicht schwierig, das Falsche der Versicherung nachzuweisen, dass die Dienste, die Preussen 1863 Russland geleistet, so gross waren, dass die darauf folgende freundschaftliche Haltung Russlands der natürliche Ausfluss der Dankbarkeit und nicht irgend welcher formellen Verpflichtungen war.

5. Russlands Mitwirkung bei der Einigung Deutschlands.

In Petersburg erkannte man sehr deutlich die Gefahr, welche für Russland durch die preussische Hegemonie in Deutschland entstand. Als die Unvermeidlichkeit des Zusammenstosses Preussens mit Oesterreich offenbar wurde, wurde diese Frage allseitig erörtert, und das Resultat der Erörterung war ein Memorial des Fürsten Gortschakow von 1864, das unter dem Titel „La politique du présent“[2]) den diplomatischen Agenten die damalige politische Lage erläuterte.

Das Memorial des Fürsten Gortschakow.

In demselben heisst es: „Die preussische Monarchie hat sich auf dem Wege von Eroberungen und Bestrebungen zur Erweiterung der Grenzen gebildet. Die Staaten werden durch dieselben Mittel erhalten, durch die sie gegründet sind. Die Politik Preussens ist ehrgeizig und unruhig. Wenn man von der Ermunterung Preussens zu diesem Wege absieht, so haben wir keinen Anlass, seinem Wachstum entgegenzutreten, so lange es nicht unsere direkten Interessen verletzt.“

In Bezug auf die deutsche Einheit ist in dem Memorial gesagt:

„Im Jahre 1854 hatte Deutschland nicht die Kraft, dem Druck unserer Feinde zu widerstehen und gab uns preis. Wir können folglich nicht darauf rechnen, eine solche Lage zu konservieren. Im übrigen ist es sehr wahrscheinlich, dass Deutschland mit der Verwirklichung seiner Einheit seinen harmlosen Charakter verlieren wird. Im Jahre 1848 erhob

[1]) „General-Feldmarschall Edwin Freiherr v. Manteuffel“. Von Keck.

[2]) Dies Memorial ist in dem Werke „Berlin und Petersburg“ abgedruckt, welches unter Mitwirkung des preussischen Pressbureaus herausgegeben ist.

es Ansprüche nicht nur auf die deutschen Provinzen Dänemarks, sondern auch auf Lothringen, Elsass, die deutsche Schweiz, Livland, Esthland und Kurland. In dem gegenwärtigen Augenblick sehen wir, mit welcher Gier es sich auf die Gewinnung Schleswig-Holsteins stürzt. Bei derartigen Umständen könnte Deutschland, wenn die slavische Frage auf der Tagesordnung stände, die Wagschalen der europäischen Politik auf die uns feindliche Seite ziehen."

Ansicht des Fürsten Baryatinski über die Folgen des Krieges Preussens mit Oesterreich.

Weiter ist aus den Mitteilungen über den verstorbenen Feldmarschall Fürst Baryatinski, die im Russischen Archiv[1]) abgedruckt sind, ersichtlich, dass der Feldmarschall bei seiner Anwesenheit in Petersburg anlässlich der silbernen Hochzeit Kaiser Alexanders II. und der Kaiserin Maria Alexandrowna es für seine Pflicht hielt, seine Meinung dahin zu äussern, dass Russland an dem bevorstehenden Kriege Preussens mit Oesterreich teilnehmen müsse. Nach der Ansicht des Fürsten Baryatinski müsste in diesem Kriege die vorzügliche preussische Armee unbedingt siegen, und dieser Sieg werde unzweifelhaft die Bedeutung Preussens zum Schaden Russlands vergrössern, während, wenn die vereinigten Kräfte Preussens und Russlands Oesterreich besiegt hätten, es dann möglich wäre, ein selbständiges Ungarn zu schaffen, die deutschen Gebiete Oesterreichs mit Preussen zu vereinigen, die slavischen unter das Protektorat Russlands zu nehmen. Demnach würde der „in Wien befindliche Schlüssel" zur orientalischen Frage erworben sein. Wenn eine so günstige Gelegenheit aber nicht ausgenutzt würde, so hätte sicherlich Russland in der Folge nach fünf oder zehn Jahren dafür teuer zu zahlen. Der Feldmarschall teilte später ihm nahestehenden Personen mit, dass der von ihm vorgeschlagene Gedanke in einer besonderen Sitzung erörtert wurde, in welcher sich unter Vorsitz des Kaisers die Minister Graf Miljutin und Fürst Gortschakow und auch Fürst Baryatinski befanden, aber der Feldmarschall genehmigte nicht den Abdruck von Mitteilungen über das Resultat dieser Sitzung.

Dieser Vorfall ist für die damals bestehenden Beziehungen sehr charakteristisch und stimmt mit dem historischen Faktum überein, dass die russische Diplomatie sofort nach dem preussischen Siege bei Sadowa gegen jede Umgestaltung der Karte ohne Einwilligung Russlands protestierte. „Baron Oubril — sagt Sybel[2]) — erklärte formell Herrn v. Werther, dass die russische Regierung alle politischen und territorialen Veränderungen, die Preussen vornehmen sollte, als nicht geschehen

[1]) Wir zitieren nach dem Werke von Radbolsky: „Ein vierzigjähriges Tableau. Rede des Fürsten Bismarck." S 33.

[2]) Sybel: „Begründung des Deutschen Reichs", und ebenso „Berlin und Petersburg". S. 159.

(„non avenues") betrachten würde, solange sie Preussen nicht der freien Beschlussfassung einer europäischen Konferenz vorlegen würde."

Der von den auswärtigen Mächten vorgeschlagene Kongress.

Zu welchen Beschlüssen auch der geplante Kongress gekommen wäre, Preussen hätte sich fügen müssen. Oesterreich hatte allerdings schon Missgeschick erlitten, seine Armee war zertrümmert, aber es hatte noch nicht Frieden geschlossen und hätte bei auswärtiger Mitwirkung den Kampf noch fortsetzen können.

Frankreich stellte ein Ultimatum, wonach es für seine Neutralität die Abtretung des ganzen linken Rheinufers und den Verzicht Preussens auf seine Rechte auf Luxemburg forderte.

Auf Italien konnte Preussen nicht zählen, weil dieses schon Venedig erhalten hatte, welches Oesterreich an Napoleon III. zur Uebergabe an das italienische Königreich abgetreten hatte.

Obwohl die Preussen nach Besiegung der Oesterreicher und der ihnen verbündeten deutschen Truppen auf ihre Fahne die pangermanische Devise geschrieben hatten, hatten sie sich die deutschen Sympathien noch nicht erworben. Die Lage jener Zeit charakterisierte Beust am besten, wenn er sagte, dass die den Höfen zweiten Ranges auferlegten Bundesverträge nur einen Fetzen Papier darstellen und die mit ihnen abgeschlossenen Militärverträge eine zweischneidige Waffe sind, welche sich unter dem Druck Frankreichs und Oesterreichs gegen Preussen kehren kann. Wenn sich irgend welche Chancen auf Erfolg geboten hätten, so würde auch Dänemark versucht haben, für 1864 Revanche zu nehmen. Zudem war auch England gereizt, dass Preussen die Traktate von 1852 verletzt und die englischen Proteste gegen die Besetzung Schleswig-Holsteins unberücksichtigt gelassen hatte. Die Unzufriedenheit Englands ging sogar so weit, dass der Minister des Auswärtigen, Lord Russell, sich mit einer Note an das französische Kabinett wandte, und ihm vorschlug, anlässlich dieser Besetzung mit Russland und Schweden eine Vereinbarung zu treffen.[1])

Die öffentliche Meinung in Deutschland stand nicht auf Seite Preussens.

Die öffentliche Meinung Deutschlands sympathisierte nicht mit den Absichten Preussens. Zum Teil war dies der Einfluss des Vatikans auf die deutschen Katholiken, hauptsächlich aber die Unpopularität der preussischen Regierung bei den Liberalen, eine Folge des denkwürdigen Konflikts mit der preussischen Kammer. Diese Kammer hatte direkt gegen den Krieg protestiert und war aufgelöst worden. Nur infolge des glänzenden Sieges über Oesterreich erfolgte in Preussen ein Umschwung in der öffentlichen Meinung und die Kammer selbst ging auf die Aussöhnung mit der Regierung aus.

[1]) „Auswahl wichtiger Aktenstücke zur Geschichte des 19. Jahrhunderts." S. 403.

Die Antipathie gegen Preussen.

Aber am Vorabend des Krieges verhielt sich ganz Deutschland gegen das Beginnen Preussens ablehnend und sah in ihm nur einen durch den Ehrgeiz der Hohenzollern hervorgerufenen „Bruderkampf". Damals existierte noch nicht die Gothaer historische Schule, welche nach den Siegen Preussens theoretisch ihre Unvermeidlichkeit auf der Grundlage rechtfertigte, dass Preussen ein „rein deutsches" Land, und deshalb alles, was Preussen auch that, immer zum Nutzen Deutschlands war.

Die „deutsche Mission" Preussens.

Die „deutsche Mission" Preussens wurde bis zu dem Kriege von 1866 in Deutschland durchaus nicht in dem Sinne der „Blut- und Eisenpolitik" aufgefasst, sondern in der Einigung Deutschlands durch Preussen, das an der Spitze der Volksbestrebungen marschieren sollte. Deutschland wünschte durchaus nicht, Preussen angegliedert oder preussisch zu werden, nur den Namen „Deutschland" beibehaltend. Zu diesen Ansichten über den Konflikt von 1866 kam im Süden Deutschlands noch das angeborene Gefühl der Antipathie gegen die Preussen. Wirklich treten die ethnographischen Verschiedenheiten sehr stark hervor, und weder die Eisenbahnen, noch die militärische Dressur nach preussischem Muster, noch die Vertretung im gemeinsamen Reichstage beseitigen sie. Es ist bemerkenswert, dass diese Antipathien sich auch jetzt nicht verloren haben, trotz der gemeinsamen Teilnahme an ruhmvollen Kriegsthaten und des Stolzes aller Deutschen auf die Macht Deutschlands, das faktisch doch aus der preussischen Kaserne hervorgegangen ist.

Wenn Russland sich damals nicht von der ganzen Masse der gegen Preussen Missgünstigen ferngehalten, nicht von dem damals vorgeschlagenen Kongress Abstand genommen und damit Preussen geholfen hätte, so hätte die kritische Lage Preussens verzweifelt werden können.

Auf den Vorschlag Napoleons III. einzugehen, hätte bedeutet, mehr zu verlieren, als durch das Zündnadelgewehr erworben war, und sich vor den neuen deutschen Verbündeten zu diskreditieren. Einen neuen Krieg gegen eine Koalition zu wagen war äusserst gefährlich, und doch schien diese Gefahr unvermeidlich. In Frankreich war beschlossen, die Kammern einzuberufen, eine Anleihe von 1 Milliarde Franks zu machen, eine Armee von 100 000 Mann an der Ostgrenze aufzustellen und König Wilhelm zu warnen, dass, wenn Preussen solche territorialen Erweiterungen vornehmen würde, die das europäische Gleichgewicht bedrohen könnten, Frankreich das ganze linke Rheinufer besetzen werde.

Die Drohung Frankreichs.

Es ist deshalb nicht wunderbar, dass, als der französische Gesandte Benedetti sich am 6. August mit einer entschiedenen Erklärung an Bismarck wandte, auf diesen die Drohung Frankreichs soweit wirkte, dass ein Kriegsrat zusammenberufen wurde. In diesem erklärte Moltke, dass die Kräfte Preussens für eine starke Defensive in der Umgegend

von Prag genügten, und dass es möglich sein werde, gegen Frankreich Anfang September mehr als 200 000 Mann der norddeutschen und 80 000 der süddeutschen Staaten aufzustellen. „Der Krieg — fügte er hinzu — lässt sich auch dort nur defensiv führen, aber es ist nichts zu fürchten, während die geringste freiwillige Landabtretung an Frankreich die zukünftige Hegemonie Preussens in Deutschland undenkbar machen müsse.“ Die Frage wurde von Bismarck entschieden. „Demnach — sagte er — denkt Moltke an Defensivoperationen in Böhmen sowohl wie am Rhein; dies wird die Sache hinziehen und uns noch fremden Einmischungen aussetzen. Wenn Moltke es für möglich hielte, zuerst mit Oesterreich fertig zu werden und dann die Franzosen zu vertreiben, selbst wenn diese inzwischen bis nach Berlin gelangt sind, so würde ich dies begreifen. Aber das Spiel nach dem Defensivsystem ist mir zu riskant: wir werden uns bemühen, den Frieden zu schaffen.“

Misliche Lage Preussens trotz der Siege über die Oesterreicher.

Sybel, der offizielle Historiker des Entstehens des deutschen Reiches, stellt die Sachlage natürlich in einem minder düsteren Licht dar, als sie in Wirklichkeit war. Die Verluste in den Schlachten, einschliesslich der Schlacht von Königgrätz, betrugen allerdings für die Oesterreicher 72 874 Mann, für die Preussen nur 16 313, aber nichtsdestoweniger war auch nach dem Waffenstillstande die österreichische Armee bereit, den Kampf mit noch grösserer Heftigkeit aufzunehmen. Dies begünstigte auch die Dislokation der preussischen Armee. Die Preussen hatten 1866 zum Hauptziel, die entscheidenden Operationen unaufhaltsam durchzuführen und diesem alles Uebrige nachzustellen. Dies konnte nicht ohne Einfluss auf die Organisation der Rückendeckung bleiben.

„Nach dem Siege bei Königgrätz und der Einnahme von Prag musste eine Hilfsbasis längs der Eisenbahnlinie Prag—Pardubitz—Böhmisch Trübau geschaffen werden. Aber diese Basis, die kaum den wirtschaftlichen Anforderungen entsprach, genügte nicht den militärischen. In ihrem Rücken befanden sich drei zweitklassige österreichische Festungen: Theresienstadt, Josefstadt und Königgrätz, und 60 Werst von der linken Flanke die starke österreichische Festung Olmütz, wo eine starke Garnison zurückgeblieben war. Im Rücken der Preussen begannen sich Partisanen-Abteilungen mit Kadres aus dem Bestande der Festungs-Garnisonen zu bilden, welche die preussischen Transporte angriffen.“

„Unter diesen Verhältnissen war die Verpflegung der Truppen mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, und deshalb war für die Preussen die Möglichkeit, die Eisenbahnverbindung mit Schlesien und Sachsen zu benutzen, von höchster Bedeutung; aber die erwähnten Festungen hinderten dies. Die Preussen mussten Fluss- und Chaussee- und selbst gewöhnliche Wege benutzen.“

„Bei einer derartigen Lage mussten die Preussen sehr bedeutende Kräfte aufwenden, um die Operationslinie als Kommunikations- und Rückzugsweg einigermaassen zu sichern. Im ganzen befanden sich zur Zeit des Abschlusses des Waffenstillstandes am 22. Juni im Rücken der drei preussischen Heere von 194 000 Mann Stärke etwa 49 600 Mann und mit Einrechnung der ungarischen Partisanen-Abteilung von 2000 Mann etwa 51 600 Mann, oder mehr als $^1/_5$ der auf dem Hauptkriegsschauplatze vorhandenen preussischen Truppen.“[1])

Alles dies lässt daran zweifeln, ob die Hoffnung Moltkes, sich auf zwei Kriegstheatern mit Erfolg in der Defensive zu halten, sich hätte verwirklichen lassen.

Unterhandlungen Bismarcks mit Frankreich und Russland.

Bismarck begann einerseits die Unterhandlungen mit Benedetti hinzuziehen und andererseits die Hülfe des Kaisers Alexander II. zu suchen.

Aus den Berichten Benedettis ist ersichtlich, dass Bismarck ihn nur auf die Notwendigkeit gewisser redaktioneller Abänderungen der französischen Vorschläge hinwies. Hiermit gab er gleichsam der Hauptsache nach seine Einwilligung in die Bedingungen und stellte nur eine Art Gegenvorschlag auf, worauf aus Paris in rascher Antwort das ausführliche Projekt eines Bündnisses zwischen Frankreich und Preussen folgte. In Paris glaubte man folglich an die Möglichkeit seiner Realisierung.

Unterdessen ging an den Petersburger Hof ein Gesandter mit Briefen des preussischen Königs ab. Diese Vertrauensperson war General Manteuffel, der in gleicher Weise das Vertrauen des Königs wie der Petersburger leitenden Kreise besass.[2])

Es ist unbekannt, welcher Art Versicherungen der preussische Gesandte in Petersburg abgab, aber nach gewissen Hinweisen in dem Werke Sybels[3]) ging die Sache folgendermaassen vor sich.

Der Abschluss des Friedens mit Oesterreich kam nicht zu Ende. Um einen Druck auf dasselbe zu üben, zog Preussen Truppen aus Süddeutschland nach dem böhmischen Kriegstheater zusammen, wobei Bismarck Frankreich durch weitere unbestimmte Versprechungen hinzuhalten hoffte, während Manteuffel den Auftrag erhielt, in Petersburg zu sondieren, ob nicht Russland für den Kriegsfall zwischen Preussen und Frankreich geneigt wäre, auf Oesterreich diplomatisch einzuwirken, um dieses von der Einmischung in diesen Krieg gegen Preussen zurück-

[1]) Oberst Geismann, „Parallele zwischen der preussischen Invasion in Böhmen in den Jahren 1757 und 1866.“

[2]) Rothan, „Origine de la guerre de 1870.“

[3]) „Begründung des Deutschen Reiches.“

zuhalten. Manteuffel brachte die Antwort: „Gortschakow verspricht formell nichts, aber in jedem Falle könnt Ihr gegen Frankreich energisch vorgehen.“ Demnach war alles geschehen, um für den Kriegsfall die Möglichkeit einer Koalition gegen Preussen zu beseitigen.

Sybel versichert, dass auf die Entscheidung Russlands die Aussicht von Einfluss war, den Artikel des Pariser Traktats zu beseitigen, der Russland des Rechts beraubte, eine Kriegsflotte auf dem Schwarzen Meer zu halten. Aber um dies zu glauben, gehört nicht wenig Naivität. In den Memoiren dieser Zeit[1]) wird die Sache völlig anders dargestellt.

Manteuffels Mission sichert die Neutralität Russlands.

In Zarskoje Sselo befand sich der vom König von Hannover gesandte General Knesebeck, um Russland zur Einmischung zu bewegen; dieser hegte Hoffnung auf Erfolg bis zu dem Augenblick, als Manteuffel mit der Erklärung eintraf, dass, wenn Russland die Erfüllung der Mission Preussens in Bezug auf die Einigung Deutschlands hindern werde, Preussen in der Folge durch einen Anschluss an die Feinde Russlands auch im Stande sein werde, Russlands Kräfte im Nordwesten zu paralysieren. So ging infolge der Mission Manteuffels eine volle Einigung mit Preussen vor sich und Knesebeck reiste ohne Resultat ab.

Erst wenn später die Archive sich öffnen werden, werden sich alle auf diese Zeit bezüglichen Umstände aufhellen, aber selbst wenn man die Version Sybels buchstäblich nimmt, so wird man in jedem Falle zugeben müssen, dass Preussen von Russland einen gewaltigen Dienst empfing. Man kann sich die Freude Bismarcks vorstellen, als Benedetti seinem Kaiser melden musste, dass Preussen mit einer anderen Grossmacht ein Bündnis abgeschlossen. Napoleon III. wagte nun nicht mehr, seine Ansprüche durch Gewalt zu unterstützen und begann das Bündnis mit Oesterreich zu suchen, das damals Frieden schliessen musste.

Nach dem Kriege von 1866 hörten Frankreich und Oesterreich nicht auf, an Kombinationen zu denken, um die Macht Preussens zu vermindern.

Der österreichische Kanzler Graf Beust stellte das Projekt eines österreichisch-italienisch-französischen Bundes auf.

Besonders reich an Intriguen war, wenn man den in letzter Zeit erfolgten Veröffentlichungen Glauben schenkt, das Jahr 1867.

Kombinationen nach dem Kriege von 1866.

Nach der einen Mitteilung[2]) erklärte Oesterreich im Januar 1867, d. h. ein halbes Jahr nach Abschluss des Friedens mit Preussen, Russland

[1]) Oskar Meding: „Memoiren zur Zeitgeschichte.“

[2]) „Das Ende des Fürsten Bismarck in der auswärtigen Politik.“

seine Bereitwilligkeit, im Einverständnis mit ihm die orientalische Frage zu lösen, wenn Russland nur gegen Preussen Hilfe leisten wollte. Aber da Russland hierauf nicht einging, weil es nicht mehr den Widerstand des durch sein Ausscheiden aus dem deutschen Bunde geschwächten Oesterreich fürchtete und es vorzog, die orientalische Frage allein zu lösen, so hätte Preussen seinerseits dem Wiener Hof am 14. April 1867 den Vorschlag gemacht, Oesterreich in der orientalischen Frage gegen Russland zu unterstützen. Durch bittere Erfahrung belehrt hatte Graf Beust am 15. Mai ablehnend geantwortet, darauf Bezug nehmend, dass Preussen durch den Abschluss von Militärkonventionen mit den süddeutschen Staaten den Prager Vertrag verletzt hätte. Einen Hinweis auf den Kern der damals von Oesterreich nicht angenommenen Vorschläge Bismarcks finden wir in einem anderen Werke,[1]) dessen Verfasser versichert, dass sie in dem Abschluss eines österreichisch-französisch-deutschen Bündnisses gegen Russland in der orientalischen Frage bestanden.

Aufrollen der orientalischen Frage.

Alles dies eröffnet ein ganzes Netz von beständigen Intriguen, das Bismarck bald nach der einen, bald nach der anderen Seite spann, ohne sich durch eine von ihm proklamierte Freundschaft oder irgendwelche gegebenen Versprechungen beengen zu lassen. Unwillkürlich erinnert man sich hierbei an eine Aeusserung des französischen Chronisten Froissard, welcher schon im 14. Jahrhundert schrieb: „Die Deutschen sind ihrer Natur nach grob und ungewandt, ausser in ihrer Gier nach Beute, worin sie sehr umständlich und kunstreich sind; sie sind hinterlistiger als alle übrigen Leute, und von dem, was sie versprechen, erfüllen sie nichts; solche Leute sind schlimmer als die Sarazenen und Heiden.“[2])

In solchen Beziehungen standen die Mächte zu Ende der sechziger Jahre. Es ist zweifellos, dass diese Verhältnisse für eine neue Initiative Preussens im höchsten Grade günstig waren. Und wirklich offenbarte sie sich zunächst in der von Bismarck aufgeworfenen Luxemburger Frage, sodann in der Aufstellung der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron.

Der Krieg von 1870 brach früher aus, als die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich über ein formelles Bündnis zum Abschluss gelangt waren. Zwischen ihnen existierte jedoch eine Verständigung in Form von Briefen, welche die beiden Kaiser ausgetauscht hatten, und in Paris rechnete man auf die Hilfe Oesterreichs wie auch

Der Ausbruch des Krieges 1870/71.

[1]) „Berlin—Wien—Rom. Zwölf Jahre 1870—91.“

[2]) J. Klaczko: „Etudes de diplomatie.“

Italiens. Aber schon am 20. Juli händigte der österreichische Gesandte in Paris, Fürst Metternich, der Regierung Napoleons III. eine Note ein, worin Beust trotz der am 11. Juli proklamierten Neutralität Oesterreichs den aufrichtigen Wunsch einer freundschaftlichen Einmischung in den Streit zum Ausdruck brachte, jedoch auf die von russischer Seite entgegenstehenden Hindernisse hinwies. Beust sagte in seiner Note, dass sich seiner Meinung nach der Krieg hierbei über ganz Europa ausdehnen könnte.

Russland war 1870 bereit, Preussen im Osten zu decken.

Diese letzte Erklärung des Grafen Beust war durchaus begründet. Russland war völlig bereit, Preussen im Osten zu decken.

Bis zu welchem Grade die Solidarität Russlands mit Preussen ging, kann man daraus schliessen, dass seitens der Minister des Krieges und der Wegekommunikation bereits Verfügungen über den Plan der Truppenbeförderung nach der österreichischen Grenze getroffen waren. Aber die Nachrichten von den entscheidenden Siegen der deutschen Truppen trafen so schnell ein, dass diese Truppenbeförderung, als unnütz geworden, nicht mehr zur Ausführung kam.

Es fragt sich aber, wie die Resultate des Krieges für Preussen gewesen wären, wenn Russland eine andere Politik befolgt hätte. Der Minister-Resident Rothan erzählt, und die in Saint-Cloud gefundenen Papiere Napoleons III. bestätigen dies, dass im Februar 1870 Erzherzog Albrecht nach Paris gekommen war, um sich über den Feldzugsplan gegen Preussen zu verständigen, und dass General Lebrun zu demselben Zweck im Mai nach Wien reiste, wobei beschlossen wurde, dass Frankreich in 14 Tagen 400 000 Mann mobilmachen und den Rhein überschreiten werde und sich in Franken mit ihnen 100 000 Oesterreicher vereinigen würden.

Verhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich.

Weiter sehen wir aus der Depesche von Beust an den österreichischen Gesandten in Paris, Fürst Metternich, vom 20. Juli, dass auch in der Lage Oesterreichs bereits einige Tage nach Beginn des deutsch-französischen Krieges eine Veränderung eingetreten war. Wir führen hier wörtlich die Stelle der Depesche an, durch welche das Faktum einer über ein gemeinsames Vorgehen erfolgten Verständigung bestätigt wird: „Wiederholen Sie dem Kaiser Napoleon und seinen Ministern — schreibt Beust dem Gesandten —, dass wir, treu den in jenen Briefen festgesetzten Verpflichtungen, welche die beiden Herrscher zu Ende des vergangenen Jahres ausgetauscht haben, auf das Unternehmen Frankreichs wie auf unser eigenes sehen und in den Grenzen der Möglichkeit die Erfolge seiner Waffen fördern werden. Diese Grenzen werden durch äussere wie durch innere Erwägungen bestimmt. Wir haben Grund zu der Ueberzeugung, dass Russland sein Bündnis mit Preussen halten wird und dass

bei gewissen Umständen die Einmischung der russischen Truppen nicht nur wahrscheinlich, sondern zweifellos ist. Uns ist bekannt, dass, sobald wir eine Bewegung beginnen, Russland das Gleiche thun und uns nicht nur in Galizien, sondern auch am Pruth und an der unteren Donau bedrohen wird. In Folge dessen muss in dem gegenwärtigen Moment das offenbare Ziel unserer Politik nur das sein, Russland solange neutral zu halten, bis die späte Jahreszeit ihm nicht mehr die Zusammenziehung der Truppen erlaubt. Jetzt müssen wir alles vermeiden, was Russland einen Anlass zur Einmischung geben könnte." Indem er weiter erklärt, dass er leider gezwungen sei, auf die Stellung, die Oesterreich augenblicklich einnehmen müsse, das Wort „Neutralität" anzuwenden, sagt der Minister, dass diese Neutralität für Oesterreich nur ein Mittel biete, seine Rüstungen zu beendigen und teilt zugleich mit, dass er schon mit der italienischen Regierung in Bezug auf die von Napoleon gewünschte Vermittelung Oesterreichs und Italiens in Verbindung getreten sei. Er fügte noch folgendes hinzu: „Ich habe Ihnen schon über die Notwendigkeit telegraphiert, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen. Sobald Rom von den Franzosen geräumt sein wird, werden die Italiener es mit der Einwilligung Frankreichs und Oesterreichs besetzen können. Die Italiener werden nicht aufrichtig auf unserer Seite sein, wenn wir nicht Italien von diesem Splitter in Rom befreien."

Napoleons Rücksichtnahme auf die klerikale Partei lässt es zu keinem sofortigen Bündniss mit Italien kommen.

Bekanntlich entschloss sich aber Napoleon nicht rechtzeitig zu diesem Schritt und so schrieb Prinz Napoleon Jérôme vielleicht nicht ohne Grund[1]), dass „die klerikale Partei über Napoleon III. herrschte und der Wunsch, die weltliche Macht des Papstes zu erhalten, Frankreich Elsass-Lothringen kostete". Allerdings wurden die französischen Truppen sehr bald aus Rom abberufen, aber doch erst nach den deutschen Siegen bei Spichern und Wörth. Die Italiener besetzten damals sofort Rom, hielten sich aber durch diesen Dienst Frankreichs nicht mehr an ihre für denselben versprochene Mitwirkung gebunden.

So hinderte 1870 ebenso wie auch 1866 die Schnelligkeit der militärischen Erfolge Preussens die Durchführung der von der Diplomatie für und gegen dasselbe geschaffenen Vereinbarungen. Sieg folgte auf Sieg, und so erfolgte keine österreichische und infolge dessen auch keine russische Mobilmachung gegen Oesterreich. Aber die endgiltige Entschliessung Oesterreichs, sich in den Krieg nicht einzumischen erfolgte erst im November in einem besonderen Kriegsrath unter Vorsitz des Kaisers. Dieser Umstand veranlasste König Wilhelm, wie er seiner Zeit

[1]) „Revue des Deux Mondes." 1878.

von Grubner schrieb, trotz der schon erfolgten Niederschmetterung der französischen Armee „ernsthaft nachzudenken".[1])

So wird das damalige Bestehen von Verpflichtungen zwischen Russland und Preussen durch die diplomatische Korrespondenz völlig bestätigt. Es erschien ganz natürlich, dass für Russland eine Schwächung Oesterreichs, als seines beständigen Gegners im Osten, vorteilhaft war, vorausgesetzt, dass die Ueberzeugung begründet war, dass die neue Grossmacht, das einige Deutschland, das damals geschaffen wurde, im Orient andere Ziele verfolgen würde als Oesterreich. Aber die öffentliche Meinung in Russland ahnte instinktiv, dass die Beschlagnahme Deutschlands durch Preussen für Russland nicht vorteilhafte Folgen haben werde; die unerwarteten und erstaunlichen Siege der Deutschen über die Franzosen erfüllten die russische Gesellschaft mit Bedauern.

Die einflussreichen Sphären dagegen waren mit dieser Wendung der Dinge äusserst zufrieden, und man muss annehmen, dass sie dazu irgendwelche dem Publikum unbekannte Gründe hatten. Anders lässt sich das Verhalten zu den Triumphen Preussens nicht erklären, das mit der Thätigkeit der russischen Diplomatie im Jahre 1864 hinsichtlich der preussischen Bestrebungen zur Hegemonie in Deutschland unvereinbar erscheint.

Das Dankestelegramm König Wilhelms I. an Alexander II.

Wie dem auch sei, es unterliegt keinem Zweifel, dass Russland die Einigung Deutschlands gefördert hat. Wie stark in der ersten Zeit das Gefühl der Dankbarkeit für diesen Dienst war, zeigt das Telegramm König Wilhelms an Alexander II. vom 7. Februar 1871: „Preussen wird niemals vergessen, dass es Ihnen verdankt, dass der Krieg nicht weitere Dimensionen angenommen hat. Der Segen Gottes auf Sie! Ihr Ihnen immer dankbarer Wilhelm."

Und wirklich konnten der Krieg Preussens mit Oesterreich im Jahre 1866 und der französisch-deutsche Krieg von 1870 so glänzende Resultate nur bringen, weil die Ansichten der russischen Regierung über die Einigung Deutschlands sich geändert hatten.

6. Folgen des Widerstandes Russlands gegen eine neue Niederschmetterung Frankreichs.

Die Folge der Ereignisse, denen in jedem Falle die Politik des russischen Kabinetts keine Hindernisse in den Weg gelegt hatte, war: Die Einigung Deutschlands unter preussischem Szepter und die Ver-

[1]) „Das Ende des Fürsten Bismarck in der auswärtigen Politik."

legung des politischen Schwergewichts aus Paris nach Berlin. Solche Resultate hatten zugleich gewaltigen Einfluss auf die gegenseitigen Stimmungen der Völker und in Verbindung damit auf den Geist der Armeen. In der preussisch-deutschen Armee begann von den Führern bis zu den Unteroffizieren der Geist des selbstvertrauenden Siegers herrschend zu werden, und unter der Masse der Soldaten minderten sich die separatistischen Neigungen und die Unzufriedenheit mit der Schwere der Kriegslast und der Steuern. In der französischen Armee dagegen belebte wohl die Idee der Revanche den militärischen Geist in etwas, aber ihr widersprach infolge der erhaltenen bitteren Lehre der ganze Gang des Lebens und der Umstand, dass das Volk seit Proklamierung der Republik dem Streben nach militärischer „gloire" weniger zugänglich zu werden begann.

Veränderte Lage durch die Angliederung von Elsass-Lothringen an Deutschland.

Was Russland anbetrifft, so musste es bald erfahren, wie richtig die Regel der orientalischen Weisheit ist, dass man nicht Nachbarn zu Verbündeten nehmen soll, welche entgegengesetzte Interessen haben können. Die Einigung Deutschlands — ein Ereignis, das wahrscheinlich die Erwartungen Bismarcks selbst übertraf — war zu Stande gekommen. Mit der Angliederung von Elsass-Lothringen hatte Deutschland seine Grenze nach dem Vogesenkamm selbst vorgeschoben, nur 12 Tagemärsche von Paris, und zugleich Frankreich der Flüsse und Berge für die Verteidigung beraubt.

Nicht allein die militärische Macht, sondern auch Handel und Industrie waren gewachsen, was auch in dem steigenden Wohlstand der Bevölkerung zum Ausdruck kam.

Wir haben schon wiederholt die Ansichten militärischer Autoritäten angeführt, dass es gegenwärtig für die Wahrscheinlichkeitsberechnung der Resultate kriegerischer Unternehmungen nicht genügt, nur die numerische Stärke der Heere in Betracht zu ziehen, sondern auch die ganze Summe der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kräfte des Staates berücksichtigt werden muss. Deshalb dürfte es zweckmässig sein, hier einige der überzeugenden Ziffern anzuführen, um zu zeigen, mit welchen Wirren jeder sich in die Länge ziehender Krieg droht.

Das Wachsthum des Einkommens in Preussen.

Der bekannte Statistiker Soetbeer hat berechnet, dass von 1874 bis 1888 die Gesamtsumme der Einkommen in Deutschland, welche 3000 Mark übersteigen, um 44 Prozent gewachsen ist, während die Bevölkerung sich nur um 14 Prozent vermehrt hatte.

Was speziell Preussen betrifft, so weist derselbe Schriftsteller auf den günstigen Gang der Verteilung des Volkseinkommens in der Periode 1884/85 im Vergleich zu 1872 hin.

Einkommen-Kategorien	Prozentsatz jeder Kategorie in der Gesamtsumme	
	1872	1884—1885
bis 525 Mark	39,10 Prozent	43,18 Prozent
von 525 bis 2000 Mark . .	56,20 „	51,44 „
„ 2000 „ 6000 „ . .	4,15 „	4,13 „
„ 6000 „ 20000 „ . .	0,50 „	0,79 „
über 20000 Mark	0,05 „	0,16 „
	100,00 Prozent	100,00 Prozent

Aber in der letzten Zeit haben auf das wirtschaftliche Leben in allen Ländern mächtige Einflüsse eingewirkt, sodass die Frage aufzuwerfen ist, ob nicht diese Ziffern in Bezug auf Deutschland und Preussen weniger günstige Resultate bedeuten, als in anderen Ländern erzielt sind.

Vergleich des Wohlstandes in Preussen und England.

Auf diese Frage antwortet am besten ein Vergleich mit England. Das Wachstum der Bevölkerung, dieses wichtigste Anzeichen des Volkswohlstandes bei normalen Verhältnissen betrug von 1875 bis 1885 in Preussen 10 Prozent, in England 10,6 Prozent, d. h. war fast gleich. Aber wenn wir hierbei die bedeutendere Auswanderung aus Deutschland berücksichtigen, die mehr durch politische als durch ökonomische Gründe bedingt war, so bleibt das Uebergewicht des Bevölkerungszuwachses auf seiten Deutschlands.[1])

Das allgemeine Wachstum des Einkommens betrug von 1875 bis 1886 in Preussen 13,7 Prozent, in England nur 8,7 Prozent, das Durchschnittseinkommen pro Kopf der Bevölkerung war in Preussen um 3 Prozent gestiegen, in England um 1,9 Prozent zurückgegangen. Demnach hatte Deutschland eine Zunahme der Einkommen, England eine Verminderung aufzuweisen.

Betrachten wir noch andere Daten, nach welchen sich das Niveau des Wohlstandes beurteilen lässt.

Die Einlagen in den Sparkassen Preussens hatten sich in dem Jahrzehnt 1876—1885 fast verdoppelt; sie waren von 1221 Millionen Mark auf 2260 Millionen gestiegen; die Anzahl der Einleger war von 2371 auf

[1]) Die Auswanderung aus Deutschland betrug nach offiziellen Quellen:

in der Periode	1851—1860	1 130 000 Seelen
„ „ „	1861—1870	970 000 „
„ „ „	1871—1880	595 000 „
„ „ „	1881—1883	570 000 „
	insgesamt . . .	3 265 000 Seelen

Aber diese Ziffer steht beträchtlich hinter der wirklichen zurück, da viele Emigranten, welche über nichtdeutsche Häfen gehen, die Kontrole vermeiden.

4209 Millionen gestiegen. In England tritt dieses Wachstum weit weniger hervor; im Jahre 1876 befanden sich in den Post- und anderen Sparkassen 73 Millionen Pfund Sterling, im Jahre 1886 — 97 Millionen Pfund Sterling.

Ausserdem kann man für Preussen auf das gewaltige Wachstum der Versicherungssummen für den Todesfall hinweisen. Im Jahre 1867 waren 188 000 Personen mit einem Kapital von 520 Millionen Mark versichert; 1888 gab es schon 406 000 Versicherte mit einem Kapital von 1225 Millionen Mark. Demnach hat sich in Preussen die Anzahl der Versicherten mehr als verdoppelt, die Ziffer des versicherten Kapitals ist noch beträchtlicher gewachsen.

Auf dem Gebiet der Rentenversicherung sind die Fortschritte noch mehr in die Augen fallend; im Jahre 1867 waren 267 000 Personen versichert, 1886 schon 755 000, d. h. eine dreifach grössere Ziffer. Die Summe der versicherten Kapitalien betrug 1867 765 Millionen Mark, 1886 schon 2973 Millionen, d. h. hatte sich fast vervierfacht. Hieraus ergiebt sich, dass, wenn auch die Opfer für die Sicherstellung der Familien etwas hinter den Einlagen für die eigene Sicherung im Alter oder Krankheit zurückbleiben, sie doch beweisen, dass die Behauptung von einer Schwächung der Familiengrundlagen ungerechtfertigt ist. Im Gegenteil beweisen diese Ziffern, dass die Sorge um das Schicksal der zurückbleibenden Familie mehr und mehr steigt.

Hierbei ist zu bemerken, dass der grössere Teil der in diesen Versicherungen niedergelegten Kapitalien den Personen des sogenannten Mittelstandes gehört.

Der wirtschaftliche Fortschritt des laufenden Jahrhunderts ist aber in Frankreich ein noch grösserer.

Der wirtschaftliche Fortschritt in Frankreich.

Der Nationalreichtum in Frankreich ist im Verhältnis zu der Bevölkerungsziffer fast um das Sechsfache gewachsen. Vor 100 Jahren wurde dieser bei 25 Millionen Einwohnern auf 38 Milliarden Francs veranschlagt, jetzt beträgt er bei einer Bevölkerung, welche sich nur um die Hälfte vermehrt hat, 235 Millionen Francs, und die Bewegung in dieser Richtung verstärkt sich beständig und rasch.

In der Periode von 1869 bis 1889 wuchs der Nationalreichtum trotz des Elends des Krieges mit Deutschland und seiner Folgen um 90 Milliarden Francs. Die Verteilung der Einkommen hatte hierbei eine ganz andere Form angenommen als in früheren Zeiten. Im Jahre 1789 besassen die Bourgeoisie und der Bauernstand nur $^1/_4$ des Immobilienbesitzes und zahlten $^3/_4$ der Gesamtsumme der Grundsteuern. Jetzt gehört nach den Berechnungen von Leroy-Beaulieu etwa die Hälfte des Reineinkommens von Grund und Boden den kleinen Eigentümern, d. h.

übersteigt nicht 1000 Francs; 1/4 ist in den Händen der mittleren Eigentümer (1000 bis 3000 Francs auf den Besitzer) und nicht mehr als 1/4 kommt auf den Teil des sogenannten „Grossgrundbesitzes", zu welchem wir die ganze Klasse der Eigentümer rechnen, welche nicht weniger als 3000 Francs jährliches Reineinkommen haben. Für den Vergleich ist zu berücksichtigen, dass in Frankreich die Bevölkerungsziffer weit langsamer wächst als in Grossbritannien und Deutschland, und in letzter Zeit der Bevölkerungszuwachs in Frankreich unbedeutend ist. Wenn man den Nationalreichtum Frankreichs pro Kopf der Bevölkerung verteilt, erhält man begreiflicherweise günstigere Resultate als in Deutschland; jedoch diese relativen Ziffern lassen sich nicht vergleichen, da auf ihre Differenz eine besondere Ursache Einfluss hat.

Angebliche Absicht Preussens, Frankreich von neuem anzugreifen.

In Preussen hat man natürlich sorgfältig die von uns dargelegten Anzeichen der Wiedergeburt der Kräfte Frankreichs nach den erlittenen Prüfungen verfolgt. Besonders war man darüber erstaunt, dass die Bezahlung der Kontribution von 5 Milliarden ihm keine besondere Schwierigkeiten verursachte. Ausserdem hat es die dritte Republik, welche zu ihrem Beginn einen Bürgerkrieg zu unterdrücken hatte, verstanden, Ordnung wieder herzustellen und eine imponierende Armee zu schaffen.

Bismarck wusste sehr gut, dass Frankreich das Land der Ueberraschungen ist, dass dies ein Land ist, wo grosse Männer häufiger geboren werden als anderswo, und dass aussergewöhnliche Dinge zu gewissen Epochen zu der Zahl der alltäglichen gehören. Deshalb reifte der Plan eines neuen Angriffs, noch entscheidender als der frühere. August 1874 war in Brüssel eine internationale Konferenz zur Kodifizierung des internationalen Rechts zusammengetreten. Der bekannte Publizist Bluntschli schreibt in seinem Tagebuche: „Heute haben wir zusammen gegessen; ich habe den Eindruck empfangen, dass General v. Voigts-Reetz, wie gewiss die ganze preussische Militärpartei den Krieg wünscht und hofft, dass er eintreten werde. Der General sagte mir: „Wir sehen, dass Frankreich alle Kräfte anspannt, um sich zur Revanche vorzubereiten. Sollen wir wirklich warten, bis die Franzosen völlig fertig sein werden?"

Bald darauf erklärte der deutsche Botschafter in Paris, dass „die gewaltige Vermehrung der französischen Armee direkt kriegerische Absichten Frankreichs bezeuge, was Deutschland veranlassen könne, dem Gegner zuvorzukommen und den ersten Schlag zu führen, falls nicht bedeutende Reduktionen erfolgen sollten."[1])

Russlands Widerstand gegen eine neue Niederschmetterung Frankreichs.

Aber dieser Plan zeigte sich als undurchführbar, weil Russland eine Wiederholung der Ereignisse von 1870/71 nicht wünschte. Der Krieg

[1]) „Das Ende des Fürsten Bismarck in der auswärtigen Politik" S. 39.

war schon beschlossen,[1]) als Kaiser Alexander II bei seinem Besuch in Berlin (Mai 1875) dem Kaiser Wilhelm hiervon entschieden abriet. Man wirft dem Kanzler Gortschakow vor, dass er es für nötig hielt, diese Angelegenheit in einem besonderen Zirkular bekannt zu geben. In dem Zirkular wurde darauf hingewiesen, dass nur dank dem russischen Kaiser der Frieden in Europa ungestört blieb. Balder[2]) sagt, dass dies Bismarck in Wut versetzte und dem Fürsten Gortschakow als erfahrenern Diplomaten musste bekannt sein, dass das Nachtragen einen der Hauptzüge des Charakters Bismarcks bildete. So hatte z. B. die Staatsanwaltschaft im Laufe eines Jahres (1876 bis 1877) 1140 Prozesse wegen Beleidigung des Kanzlers anhängig gemacht. Eine Zeitung hatte alle die Gefängnisstrafen zusammenaddiert, welche das Resultat dieser Prozesse waren, wobei ganze Jahrtausende herauskamen. Trotzdem klagte Bismarck noch im Abgeordnetenhaus über die Milde der Gerichte in Prozessen dieser Art. Man kann sich leicht vorstellen, welche Masse von Hass- und Rachedurst all dieses hervorrief.

Ein ständig wiederkehrender charakteristischer Zug Bismarcks war, das Element persönlicher Reizung in die politischen Beziehungen hineinzutragen. Herrn Judet, Mitarbeiter des „Petit Journal" erzählte er: „Ich sagte damals zu Fürst Gortschakow, dass er nach Paris reisen und sich bemühen solle, sich eine Statue mit Flügeln auf dem Rücken und einer beständigen bengalischen Beleuchtung setzen zu lassen; von diesem Augenblick kann man meinen Bruch — nicht mit Russland, aber mit Fürst Gortschakow datieren."

Ursachen des Hasses zwischen Bismarck und Gortschakow.

Busch, welcher das bekannte Buch „Bismarck und seine Leute während des Krieges" herausgegeben hat, schreibt, dass der Kanzler folgendes Geständnis machte: „Gortschakow wollte damals als Retter Frankreichs gefeiert werden; ich sagte ihm: „Wenn Sie sich unserer Freundschaft aus dem eiteln Wunsche beraubt haben, ihre Aktionsfreiheit zu zeigen,[3]) so haben Sie etwas gethan, wozu man Sie nicht beglückwünschen kann; ich sage Ihnen geradezu, dass ich dem Freunde ein zuverlässiger Freund, dem Feinde ein zuverlässiger Feind bin." Seit dieser Zeit entbrannte der Hass zwischen den beiden Kanzlern. Seit dieser Zeit begannen auch die Bemühungen Bismarcks, der russischen Politik im Orient Schwierigkeiten zu schaffen. Sein Traum war, Russland in einen grossen Krieg gegen die Türkei zu verwickeln, in welchem von seiten

[1]) General Leflô, ehemaliger Gesandter in St. Petersburg. „Kaiser Alexander II. und Frankreich im Jahre 1875".

[2]) Balder, „Die Wahrheit über Bismarck" 1892.

[3]) Durch die Erklärung der Aufhebung der Giltigkeit des Traktats von 1856 bezüglich des Schwarzen Meeres.

Frankreichs, welches noch nicht seine frühere Militärmacht wiedergewonnen hatte, sich nur eine moralische Unterstützung erwarten liess, und weiter, wenn Russland seine finanziellen Mittel erschöpft haben würde, gegen dasselbe England und Oesterreich aufzustacheln und dann als Schiedsrichter in den Angelegenheiten Europas zu erscheinen.[1])

Bismarcks weitgehende Pläne.

Aber diese Pläne gingen zu weit. Bismarck hatte sich bemüht, dem bis dahin sehr bescheidenen deutschen Volke eine grenzenlose Selbstschätzung einzuflössen. Der Volksegoismus wurde zum unantastbaren Dogma erhoben. Indessen ist es klar, dass das deutsche, wie auch jedes andere in der Politik eine hervorragende Rolle spielende Volk Neid und Missgunst der Nachbarn erregen muss. Uebrigens waren in Russland die Gefühle der Unzufriedenheit mit Deutschland durch wesentlichere Anlässe — nicht erfüllte Versprechungen — hervorgerufen. Dieser Umstand hat für uns eine besonders wichtige Bedeutung.

Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern, dass die deutsche Gesellschaft systematisch in Bezug auf die Dienste, die Russland Deutschland erwiesen, und die Belohnung, welche es dafür von seinem alten Freunde empfangen hatte, in Irrtum versetzt wurde. Im übrigen kann das nicht weiter wundernehmen. Johannes Scherr in seiner „Geschichte der Jahre 1870—1871" (Bd. I S. 5) sagt: „Eine ehrliche Politik im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes hat es niemals gegeben und konnte es auch nicht geben. Die schöpferische Kunst des Politikers schafft ihr Werk, ohne darum zu sorgen, ob es den Gegnern schädlich sein oder ihnen „unehrlich" erscheinen wird. Die Kunst des Politikers wird nicht durch die Spiegelbilder der sogenannten moralischen Weltordnung bestimmt, sondern durch die grausame Realität und die Gesamtsumme sowohl der allerprosaischesten Interessen wie auch der edeln und unedeln Leidenschaften. Deshalb war und wird der Egoismus immer die Seele dieser Kunst sein."

Die Beobachtung eines gewissen Maasses ist indessen doch nicht ausser acht zu lassen, und in dem gegebenen Falle fand diese Wahrheit gar keine Berücksichtigung.

Die Rolle, welche die deutsche Diplomatie vor dem Kriege 1877 spielte.

Ausserdem war auch manch anderer Anlass für den Krieg von 1877 vorhanden, der zu bekannt ist, um hier davon zu reden. Wir wollten nur auf die Rolle hinweisen, welche die deutsche Diplomatie in den orientalischen Wirren in Bezug auf Russland spielte. Die Erkaltung, die seit dieser Zeit zwischen Russland und Deutschland eintrat, ist das Werk des Leiters der deutschen Politik. Das russische Volk hatte das Recht, hierin eine Herausforderung zu sehen, besonders seit der

[1]) Debidour, „Histoire diplomatique de l'Europe" 1891.

Zeit, wo es für jeden, selbst den oberflächlichen Beurteiler deutlich wurde, dass man in Deutschland gegen Russland den Samen der Feindschaft zu säen und so die Erinnerung an die Dienste zu ersticken begann, welche Russland Deutschland erwiesen hatte.

Die Thätigkeit Bismarcks in dieser Hinsicht musste um so entschiedener sein, als sich ihm hierbei der geeignete Anlass bot, seine persönlichen Verdienste in das beste Licht zu stellen.

Es ist zweifellos, dass ein bedeutender Teil der Verdienste der heutigen Einrichtung Deutschlands Bismarck gebührt, welcher infolge dessen aus persönlichen Beweggründen auch alle Mittel anwandte, um beständig an die Dankbarkeit zu erinnern, die das deutsche Volk ihm schuldete. Aus diesem Ziele heraus gestattete er sich recht bedenkliche Mittel und blieb gegen die Fälle gleichgiltig, wo seine Politik die guten Beziehungen zu den Nachbarstaaten zerstörte. Beständig grub er aus den Archiven Dokumente heraus, um die Feindseligkeit Russlands gegen Deutschland nachzuweisen. Jede neue Broschüre, jeder in dieser Richtung geschriebene Journalartikel wurde sofort von einer ganzen Schar von Journalen, den Pensionären des bekannten Reptilienfonds, ausgebeutet.

Welfenfonds.

Um uns einen richtigen Begriff von dem Umfange dieser Propaganda zu machen, und dem Charakter, den ihr der Kanzler selbst beilegte, genügt es, daran zu erinnern, dass bei der Annexion Hannovers ein dem Hannoverschen Königshause gehörendes Kapital, der sogenannte „Welfenfonds“ von 48 Millionen Mark sequestriert wurde und die jährlichen Zinsen von diesem Kapital Bismarck zur Bekämpfung der „Welfischen Umtriebe“ zur Verfügung standen.

Der grösseren Bequemlichkeit wegen wurde dieses ganze Kapital bei dem Bankhause Bleichröder plaziert, und der Kanzler hatte es so unvergleichlich leichter, über diese Mittel zu verfügen, als wenn er sie von den an die preussische „Akkuratesse“ gewohnten Staatskassen hätte fordern müssen. Man berechnet, dass die Einkünfte von diesem Fond von 1870 bis zur Entlassung Bismarcks etwa 24 Millionen Mark betrugen; diese wurden von ihm natürlich nicht zur Bekämpfung der welfischen Umtriebe verwandt, welche überhaupt kein Geld erforderte, sondern zu verschiedenen geheimen Ausgaben und hauptsächlich zur Subsidiierung der deutschen wie der ausländischen Presse. In letzter Beziehung ist das von der Schweizer Regierung entdeckte Faktum interessant, dass das in Zürich erscheinende Anarchistenblatt aus den Mitteln des Welfenfonds unterhalten wurde.

Ein Rechenschaftsbericht über die Verwendung dieser ungeheuren Summen ist nicht vorhanden, da Bismarck, als seinerzeit vor seiner Ent-

lassung ein solcher Rechenschaftsbericht von ihm gefordert wurde, wie aus den Debatten im Reichstag hervorgeht, erklärte, dass die Rechnungen von ihm dem verstorbenen Kaiser Wilhelm I. vorgelegt und sodann mit dessen Einwilligung verbrannt wurden.

Eine solche beständige offiziöse Propaganda musste in dem Volke ein hochmütiges Unfehlbarkeitsgefühl hervorrufen. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass das deutsche Volk sich gewöhnte, sein Ideal in seinem „Eisernen Kanzler" zu sehen, der indessen durch die Skrupellosigkeit seiner Mittel alle Politiker unseres Jahrhunderts übertraf.

7. Der türkische Krieg von 1877 und die Bismarcksche Trinkgeld-Politik.

Ohne im geringsten darauf zu rechnen, dass unsere Stimme auf die Veränderung der Anschauungen in Deutschland Einfluss haben könnte, wollen wir doch im Hinblick auf die schon früher von uns ausgesprochene Ueberzeugung, dass die Stimmung der Gesellschaft immer auf die Frage der Kriegserklärung von Einfluss ist, versuchen, die faktische Seite der Politik jener Zeit in der Beleuchtung darzulegen, welche die neuesten dokumentarischen Daten liefern.

Schon ein alter französischer Staatspolitiker hat gesagt, dass die Herrscher immer geneigt sind, nur diejenigen ihrer Ratgeber für klug zu halten, welche in ihren Meinungen hartnäckig sind.

Fürst Bismarck übertrieb in jeder Weise die Bedeutung der Dienste, die er angeblich Russland auf dem Berliner Kongress geleistet, Dienste, für die man nach seinen Worten alle seine russischen Orden mit Brillanten hätte übersäen müssen, wenn dies nicht schon früher geschehen wäre.

Kriegerische Vorbereitungen Russlands zum Kriege 1877.

Es ist zweifelhaft, ob die deutsche Regierung einwilligen würde, ihre Archive zu öffnen, um die Feststellung der vollen Wahrheit über die Umwälzungen der Epoche zu ermöglichen, von welcher wir sprachen. Wenn aber die russische Diplomatie dieses thäte, so könnte sie vielleicht die Unzufriedenheit der Nachbarn hervorrufen. In jedem Falle bleibt gegenwärtig die Frage unaufgehellt, in welchem Grade sich Russland zu dem Kriege von 1877 durch die Beziehungen angeregt sah, die sich mit Deutschland seit den 1866 und 1870 dieser Macht erwiesenen Freundschaftsdiensten geknüpft hatten. Ein gewisses Licht auf diese unentschiedene Frage kann ein Artikel der „Revue Nouvelle" werfen: „La

guerre Russo-Turque d'après des documents inédits."[1]) Als Verfasser dieses Artikels galt der ehemalige Professor Cyon, welcher angeblich seine Materialien aus dem Stabe des russischen Höchstkommandierenden erhalten.

Der Verfasser versichert, dass der Entschluss, die Schwierigkeiten in der Türkei durch Waffengewalt zu beseitigen, noch vor dem Aufstande in der Herzegowina gefasst war und dass „Russland seine kriegerischen Vorbereitungen seit 1866 begonnen hatte." „Im Jahre 1871 hatte — nach den Worten des Artikels — General Obrutschew den Auftrag erhalten, Bulgarien zu bereisen und die Balkanpässe zu studieren. Dieser Auftrag wurde in Gemeinschaft mit Hitrowo ausgeführt. Im Jahre 1875 stellten die Obersten des Generalstabes Bobrikow und Artamonow neue Erhebungen über verschiedene Balkanübergänge an, welche die vorrückenden Truppen benutzen könnten."

Weiter führt der Autor aus, dass „nach dem Entschluss zum Kriege nur übrig blieb, sich der Neutralität Oesterreichs und Englands zu versichern, und dass trotz der Reichstadter Zusammenkunft und dem Dreikaiserbündnis Oesterreich gewisse Befürchtungen erregte. Obgleich dieser Bund Russland die Aktionsfreiheit im Orient nicht garantierte, wartete die deutsche Regierung den Krieg nicht ab, um dessen Unvermeidlichkeit anzuerkennen. So war die Ansicht des Kanzlers lange vor den Ereignissen. Wir wagen nicht zu behaupten, dass Fürst Bismarck Russland zum Kriege anstachelte, aus dem Wunsche, den mächtigen Nachbarstaat zu entkräften, aber wir wissen aus sicherer Quelle, dass er seit dem ersten Zusammenstoss zwischen der Türkei und Serbien im Kurs der Ereignisse segelte."

Beziehungen zwischen den deutschen u. russischen Höfen.

Der Autor weist als auf ein Faktum, das die nahen Beziehungen, wenn nicht zwischen den Regierungen, so doch zwischen den beiden Höfen bestätige, darauf hin, dass Grossfürst Nikolai Nikolajewitsch die erste Nachricht von seiner künftigen Ernennung zum Höchstkommandierenden aus dem Munde des Kaisers Wilhelm empfing. Dies war bei den Septembermanövern von 1876, bei denen sich Kaiser Wilhelm an den anwesenden Grossfürsten mit den Worten wandte: „Sie werden bald berufen sein, eine grosse Armee zu kommandieren und Ihre militärischen Fähigkeiten zu zeigen." Dies geschah in Gegenwart des Prinzen Friedrich Karl und anderer Personen der kaiserlichen Suite. Die offizielle Mitteilung empfing der Grossfürst von Kaiser Alexander II. erst am 29. Oktober in Livadia, wobei der Grossfürst den Kaiser nach dem Ziel der Kampagne gefragt haben und zur Antwort nur das eine Wort „Konstantinopel"

[1]) 1. und 15. Juni 1880.

erhalten haben soll. Diese Antwort sei die Erläuterung des Telegramms, welches der Höchstkommandierende später dem Kaiser aus San Stefano gesandt: „Der Befehl Ew. Majestät ist erfüllt; unsere Armee steht unter den Mauern Konstantinopels."

Der Verfasser des Artikels in der „Revue Nouvelle" kommt aus allen diesen Daten zu dem Schluss, dass „der Krieg gegen die Türkei positiv seit Herbst 1876 beschlossen und sein Endzweck Konstantinopel war."

Dieser Artikel lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, infolge dessen im Oktoberheft desselben Journals ein neuer Artikel über dasselbe Thema erschien „La guerre Russo-Turque", der dem bekannten russischen Diplomaten Jomini zugeschrieben wird.

Ist Russland in den Krieg mit der Türkei hineingetrieben, oder war dieser seit 1866 vorbereitet?

Dem vorausgegangenen Artikel die Qualität einer „bemerkenswerten politischen und militärischen Studie"[1]) zuerkennend, opponiert der Verfasser des zweiten Artikels doch in der Rolle eines Augenzeugen gegen die Hauptsätze des ersten Artikels, nämlich: 1. „dass der Krieg mit der Türkei seit 1866 geplant, beschlossen und vorbereitet war, und 2. dass das Objekt dieses Krieges der Besitz Konstantinopels war."

Wenn statt dessen nachgewiesen wäre, dass Russland in den Krieg wider Willen hineingezogen wurde, dass es zum Kriege nicht vorbereitet war und in denselben wie auf einer schiefen Ebene hineintrieb, während es gerne den Krieg vermieden hätte, so würden die Schlussfolgerungen des Artikels, gegen welchen der zweite Artikel polemisiert, unwiderleglich sein.

Betrachten wir die interessanten Ausführungen des zweiten Artikels.

„Russland — heisst es hier — war nach dem Krimkriege infolge der liberalen Initiative Alexanders II. auf den Weg innerer Reformen getreten, die zu ihrer Verwirklichung Zeit erforderten. Die Ernte der beständigen Reformen war bei weitem noch nicht reif geworden. Die frühere Organisation der Armee war durch eine neue auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht ersetzt. Die Armee befand sich in einem Uebergangsstadium, das zu seinem Abschluss viele Jahre erforderte. Ebenso stand es auch in Bezug auf die Neubewaffnung der Armee. Die Finanzen Russlands hatten kaum begonnen sich zu bessern. Das Gleichgewicht im Budget war schon erreicht, aber die Geldzirkulation noch lange nicht reguliert."

„Ist es in einer solchen Lage möglich, muss gefragt werden, dass eine Regierung, die von allen als entwickelt und politisch klug anerkannt ist, leichten Herzens in einem solchen Moment einen Krieg suchen und hervorrufen sollte, dessen Schwierigkeiten sie durchaus vorhersehen

[1]) S. 764.

musste? Ist es möglich, dass sie den Krieg wünschte, während Europa von Kopf bis zu den Füssen in Waffen starrte und in seinem Handeln frei war, also unvorhergesehene politische Komplikationen hervorrufen konnte, welche die Früchte einer jahrelangen Friedensarbeit vernichten konnten?"

Alles, was der Verfasser des ersten Artikels in der „Revue Nouvelle" über das Gespräch Wilhelms I. mit dem Grossfürsten und über den lakonischen Hinweis auf das Ziel des Krieges durch das eine Wort „Konstantinopel" erzählt, ist nach den Worten des zweiten Artikels „nicht mehr als eine Hypothese, die sogar der äusseren Wahrscheinlichkeit entbehrt."

„Den Personen, die Angelegenheiten und Ereignissen solcher Art nahestehen, ist wohl bekannt, dass diese in einer ganz anderen Form vor sich gehen."

Die wirklichen Ursachen des Krieges mit der Türkei.

Die Ursache des Krieges mit der Türkei sieht der Autor darin, dass „die Bestrebungen der russischen Regierung, Europa zur Mitwirkung an einer friedlichen Lösung der Krisis zu veranlassen, erfolglos blieben. Wenn Europa die Vorschläge Russlands angenommen hätte, wäre der Frieden nicht gestört worden. Die Unthätigkeit der Grossmächte, die den Türken nicht Achtung für sich einzuflössen verstanden und in ihnen nur Erbitterung wach hielten, welche die Christen zum Aufstand gebracht — freilich um sie gleichzeitig ohne Schutz zu lassen —, spitzte die orientalische Krisis bis zum unvermeidlichen Kriege zu."

Zu dem Kulminationspunkt der Frage, der serbischen und montenegrinischen Bewegung übergehend, sagt der Autor: „Mir ist bekannt, dass man die russische Regierung beschuldigt, sie habe die einen wie die anderen dazu ermuntert. Indessen war ich persönlich Zeuge der Bemühungen, welche unternommen wurden, um sie zurückzuhalten. Aber bisweilen sind die Umstände stärker als der menschliche Wille. Europa war von dem Siege der Pforte überzeugt und hatte ihr Straflosigkeit garantiert. Der christlichen Bevölkerung blieb nichts übrig, als entweder den Kopf unter das Beil zu legen oder sich zu Sieg oder Tod zu vereinigen, in der Hoffnung, dass Europa gegen ihre Tapferkeit und Leiden nicht gleichgiltig bleiben werde."

„Dass die Serben vor allem auf die traditionellen Sympathien Russlands rechneten, dass sie dasselbe zur Hilfeleistung zu veranlassen hofften, dies leugnen wir nicht ab. Die Ereignisse haben ihnen hierin Recht gegeben. Für uns ist wichtig festzustellen, dass die Maassnahmen der russischen Regierung sich in Abhängigkeit von den Gesamtfaktoren der politischen Lage, des Nutzens des Reiches und der nationalen Begeisterung befanden, welche nicht urteilt und nicht rechnet. Die kon-

stitutionellen Regierungen decken sich gern mit der öffentlichen Meinung und schreiben dieselbe Eigenschaft den absoluten Regierungen zu. Dies ist ein grosser Irrtum. Die in Russland hervortretende Bewegung des Volksgefühls war keine „öffentliche Meinung" im europäischen Sinne. Es war ein Volksgefühl, das um so mächtiger, als es in seiner Grundlage tiefer und in seinen Grenzen unbestimmter war. Das selbstherrschende Regiment kann weniger als irgend ein anderes einem solchen Ausbruch entgegentreten. In solchem Lande ist der Monarch durch unlösbare Bande mit dem Volke verbunden. Zwischen ihnen giebt es keine Vermittler. Diese Einheit bildet die Stärke des Landes; sie ist die Grundlage der Macht, aber sie legt ihr auch Verpflichtungen auf. Dort, wo der konstitutionelle Monarch die Möglichkeit hat, hinter seine verantwortlichen Minister zurückzutreten und die Verantwortlichkeit von sich abwälzt, indem er jene wechselt, ist der absolute Monarch die einzige verantwortliche Person im Staate vor seinem Volke, von dem er sich nicht trennen kann. Jede Volkserschütterung hallt in seinem eigenen Herzen wieder, besonders, wenn es sich um traditionell eingewurzelte Gefühle handelt."

Einfluss des russischen Volksgefühls auf den Krieg mit der Türkei.

„Die Geschichte wird die Erklärung der mächtigen Bewegung, die den Krieg von 1877 hervorrief, weit mehr in psychologischen Gründen suchen müssen, als in politischen Berechnungen. Trotz der Anstrengungen, die Begeisterung zurückzuhalten, strömte nach der serbischen Armee eine solche Masse Freiwilliger, dass sie sich in jedem Falle nicht dem sicheren Verderben preisgeben liess."

Der Autor setzt die Ursachen für den Krieg, den Russland nicht wünschen konnte, mit solcher Deutlichkeit und Ueberzeugungskraft auseinander, dass man unwillkürlich auf den Gedanken kommt: warum wurden keine Anstrengungen gemacht, die damalige Bewegung der Geister in Russland zu ernüchtern und abzuschwächen und nicht bis zum Kriege kommen zu lassen? Diese Bewegung war allerdings stark, und konnte unter den damaligen Umständen auch nicht anders sein, da die Gesellschaft glaubte, dass sie den wirklichen Absichten der Regierung folgte und mit ihren Erklärungen, Opfern und Sendungen von Freiwilligen die Erreichung ihrer Ziele förderte. Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich, dass die Gesellschaft sich einfach irrte. Aber wie sollte sie sich nicht irren, wenn die Offiziere aus den Regimentern beurlaubt wurden und als Freiwillige nach Serbien gingen und die Damen der höchsten Gesellschaft in Petersburg offen Spenden sammelten?

Andererseits konnte man in der höchsten russischen Gesellschaft nicht einmal die Möglichkeit vorhersehen, dass Oesterreich während des Krieges oder nach Beendigung desselben eine friedliche Haltung ein-

nehmen würde. Es war bekannt, dass Kaiser Alexander II. beim Empfang des österreichischen Botschafters am 1. Dezember 1871 diesem gesagt hatte: „Die unfreundlichen Beziehungen zwischen den beiden Reichen, die seit dem Krimkriege anhuben, haben allzulange gedauert, und da die gegenseitige Stimmung sich jetzt gebessert hat, so sollte man zu einer unmittelbaren Verständigung in den orientalischen Angelegenheiten schreiten."

Vereinbarungen zwischen Russland und Oesterreich.

Der 1872 geschlossene Drei-Kaiserbund, der den Absichten Deutschlands entsprach, das durch ihn seine neuen Erwerbungen festigen wollte, gab zu der Annahme Grund, dass wegen der orientalischen Frage kein Zusammenstoss zwischen Russland und Oesterreich mehr erfolgen könnte. Und wirklich kam im Mai 1876 eine Vereinbarung zu Stande, dass die russischen Truppen die östlichen Gebiete der europäischen Türkei, Oesterreich die westlichen Provinzen besetzen sollte. Dieser Umstand wurde erst nach dem Abschluss des Berliner Traktats bekannt. Als die russischen Blätter scharf die Rolle zu kritisieren begannen, welche Bismarck hierbei gespielt, teilte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mit, dass im Mai 1876 eine Vereinbarung zwischen Fürst Bismarck, Fürst Gortschakow und Graf Andrassy stattgefunden, auf Grund deren der russische Kaiser sich bei der Reichstadter Zusammenkunft im Juli desselben Jahres damit einverstanden erklärt, dass die Oesterreicher Bosnien und die Herzegowina besetzten.

Uns scheint, dass die Diplomatie wirklich nicht den Krieg wünschte, ihr aber die Erscheinungen der Volkserregung als Mittel zu statten kamen, um den Verbündeten unter Hinweis darauf zur Mitwirkung an der Erreichung der gewünschten Ziele auf friedlichem Wege zu veranlassen.

Wie weit die Pläne Russlands gingen, ist schwer zu sagen. In jedem Falle ist die Behauptung des Verfassers des ersten Artikels in der „Revue Nouvelle", dass ihr Objekt Konstantinopel war, irrtümlich.

Am 3. November 1876 hatte der nach Livadia gekommene englische Botschafter eine Audienz beim Zaren. Aus dieser Unterhaltung können zwei Bruchstücke genau angeführt werden, weil sie in dem Bericht des Lord Loftus verewigt sind. „Nach Erwähnung der Verhandlungen und Erläuterung seines Vorgehens sagte der Kaiser, dass er nicht den Wunsch habe, sich von dem europäischen Konzert zu trennen, aber dass die gegenwärtige Lage ihm unerträglich erscheine; sie könne nicht fortdauern, und wenn Europa nicht geneigt sei, Festigkeit und Energie zu zeigen, so werde er gezwungen sein, allein zu handeln."

Weiter sind in dem Bericht folgende Worte des verstorbenen Zaren angeführt: „Man schreibt Russland das Streben zu, Indien erobern und

Konstantinopel nehmen zu wollen. Was kann abgeschmackter sein als dies? Das Erstere ist völlig unmöglich, und was die zweite Annahme betrifft, so wiederhole ich feierlich, dass ich dies weder wünsche noch beabsichtige."[1])

Und wäre es wirklich möglich gewesen, von so weitgehenden Plänen zu träumen, wenn der deutsche Verbündete, der noch 1875 an eine Zerstückelung Frankreichs dachte, von dieser Absicht auf Drängen Russlands Abstand nehmen musste, obgleich auch er nichts gegen den Krieg hatte, aber, wie dies ja auch in der Folge geschehen ist, in der Lage war, Russland um die Früchte seiner Siege zu bringen!

Deutschland begünstigt Russlands Vorgehen gegen die Türkei.

Man braucht gerade nicht zu glauben, was Cucheval-Clavigny in der „Revue des Deux Mondes" erzählt, dass die Insurgenten in der Herzegowina die von ihnen gekauften Gewehre mit deutschen 20Markstücken bezahlten. Aber von seiten Deutschlands genügte es, die Aufmerksamkeit Russlands darauf zu lenken, dass, wenn Russland den geeigneten Moment zur Lösung der orientalischen Frage unter der Hilfe Deutschlands vorübergehen lasse, derselbe schwerlich in Zukunft bald wiederkehren werde.

Als Kaiser Alexander II. im Herbst 1876 in Warschau weilte, traf dort General Manteuffel ein, der schon 1866 der Vermittler gewesen war. In dem eigenhändigen Briefe Kaiser Wilhelms an den Zaren war, wie man damals erzählte, die Versicherung abgegeben, dass Russland von seiten Deutschlands eine solche Hilfe für seine Aktionsfreiheit finden werde, wie sie Russland Preussen in den Jahren 1866 und 1870 erwiesen. Die Biographie des Generals Manteuffel giebt leider keine Details bezüglich seiner Mission und bringt nur den Hinweis, dass er 1876 „mit einem wichtigen Auftrag" nach Warschau gesandt wurde. Dieser Ausdruck verdient besondere Aufmerksamkeit.[2])

Die Mission Manteuffels.

Die Mission Manteuffels wurde auf der Börse als Anzeichen des nahen Krieges verwertet. Auf der Berliner Börse fiel die russische Anleihe, welche im September noch mit 93 notiert wurde, auf 83, die Prämienbillette von 163 auf 143.

Die folgenden Ereignisse bestätigten die allgemeinen Erwartungen; am 30. Oktober (infolge der Niederlage der serbischen Armee) wurde der Türkei seitens der russischen Regierung ein Ultimatum übermittelt, dessen Resultat der Abschluss eines Waffenstillstandes bis zum 1. Januar des folgenden Jahres war.

Die Friedensliebe des Zaren liess ihn schwanken. Finanzminister Reutern erklärte kategorisch, dass Geldmittel zur Führung des Krieges

[1]) D'Avril: „Négociations relatives du traité de Berlin."

[2]) „General-Feldmarschall Edwin Freih. v. Manteuffel." Von Keck.

nicht vorhanden seien, wobei er eine Denkschrift über die schädlichen Folgen vorlegte, welche der Krieg für die wirtschaftliche Lage des Staates unvermeidlich nach sich ziehen werde. In diesem denkwürdigen Memorial sind allgemeine Verarmung und Geschäftsstockung als Folge der kriegerischen Aktion und eine Erweiterung des Gebietes für die revolutionäre Propaganda vorausgesagt, die schon damals hervorzutreten begann. Der Bericht Reuterns drückte die Befürchtung aus, dass demnach die ruhmvolle Regierung des Zaren, welche der Welt in beständigem Glanze geleuchtet hatte, durch den Schatten unerwarteter Gärungen verdunkelt werden könnte.[1])

Es war ein starker Stoss nötig, um den endgiltigen Entschluss Russlands zum Kriege hervorzurufen.

Aeusserung. Bismarcks vor d. Kriege.

In der öffentlichen Reichstagssitzung vom 5. Dezember 1876 hatte Fürst Bismarck erklärt, dass „das auf längere Zeit geschlossene Dreikaiserbündnis in voller Kraft bleibt," dass er, der deutsche Kanzler, eine aktive Teilnahme Deutschlands an dem Balkanstreit nicht befürworten könne, solange dieser Streit nicht irgend ein Interesse berühre, „das auch nur die gesunden Knochen eines pommerschen Grenadiers wert ist." Dennoch erklärte der Kanzler trotz des Herannahens der Kriegsgefahr, dass das Bündnis mit Russland fortdauere; irgend eine Thätigkeit Deutschlands gegen Russland war also nicht denkbar. Zum Ueberfluss hatte Bismarck noch hinzugefügt: „Niemand ausser der Kaiserlich Russischen Regierung selbst ist im Stande, die hundertjährige Freundschaft zu zerreissen, welche die Regierungen Preussens und Russlands verbindet."

Geffcken,[2]) der aus zuverlässigen Quellen schöpfen konnte, stellt die Sache so dar, dass Bismarck Russland direkt zum Kriege gedrängt habe. Er sagt: „Als die russische Regierung in der Voraussicht, dass der Krieg für sie Schwierigkeiten schaffen könnte, in Berlin um Rat bat, gab der Kanzler eine so ermunternde Antwort, dass Bratiano bei Empfang derselben ausrief: „Bismarck veut la guerre!" Als man in Petersburg noch bis zur letzten Minute schwankte und nach einem anderen Ausweg suchte, hatte Bismarck zu Herrn Oubril gesagt: „Ich höre, dass der Kaiser schwankt, aber ich kenne Russland und sage Ihnen, dass es bei Ihnen schlecht werden wird, wenn Sie den Krieg nicht anfangen." Geffcken erklärt, dass der belgische Hofminister Devaux bei dem russischen Botschafter in Paris Fürst Orlow die Kopie

[1]) Siehe unsere Arbeit: „Die Finanzen Russlands im 19. Jahrhundert."

[2]) K. Heinrich Geffcken: „Frankreich, Russland und der Dreibund." Berlin 1893.

der Depesche Oubrils gesehen habe, worin dieses Gespräch mitgeteilt wurde.

Es versteht sich von selbst, dass, wenn dies auch wahr ist, diese eine Phrase keine Bedeutung haben konnte. Eher konnte ein anderer von Geffcken erwähnter Umstand von Einfluss sein. Als Lord Salisbury über Berlin zu der Konstantinopeler Konferenz kurz vor Ausbruch des Krieges reiste, hatte Bismarck Lord Salisbury so gestimmt, dass dem deutschen Bevollmächtigten auf der Konferenz nur übrig blieb zu schweigen und beiseitezutreten, und Russland nur zwischen zwei Dingen zu wählen hatte: der vollen diplomatischen Niederlage infolge des Scheiterns der Konferenz oder dem Kriege.

Ursachen der Verzögerung der kriegerischen Operationen.

Es ist viel Papier verschrieben worden, um das Rätsel zu erklären, warum von dem Moment des Beginns der Mobilisation der russischen Armee bis zum Beginn der kriegerischen Operationen gegen die Türkei im Jahre 1877 fünf Monate nutzlos verstrichen und warum der Moment nicht ausgenutzt wurde, als die in allen Zusammenstössen mit den Montenegrinern geschlagenen Türken nur mit Mühe ihre Grenzen gegen Serbien verteidigten. Die grösstenteils aus Hirten oder direkt vom Pfluge genommenen Bauern zusammengeraffte serbische Armee unter dem Kommando Tschernjajews hätte voraussichtlich bei dem ersten Zusammenstoss mit den türkischen regulären Truppen auseinanderlaufen müssen. Trotzdem hatten diese zunächst mit der Verteidigung ihrer Grenzen genügend zu thun. Alle Augenzeugen des türkisch-serbischen Krieges versichern übereinstimmend, dass damals zwei Divisionen europäischer Truppen genügt hätten, um die Armee Abdul-Kerims zu zerstreuen — so schlecht war deren Organisation und Leitung.

Ueber diesen Punkt sind viele Erwägungen angestellt worden. Man hat klimatische, topographische, strategische Verhältnisse in Rechnung gezogen. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, dass die Zusammenziehung der russischen Truppen in Bessarabien eine Folge des Beschlusses war, durch eine Demonstration zu wirken.

Bis zum letzten Moment hatte man darauf gerechnet, dass man vielleicht über den Krieg hinwegkommen könne und die Bereitschaft zum Kriege für die Türkei ein ausreichender Antrieb sein werde, den russischen Forderungen nachzugeben. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme findet auch in der numerischen Schwäche der ursprünglichen Operationsarmee eine Art Bestätigung.

Damals konnte kaum die Hoffnung als übertrieben gelten, dass es den diplomatischen Bemühungen zweier so mächtiger Staaten wie Russland und Deutschland gelingen müsste, den entstandenen Sturm zu beschwichtigen. Zu dieser Rechnung ermutigte die Thätigkeit und der

Eifer des Berliner Kabinetts, welches seine Dienstbereitschaft bekundet hatte und, wie wir gesehen haben, in vielen Fällen die Rolle eines Regisseurs übernahm.

Es lässt sich schwer annehmen, dass damals, wo die Stimme Frankreichs infolge des letzten Krieges und des innern Kampfes zwischen Republikanern und Monarchisten noch allzu schwach war und Oesterreich schon den Einflüssen des Berliner Hypnotiseurs in hohem Grade unterlag, ein energisches und völlig einmütiges Einwirken Russlands und Deutschlands auf die Pforte diese nicht zu allen möglichen Konzessionen bereit gefunden hätte.

Bismarcks Freundschaft für Russland vor dem Kriege.

Vor dem Beginn des Krieges bemühte sich Fürst Bismarck in jeder Art, seine Freundschaft für Russland zu bekunden, der ganzen Welt mitzuteilen, dass, falls eine europäische Koalition sich bilden sollte, um ein siegreiches Vorrücken der russischen Armee über den Balkan zu verhindern, Deutschland in keinem Falle einer solchen Koalition beitreten werde. So erklärte auf einen Artikel der „Times", welche die Verdienste und die Autorität des deutschen Kanzlers verhimmelte und ihn aufforderte, die Gesamtrichtung der Politik auf dem Kontinent in seine Hände zu nehmen und im Bunde mit England als mächtiger Vermittler in der orientalischen Frage aufzutreten, das damalige Organ des Kanzlers, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in einer scharfen Replik, dass weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart der Grund zu einem solchen Bündnisse gegeben sei, und dass England nur mit fremden Händen die Kastanien aus dem Ofen des Orients hervorholen möchte.

Zu jener Zeit war die führende Rolle, welche vor sechs Jahren Russland gehört hatte, auf Deutschland übergegangen, und es konnte scheinen, dass Deutschland nur daran denke, die Dienste zu vergelten, welche ihm Russland 1866 und 1870/71 geleistet hatte.

Die diplomatische Einwirkung auf die Türkei wandte den Krieg nicht ab, welcher, wie allen erinnerlich ist, die russischen Truppen fast unter die Mauern Konstantinopels führte und mit dem Vertrag von San Stefano vom 3. März 1878 endigte, nach welchem in dem unmittelbaren Besitz des Padischah nur ein kleines Stück der Balkanhalbinsel blieb, und das neu geschaffene Fürstentum Bulgarien sich von dem Adriatischen bis zum Schwarzen Meer und fast bis zur Umgegend Konstantinopels ausdehnen, Serbien, Rumänien und Montenegro eine Gebietserweiterung, Russland aber den 1856 verlorenen Teil Bessarabiens und in Asien Ardagan, Kars und Batum erhalten sollten.

Folgen des Friedens von San Stefano.

Der Vertrag von San Stefano hatte die Bedeutung nicht eines Präliminar-, sondern eines endgiltigen Friedens und wurde am 17. März in Petersburg ratifiziert. Nichtsdestoweniger war ihm eine Verwirk-

lichung nicht beschieden. Zunächst sprach sich Oesterreich gegen ihn aus. Graf Andrassy forderte von den Delegationen einen Kredit von 60 Mill. Gulden für militärische Zwecke, ein englisches Geschwader lief aus dem La Manche-Kanal nach Malta aus, in England begannen die Einberufung der Reserven und Vorbereitungen, um Truppen aus Indien nach dem Mittelländischen Meer zu schaffen. Graf Derby, der frühere Gegner einer energischen Aktion, trat das Portefeuille des Aeusseren an Marquis Salisbury ab, und der neue Minister erklärte in einem Rundschreiben, dass England den Vertrag von San Stefano nicht anerkennen und an einem europäischen Kongress zur Durchsicht desselben nicht anders teilnehmen könne als unter der Bedingung, dass der Kongress volle Freiheit der Revision aller Bestimmungen des Traktats erhalte.

Es ist klar, dass sich das Kabinett von St. James nur deshalb zu einer so energischen Initiative entschloss, weil es auf die wirksame Unterstützung einer kontinentalen Grossmacht, Oesterreichs, rechnen konnte, welches zuerst seine Stimme gegen den Vertrag von San Stefano erhoben hatte. Hierbei kann aber die Frage nicht umgangen werden, wo die früheren deutschen Versprechungen blieben, irgend welche Komplikationen von seiten Oesterreichs zu beseitigen.

Umschwung der Politik Deutschlands Russland gegenüber.

Russland hatte Grund zu glauben, dass Deutschland sein Wort halten werde, wie Russland sein Versprechen im Jahre 1870 gehalten hatte. Die Lage war eine ähnliche. Wenn Deutschland nicht das Versprechen Russlands gehabt hätte, Oesterreich zurückzuhalten, hätte es sich nicht zu einem Kriege entschliessen können, wo es zwei, vielleicht drei Mächte gegen sich gehabt hätte. Ohne das Versprechen Bismarcks, Oesterreich zurückzuhalten, hätte Russland sich vielleicht nicht zum Kriege von 1877 entschlossen. Wenn Deutschland aber Russland in dieser Hinsicht beruhigt hatte und in der Folge sein Versprechen nicht hielt, gleichviel, ob mit oder ohne Absicht, so hatte es Russland in einen Krieg hineingezogen und es dann gehindert, die den gewaltigen Opfern an Menschen und Geld einigermaassen entsprechenden Resultate zu ernten.

Die Entsendung des Generals Manteuffel nach Warschau hatte doch den direkten Zweck, Russland vor Beginn des Krieges davon zu überzeugen, dass der Moment hierfür günstig sei und ein ähnlicher nicht so bald wiederkehren werde. In der Folge aber liessen die Vereinbarungen des Fürsten Bismarck mit Oesterreich und seine Reden im Reichstage keinen Zweifel, dass er an den Schwierigkeiten bezüglich der Ausführung des Vertrages von San Stefano seinen Anteil hatte. Er hatte allerdings erklärt, dass er ein „ehrlicher Makler" sein wolle. Aber die Sache ist eben die, dass seine Maklerschaft nicht erforderlich gewesen wäre, wenn man in Wien gewusst hätte, dass Deutschland ebenso aufrichtig und ent-

schieden Oesterreich im Jahre 1878 zurückzuhalten beabsichtigte, wie Russland im Jahre 1870. Aber dem war nicht so und Russland sah sich nach dem Siege über die Türkei zwei Grossmächten gegenüber, welche sich offen zum Kriege mit ihm vorbereiteten.

Man kann hier fragen, ob nicht die Aenderung in den Absichten des Kanzlers durch die Aenderung der Lage Europas selbst notwendig geworden, ob nicht eine Störung seiner Pläne eingetreten und er dadurch gezwungen war, seinen Absichten und Wünschen entgegen zu handeln. Dann hätte man Bismarck nur des Leichtsinns bei der Aufstellung seiner Pläne beschuldigen können. Aber in diesem Falle hätte er nicht mit solchen Erklärungen hervortreten dürfen wie die in seiner Reichstagsrede vom 19. Februar 1878, d. h. in dem Moment, wo Russland nach den nicht erwarteten Anstrengungen, welche der Krieg mit der Türkei erfordert hatte, die Perspektive eines Krieges mit England und vielleicht auch mit Oesterreich vor sich hatte und der Mitwirkung aufrichtiger Freunde dringend bedurfte.

Bismarcks Rede am 19. Februar über den Dreibund.

In dieser Rede wurde der Dreibund der Kaiser bereits nicht mehr ein Bund, sondern ein „Verhältnis" genannt. „Die Verhältnisse, in welchen die Kaiser zu einander stehen — sagte Bismarck — gründen sich nicht auf irgend welche schriftlichen Verpflichtungen und nötigen keinen der drei Kaiser, sich den Stimmen der beiden anderen zu unterwerfen." . . .

Weiter setzte er auseinander, dass diejenigen Regierungen, welche mit dem Vorgehen Russlands unzufrieden wären, trotz der „Verhältnisse" das volle Recht hätten, den russischen Forderungen selbst mit Hilfe von Waffengewalt zu widerstehen. Für Deutschland sagte er sich in derselben Rede entschieden von der Rolle eines „europäischen Policeman" los . . . „Nur zum Schutz unserer Unabhängigkeit würde ich mich entschlossen haben, Sr. Majestät einen Krieg anzuraten." Eine solche Erklärung musste am stärksten in Oesterreich wirken, wo damals die meiste Erregung herrschte.[1])

Demnach eröffnete Bismarck England und Oesterreich eine Aktionsfreiheit und erreichte dadurch zweifellos auf die Lage der Dinge Einfluss, obwohl Russland bei einer gewissen Energie natürlich Bismarcks willkürliche Auslegung des Dreibundes ignorieren konnte, da die realen Verhältnisse zwischen den Mächten in jedem Falle sich durch die reale Kraft bestimmen mussten, über welche jeder Staat verfügen konnte, und nicht durch das eine oder andere „geflügelte Wort" des talentvollen deutschen Improvisators.

[1]) Geffcken: „Frankreich, Russland und der Dreibund."

Der Kongress zur Revision des Vertrages von San Stefano.

Einige Schriftsteller nehmen sogar an, dass Bismarck einen Krieg zwischen Russland, Oesterreich-Ungarn und England gern gesehen und bei diesem Anlasse die Niederlande für Deutschland genommen hätte.[1]) Aber für England erschien eine solche Perspektive wenig wünschenswert, und die Beziehungen zwischen ihm und Russland besserten sich bald soweit, dass der Kongress zur Revision des Vertrags von San Stefano möglich wurde. Fürst Bismarck wünschte diesen Kongress nicht, hatte aber für jeden Fall Berlin als Kongresssitz vorgeschlagen. Der englische Botschafter berichtete seiner Regierung aus Berlin am 13. März 1878: „Fürst Bismarck hat mich gebeten, mitzuteilen, dass Deutschland ohne England an der Konferenz[2]) nicht teilnehmen werde und dass es die Möglichkeit eines Kongresses in europäischen Angelegenheiten ohne die Teilnahme Englands, eines der Hauptbeteiligten („one of the chief contractors") nicht begreife."

Zu guterletzt kam der Berliner Kongress zu Stande, aber seine Beschlüsse befriedigten weder die Grossmächte noch die Staaten zweiten Ranges, welche an ihm interessiert waren, und schuf, statt sie untereinander auszusöhnen, nur Zwist. Nur in Oesterreich triumphierte man über die Zustimmung des Kongresses zur österreichischen Okkupation von Bosnien und der Herzegowina ohne jegliches Opfer von seiten der Habsburger Monarchie. Aber Russland konnte nicht unberücksichtigt lassen, dass sich die österreichische Okkupation Bosniens und der Herzegowina unter Verletzung der getroffenen Vereinbarungen, nämlich der von Russland im Vertrag von San Stefano ausbedungenen Umgestaltung der Grenzen Bulgariens vollzog. Der Berliner Kongress verletzte offenbar das Gleichgewicht, indem er für die eine Seite das realisierte, was für die andere als Entschädigung hätte dienen müssen.

Dass die österreichische Regierung mit der ihr gestatteten zeitweiligen Okkupation Bosniens und der Herzegowina, welche sich weiterhin in eine beständige verwandelte und jetzt als definitiv gilt, zufrieden war, dies ergiebt sich aus der Depesche des früheren französischen Ministers des Auswärtigen Thouvenelle an den Botschafter in Wien, Herzog von Grammont, im Jahre 1861,[3]) „Oesterreich wünschte die Gewinnung von Bosnien und der Herzegowina als Entschädigung für den Verlust der Lombardei," d. h. noch früher, als es das Venetianische Gebiet verloren hatte.

Der Hauptumstand aber, welcher Beachtung verdient, ist der, dass die angeblich zeitweilige österreichische Okkupation von Bosnien und

[1]) Debidour: „Histoire diplomatique de l'Europe." p. 518.
[2]) der Vorkonferenz.
[3]) „Le secret de l'empereur." S. 211.

der Herzogowina völlig den Absichten Bismarcks entsprach, welcher hierin nichts anderes sah als eine Entschädigung, welche Deutschland Oesterreich auf fremde Kosten zur Wiederherstellung der guten Beziehungen zwischen den beiden „deutschen" Grossmächten leistete. Das „Wiener Fremdenblatt", das bekannte Organ des österreichischen Auswärtigen Amts, äusserte sich dahin, „dass Russland sich als unfähig erwiesen hätte, die orientalische Frage zu lösen und deshalb Oesterreich — im Einverständnis mit Deutschland und dem übrigen Europa — die Aufgabe zufalle, die Befreiung der Balkangebiete von dem türkischen Despotismus zu verwirklichen." . . . „Hierbei — fuhr das Blatt fort — muss die Politik Oesterreichs der russischen Politik entgegengesetzt sein. Statt die nationalen und religiösen Leidenschaften zu erregen, muss Oesterreich sich bemühen, die Interessen auszugleichen und die Kontraste zu versöhnen. Statt Aufstände hervorzurufen, Kriege zu führen und den Wohlstand der Donau- und Balkangebiete zu zerrütten, muss Oesterreich sich zum Ziel setzen, die wirtschaftliche Wiedergeburt der Türkei und der Fürstentümer zu fördern; selbst im Interesse seines eigenen Handels muss Oesterreich nach Friedensschluss gerade eine solche Politik befolgen." . . .

Kulturmission Oesterreichs im Osten.

Von seiten Deutschlands war für Oesterreich jede Hilfe bereit, um eine solche „Kulturmission" Oesterreichs im Osten zu fördern. Nach dem Berliner Traktat wandte die Pforte sich nach Berlin, um Beamte zu erhalten, denen die Reformen in der Türkei übertragen werden könnten. Wie aber diese „Reform" der Türkei in Berlin aufgefasst wurde, ergiebt sich aus folgenden Ausführungen eines Berliner Blattes[1]): „Unsere Beamten allein können natürlich die Türkei nicht reformieren, aber sie weisen auf die Rolle hin, welche den Deutschen auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien gehören kann. Schon längst predigen wir unseren Kolonisten, welche nach Amerika gehen, dass fast in greifbarer Nähe wunderbare Gebiete vorhanden sind, welche für die Zivilisation erobert werden sollten." Die Perspektive für diese Länder ist herrlich, aber die Vergangenheit lehrt, dass aus Deutschland hinter den Pionieren der Zivilisation der Soldat kommt.

Wie wir schon gesagt, hatte Bismarck, als er sich anschickte, Oesterreich aus dem Deutschen Bunde zu verdrängen, diesem Staat gerathen, das „Schwergewicht" seiner Politik nach Osten zu verlegen. Die Besetzung von Bosnien und der Herzogowina war ein wichtiger Schritt in dieser Richtung und für Deutschland von doppeltem Vorteil. Einerseits bezeichnet er den Weg, auf welchem Deutschland mit der Zeit Oesterreich für

[1]) „Nationalzeitung." August 1880.

die Wegnahme seiner deutschen Provinzen zur endgiltigen Vollendung der deutschen Einheit entschädigen könnte, andererseits schuf die Okkupation von Bosnien und der Herzogowina — und dies Ziel war das näherliegende — aus Oesterreich einen natürlichen Nebenbuhler und Gegner in der orientalischen Frage, und damit wurden diese beiden Mächte für Deutschland weniger gefährlich. Für Oesterreich setzte sich infolgedessen bis zu einem gewissen Grade das Bedürfnis fest, sich Deutschland beständig zu unterordnen, und selbst wenn Oesterreich begonnen hätte, sich neue Verbündete zu suchen, so hätte sich für Deutschland die Möglichkeit eröffnet, sich gegen dasselbe auf Russland zu stützen.

Folgen des Berliner Kongresses.

Der Berliner Kongress schuf deshalb auch keine Lage, die einen dauerhaften Frieden hätte sichern können, weil seine Entscheidungen nicht den Resultaten entsprachen, die durch den Krieg erreicht waren. Wir führen hier eine Aeusserung des Sir Charles Dilke[1]) an, welcher als früherer Minister die Möglichkeit hatte, sich eine auf zuverlässigen Daten beruhende Meinung zu bilden. „Der Berliner Traktat," sagt er, „welcher eine friedliche Regulierung der europäischen Angelegenheiten, wenn nicht für immer, so doch für lange Zeit bringen sollte, eröffnete statt dessen eine kriegerische Aera, da er von geheimen Vereinbarungen begleitet war, welche zum Teil Publizität erhielten. Obgleich derartige Methoden in der Geschichte der Diplomatie nicht neu waren, so waren sie doch noch niemals so sans cérémonie praktiziert worden. Bereits im Jahre 1866 war diese „Politik der Trinkgelder" erfunden worden, als Italien in Paris um Rat fragte, auf wessen Seite es sich stellen solle, auf die Preussens oder Oesterreichs, da beide Mächte Italien als Lohn für das Bündnis mit ihnen Venedig anboten. Interessant war die Antwort des Kaisers Napoleon, welcher erklärte, dass er die Erschöpfung der beiden Gegner abwarten werde, um sich des Rheins zu bemächtigen und dass er deshalb wünsche, dass der Krieg möglichst lange ohne Resultat bleibe. Da aber Preussen ihm schwächer erscheine als Oesterreich, so rate er Italien, sich mit Preussen zu verbünden, um das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen. Im Jahre 1870 schwankte Italien abermals und verkaufte seine Hilfe um einen hohen Preis. Die damalige Unthätigkeit Oesterreichs aber war eine offenbare Verletzung der von ihm übernommenen Verpflichtungen. Und doch hatte sich weder 1866 noch 1870 Europa so auf die Verteilung der Beute gestürzt wie im Jahre 1878, wo seine Vertreter sich versammelt hatten, um den Frieden zu befestigen."

[1]) „L'Europe en 1887" S. 3—4.

Der Eindruck, welchen diese Wendung der Dinge in Russland hervorbrachte, war durchaus natürlich. Man sah hier in ihr bloss das Resultat der unaufrichtigen Thätigkeit des Fürsten Bismarck. Russland hatte den Krieg allein geführt, da Rumänien nicht mitzählen konnte; es hatte allein die ganze Schwere des Krieges und seiner Opfer getragen. Russland hatte gesiegt, und trotzdem wurde Russland nicht einmal das Recht einer freien Passage seiner Kriegsschiffe durch die Dardanellen zugestanden. Das auf der Vorkonferenz in Konstantinopel anerkannte Gross-Bulgarien wurde durch den Berliner Traktat in drei Teile zerstückelt, und Bosnien und die Herzegowina wurden faktisch Oesterreich zugesprochen. Endlich hatte es Russland selbst für notwendig gehalten, unter den gegebenen Umständen die Unabhängigkeit Rumäniens und Serbiens zu erklären, obgleich dieses vielleicht anfänglich nicht in seinen Plänen gelegen. In dieser Hinsicht hat eine Bemerkung des Lord Loftus, des ehemaligen Botschafters in Petersburg, ein gewisses Interesse, welcher bei einer Audienz auf die Bemerkung, dass die „Unabhängigkeit Serbiens und Rumäniens, nach welcher beide Fürstentümer streben, den ersten Schritt zur Zersetzung der Türkei bilden würde", die Antwort empfangen haben will, „dass von ihrer Erhebung zu Königreichen keine Rede sein könne, da dieses ein Fehler („une maladresse") wäre".[1])

Erbitterung in Russland durch den Berliner Kongress.

Bei den veränderten Umständen erschien es notwendig, für Rumänien und Serbien die Unabhängigkeit schon deshalb allein auszubedingen, weil Oesterreich dies begünstigte. Aber der Umstand allein, dass Oesterreich und noch mehr Deutschland bei der Regulierung der Kriegsresultate eine Russland gleiche Rolle spielte, während Russland nur deshalb die Einigung Deutschlands gefördert hatte, um Oesterreich für sich in der orientalischen Frage unschädlich zu machen, musste in Russland Erbitterung hervorrufen.

Im Hinblick hierauf erscheinen die Gerüchte wenig wahrscheinlich, dass Russland gleich nach Abschluss des Traktats in Berlin Vorschläge zu einem Kriegsbündnis gemacht habe. Wie dem auch sei, es ist Grund zu der Annahme vorhanden, dass auch Bismarck nach dem Kriege nicht zu einem engeren Bündnis mit Russland geneigt war. Wenigstens giebt ein Mitarbeiter der „Nowoje Wremja" die Antwort Bismarcks vom Mai 1890 über das Wünschenswerte eines Bündnisses mit Russland so wieder: „Mich von ganz Europa durch ein Bündnis mit Russland zu trennen, konnte ich mich um so weniger entschliessen, als Russland sich über uns misstrauisch und ergrimmt zu äussern begann. Bei einer solchen Stimmung bot dieser Bund keine Garantie von Dauer sein zu können." Der deutsche Schriftsteller, nach welchem wir diese Antwort zitieren,[2]) bemerkt, dass

[1]) D'Avril „Négociations relatives au traité de Berlin".

[2]) „Das Ende des Fürsten Bismarck in der auswärtigen Politik."

Bismarck vielleicht im Rechte gewesen wäre, wenn er nur nicht selbst den Wind gesäet hätte, welcher den Sturm hervorbrachte.

Bismarck über sein „Maklertum".

Interessant ist, dass niemand besser als Bismarck selbst diesen Eindruck charakterisiert hat, welchen sein „ehrliches Maklertum" in Russland hervorgerufen hatte. In einer seiner Reichstagsreden im Jahre 1878 kennzeichnete er die Ansichten der in Russland „deutschfeindlichen Parteien", denen er natürlich jede Berechtigung absprach, folgendermaassen: „Sie können sagen: Wie gross sind die Opfer an Leuten und materiellen Mitteln, welche wir zur Erreichung des ewigen Zieles des russischen Ehrgeizes gebracht haben! Die Früchte unserer Opfer hätten wir verstanden den Gegnern gegenüber zu verteidigen, die in der That ein Interesse daran hatten, uns diese Resultate streitig zu machen. Aber nicht Oesterreich, mit dem wir längst in leidlich intimen Beziehungen (!) leben, noch England, welches offen entgegengesetzte Interessen hat, nein, unser nächster Freund, der, dem wir früher Dienste erwiesen hatten, für welche wir berechtigt waren, gleiche Dienste zu erwarten, — Deutschland, welches hier nicht einmal uns entgegenstehende Interessen hat, entblösste hinter unserem Rücken gegen uns nicht das Schwert, sondern den Dolch."

Dies ist vortrefflich gesagt, und es ist seltsam, dass solche „Ansichten der deutschfeindlichen Parteien in Russland" nicht früher von dem Redner vorausgesehen waren.

Betrachten wir jetzt, welche Folgen diese „Politik der Trinkgelder" nach sich gezogen.

---

8. Wiederherstellung des verletzten Gleichgewichts durch Bündnisse.

Es war seiner Zeit auch das Gerücht verbreitet, dass Russland im Jahre 1879 Frankreich ein Bündnis vorgeschlagen, Gambetta sich aber nicht zu demselben entschlossen hatte. Das ist in das Gebiet der Phantasie zu verweisen. Beinahe in das Gebiet derselben Phantasie ist auch die Erzählung von Busch, dem ehemaligen Sekretär Bismarcks[1]), zu rechnen, dass den Kanzler nach der Unterzeichnung des Berliner Traktats die Annahme einer Verständigung zwischen Oesterreich und Russland äusserst beunruhigt hätte, und zwar einer Verständigung auf der Grundlage, dass Oesterreich Russland volle Aktionsfreiheit auf der Balkanhalbinsel in gewissen geographischen Grenzen zugestanden hätte

[1]) Busch: „Unser Reichskanzler". I. S. 448.

und dafür Russland Oesterreich behilflich sein würde, seine Bedeutung und seinen Einfluss im Deutschen Bunde wiederherzustellen. Busch sagt, dass diese u. a. durch die Reise des Grafen Andrassy nach Petersburg hervorgerufene Befürchtung sich von selbst zerstreute, als derselbe Minister bald darauf in Gastein erschien, wo der österreichische und der deutsche Kaiser sich trafen.

Missverständnisse zwischen Deutschland u. Russland.

Nur mit ganz besonderer Vorsicht lassen sich die verschiedenen Zeitungsmitteilungen und Gerüchte aufnehmen, in denen in der nächsten Zeit die Missverständnisse zwischen Russland und Deutschland zum Ausdruck kamen, die durch den Berliner Traktat hervorgerufen worden waren. Wir bleiben nur bei dem Faktum stehen, dass im August 1879 während des Aufenthalts des Kaisers Alexander II. in Warschau Kaiser Wilhelm I. bereits den General Manteuffel dorthin entsandte, wie man sagt, ohne vorhergegangene Beratung mit Bismarck. Von dem Resultat der Audienzen, welche er hatte, ist nichts Positives bekannt, ausser dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach die Zusammenkunft der beiden Monarchen in Alexandrowo vorbereiteten.

Auch in Bezug auf diese Zusammenkunft lauten die Aeusserungen widersprechend. Auf Grund der letzten Erklärungen Bismarcks versichern einige, dass Russland Deutschland mit Drohungen gegenübertrat, andere erklären, dass diese Zusammenkunft eine beruhigende Wirkung hervorbrachte, da die Monarchen angeblich übereingekommen wären, dass sie niemals miteinander kämpfen würden. Der wirkliche Inhalt der damaligen Unterhandlungen kann erst in Zukunft offenbar werden. Eins nur ist ein Faktum: etwa zehn Tage nach der Zusammenkunft in Alexandrowo wurde die Vereinbarung zwischen Deutschland und Oesterreich unterzeichnet.

Vereinbarung zwischen Deutschland und Oesterreich.

Man sagt, dass in dieser Vereinbarung auch das Verhältnis zu Frankreich erwähnt wurde, aber im wesentlichen betraf sie nur Russland. Bis zu welchem Grade Bismarck die Sicherstellung Deutschlands durch eine solche Vereinbarung für unaufschiebbar erachtete, wird dadurch bewiesen, dass sie schon am 15. Oktober von den Vertretern Deutschlands und Oesterreichs unterschrieben wurde und darauf sofort der deutsche Bundesrat einberufen wurde, um diese Vereinbarung von allen deutschen Regierungen bestätigen zu lassen.

Die Rolle des Kaisers Wilhelm in dieser ganzen Frage ist sehr rätselhaft, denn man kann nicht annehmen, dass der Abschluss und die Ratifikation des Vertrages vor ihm geheim gehalten wurden.

Stellen wir uns übrigens auf den Standpunkt Oesterreichs. Wenn dem Fürsten Bismarck die geplante Zusammenkunft in Alexandrowo nicht früher bekannt gewesen wäre und er nicht die künftigen Verbündeten von dem unerwarteten Zwischenfall hätte benachrichtigen können,

so würde dies Ereignis wie ein Donnerschlag auf die österreichische Diplomatie gewirkt haben. Es hätte Anlass zu Argwohn und Befürchtungen gegeben. Es wären neue Versicherungen, Aufklärungen, Erkundigungen erforderlich gewesen, was sich nicht in kürzerer Zeit als etwa 12 Tagen, d. h. vom 3. bis 15. Oktober, hätte machen lassen. Oesterreich würde sich nicht beeilt haben, denn es wusste recht gut, wessen die preussische Diplomatie und ihr damaliger Leiter fähig waren.

Alles Unwahrscheinliche verschwindet jedoch sofort, wenn man annimmt, dass Fürst Bismarck in dem gegebenen Falle nicht von seinem traditionellen System eines diplomatischen Doppelspiels abgewichen war, dessen Scenarium er selbst entworfen. Wer war ein solcher Meister wie er, die Wachsamkeit der anderen Diplomaten unter dem Deckmantel einer zur Schau getragenen Freundschaft einzuschläfern? Demnach verwirklichte sich der neue Bund ungehindert und erstarkte genügend.

Herr Tatischtschew teilt mit, dass er in Wien von den Absichten des Fürsten Bismarck in Bezug auf den Vertrag erfuhr und sich sofort nach Baden-Baden begab, um Fürst Gortschakow zu warnen. Aber Fürst Gortschakow wollte ihm nicht glauben und berief sich auf die Zusammenkunft in Alexandrowo. Das ganze Spiel war folglich geglückt und das Ziel erreicht.

Wie sehr man es in Berlin für wichtig hielt, die Arbeiten zum Abschluss des neuen Vertrages geheimzuhalten, ist aus folgendem zu ersehen. Einige Tage nach Abschluss des neuen Vertrages, als sein Text schon in den Zeitungen veröffentlicht war, brachte der preussische Kultusminister von Puttkamer auf einem Fest in Essen folgenden Kaisertoast aus: „Sie haben natürlich in der Kölnischen Zeitung gelesen und wissen schon, wie unser Monarch sich überwunden und die Neigungen seines Herzens dem Volkswohl zum Opfer gebracht hat. Sich der Pflicht unterordnend, hat er einen Vertrag geschlossen, welcher Europa aller Wahrscheinlichkeit nach einen langen Frieden sichern wird. Es lebe der Kaiser!“

Fürst Bismarck war wegen dieses Toastes auf den taktlosen Minister (welcher von der geheimen Wiener Vereinbarung wissen musste) so erzürnt, dass dieser sein Abschiedsgesuch einreichen musste.

Dies Abschiedsgesuch wurde von Kaiser Wilhelm nur deshalb nicht angenommen, weil die Parlamentssitzungen in Kürze beginnen mussten; die Verabschiedung trat aber etwas später ein, und die offiziöse Presse zog in scharfen Artikeln gegen Puttkamer zu Felde, den sie einer überflüssigen Leichtgläubigkeit an falsche Zeitungsgerüchte beschuldigte.

Und doch hatte Puttkamer, wie ein deutscher Publizist bestätigt,[1]) nichts gesagt, was sich nicht in der Folge als Faktum erwies.

Puttkamer gehörte zu der Zahl der eifrigsten Verfechter des Bismarckschen Systems und hatte das volle Vertrauen des Kanzlers besessen. Hieraus ist ersichtlich, welche Bedeutung man in Berlin dem politischen Geheimnis beimaass, und wie andererseits dieser Fall zeigt, bis zu welchem Grade dort die Vergewaltigung der Wahrheit im Gange war und wie wenig offizielle Erklärungen oder Widerlegungen sie garantieren.

Der Leser hat natürlich bemerkt, dass wir die politische Wertschätzung des österreichisch-deutschen Bündnisses, seine Unvermeidlichkeit für das Vaterland des Kanzlers garnicht berühren und es nicht auf uns nehmen, zu entscheiden, ob Europa ihm wirklich die Friedenserhaltung (wenn auch in Waffen) während der letzten Jahre verdankt. Wir lenken die Aufmerksamkeit nur auf das von dem Leiter der deutschen Politik befolgte System.

Es wurde allerdings ein Defensivvertrag geschlossen. Aber in der biegsamen Sprache der Diplomaten bezeichnet dieses Wort häufig eine Form aggressiver Thätigkeit. Wir haben bei diesem Umstande nur deshalb verweilt, um zu zeigen, wie wenig Vertrauen selbst die feierlichsten Berliner Versprechungen verdienten.

Bismarcks Versuch Frankreich in das Bündnis hineinzulocken.

Fürst Bismarck versuchte, in das neue Bündnis auch Frankreich hineinzuziehen. Zu diesem Behuf hatte er eine Zusammenkunft mit dem französischen Diplomaten Tesserenc de Borne, welchen er seiner Sympathien für den republikanischen Nachbar versicherte: „Je ne me sers jamais de ma parole pour déguiser ma pensée", sagte er ihm. „Herr Waddington — fuhr er weiter fort — hatte dafür Beweise in Berlin, und mein Wunsch, herzliche Beziehungen zu Frankreich zu unterhalten, ist aufrichtig."

Die Absichten Bismarcks, soweit sich überhaupt über seine Absichten urteilen lässt, bestanden damals darin, einen mitteleuropäischen Bund zu schaffen und diesen gegen Russland und England zu richten. Er vertrat die Ansicht, dass aus einem Kampfe Frankreichs mit Deutschland nur England und Russland Nutzen ziehen würden, die ihr Gebiet schon übermässig ausgedehnt hätten. Wenn die Nebenbuhlerschaft und Uneinigkeit der Staaten Mitteleuropas fortdauere, so werde der Bosporus und die übrige Erbschaft der Türkei unausbleiblich diesen Mächten zufallen. Aber der Plan Bismarcks gelang nicht, unter anderm dank dem Einflusse Gambettas. Die Popularität des Ex-Diktators war damals so

[1]) Radbolsky: „Die mitteleuropäische Friedensliga." S. 86.

gross, dass es ihm nicht schwer war, sein politisches Dogma von der Notwendigkeit eines vollen Einvernehmens mit England praktisch durchzuführen. Gleichsam als Antwort auf die Vorschläge Bismarcks hielt Gambetta seine bekannte Rede in Cherbourg, in welcher er Frankreich die Wiederherstellung des früheren politischen Glanzes durch die Armee vermachte.

Man kann annehmen, dass auch Bismarck selbst nicht allzu grosse Hoffnungen auf die Verwirklichung seiner franzosenfreundlichen Pläne baute. Aber es lässt sich nicht leugnen, dass ein Bund mit Frankreich ihm die Hände für eine volle Aktionsfreiheit im Osten hätte lösen können, und eine genaue Kopie der Kombinationen der Jahre 1870/71 gewesen wäre. Die Zurückweisung der nach Frankreich ausgestreckten Fühler liess den Kanzler mit verstärktem Eifer nach neuen Stützen für seinen Bund suchen. Es konnten Italien und Spanien in Frage kommen. Ersteres war natürlich für diese Ziele geeigneter sowohl wegen seiner grösseren Militärmacht als auch wegen seiner politischen Bestrebungen, durch die man diesen Staat verlocken konnte, der ja danach strebte, seine Bedeutung als Grossmacht aufrecht zu erhalten. Ihm wurden Tripolis, Tunis, Albanien und der herrschende Einfluss auf dem Mittelländischen Meere als Ziele gewiesen.

Italiens Beitritt zum Bündnis.

In Europa überwiegt die Ansicht, dass Italien äusserst unbedacht gehandelt hat, als es sich durch das deutsche Bündnis fesseln liess. Der mit Deutschland und Oesterreich geschlossene Bund kann in einem Lande nicht populär sein, welches Frankreich für seine Befreiung zu Dank verpflichtet ist. Die gleichen Gefühle stossen es von Oesterreich zurück, wo noch 700 000 Italiener vorhanden sind, welche von einer Abtrennung von Oesterreich träumen. Ausserdem werden die nicht klar und präzis bestimmten Vorteile, welche der Dreibund Italien für die Zukunft in Aussicht stellt, allzu teuer bezahlt und Italien wird kaum im Stande sein, die gegenwärtige Lage noch lange auszuhalten, die von Italien Rüstungsmittel erfordert, die über dessen Kräfte gehen.

Die Gewinnung eines dritten Verbündeten unterhielt nichtsdestoweniger die Lebenskraft der östereichisch-deutschen Vereinbarung, welche bekanntlich noch bis jetzt fortdauert.

Der weitere Gang der gegenseitigen Beziehungen zwischen Russland und Deutschland wechselte beständig. Im Jahre 1882 wiederholte sich von beiden Seiten ein eben solcher Zeitungskrieg wie 1875 und 1879. Der von der deutschen Presse gemachte Lärm erregte die öffentliche Meinung. Die Zeitungen waren voll von Nachrichten in der Art des „Hannibal vor den Thoren". Die halb-offiziösen preussischen Zeitungen wiesen auf die Anhäufung der russischen Truppen an den Grenzen hin und wandten

sich an die Regierung mit der Frage, ob sie zum Kriege mit Russland fertig sei. Bemerkenswert ist, dass in dieser Zeit die Berliner Alarmnachrichten in Wien und Pest trotz des bestehenden Schutzbündnisses nicht das geringste Echo fanden. Die dortigen Blätter beschränkten sich auf die Wiedergabe dieser Nachrichten, ohne von sich aus etwas hinzuzufügen, das die Unruhe hätte verstärken und die öffentliche Meinung aufregen können. Für die Leser war es klar, dass die drohenden Nachrichten unter Vorbehalt gegeben wurden und die Verantwortlichkeit für sie der deutschen Presse überlassen blieb. Dieser Unterschied in der Stellungnahme zum Zeitungslärm bewies klar, dass nur Berlin, d. h. Fürst Bismarck an demselben Interesse hatte, der auf diesem Wege das Parlament zu neuen Krediten für die Verstärkung der ohnehin gewaltigen Rüstungen willig machen wollte.

In den Jahren 1883 und 1884 schien es, als ob die Beziehungen zwischen Russland und Deutschland sich endgiltig geändert hätten. Man erwartete den russischen Minister des Auswärtigen in Paris, und vor den Augen der deutschen Presse wuchs der Schatten eines anderen Bundes empor. Diesen Bund hätte man vorhersehen müssen, aber die Berliner Diplomaten waren der Ansicht, dass sie ihn zu beseitigen wissen würden. Die sich verstärkende diplomatische Bewegung fand ihre Lösung in dem auf drei Jahre vom 1. April 1884 ab geschlossenen Drei-Kaiser-Bündnis.

Freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Russland.

Es begann eine Reihe freundschaftlicher Manifestationen; ein russisches Geschwader begleitete den deutschen Thronerben von Genua nach Spanien. Der deutsche Kaiser drückte persönlich sein Vergnügen über die Bewahrung guter Beziehungen zu Russland aus. Im Februar 1884 kam anlässlich der Feier der 70jährigen Erhebung Kaiser Wilhelms zum Georgsritter der Grossfürst Michael Nikolajewitsch in Begleitung anderer hoher Vertreter der russischen Armee nach Berlin. Fürst Dolgoruki besuchte Friedrichsruh; Graf Waldersee reiste in ausserordentlicher Mission nach Petersburg. Fürst Orlow wurde zum Botschafter in Berlin ernannt, Graf Herbert Bismarck brachte einige Monate in Petersburg zu. Zur Feier der Volljährigkeit des Grossfürsten Thronfolgers kam Prinz Wilhelm, der jetzige deutsche Kaiser, nach Petersburg und brachte hier eine ganze Woche zu. Im April konnte sich Europa noch einmal von der gegenseitigen Sympathie der beiden Staaten überzeugen, zu deren reeller Bekundung Deutschland Russland bei dem Abschluss einer Anleihe behilflich war. Man konnte nicht daran zweifeln, dass der Frieden im Nordosten Europas völlig gesichert war.

Der dritte Verbündete, Oesterreich-Ungarn, schien anfangs über die unerwartete Wendung der Dinge nicht wenig erstaunt, wenigstens wies

die Wiener und Pester Presse nicht ohne Bitterkeit und nicht ohne unverhehltes Missvergnügen auf die immer mehr zunehmende russisch-deutsche Freundschaft ironisch hin. Das Verhältnis der beiden Nachbarreiche zu Russland ist nicht das gleiche. Deutschland hat nicht wie Oesterreich Anlass, den östlichen Nachbar zu fürchten, denn zwischen ihnen existieren nicht solche Fragen, welche jeden Augenblick hervortreten und zu einem unvermeidlichen Zusammenstoss führen könnten. So lange die orientalische Frage nicht gelöst ist, kann von einer dauerhaften Vereinbarung kaum die Rede sein.

Als Grundlage für das Drei-Kaiser-Bündnis hätte demnach die Absicht oder wenigstens der Wunsch dienen können, die türkische Erbschaft in Europa auf friedlichem Wege zu liquidieren unter Berücksichtigung der Rechte und Interessen aller Beteiligten. Man behauptet, dass diese Frage bei der Monarchen-Zusammenkunft in Skiernewice und im folgenden Jahre bei der Entrevue des Zaren mit dem österreichischen Kaiser verhandelt worden sei.

Es hätte scheinen sollen, dass ein durch die persönlichen Zusammenkünfte der Monarchen geweihter Bund völlig die Notwendigkeit eines Separatabkommens zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn beseitigen musste, dessen Zweck nur gegenseitige Vereinbarungen für den Fall des Krieges mit Russland sein konnten. Im gegebenen Augenblick stand eine solche Gefahr von seiten des Verbündeten nicht bevor, und zudem war der frühere Bund noch nicht aufgelöst. Der Text des Separatabkommens war nicht allgemein bekannt; die Kontrahenten hatten sich auf die Erklärung beschränkt, dass die neue Vereinbarung Interessen und Aufgaben unabhängig von dem allgemeinen Vertrage zum Zweck hätte. Es war jedoch klar, dass man weder in Berlin noch in Wien an die Dauer des Vertrages glaubte.

Weitere Ereignisse im Osten Europas.

Und wirklich hatte dieses Bündnis keinen Einfluss auf den Charakter des weiteren Ganges der Ereignisse im Osten Europas.

Der serbisch-bulgarische Krieg brach aus und Oesterreich reichte, um Serbien, oder genauer, König Milan zu retten, Serbien die Hand zur Hilfe, indem es Einstellung der kriegerischen Operationen und Friedensabschluss zwischen den streitenden Teilen forderte.

Darauf erfolgte im September 1885 die Revolution in Rumelien, welche zum Anschluss dieses türkischen Vasallenstaates an Bulgarien führte. Das geschah gegen die Wünsche und Ratschläge Russlands. Der Fürst von Bulgarien (der Battenberger) rief durch die Annahme der Macht in Rumelien die Unzufriedenheit Russlands hervor, das hierzu auch ohnedies schon Anlass hatte.

Am 11. August 1886 brach in Sofia die Revolution aus, welche den Fürsten Alexander um den Thron brachte. Die Gegen-Revolution nach einigen Tagen rief ihn wiederum aus dem Auslande auf den Thron zurück, aber infolge der Depesche des russischen Zaren verliess er endgiltig Bulgarien. Nach Sofia wurde als Bevollmächtigter General Kaulbars gesandt. Der Gegensatz Oesterreichs und Russlands verstärkte sich, und ein Jahr darauf erfolgten die Neuwahlen für den vakanten Fürstenthron, auf den der Prinz von Koburg berufen wurde, der erst unlängst von den Mächten und hauptsächlich Russland anerkannt worden ist.

Ablauf des Drei-Kaiser-Bündnisses.

Mit Ablauf der Frist des Drei-Kaiser-Bündnisses sprachen Presse und öffentliche Meinung nicht nur kein Bedauern hierüber aus, sondern drückten den Wunsch aus, dass es nicht mehr erneuert werde. Russland betrat den Weg einer durch nichts gebundenen Politik und das Drei-Kaiser-Bündnis wurde durch eine neue Vereinbarung zwischen Deutschland und Oesterreich ersetzt, welcher Italien beitrat. So entstand der Dreibund zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien.

Im folgenden Jahre hielt Bismarck zahlreiche Reden, mit Bezug auf die Geschichte der auswärtigen Politik. In einer dieser Reden charakterisierte er das Verhältnis Deutschlands zu dem Nachbarstaate durch den Umstand, dass das Schicksal Bulgariens Deutschland in keiner Weise interessiere („was ist mir Hecuba und was bin ich Hecuba“)! Er erklärte, dass die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich so gute seien, dass die Geschichte wenig derartige Beispiele kenne. Die Freundschaft zwischen Deutschland und Russland war völlig erprobt.

Die Diplomatie des Bundes bemühte sich nach den Worten des Kanzlers in jeder Art, diese guten Beziehungen nicht nur zu erhalten, sondern noch zu steigern. Der geschäftige Eifer des Kanzlers ging so weit, dass man ihm in Wien seine Ergebenheit für Russland vorwarf und ihn in Petersburg der Parteilichkeit für Oesterreich beschuldigte. Mit einem Wort, man hörte schon auf, diesem Friedensstifter zu glauben.

Der Dreibund war gegen früher einer genaueren Klarstellung der internationalen Beziehungen förderlich. Er wurde für die übrigen Staaten oder bemühte sich, die Anziehungskraft abzugeben, und so zeichneten sich am europäischen Horizont zwei Lager ab.

Bemühungen Bismarcks einen Bund mitteleuropäischer Staaten zu gründen.

Es ist Grund zur Annahme, dass hierüber schon Verhandlungen mit dem grössten Teil der europäischen Staaten, den grossen wie den kleinen, geführt sind. Neben den Bemühungen, sie dem Dreibunde zu gewinnen, fanden andererseits wahrscheinlich die umgekehrten Bestrebungen statt, die in ihrer Politik freien Staaten von dem Eintritt in den Dreibund abzuhalten. Vor allem bemühte man sich natürlich um

die Grossmächte wie England und die Türkei, sodann um Rumänien, Serbien, Bulgarien, Griechenland.

Was die Türkei anbetrifft, so kann schon ihre Einwilligung, die Dardanellen für die russische Flotte zu öffnen, als Beweis dafür dienen, dass sie sich dem mitteleuropäischen Bunde nicht angeschlossen hat.

Wahrscheinlicher erscheint ein Anschluss Englands an diesen Bund, zumal da die englisch-deutschen Beziehungen sich seit der Entlassung Bismarcks unzweifelhaft gebessert haben. Es ist bekannt, dass dieser Bund der mitteleuropäischen Staaten, welchen Bismarck im Jahre 1879 zu gründen gedachte, u. A. das Entgegenwirken gegen den englischen Einfluss zum Ziele hatte. Aber auch bis jetzt ermöglichen keinerlei positive Daten ein Urteil darüber, inwieweit der Beitritt Englands zum Dreibunde der Verwirklichung näher gekommen ist.

Besondere Bemühungen wurden angewandt, um Rumänien, dessen Königshof mit dem Berliner durch Bande der Verwandtschaft verknüpft ist, für den Dreibund zu gewinnen. Es ist bekannt, dass Fürst Karl 1880 nach Berlin und Wien reiste, um die Umwandlung seines Fürstentitels in den Königstitel zu betreiben. Da in der Politik keine Dienste umsonst erwiesen werden, so ist aus dem Beistande, welchen Preussen und Oesterreich in dieser Frage leisteten, zu schliessen, dass diese beiden Mächte irgend eine Verpflichtung Rumäniens für den Kriegsfall erhalten haben. In Wirklichkeit ist dies aber doch nur eine Vermutung, welche zudem noch durch die bekannte Erklärung eines rumänischen Deputierten in der Kammer von 1890 eine gewisse Widerlegung findet: „Eine Regierung, welche wünschen würde, mit Oesterreich-Ungarn für den Kriegsfall ein Bündnis zu schliessen, würde vom ganzen Lande verflucht werden." Diese Erklärung rief in der Kammer stürmischen Beifall hervor.

Die französisch-russischen Beziehungen.

In Europa beschäftigt alle die Frage: Existiert bereits ein geschriebener Vertrag zwischen Frankreich und Russland?

Aber selbst wenn ein solcher Vertrag nicht existierte, wäre nicht alles das, wovon wir in den letzten Jahren Zeuge gewesen sind, mit einem geschriebenen Vertrage gleichbedeutend? Lässt sich daran zweifeln, dass im Falle eines kriegerischen Zusammenstosses diese beiden Staaten nach einem voraus entworfenen Plane handeln werden?

Wir sind lange bei den Ereignissen stehen geblieben, welche für die jetzigen internationalen Beziehungen und möglichen Kombinationen dem einen oder anderen Staate als Grundlage für die Erreichung des Hauptziels seiner auswärtigen Politik dienen können. Aber die Fragen, welche wir berührt haben, stehen mit dem Gegenstand unserer Arbeit in enger Verbindung. Es ist zweifellos, dass die bestehenden internationalen Beziehungen, die Gründe, durch welche sie hervorgerufen sind und die

verschiedenen Wege, welche die Diplomatie in den letzten 25 Jahren zur Erreichung ihrer Ziele suchte, auf den Grad der Wahrscheinlichkeit und Nähe des Krieges und auf die Art seiner Führung nicht geringeren Einfluss haben werden als diese oder jene neuen Mittel der Kriegstechnik.

Seit 1864, d. h. im Lauf der letzten 35 Jahre sind alle Kriege und die durch sie hervorgebrachten Veränderungen in der Lage Europas auf Initiative des Berliner Kabinetts erfolgt, mit Ausnahme nur des Krieges 1877/78, und auch bei diesem Kriege ist, wie wir gesehen haben, die deutsche Diplomatie nicht teilnahmlos geblieben; auf dem Berliner Kongress hat sie eine sehr einflussreiche Rolle gespielt.

Ununterbrochene Anhäufung von Kriegsmitteln.

Es ist daher nur logisch, auch bei der Beurteilung der Wahrscheinlichkeit des künftigen Krieges die Hauptaufmerksamkeit darauf zu richten, inwieweit ein solcher in den Berechnungen der deutschen Politik liegen kann.

Aber in dieser Hinsicht sind einstweilen nur Vermutungen möglich, die sich auf die eine oder andere einzelne Thätigkeit Deutschlands gründen.

Es sind für den Krieg gewaltige Mittel geschaffen, und die Schwere der Opfer für die Rüstungen wird überall als gross empfunden. Schon dies Eine dürfte den Krieg in nicht allzuferner Zukunft voraussagen. Es kann aber auch sein, dass der Krieg gewissermaassen schon jetzt mittels der Rüstungen selbst und ohne Blutvergiessen geführt wird. Deutschland, das noch bis jetzt in der Verstärkung seiner Rüstungen den anderen Mächten voraus ist, denkt vielleicht durch den blossen Anblick seiner Militärmacht zu imponieren, durch diesen bewaffneten Frieden seine Lage endgiltig zu festigen und dazu noch den Nachbarn die eine oder andere erwünschte Konzession abzugewinnen.

In Paris wurde einst eine neue Telegraphen-Agentur gegründet. Es wurde ein Kapital gesammelt, Verbindungen wurden angeknüpft, Lokal und Angestellte gewonnen, von denen manche selbst kleine Avancen erhielten.

Viele Familien waren über den neuen Arbeitsverdienst erfreut, richteten sich im Hinblick auf die neue Beschäftigung ein und erwarteten von Tag zu Tag ihren Beginn. Plötzlich zeigte sich, dass das Ziel des Unternehmens ein ganz anderes war, dass die Gründer garnicht daran dachten, das Publikum mit Nachrichten über das zu versehen, was in der Welt vorgeht, sondern einfach die Agentur „Havas“ durch die Konkurrenz erschrecken und ihr eine Abfindungssumme entreissen wollten. Aber diese Agentur trotzte der Drohung und das fiktive Unternehmen ging sogleich in die Brüche mit einigem Nachteil für die Gründer und mit sehr

empfindlichen Verlusten — an Hoffnungen und Ausgaben — für viele arme Leute.

Etwas ähnliches lässt sich auch von dieser ununterbrochenen Anhäufung der Kriegsmittel sagen, zu der Deutschland den anderen Staaten das Beispiel giebt.

Die Anspannung der Kräfte ist anscheinend schon so gross, dass eine nahe Katastrophe unvermeidlich ist. Und doch boten sich, und sogar noch kürzlich, günstige Momente für das Beginnen eines Krieges, aber man benutzte sie nicht oder wenn man sie benutzte, so doch nur dazu, um irgend eine unerwünschte Kombination abzuwenden oder die eine oder andere Konzession zu erhalten.

Inmitten der allgemeinen Rüstungen geht die Politik den Weg der Ueberraschungen. Die Erneuerung der russisch-preussischen Freundschaft auf die kurze Zeit von 1883—1884 bot eine eben solche Ueberraschung wie der darauf erfolgende Abschluss des jetzigen Dreibundes.

Allerdings leitet nicht mehr Bismarck die preussische Politik, aber er war auch nur ihr glücklichster Vertreter, nicht ihr Schöpfer. Von dem Brandenburgischen Vasallen-Kurfürstentum bis zur Grossmacht Preussen war der Weg vielleicht noch weiter als von dem starken Militär-Königtum zum Kaiserreich. Aber die Energie, das Verständnis und die Skrupellosigkeit in den Mitteln, worüber die preussische Politik auch vor Bismarck verfügte, sind ihr sicher auch nach Bismarck geblieben.

Man kann jedoch annehmen, dass für die Beziehungen zwischen Preussen und Russland die Entlassung Bismarcks in dem Sinne günstig war, dass sie aus ihnen das Element der persönlichen Gereiztheit und des dem Kanzler eigenen Nachtragens entfernte. Er hatte das Zirkular des Fürsten Gortschakow von 1875 nie vergessen. Wiederholt zeigte auch der Fürst seinen tiefen Groll darüber, dass seine Rolle während des letzten Orientkrieges und auf dem Berliner Kongress von der russischen Presse richtig begriffen und stark verurteilt wurde. Niemand wird natürlich behaupten können, dass die Handlungen der deutschen Politik dem Versprechen entsprachen, das König Wilhelm I. gegeben hatte, als er den russischen Kaiser 1866 um Unterstützung bat. In seinem von General Manteuffel überbrachten Schreiben fanden sich folgende Zeilen: „Nichts liegt meinem Herzen näher als die Festigung der Bande, welche uns verknüpfen; nicht in einer meiner politischen Kombinationen wird den russischen Interessen eine Schädigung zugefügt werden; im Gegenteil, ich werde es für mein Glück halten, in der Zukunft eine Gelegenheit zu finden, um Ihnen zu beweisen, dass ich in diesen Kombinationen

Schreiben Wilhelm I. an den Kaiser von Russland.

beständig auf die Interessen des ältesten und nächsten Verbündeten Preussens schaue."[1])

Hernach, nämlich 1870—1871, erwies Russland Preussen einen noch grösseren Dienst als 1866, und doch hielt Bismarck im Jahre 1878 Oesterreich von den Kriegsrüstungen gegen Russland nicht zurück, und der Berliner Kongress, dem er präsidierte, brachte Oesterreich-Ungarn, das gar nicht an dem Kriege teilgenommen hatte, grössere Vorteile in Europa als Russland, dessen Truppen zwei Stunden von Konstantinopel standen.

Es ist unmöglich im Ernst zu behaupten, dass derartige Kombinationen der preussischen Politik den russischen Interessen keine Schädigung brachten.

Die Verstimmung Bismarcks gegen Russland.

Der gerechte Unwille Russlands stimmte aber den ehemaligen Kanzler noch mehr gegen dasselbe. In der That stellte er Deutschland in einen offenen Antagonismus zu Russland, indem er mit Oesterreich ein Schutzbündnis schloss und in dieses auch Italien hineinzog. In seinen Reden erwähnte Bismarck nach dem Orientkriege Russland nie anders als im Tone der Gereiztheit. „Die Zeit ist vorüber" — erklärt er in einer seiner Reichstagsreden — „wir suchen weder der Liebe Frankreichs, noch derjenigen Russlands nachzulaufen; die russische Presse, die russische öffentliche Meinung haben dem alten, zuverlässigen und mächtigen Freund die Thür gewiesen; wir drängen uns nicht auf. Wir haben versucht die früheren intimen Beziehungen wieder herzustellen, aber nachlaufen werden wir niemandem."

Das durch den Dreibund gestörte Gleichgewicht in der Lage Europas stellte der Zweibund wieder her.

Dies Element der persönlichen Erbitterung Bismarcks ist jetzt beseitigt. Aber das, was durch die preussische Politik zum Nachteile Russlands geschaffen wurde, ist geblieben. Statt der gegenseitigen Neutralisation Oesterreichs und Preussens im deutschen Bunde sehen wir jetzt ein Oesterreich, das mit festem Fuss auf die Balkanhalbinsel getreten und so der Konkurrent Russlands und zum Teil der Gefolgsmann Preussens geworden ist. Wir sehen die Einheit Deutschlands unter dem preussischen Königsscepter und den Dreibund unter der Führung Berlins. Wir sehen daneben wirklich beispielslosen Volksjubel in Frankreich über die Freundschaft mit Russland. Von der Höhe des Throns ist verkündet worden, dass russischerseits die freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich die Sicherung des Friedens zum Zweck haben. Wirklich stellt die Freundschaft zwischen Frankreich und Russland in der Lage Europas das Gleichgewicht wieder her, das durch den Abschluss des Dreibundes gestört wurde. Aber bei allen aufrichtigen Wünschen des

[1]) Sybel: „Die Begründung des deutschen Reiches."

mächtigen Russland, den Frieden zu erhalten, könnte die volle Dauer des erreichten Gleichgewichts nur dann zweifellos werden, wenn es gelänge, eine allgemeine Verminderung der Rüstungen zu verwirklichen. Solange aber die Rüstungen von beiden Seiten wachsen, wird Europa zwei ungeheure Lager vorstellen, die den Frieden nur dadurch erhalten, dass beide Seiten zu dem künftigen Kriege mehr oder weniger gleich vorbereitet sind.

VI.

Wahrscheinlichkeit eines Krieges vom politischen Standpunkt.

Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges vom politischen Standpunkt aus.

Wir haben im vorigen Kapitel die Umstände skizzirt, unter denen die politische Wiedergeburt Deutschlands zu Stande kam, und auf die Gefahren und die Bündnisverhältnisse hingewiesen, die ihre Folge sind. Ueberlegen wir uns nunmehr, welche Gründe den Ausbruch eines Krieges begünstigen und welche Konstellationen dementsprechend den Krieg entstehen lassen würden.

Wir können dabei allerdings nur die wesentlichsten Seiten der Frage kurz ins Auge fassen und lediglich jene Staaten in Betracht ziehen, von deren Entschlüssen Krieg oder Friede in Wahrheit abhängen. Das wird jedoch für die Zwecke unserer Untersuchung vollkommen hinreichen.

---

1. Deutschland.

a) Die Bündnisse als Schutzwälle gegen plötzliche Zusammenstösse.

Der Geist des preussischen Offizierkorps eine Gefahr für den Frieden.

Die gewaltig gesteigerte Kriegsbereitschaft der Staaten bildet schon an und für sich eine Gefahr für den Frieden. Gleichwie der kleinste Funke einen Berg von leichtentzündlichen Stoffen entflammen kann, so kann in politischen Dingen ein unbedeutender Zufall, den Niemand vorhersah, die Völker veranlassen, ihre für den Krieg vorbereiteten ungeheuren Mittel mit äusserster Kraft in Bewegung zu setzen. In Preussen geht das Offizierkorps vornehmlich aus einem erblich-militärischen Stande hervor, dessen Vertreter stets zu einer Berufsthätigkeit neigen, die ihre Standesüberlieferungen wach erhält und der armen aristokratischen Jugend, sowie allen, die auf ihre weitere Beförderung zu Stabsoffizieren lange Jahre warten, eine glänzende Zukunft eröffnet. Kein Zweifel, dass schon im Geiste des preussischen Offizierkorps und in

dem grossen Einfluss der militärischen Kreise überhaupt eine gewisse Gefahr für den Frieden liegt. Der preussische Offizierstatus ist sehr gross und alle militärischen Maassnahmen aus der neuesten Zeit laufen darauf hinaus, den Status womöglich noch weiter zu erhöhen.

Keime zu einem neuen Kriege.

Selbst wenn Deutschland nicht zuerst den Krieg anfinge, so müsste man dennoch gestehen, dass Europa vor allen Dingen Deutschland eine Lage verdankt, aus der ein Krieg in jedem Augenblick sich entwickeln kann. Schon Montesquieu sagte, „den Krieg führe nicht der herbei, der ihn erklärt, sondern der, der ihn unabwendbar macht." Und in diesem Sinne unterliegt es keinem Zweifel, dass eben die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches mitgeholfen hat, die Keime zu einem neuen Kriege zu säen. Denn erstens traten alle Kräfte Deutschlands in den Dienst des traditionell eroberungslustigen preussischen Militärstandes und zweitens war die Eroberung Elsass-Lothringens an und für sich gleichsam berechnet darauf, in Europa eine Brutstätte ewiger Aufregungen zu schaffen. Nicht umsonst hat der bekannte Literar- und Kultur-Historiker Johannes Scherr, ein glühender Verehrer Bismarcks, der den Fürsten lobpreist um der Neuerschaffung des Deutschen Reiches willen, zum Verständnis der Eigenart seines Helden diesen schlankweg einen „Packan" oder „Greifzu" genannt, sein Wesen also mit einem Wort gekennzeichnet, auf das die Jagdhunde zu hören pflegen. Und in der That hat sich Bismarck ungestüm zunächst auf alle gestürzt, die das Werk der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches störten, sodann auf jene „Reichsfeinde", wie er diejenigen nannte, die sich nicht dazu verstanden, selbst seinen Launen zu gehorchen; endlich trug er auch dieses Element der gereizten persönlichen Stimmung sogar in seinen Verkehr mit den auswärtigen Regierungen.

Stimmen nach Bismarcks Amtsentlassung.

Nach seiner Amtsentlassung öffneten sich die Archive, flogen zahlreiche Broschüren und Artikel in die Welt. Sie enthüllten eine Unsumme von Bismarckscher Arglist, Lüge und Gewaltthätigkeit und minderten beträchtlich die bisherige Vorstellung von der heroischen Selbstverleugnung, mit der er, wie es hiess, seine persönlichen Gefühle und Kräfte dem grossen Werke der Einigung Deutschlands geopfert haben sollte. Und siehe da, nun gehören gerade in Deutschland diejenigen Vorwürfe, die das System seines Verfahrens gegen Russland verurteilen, zu den heftigsten, und Bismarck, der den Schaden, den er von derartigen Vorwürfen davonträgt, recht wohl erkennt, giebt sich alle Mühe, sie in seinen Gesprächen mit verschiedenen Personen und in einigen Blättern, die ihm treu geblieben sind, zu entkräften. Gegenwärtig vernimmt man in Deutschland immer häufiger Aeusserungen, wie etwa die folgenden: „es sei richtig, dass selbst die Erhebung Deutschlands gegen Frankreich

im Jahre 1813 wesentlich nur durch die Unterstützung Russlands geglückt und dass die deutschen Siege von 1870 nur möglich gewesen wären, weil das neutrale Russland hinter Deutschland stand." „Wie freundschaftlich damals unsere Beziehungen waren — bemerkt der von uns angeführte Verfasser weiter — beweist die Thatsache, dass man in jenem Jahre 1870 in den deutschen Kirchen Russlands öffentliche Gebete um den Sieg der deutschen Waffen abhalten durfte."[1])

Im Uebrigen ist solchen Stimmen ausschliesslich in Bezug auf Bismarck eine Bedeutung beizumessen, keine aber im Sinne irgend welcher internationalen Empfindungen. Preussens ganze Geschichte beweist, dass die preussische Politik in ihren Beziehungen zu allen Nationen und Verhältnissen immer bereit war, Alles, was es auch sein mochte, zu opfern, nur um selbst emporzukommen.

Geringe Neigung des deutschen Volkes zu einem Kriege.

Allein andererseits sollte man die Eigenart des deutschen Volkes auch nicht gar zu schroff beurteilen. So wenig es sich geziemt, auf Dankbarkeit zu rechnen — sagt ja Renan[2]) sogar, die Geschichte sei keineswegs eine Erzählung von der Vergeltung für edle Thaten, sondern sie berichte umgekehrt von der Bestrafung des Guten und der Belohnung des Bösen — so muss man dennoch nicht glauben, dass sich in Deutschland ein blinder Hass gegen Russland festgesetzt habe und dieser etwa eine Ursache zum Kriege werden könnte. Wir sprachen schon von der geringen Neigung des deutschen Volkes zu einem Kriege, wie überhaupt von der hohen Stufe seiner Kultur, und so wären es denn nur irgend welche gar zu argen Fehler von seiten anderer Staaten, die einen Krieg aus Hass hervorrufen könnten. Selbst die durch Deutschlands Wiederaufrichtung geschaffenen Bündnisse würden, wenngleich sie darauf hinweisen können, dass man im Falle eines unvermeidlichen Krieges sich ihrer bedienen müsse, so lange sie bestehen, in der That doch nur ein Kriegsbeginnen erschweren, da ein solches Beginnen schon nicht mehr von dem Willen einer einzigen Regierung, sondern auch von der Zustimmung der Verbündeten, die in denselben Krieg verwickelt werden könnten, abhinge.

Der Reichskanzler Graf Caprivi sagte im Reichstage: „Zur Bereitwilligkeit eines Volkes für den Krieg bedürfe es vor allem nationaler Begeisterung. Schwerlich würde man aber ein allgemeines Motiv zur Begeisterung von drei verschiedenen Völkern finden, wie es auch nicht leicht wäre, sie unter ein einheitliches Oberkommando zu stellen und einem allgemeinen Operationsplane zu unterwerfen. Noch schwerer

[1]) Die Grenzboten. 1893. „Der Deutschenhass bei unsern Nachbarn."
[2]) „Histoire du peuple d'Israel."

dürfte es sein, die Ansprüche in Uebereinstimmung zu bringen. Italien und Oesterreich haben keine grossen Wünsche, daher wagen sie auch keinen grossen Verlust. Deutschland hegt überhaupt gar keine Wünsche, es wagt aber Alles, und zwar — das Reich."

b) Was könnte Deutschland in einem Kriege mit Russland gewinnen?

Deutschland hat keine Wünsche — setzt aber in einem Kriege das Reich aufs Spiel. Wenn es sich also verhält, so müsste man angesichts der unzweifelhaften Entwicklung der politischen Einsicht im deutschen Volke überzeugt sein können, dass Deutschland den Krieg nicht will.

Es wäre falsch, zu glauben, dass die Stimmung der Bevölkerung keine Bedeutung für die preussische Regierung habe. Wohl zeigt das Beispiel vom Jahre 1866, dass die Volksstimmung für die Berliner Kreise nicht entscheidend ist. Was aber könnte sich selbst das Berliner Kabinett von einem Kriege versprechen?

Die nämliche Ueberzeugung von der Ueberlegenheit seiner militärischen Kraft, mit welcher Preussen, wie schon gezeigt, den Krieg von 1870 begann und durchführte, kann es heute selbst bezüglich Frankreichs nicht mehr haben, noch weniger in Anbetracht der vereinigten Kräfte Frankreichs und Russlands. Allein schon die geographischen Bedingungen eines Krieges mit Russland sind derart, dass sie in Deutschland Bedenken und Befürchtungen wachrufen, die denn auch in den dem „russischen Kriege" gewidmeten Flugschriften und Artikeln ihren Ausdruck finden.

Grad der Wahrscheinlichkeit für einen deutschen Angriffskrieg.

Deutschland kann auch nicht darauf rechnen, im Falle eines erfolgreichen Krieges mit Russland von diesem eine kolossale Kriegsentschädigung zu erhalten, wie sie Frankreich zahlen musste. Der künftige Krieg legt sicherlich allen Staaten so ungeheure Opfer auf, dass die nationalen Ersparnisse sich erschöpfen müssen und selbst der Kredit derjenigen Staaten, wo er am sichersten steht, erschüttert werden wird. Sinken muss der Kredit auch jener Staaten, die vielleicht Sieger bleiben; um wie viel mehr jener, die vielleicht unterliegen.

Was die Frage der Eroberungen anbetrifft, so bleibt es, abgesehen von den Weissagungen in den Broschüren des Sarmaticus und anderer Autoren, zweifelhaft, ob die deutschen Staatsmänner jemals auf die kriegerische Erwerbung von russischen Gebietsteilen zu gunsten Deutschlands gerechnet haben. Selbst jene hitzigen Pläneschmiede, die von der Eroberung eines ganzen russischen Grenzlandes träumten, rechneten dabei doch nur so, dass ein solcher Ausgang der Sache, wenn er schon Nutzen brächte, eben nur für Preussen und nicht für Deutschland vor-

teilhaft wäre, für Preussen aber auch nur dann, wenn es im Stande wäre, das ganze neueroberte Ostland schnell zu germanisieren, indem es das Land mit Fluten deutscher Einwanderer überschwemmte und dadurch binnen kurzem die völlige Assimilierung der neuen Gebiete erzielte.

Die Aussichten für die Germanisation eines etwa von Russland abgetretenen Grenzlandes gering.

Haben jedoch die deutschen Staatsmänner Gründe, das für erreichbar zu halten? Wird eine solche Voraussetzung durch den Grad des Erfolges der Germanisation, der in den jetzigen Ostprovinzen Preussens bisher erreicht worden ist, gerechtfertigt und wäre es möglich, einen einigermaassen ansehnlichen Teil des neueroberten Gebietes in grösserem Umfange durch Deutsche zu besiedeln?

Wir halten es für unvermeidlich, uns auch diese Frage vorzulegen, um den Grad der Wahrscheinlichkeit für einen deutschen Angriffskrieg nach allen Seiten abzuschätzen. Jeder Krieg schliesst natürlich die Alternative des Sieges oder der Niederlage ein. Der Sieg kann Deutschland, er kann auch Russland zufallen. Wenn aber selbst der deutsche Kanzler zugiebt, dass Deutschland im Kriege alles, selbst das Reich aufs Spiel setzen würde, so könnte Deutschland unter solchen Umständen offenbar nur dann zu einem Eroberungskriege sich entschliessen, wenn es des unbedingten Sieges selbst, oder doch gewaltiger Vorteile durch seine Eroberungen sicher wäre — immer vorausgesetzt, dass der Krieg mit einem vollständigen Erfolge endet.

Allein diese unerschütterliche Sicherheit können die deutschen Staatsmänner nicht haben und wir wollen uns bemühen, die Umstände klar zu legen, die eine derartige unerschütterliche Ueberzeugung in ihnen nicht aufkommen lassen können.

Verhältnis des polnisch-bäuerlichen Landbesitzes zum deutschen.

In der russischen Presse ist die Ansicht ziemlich verbreitet, dass die Verdeutschung der polnischen Provinzen Preussens sehr rasch fortschreite und der Augenblick nicht fern sei, wo auch die kleinen slavischen Inseln, die sich noch in Preussen erhalten haben, von der Welle der Germanisation überflutet sein werden. Aus dieser Anschauung leitet man alsdann häufig nicht unwichtige Schlüsse ab. Sie ist jedoch in einem sehr hohen Grade fehlerhaft. Der Prozess der deutschen Assimilation jener Provinzen hat zwei Seiten, die durchaus voneinander unterschieden werden müssen. Die eine besteht in der staatlichen Expropriation der Landteile, die im Besitz der eingeborenen Bevölkerung sind, die andern in der eigentlichen Germanisation des Volkes.

In ersterer Beziehung haben sich thatsächliche Erfolge herausgestellt, wenngleich sie nicht so ansehnlich sind, wie sie bisweilen von Schriftstellern, die die Lage der Dinge nicht unmittelbar überschauen,

geschätzt werden. Insbesondere hat sich das Verhältnis des polnisch-bäuerlichen Landbesitzes zum deutschen kaum merklich verändert. In der eigentlichen Germanisation der preussischen Polen aber sind nicht nur keine Erfolge erzielt worden, sondern ist vielmehr die Verhältniszahl der polnischen Bevölkerung gegen die deutsche in Preussisch-Posen gestiegen. So zählte man nach den vom Kaiserlichen Statistischen Bureau in Posen veröffentlichten Mitteilungen:

im Jahre 1867	Deutsche . . .	684 790	Seelen
	Polen	844 020	„
im Jahre 1890	Deutsche . . .	700 000	„
	Polen	1 050 000	„

So ist also die Ziffer der eingeborenen Bevölkerung in 23 Jahren um 24,5 Prozent, die Ziffer der zugewanderten nur um 2 Prozent gestiegen.

Erfolge des Polonismus in Schlesien.

In anderen preussischen Landesteilen mit gemischter Bevölkerung, so in Schlesien, in den Ost- und Westprovinzen Preussens, ja selbst in Kreisen, die für gänzlich verdeutscht galten, hat man jetzt im Laufe der letzten 25 Jahre die höchst unerwartete und für die Deutschen unerfreuliche Wahrnehmung gemacht, dass daselbst eine Bewegung zur Wiedererneuerung des slavischen Volkstums an den Tag tritt. Diese Bewegung hat so stark gewirkt, dass in den angeführten Landesteilen nicht nur eine polnische Volkspresse und polnisches Vereinswesen sich herausbildete, sondern dass man auch anfing, Polen in den Land- und Reichstag zu wählen, nicht mehr Deutsche, wie man es ehedem that. Am meisten kränkt die deutsche Eigenliebe der Erfolg der nationalen Bewegung in Schlesien, das schon vor 500 Jahren unter deutsche Herrschaft kam und wo es bis heute keinen polnischen Grossgrundbesitz und keine begüterte polnische Intelligenz giebt, wo aber nichtsdestoweniger die Bedeutung des polnischen Elements entschieden zunimmt. Diese Thatsache verdient um so mehr Beachtung, als die Germanisation in den barbarischen Tagen der feudalen, rechtlosen Leibeigenschaftsperiode sich vollzog, wo die Leute schon mit der blossen Erhaltung ihres jammervollen Daseins zufrieden waren.

Wenn sich solche Ergebnisse in Landesteilen zeigen, die schon vor 100 und gar vor 500 Jahren von Polen an Preussen gekommen sind, kann man alsdann auf die erfolgreiche Germanisation irgend welcher grosser, erst durch einen Krieg neu zu gewinnender Provinzen hoffen? Darüber giebt sich in Deutschland wohl keiner von den maassgebenden Männern einer Selbsttäuschung, insbesondere nicht nach dem letzten Versuch mit der Bismarckschen Politik des Druckes, die in den Ost-

provinzen die Bestrebungen zur Verteidigung der Nationalität und Sprache nur gekräftigt hat.

Wenn man aber die schnelle Germanisation der eingeborenen Bevölkerung in neueroberten Provinzen für unmöglich hält, könnte da nicht Preussen durch eine starke Besiedelung der Provinzen von Deutschland aus dennoch seine Zwecke erreichen? Es lohnt sich, bei dieser Frage ein wenig stehen zu bleiben. Da in Deutschland der Ueberfluss an Menschen eine notorische Thatsache ist, so wäre es natürlich, zu erwarten, dass eine Einwanderung aus dem stärker besiedelten Westen Deutschlands in die preussischen Ostprovinzen stattfände. Statt dessen sehen wir aber, dass die deutsche Auswanderung ihren Weg hauptsächlich über den Ocean nimmt. Das ist von vielen Ursachen abhängig.

Vorteile, die der Ausgewanderte in Nordamerika geniesst.

Wir haben schon an anderer Stelle[1]) der materiellen Vorteile und Vorzüge gedacht, die der Ausgewanderte in Nordamerika geniesst. Wer Ackerbau treiben will, findet dort im Ueberfluss billiges, fruchtbares Land, hohe Arbeitslöhne neben niedrigen Lebensmittelpreisen. Man lebt dort eben in jeder Beziehung bequemer und leichter, als in dem lieben europäischen Vaterlande.

Ebenso machten wir schon darauf aufmerksam und wiesen ziffernmässig nach, dass es den deutschen Einwanderern in den Vereinigten Staaten besser zu gehen pflegt, als selbst den Yankees, weil die dortigen Deutschen für gewöhnlich fleissiger als jedes andere Volk sind. Aber auch in den geistigen Lebensverhältnissen fühlen sie sich dort wohler, als selbst in Deutschland — um wie viel wohler erst, als etwa in neueroberten Provinzen! — da man in Amerika keinen Militarismus kennt und der Arbeiter das, was er in der Heimat an hohen Steuern ausgiebt, dort schon als Ersparnisse beiseite legen kann.

Der amerikanische Arbeiter weit besser gestellt als der europäische.

Ueberdies ist die ganze Stellung des amerikanischen Arbeiters angesehener, als die des europäischen, da bei uns infolge von altüberlieferten Vorurteilen die Lohnarbeit, zumal die Handarbeit, noch immer eine Grenze für Standesunterschiede bildet. In Amerika ist es gerade umgekehrt: dort hat man keine Vorstellung von Standes- und Rangklassen und wer sich durch Fleiss und durch Sachkenntnisse auf irgend einem Arbeitsfelde hervorthut, mag anfänglich Holzhacker gewesen sein, so kann er doch Gouverneur, Senator und sogar Präsident der Union werden; dabei gereicht ihm seine Vergangenheit nicht nur nicht zum Vorwurf, sondern man rechnet es ihm im Gegenteil als ein Verdienst an, dass er sich aus eigener Kraft aus dem Nichts emporzuarbeiten verstand.[2])

[1]) Im vorliegenden Bande, p. 213—218: Ungleichmässiges Wachstum der Bevölkerung.

[2]) Frantz: „Die Weltpolitik". 1. Theil, p. 62.

Schliesslich haben die Deutschen, wenn sie sich in grösserer Anzahl auf noch unbesetzten Landstrecken, nach denen man in Amerika nicht lange zu suchen braucht, niederlassen wollen, die Möglichkeit, dort bürgerliche Gemeinwesen und sogar Staaten nach ihrem Gefallen zu gründen. Auf diesen neuen Territorien ruft die Unionsregierung zunächst nur die für den Schutz der öffentlichen Sicherheit bestimmten Einrichtungen ins Leben, in der Folge aber, wenn die Bevölkerung anwächst und ihre Zahl eine bedeutende Höhe erreicht hat, erkennt sie das Territorium als einen Staat an, der den übrigen Unionsstaaten vollkommen gleichberechtigt ist.

Geringe Erfolge der Ansiedelungskommission in Posen.

Diese Umstände sind durchweg so vorteilhaft, dass der Auswanderer weder in Deutschland, noch in anderen, von Deutschland neuerdings erworbenen Gebieten ähnlich günstige antrifft. Eben hierdurch erklärt sich in der Hauptsache die Armut der Erfolge, welche die Ansiedlungs-Kommission in Posen trotz eines Aufwandes von 100 Millionen Mark erreicht hat. Ungeachtet aller Lockungen und verschiedener Vorteile, die den deutschen Einwanderern vor Augen gestellt werden, nimmt die Zahl solcher Ankömmlinge in Posen von Jahr zu Jahr ab und erreicht selbst nicht mehr die Zahl der nach Rheinpreussen zuziehenden polnischen Arbeiter. Wenn aber die Ansiedlung des deutschen Elementes in der Provinz Posen mit so geringem Erfolge von statten geht, welche Gründe könnte Preussen haben, in weiter gelegenen, erst noch durch die deutschen Waffen zu erobernden Landesteilen auf Erfolge in solcher Sache zu rechnen?

Die wirtschaftlichen Verhältnisse d. slavischen Bevölkerung.

Vor allem sind die Gouvernements des Zartums Polen und einige andere, unserer Westgrenze zunächst gelegene Provinzen schon derart dicht bevölkert, dass sich daselbst auch schon eine Bewegung zur Auswanderung nach Brasilien und Nordamerika bemerkbar gemacht hat; erst in letzter Zeit lässt diese Bewegung infolge besonderer Regierungsmaassnahmen nach. Wenn es der deutschen Einwanderung glückte, gewisse südwestliche Gouvernements zu überfluten, so geschah das erstens, weil die Bevölkerungsdichtigkeit dort geringer als im Zartum ist und zweitens, weil die Gesetzgebung, die Personen polnischer Herkunft den Gütererwerb erschwerte, die Einwanderung begünstigte. Uebrigens war dieser Einwandererstrom sehr schwach im Verhältnis zu der wahren Sturmflut deutscher Volkswanderung, die wohl das Ziel hatte, in einigen Dutzend Jahren — bis zu dem neuen, unabwendbaren Kriege, oder vermutlich bis zu einer ganzen Serie von Kriegen — die nationalen Stammverhältnisse in einigen Preussen nah benachbarten Gouvernements gründlich zu verändern. Als in den Grenzgebieten kein freier Ackerboden mehr zu haben war, mussten sich die Wogen der deutschen Einwanderung ins Innere des Landes wälzen; dort aber stiess die Kolonisation

sofort auf ungünstige Verhältnisse, da der Boden viel schlechter, der Arbeitspreis viel billiger, der Absatz der Produktion viel schwieriger war. Dennoch ist der Boden in jenen Gebieten auch heute viel theurer, als in Amerika, und er würde noch beträchtlich im Preise steigen, wenn die Einwanderung sich wesentlich verstärkte.

Die politischen Verhältnisse d. slavischen Bevölkerung.

Wenn schon die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse solche sind, was soll man von der Natur der politischen Verhältnisse sagen? Die Erwerbung ausgedehnter Gebiete mit slavischer Bevölkerung durch Preussen muss nach dem Urteil der Staatsmänner des einigen Deutschland den deutschen Interessen für unmittelbar schädlich gelten. Die Verwandlung des deutschen Preussen in einen deutsch-slavischen Staat kann nach ihrer Auffassung nicht wünschenswert sein, sie könnte ja unter den parlamentarischen Einrichtungen in Preussen — wir wollen nicht sagen: die parlamentarische Majorität an die Slaven gelangen lassen, doch aber in der Volksvertretung die fremdnationale Opposition dermaassen stärken, dass die Regierung vor allem mit dieser Partei zu rechnen hätte. Jedenfalls kann man sich im heutigen deutschen Reichstag keine Mehrheit denken, welche die Mittel zur Durchführung einer Sache bewilligen würde, aus der Preussen allein den Gewinn zöge, überdies einen Gewinn, der sich darnach richten müsste, in welchem Maasse das deutsche Preussen in einen gemischten, deutsch-slavischen Staat verwandelt werden würde. Dann könnte selbstverständlich von der Schaffung neuer Ausnahmegesetze zu Gunsten der Germanisation gewisser Landestheile mit slavischer Bevölkerung keine Rede mehr sein und selbst die ehedem in diesem Sinne erlassenen Gesetze vermöchten schwerlich weiter in Kraft zu bleiben.

Die Schaffung eines deutsch-slavischen Staates aus Preussen wäre für das Reich und auch für Preussen kein wirklicher Gewinn.

Und so würde das Deutsche Reich, das in einem Kriege seine Existenz aufs Spiel setzt, selbst im Falle eines vollständigen Erfolges in eine für Preussen beschwerliche, für das übrige Deutschland aber höchst unerwünschte Situation hineingeraten.

Es gehört nicht zur Aufgabe unserer Untersuchung, die phantastischen Pläne zu kritisiren, die von deutschen Chauvinisten über die Gründung eines besonderen, aus allen denkbaren Eroberungen bestehenden politischen Organismus ausgebrütet werden. Mit solchen Schwärmereien geben sich nur die Verfasser von Flugschriften in der Art der Sarmaticus-Broschüren ab.

In der öffentlichen Meinung Deutschlands gelten — sofern man den Aeusserungen der Regierungskreise, der Parlamentarier und der periodischen Presse glauben darf — solche Phantastereien nicht nur für nicht verführerisch, sondern geradezu für verderblich, und eben deshalb fehlt ihnen gegenwärtig die Kraft, die Volksseele für einen Krieg günstig zu stimmen.

c) Die Konjekturen über deutsche Eroberungen im Westen.

So dürfte es denn wohl schwerlich richtig sein, bei einem Eroberungskriege gegen Russland auf einen nationalen Enthusiasmus in Deutschland zu spekulieren. Wohl aber kann man fragen, ob nicht das deutsche Volk vielleicht von dem Gedanken an Eroberungen im Westen ergriffen wäre und unter den heutigen internationalen Verhältnissen vielleicht gar mit Begeisterung in einen solchen Angriffskrieg gegen Russland ziehen möchte, der eine neue Verheerung Frankreichs zum Ziele hätte — kurz: in den „Krieg auf zwei Fronten".

Man kann natürlich nicht sehr überzeugt davon sein, dass die Staaten — von der preussischen Politik ganz zu schweigen — gar keine Eroberungsgelüste auf dies oder jenes Stück Land hegen. Man kann eben nur sagen, dass in Berlin bisher schlechterdings garnichts zu Tage getreten ist, was auf ein Verlangen nach neuen Erwerbungen französischer Gebietsteile schliessen liesse; alle Auslassungen der preussischen Politik widerstreiten dieser Annahme. Die mitteleuropäischen Staaten können, wie wir wiederholt bemerkt haben, zu einem Angriffskrieg sich nicht entschliessen, ohne die Sympathien der öffentlichen Meinung zu verscherzen, und so sind die erwähnten Enunciationen für den Frieden wichtig als ein Zeichen, dass die preussische Regierung nicht daran arbeitet, die öffentliche Meinung in Deutschland auf die „Notwendigkeit" eines neuen Krieges mit Frankreich vorzubereiten.

Bekenntnisse des italienischen Ministerpräsidenten Crispi nach einer mit Bismarck geführten Verhandlung.

Wir wollen in diesem Zusammenhange die Bekenntnisse nicht übersehen, die der frühere italienische Ministerpräsident Crispi[1]) anlässlich seiner mit Bismarck geführten Verhandlungen über den Bündnisvertrag zwischen Italien und Deutschland (im Oktober 1887) abgelegt hat. Die Unterredung berührte die Schwierigkeiten, die nach einem neuen Siege Deutschlands über Frankreich bei der Bestimmung der dem Sieger zufallenden Kriegsentschädigung sich herausstellen könnten. „Wie im Kriege von 1870," sagte mir Herr von Bismarck, „wird Vieles von diesen Dingen der gegebene Augenblick entscheiden . . . An eine grössere territoriale Kompensation zu unseren Gunsten kann nicht gedacht werden; solche realen Entschädigungen mögen nur für unsere Bundesgenossen bequem gefunden werden." — „Aber Holland und Belgien?" fragte ich. — „Was Belgien betrifft," war die Antwort, „so giebt es in Deutschland eine Partei, die den Gedanken an eine Teilung Belgiens nährt und in eine solche Verworrenheit geraten ist, dass sie bereit wäre, einen Teil Belgiens an Frankreich abzutreten . . . In der That kann uns jedoch Belgien

[1]) Pierron: „Les méthodes de guerre." Paris 1893.

nur einen Dienst erweisen — und es wird ihn leisten, gleichgiltig, ob aus freien Stücken oder nicht — den nämlich, dass das deutsche Heer durch Belgien marschieren wird. Allein die Existenz eines unabhängigen Belgiens aufrecht zu erhalten, ist, wie mir scheint, die beste Politik, die wir mit Ihnen einhalten können."

Als Crispi Herrn von Bismarck weiter fragte, ob er nicht die Möglichkeit einer Kombination zulasse, wonach Belgien auf Kosten Frankreichs vergrössert würde, erhielt er zur Antwort, diese Kombination sei verführerisch („souriante"); nach der Lostrennung des Elsass und Lothringens von Frankreich und ihrer Verwandlung in ein unabhängiges Reichsland, würde es nur die Wiederherstellung vormaliger Zustände bedeuten, wenn man Belgien den französischen Teil von Flandern und vielleicht etwas mehr überliesse, „um davon zu schweigen, was man im Süden thun könnte" (natürlich für Italien, wie wir bemerken). Bismarck setzte jedoch hinzu, dass man über alles das erst nach einem Kriege reden könne, der auch „Deutschland die Möglichkeit bieten könnte, sich geographisch durch die niederländischen Häfen zu vervollständigen." Uebrigens — so meinte er — gehören derartige Kombinationen in das Gebiet des Unbekannten. Was die französische Kriegsentschädigung an Deutschland angehe, so wäre eine neue Kontribution von 5 Milliarden, eine Entschädigung auf Kosten der französischen Flotte und Kolonien, denkbar, nicht aber die Lostrennung eines neuen französischen Landesteils. „Das Aeusserste, was hierin geschehen dürfte," so schloss er, „bestünde in einer Abrundung Elsass-Lothringens, um dieses Gebiet zur Verteidigung und zum Angriff zu stärken."

Diese Unterredung ist darum lehrreich, weil sie die Fülle der Kombinationen aufdeckt, die durch einen Krieg veranlasst werden könnten. Diejenigen Kombinationen aber, welche die Unterredung berührte, sind für das deutsche Volk nicht verlockend, insbesondere nicht die Angliederung Belgiens, eines katholischen Landes, dessen Geistlichkeit einen starken Einfluss ausübt und dessen Industrie höher als die deutsche steht, in dessen arbeitenden Klassen zudem die sozialistischen Bestrebungen weit verbreitet sind. Bei den gesprächsweise erwähnten kolonialen Erwerbungen aber muss man im Auge behalten, dass die Kolonialpolitik des Fürsten Bismarck sich durch ein völliges Fiasko auszeichnete und dass Deutschland kaum noch neue Kolonien zu erwerben wünscht.

Die Angliederung Belgiens an Deutschland diesem durchaus nicht erwünscht.

Wie man also die Frage auch betrachten mag, so muss man notwendigerweise zu dem Schluss gelangen, dass das Verlangen Deutschlands nach einem Eroberungskriege keine Wahrscheinlichkeit für sich hat.

d) Der Charakter Kaiser Wilhelms II. und die Kriegsgefahr.

Man hat auch die Meinung geäussert, dass bei den Machtmitteln des deutschen Kaisers, die in jedem Falle sehr gross sind, zur Abwendung innerpolitischer Zusammenstösse, oder als Folge eines persönlichen Eindruckes, dass die Ehre Deutschlands durch irgend einen unerwarteten Zwischenfall gekränkt sei, ein Krieg von ihm hervorgerufen werden könnte. So erzählt man sich, Kaiser Wilhelm habe einst, als die Kaiserin Friedrich Paris besuchte und infolge etlicher Anzeichen von der unliebenswürdigen Stimmung der Bevölkerung genötigt war, ihre Anwesenheit daselbst geheim zu halten, die Aeusserung gethan, er hätte es für seine Pflicht gehalten, mit bewaffneter Hand sich Genugthuung zu verschaffen, wenn die Demonstrationen einen lebhafteren Charakter gehabt hätten.

Dieser Fall verdient um so mehr Beachtung, als er uns einen Fingerzeig für gewisse Absichten Wilhelms II. geben kann.

Scheinbar gute Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich.

Als man im April 1891 von dem geplanten Pariser Besuch der Kaiserin Friedrich zu sprechen begann, wurden die Gerüchte darüber mit Misstrauen aufgenommen. Später aber, als die Vossische Zeitung einen Artikel veröffentlichte, worin es hiess, man müsse die Reise der Kaiserin als den ersten Schritt zur Versöhnung betrachten, und als weiter der offiziöse Charakter des Artikels offenbar wurde, wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit der Angelegenheit zu.

Jener Artikel hatte die Bedeutung einiger Geschehnisse hervorgehoben, so die Anwesenheit Lesseps', Jules Simon's und anderer französischer Repräsentanten auf der internationalen Konferenz über die Arbeiterfrage und der französischen Aerzte auf dem Aerztekongress in Berlin; sie waren in der preussischen Residenz mit Ehren empfangen worden, der Kaiser hatte auf dem Festmahl bei dem französischen Botschafter Herbette die Hoffnung ausgedrückt, die französischen Künstler möchten regen Anteil an der Jubiläumsausstellung der Berliner Künstlergenossenschaft nehmen und der Sekretär der französischen Botschaft besuchte darauf als erster eine Versammlung jener Genossenschaft; in einem Schreiben an den Präsidenten Carnot aber hatte Kaiser Wilhelm sein Beileid anlässlich des Todes Meissoniers ausgedrückt — dagegen die französische Regierung ihrerseits den berühmten Gelehrten Helmholtz zum Ehrenlegionär I. Klasse ernannt. Die Vossische Zeitung sah in alle dem ein Zeichen dafür, dass „die Spannung der Beziehungen zwischen den beiden Völkern ein wenig nachgelassen habe" und beleuchtete die besondere Wichtigkeit des neuen Schrittes in diesem Sinne, wobei sie

hervorhob, dass die Pariser Reise der Kaiserin Friedrich selbstredend mit Genehmigung des Kaisers und im Einverständnis mit dem „Leiter der Politik" unternommen werde. Ueber die Kaiserin äusserte sich das Blatt folgendermaassen: „Sie liebt gleich ihrem heimgegangenen Gemahl den Frieden, sie liebt und schätzt die Kunst; so erscheint sie als die geeignetste Persönlichkeit, um die Probe darauf zu machen, ob nicht Kultur und Zivilisation höher als Rassenhass stehen, und ihr Vertrauen auf die edlere Seite der menschlichen Natur wird, wie man hoffen muss, sich nicht als ein Irrtum herausstellen."

Die Reise der Kaiserin Friedrich nach Paris.

Allein die Reise war, allem Herkommen zuwider, ohne vorausgegangene Anfrage bei der französischen Regierung von dem Kaiser plötzlich beschlossen worden. Sie versetzte den Grafen Münster, den deutschen Botschafter in Paris, in eine schwierige Lage. Er wusste nicht, wie er die französische Regierung von der Ankunft der Kaiserin benachrichtigen sollte, that es aber schliesslich so, dass er sich zu dem damaligen Minister des Auswärtigen, Herrn Ribot, begab, eine Plauderei über allerlei unwichtige Dinge begann und zum Schluss ohne jede weitere Erläuterung das Ansuchen stellte, die Gepäckstücke der Kaiserin, die nach einigen Stunden die französische Grenze passieren werde, zollfrei durchzulassen. Ribot war erstaunt darüber, dass man ihn nicht früher davon in Kenntnis gesetzt hätte; er hielt sich daher ein wenig zurückhaltend und erklärte, nicht zu wissen, ob er im Stande wäre, sich für die Sicherheit der Kaiserin zu verbürgen.

Die unterbliebene Abberufung Herbettes.

Die Kaiserin traf in Paris ein und blieb länger als zwei oder drei Tage, wie Graf Münster gesagt hatte, dort. Die französische Presse aber warf es Herrn Herbette heftig vor, dass er nichts von der Reise gewusst habe, und verlangte seinen Rücktritt. Er wäre auch gewiss verabschiedet worden, wenn sich nicht folgendes begeben hätte: Herr von Marschall, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, eröffnete Herrn Herbette, dass der Kaiser in seiner Abberufung aus Berlin eine ihm (dem Kaiser) angethane persönliche Beleidigung sehen und die ernstesten Schlüsse daraus ziehen würde. Herr von Marschall ersuchte den Botschafter offiziell, in Paris hierüber Mitteilung zu machen, und fügte privatim hinzu, er bäte ihn, auszuharren, bis die Missverständnisse, die für beide Völker unglückliche Folgen haben könnten, aufgeklärt wären. Die Kabinette von Wien und Rom wirkten in der Affaire mit und rieten der französischen Regierung zur Nachgiebigkeit. Inzwischen war die Kaiserin nach England abgereist, von wo sie ihrem Sohne schrieb, „um ihn zu beruhigen und ihm die Wahrheit über den Empfang, den sie in Frankreich gefunden, mitzuteilen."[1])

[1]) „Aus der Berliner Gesellschaft unter Kaiser Wilhelm II."

Charakterzüge des Kaisers Wilhelm II.

Um abzuwägen, wie wahrscheinlich es sei, dass etwas ähnliches in Zukunft vorkommt, muss man sich jedenfalls an die hervorstechenden Züge im Charakter des jetzigen deutschen Kaisers erinnern. Schon Shakespeare sagte, man vermöge Natur und Wesen eines Menschen aus seiner alltäglichen Lebensführung zu erkennen. Die Erziehung des Kaisers Wilhelm II. war, wie sein Lehrer Hinzpeter mitteilt, so geleitet worden, dass aus ihm ein moderner Mensch werden sollte. Anstatt der Hohenzollernschen Ueberlieferung getreu in dem Prinzen zuerst den Soldaten herauszubilden, bemühte man sich, mit Hintansetzung der militärischen Seite sein Interesse für die Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu entwickeln. Nachdem er das Gymnasium in Kassel und die Bonner Universität, die er im Jahre 1877 bezog, absolviert hatte, beschäftigte er sich eine Zeitlang in den einzelnen Ministerien, um den Gang der Geschäfte kennen zu lernen. In dieser Zeit pflegte er auch, wie sein Erzieher bemerkt, Fabriken, Werkstätten und Bergwerke zu besuchen, um den deutschen Arbeiter inmitten seiner Thätigkeit zu beobachten und eine Vorstellung von dem schweren, fast hoffnungslosen Dasein der Arbeiterklasse zu gewinnen. Das Kommando über die einzelnen Truppengattungen erhielt der Prinz dann später lediglich in der hergebrachten Reihenfolge. Er war Brigadekommandeur, als der Tod seines Vaters ihn auf den Thron rief. Da der Kaiser deutlich seine Absicht geäussert hat, im Kriegsfalle selbst das Oberkommando zu übernehmen, so muss bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, welch ein Gewicht man in Deutschland dem Umstande beilegt, dass er dem Studium der Wissenschaften und des Verwaltungsmechanismus mehr Zeit gewidmet hat, als er den militärischen Angelegenheiten opfern konnte, und wenn auch die Stimmen, die aus diesem Verhältnis Unheil weissagen, sehr vorsichtig sind, so sind sie doch um so häufiger vernehmbar.

In des Kaisers Erziehung das militärische Element zurückgetreten.

Der Kaiser hat die Erinnerung an seine Studentenzeit gern. Er hat auch in späterer Zeit die Jahreskommerse ehemaliger Bonner Studenten des Korps „Borussia“ im Hotel Kaiserhof öfters besucht und er war sogar auf dem Jubiläumskommers desselben Korps in Bonn selbst; schon Kaiser, nahm er noch im Mai 1891 im Hotel „Kölner Hof“ an einem Kommers der „Borussia“ teil. Als er in Begleitung seines Schwagers, des Prinzen von Schaumburg, um 9 Uhr Abends vorfuhr, liess er durch den „Senior“ bekannt geben, dass er in eigener Person präsidieren werde. Im Kreise seiner Kommilitonen und unter dem Rappier trank er nach der Sitte auf die Fidelität der Tafelrunde. Im gegebenen Augenblick durchbohrte der Kaiser gleich allen anderen, seine Mütze mit dem Rappier und „schwor (nach dem Textwort des begleitenden Liedes), stets zu halten auf Ehre, stets ein braver Bursch zu sein.“ Um Mitter-

nacht rief der Kaiser laut: „Silentium! Die Feier ist ex! Der offizielle Teil des Kommerses ist ex, jetzt beginnt die Fidelität!“ Hierauf legte er das Präsidium nieder und fuhr davon.

Aber zur nämlichen Stunde, wo der Kaiser sich so in der Schlichtheit des Verkehrs, die ihn auszeichnet, ja, in einer Art von exzentrischer Herablassung zeigt, geschieht es bisweilen, dass in Wilhelm II. der Hohenzoller vom echtesten Stahl durchbricht. So unterzeichnete einst der jetzige Kaiser, während sein Grossvater und Vater in ihrer Privatkorrespondenz möglichst einfache und bescheidene Ausdrucksformen wählten (z. B. „Ihr aufrichtiger Wilhelm“ — wie der erste Kaiser einen Brief an Lord Russell im Jahre 1874 unterschrieb), ein Handbillett an Moltke, den eigentlichen Gründer des Deutschen Reiches, mit der Wendung: „Ihr wohlgeneigter Kaiser Wilhelm.“[1])

Kaiser Wilhelm als Vorsitzender der Arbeiterkonferenz.

Ueberhaupt liebt Wilhelm II., der Debatten zu leiten versteht und die Gabe des leichten und schönen Ausdrucks besitzt, die Gelegenheiten, die ihm die Möglichkeit geben, sein Talent zu zeigen, wenngleich sie bisweilen seiner hohen Stellung nicht ganz entsprechen. So führte er z. B. auf der internationalen Konferenz über die Arbeiterfrage, die zu Berlin stattfand, in ausgezeichneter Weise den Vorsitz. Der nordamerikanische Gesandte F., der darüber in einer Rede zur Feier der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung berichtete, sagte dabei: „Ich habe es mit angesehen, wie der kaiserliche Hohenzoller die Welt aufrief zur Verbesserung des Loses der Armen“ — und den Kaiser selbst bezeichnete F. bei diesem Anlass als den „Kaiser der Enterbten.“ Kaiser Wilhelm leitete aber auf jener Konferenz nicht nur die Debatten, sondern veranlasste während der Frühstückspausen selbst Dispute zwischen den Vertretern der Grossindustrie und den Abgeordneten der Arbeiter, griff in den Meinungsaustausch lebhaft ein und lieferte schliesslich ein Resumé der Auseinandersetzungen.

Einen Bericht über diese Sitzungen hat, wie wir erwähnen möchten, der Franzose Lavisse geliefert, den man für einen leidenschaftslosen Beobachter halten darf. „Der junge Kaiser erregt die allgemeine Aufmerksamkeit in höchstem Maasse. . . An Jules Simon wandte er sich mit der Sentenz: Man muss den Menschen Gutes erweisen, nicht aber Furcht in ihnen erwecken! . . . Doch im Augenblick der Gefahr weicht er nicht zurück — in seinen Augen leuchtet die Ueberzeugung . . . Das ist ein idealer Soldat, er marschiert vorwärts, ins Unbekannte! „Die letzten Worte dieser Aeusserung enthalten eine nicht ganz verdiente Kritik. Der Soldat darf gewiss nicht „Idealist“ sein, aber Wilhelm ist nicht nur

[1]) „Wilhelm II. Romantiker und Sozialist.“ 1892.

Soldat und unter dem Titel „Idealist" können grosse Zukunftsideen stecken.

Die „Subjektivität" des Kaisers.

In Deutschland hat man den jungen Monarchen noch nicht recht begreifen können. Der Geheime Rat Hinzpeter, sein Erzieher, bemüht sich in einer kleinen Studie seinen Charakter darzulegen, aber da hierbei vieles unausgesprochen und vorbehalten bleiben muss, so hat er dabei wenig Erfolg gehabt. Hinzpeter weist namentlich auf die in seinem früheren Zögling stark entfaltete „Subjektivität" hin, „die sich keinen Einflüssen von aussen unterwarf und in allen Abschnitten der stufenweisen Entwickelung seiner Persönlichkeit ihr eigentümliches Wesen unveränderlich beibehielt."

Absichten des Kaisers auf die Verbesserung des Loses der Arbeiter.

Diese Worte erklären uns aber keineswegs die Ueberraschungen, die Wilhelm II. fast mit jedem seiner Schritte der Welt bereitet. Die höchste war sicherlich die, dass er als Prinz Bismarck in den Himmel hob und als Kaiser ihn so ganz ohne Umstände beiseite schaffte. Der Konflikt begann damit, dass Bismarck die Minister von ihren persönlichen Vorträgen beim Kaiser zurückhielt und dass der Kaiser ihr Erscheinen forderte. Dann gingen auch die Ideen des Kaisers in der Arbeiterfrage viel weiter, als die Zugeständnisse, die Bismarck machen konnte. Der Kaiser gab seine auf die Verbesserung des Loses der Arbeiter gerichteten Absichten in den bekannten Reskripten vom 5. Februar kund. In einem von ihnen war gesagt, dass eine Erleichterung der Lage der arbeitenden Klassen in Deutschland nicht für sich allein und unabhängig von dem Schicksal der Arbeiter anderer Länder erreicht werden könne; es würde sonst ein Preisaufschlag eintreten und der Absatz der deutschen Produktion sich vermindern, gleichzeitig damit aber die Lage der deutschen Arbeiter abermals verschlechtert werden. Daher wurde der Kanzler in dem Reskript beauftragt, die auswärtigen Regierungen zur Teilnahme an einer Konferenz über die Arbeiterfrage in Berlin einzuladen.

Die internationale Konferenz.

Allein erst in der Folge erkannte man, dass diese Reskripte, deren innerste Richtung Bismarck bekämpfte, eben von ihm selbst zu dem Zwecke entworfen waren, die darin kundgemachten Absichten und Vorsätze zu schwächen und dass er in diesem Sinne selbst die Einberufung einer internationalen Konferenz angeregt hatte. „Ich habe zu dem Uebrigen die internationale Konferenz hinzugethan — äusserte er später selbst — weil ich der Meinung war, dass sie gewissermaassen ein Sieb oder eine Presse für die humane Arbeiterbegeisterung unseres Kaisers sein werde. . . . Ich hielt mich überzeugt, dass diese Konferenz Wasser in den Wein schütten würde. Sie richtete aber überhaupt nichts aus, ihr Resultat war Null. Niemand entschloss sich zu einem Widerspruch, zu einem Hinweis auf Gefahren — die ganze Konferenz war eine reine

Phrasensammlung. . . . Ist doch überhaupt die Vorstellung von dem internationalen Arbeiterschutz eine reine Illusion."[1])

Trotzdem war es der Kanzler selbst, der diese „Illusion" beim Kaiser angeregt hatte — freilich nicht, weil er an sie glaubte, sondern weil er darin etwas ganz anderes sah: eine Konferenz vom Charakter einer „Presse" oder eines „verwässerten Weines", einen Dämpfer für die Begeisterung des jungen Monarchen. Vielfach ist es Bismarck zum Vorwurf gemacht worden, dass er seinem Kaiser einen Rat erteilte, von dessen Unausführbarkeit er selbst überzeugt war, und darin mochte der Kaiser selbst die Schuld des Reichskanzlers gesehen haben.

Wilhelm II. leitete in eigener Person die Prüfung der Entwürfe über die Arbeiterfrage in den Kommissionen des Reichsrates, führte eigenhändig ein Verzeichnis der Redner nach ihrer Reihenfolge und dergleichen mehr. Die letzte Sitzung fand am 28. Februar statt, der Kaiser dankte den Teilnehmern und äusserte dabei, es habe sich bei den Beratungen um die Frage der Befriedigung legaler Bedürfnisse der Arbeiter, nicht aber um die sozialdemokratische Frage gehandelt. „Was die Sozialdemokratie betrifft — fügte er hinzu — so bildet sie schon eine andere Sorge, mit der ich ohne Ihre Unterstützung und Beratung allein fertig werden will, wenn es notthut."

Gründe für die Entlassung Bismarcks.

Der Unmut des Kaisers über die Erfolglosigkeit der internationalen Konferenz, seine Empörung darüber, dass der Reichskanzler sich auf Verhandlungen mit Windthorst, dem Führer des katholischen Zentrums, einliess — sind gleichzeitig auch die Gründe für die Entlassung Bismarcks. Er selbst gab diese Gründe zu verstehen, indem er sagte: „Se. Majestät sind sehr arbeitsfreudig, fühlen einen Ueberschuss an Kraft und wünschen daher ihr eigener Kanzler zu sein."[2])

In Kreisen, wo man von dem Gange der Dinge unterrichtet zu sein pflegt, sprach man bei der Entlassung Bismarcks die Vermutung aus, das neue Regierungsprogramm werde ein Gemisch von parlamentarischen Formen und von persönlicher Initiative durch „Kabinettsordres" im Geiste Friedrich d. Gr. bilden, so dass die eigentliche Regierungsthätigkeit von der Person des Kaisers ausgehen, die Minister daher nur als Vollstrecker seines Willens erscheinen würden.

Nach der Ernennung des Generals Caprivi an Bismarcks Stelle ging von dem Altreichskanzler das Wort aus: „Der Kaiser hat ein grosses chassez croisé gemacht, er hat seinen besten General zum Kanzler und seinen Kanzler zum Feldmarschall ernannt." Wenn man den Erzählungen

[1]) „Wie Bismarck entlassen wurde."

[2]) „Bismarck im Ruhestande", S. 37 (die Unterredung mit dem Berichterstatter der „Nowoje Wremja").

der Anhänger Bismarcks Glauben schenkt, so hat Wilhelm II. vielleicht schon am 1. Februar, also einige Tage vor der Veröffentlichung der Reskripte (die erwiesenermaassen von Bismarck entworfen sind), Caprivi zu sich beschieden[1]) und sich dahin ausgesprochen, dass im Falle einer früheren oder späteren Vakanz des Kanzlerpostens er, Caprivi, zum Nachfolger Bismarcks ausersehen sei. Schon sein Grossvater (Wilhelm I.) habe ihn auf Caprivi verwiesen, wenn Bismarck tot sei. „Es scheint aber, dass ich mich mit ihm früher auseinandersetzen werde," setzte der Kaiser hinzu. „Er zeigt eine so passive Teilnahme für meine Initiative in der Arbeiterfrage und ein so unnachgiebiges Verhalten, dass wir nicht länger denselben Weg gehen können."

Bismarck über Caprivi.

Als Caprivi antwortete, dass ihn nur ein monarchischer Befehl zur Annahme eines Amtes, für welches er sich unvorbereitet fühle, veranlassen würde, unterbrach ihn der Kaiser mit den Worten: „Sie werden dessen auch nicht bedürfen, Sie werden Weisungen erhalten." — Uebrigens sprach gerade Bismarck mit Achtung von seinem Nachfolger: „Ich bin überzeugt, dass seine Ernennung zum Kanzler für Caprivi selbst eine volle Ueberraschung war, dass er sie nur aus Pflichtgefühl annahm und jeder unerlaubte persönliche Ehrgeiz ihm fremd ist. Er ist ein heller Kopf, ein gutes Herz, eine hochangelegte Natur, eine bedeutende Arbeitskraft, kurz, ein Mensch ersten Ranges."[2])

Caprivi als Reichskanzler.

Zur Charakteristik der Auffassung, die Kaiser Wilhelm II. von der Rolle der Minister hegt, erzählt man sich eine Aeusserung von ihm, die einst, im November 1890, auf einem parlamentarischen Diner bei Caprivi fiel: „Die frühere Generation sagte stets: ja — aber; die jetzige Generation sagt: ja — folglich! Der Finanzminister Miquel gehört zu unserer Generation."

Der neue Kanzler zeigte sich indessen weit selbständiger, als man von ihm gedacht hatte. Zum mindesten kann man nicht verkennen, dass seine Regierungsthätigkeit in einer geringen Abhängigkeit von den öffentlichen Reden und Aeusserungen des Kaisers stand; dies ist indes bei den Widersprüchen, in die Kaiser Wilhelm gewöhnlich hineingerät, nicht verwunderlich.

Als er einmal Essen besuchte, sprach er die Kruppschen Fabrikarbeiter an: „Ihr wisst, dass Unser regierendes Haus seit langem seine Fürsorge für die arbeitenden Klassen erwiesen hat. Ich habe vor der Welt kund gethan, welchen Weg ich zu gehen beabsichtige, und ich versichere euch jetzt, dass ich diesen Weg weiter verfolgen werde. Die

[1]) „Wie Bismarck entlassen wurde."
[2]) „Bismarck im Ruhestande."

von euch geäusserte zufriedene Stimmung hat mich erfreut, denn ich sehe daraus, dass wir uns auf dem rechten Wege befinden, und dass ihr hinter uns marschiert." — Allein die Wahrheit ist, dass Wilhelm II. sehr leicht redet, ohne seine Worte abzuwägen, und dass er sich daher in Widerspruch zu sich selbst setzt.

Dies zeigt sich weniger in seinen Handlungen, als vor allem in seinen Reden. In den Handlungen zeigt er sich eher unentschlossen, als entschieden und man kann darin wohl schon als allgemeinen Grundsatz erkennen, dass er es für notwendig hält, das Bismarcksche System des Kampfes nach allen Seiten zu verlassen und eine gewisse Friedfertigkeit zu bekunden. In der Frage über die Schulreform, deren Lösung im klerikalen Sinne beabsichtigt war, verriet er sogar eine grössere Geneigtheit, den Standpunkt der parlamentarischen Mehrheit anzunehmen, als seine beiden Vorgänger. In militärischen Fragen verhält es sich anders; da ist er ganz der König von Preussen, wie alle seine Vorfahren.

Aeusserungen Kaiser Wilhelms II.

Dagegen lassen sich in seinen Reden zahlreiche Widersprüche nachweisen. Nicht nur, dass er sich in einer oder der anderen widerspricht, sondern Rede steht zu Rede, dies alles aber steht wieder zu der thatsächlichen Gestalt seiner Regierungsthätigkeit im Gegensatz. So schreibt er einst in Bayern den lateinischen Wahlspruch in ein Album: „suprema lex regis voluntas". Allein als König von Preussen kann er kraft der Konstitution seinen Willen nur im Einverständnis mit dem preussischen Landtag durchführen, als Kaiser aber nur mit der Reichsvertretung, d. h. mit dem Reichstage. So kommt die „suprema lex" nur in dem übereinstimmenden Willen des Monarchen und des Volkes zur Erscheinung. Wenn ein anderes Mal (am 24. Mai 1891) Wilhelm II. vor den Landständen der Rheinprovinz sagte: „Es giebt nur einen Gebieter im Lande, der bin ich; ich werde keinen anderen neben mir dulden" — so stand dieses Wort, obschon es im besonderen auf Bismarck gemünzt war, doch in seiner absoluten Bedeutung im Widerspruch zu den Rechten des Bundesrates und Reichstages; Aeusserungen solcher Art können daher sogar für Fragen der auswärtigen Politik gefährlich werden, zumal es auch an anderen, ähnlich extravaganten Ausfällen nicht gemangelt hat. So zeigt das dem Kultusminister Gossler verliehene Lichtbild des Kaisers die in unbekannter Veranlassung geschriebenen Worte: „Sic volo, sic jubeo". Auf der Ständeversammlung der Mark Brandenburg sprach der König: „Gleich meinem Grossvater erblicke ich in dem mir überkommenen Volke und Lande ein von Gott mir anvertrautes Erbe, welches ich, wie es in der Schrift heisst, zu mehren berufen bin und für das ich dereinst Rechenschaft ablege. Ich bin entschlossen, das Erbe so zu verwalten, dass es sich mehrt. Wer mir dabei helfen will, sei mir herzlich

willkommen; doch wer mir bei diesem Werke zum Hindernis wird, den zerschmettere ich."

In der nämlichen Brandenburger Rede forderte Kaiser Wilhelm II. die „unzufriedenen Nörgler" auf, „den Staub der deutschen Erde von ihren Pantoffeln zu schütteln und die unglücklichen Verhältnisse unseres Daseins zu verlassen." Am anderen Tage hörte man die Abgeordneten über die Quantität des Staubes an ihrem Schuhwerk Witze machen und auf der Börse versicherte man, dass die Aktien der Transportgesellschaften stark in die Höhe gehen würden.

Man würde gewiss die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, dass Kaiser Wilhelm II. unter dem Drucke eines seiner leidenschaftlichen subjektiven Ausbrüche, zu denen er neigt, einen Schritt thäte, der den Krieg herbeiführen kann, wenn nicht die hochbedeutsame Thatsache bestände, dass er in innerpolitischen Angelegenheiten die Form und Etiquette der Verfassung nicht verletzt, — so selbstherrlich auch seine verschiedenen Aeusserungen klingen mögen.

Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Wilhelm II. sich zu einem Angriffskrieg entschliessen wird.

Aus der vorstehenden Skizze geht hervor, wie ausserordentlich gering die Wahrscheinlichkeit ist, dass Wilhelm II. sich zu einem persönlichen Schritt entschlösse, der die Verträge verletzt, und dass er für eine Sache, die zweifellos gefährlicher als die Verletzung irgend einer Verfassungsform ist, die Verantwortung übernehmen würde, d. h. für einen Krieg, der unvorhergesehene und unberechenbare Folgen nach sich ziehen könnte.

Es muss jedoch hinzugefügt werden, dass gerade auf das persönliche Betreiben des Kaisers hin jenes Gesetz über die zweijährige Dienstzeit im Heere zu Stande gekommen ist — ein Gesetz, das nach der Ansicht von Militärschriftstellern dem Kaiser die rechtliche Möglichkeit eröffnet, einen Krieg auch ohne parlamentarische Genehmigung ausserordentlicher Maassregeln für die Mobilmachung des Heeres anzufangen. Dieser Gegenstand ist aber an sich so wichtig, dass wir ihm eine besondere Betrachtung widmen müssen.

e) Etwaige Gefahren infolge des neuen deutschen Wehrgesetzes.

Bedurfte Deutschland thatsächlich einer solchen Verstärkung seiner Streitkräfte, wie sie durch das letzte Wehrgesetz verwirklicht worden ist? Um hierüber ein Urteil zu gewinnen, müssen wir einen Blick auf die Grösse und Verteilung der Streitkräfte des Dreibundes werfen, wobei wir uns an die Daten halten wollen, die bei den Reichstagsverhandlungen über das neue Gesetz vorgebracht wurden. Wir finden sie in einer anonymen, ersichtlich von einem Militär verfassten und zur Widerlegung bestimmten Flugschrift gesammelt, und in einer anderen Schrift des Majors

Keym, welche den Zweck verfolgt, die Notwendigkeit der Annahme des neuen Gesetzes nachzuweisen. Da der Verfasser der zitierten Schrift zu polemischen Zwecken schrieb, so ist es sehr wahrscheinlich, dass er seine Widerlegung der tendenziös-pessimistischen Darstellung Keyms etwas rosig gefärbt hat. Jedenfalls war es sein Wunsch, die Machtfülle des Dreibundes znr Anschauung zu bringen.

Beweise für die Notwendigkeit einer Verstärkung der Deutschen Armee.

Der Verfasser glaubt, ein Vorstoss der kombinierten deutschen und österreichischen Truppenmassen auf russisches Gebiet werde früher möglich sein, als es Russland gelänge, zur Verteidigung ausreichende Kräfte zusammenzuziehen. Nach seiner Ansicht werde man gegen 14, in den Militärbezirken von Warschau, Wilna, Kiew und Odessa stehende russische Armeekorps 11 deutsche und 10 österreichische Korps aufstellen können, sodass man bequem im Stande wäre, einen Teil der deutschen Streitkräfte zur Kooperation mit den italienischen nach der deutschen Südgrenze zu dirigieren. Der Verfasser ist von einem angriffsweisen Vorgehen der deutsch-österreichischen Armee gegen Russland schon deshalb überzeugt, weil Preussen und Oesterreich ein entwickelteres strategisches Eisenbahnnetz als Russland haben. Unter dieser Voraussetzung wird der russischen Armee, die weit langsamer als die offensiven Verbündeten aus dem Innern des Landes Verstärkungen heranziehen kann, die Aufgabe zufallen, die Festungen zu decken, d. h. sie beschränkt sich auf die Defensive. Auch Deutschland seinerseits muss bei Beginn des Krieges diese Praxis im Westen beobachten, wobei der Verfasser damit rechnet, dass eine bedeutende italienische Truppenmacht zu den Angriffskräften in Lothringen hinzugezogen werde, da die Verteidigung Italiens wegen der Befestigung seiner alpinen Grenzen und dank der vortrefflichen italienischen Flotte — die nicht nur nach ihrem numerischen Bestande die drittgrösste sei, sondern auch über die vollkommensten Schiffe vom schnellstfahrenden Typus verfüge — mit geringen Kräften durchgeführt werden könne; überdies dürfe Italien für die Verteidigung seiner Küsten auf englische Hilfe rechnen.

Moltkes Plan, gleich am Anfang des Krieges nach Osten entscheidende Schläge zu führen.

Dieser Plan entspricht den Ansichten Moltkes über die Notwendigkeit, gleich am Anfang entscheidende Schläge nach Osten zu führen, um dergestallt die Hilfskraft Oesterreichs und den Vorteil der starken Linie natürlicher und künstlicher Befestigungen, welche Deutschland und Italien nach dem Westen besitzen, auszunutzen. Nach dem Verfasser stellen sich die Streitkräfte der Mächte zusammengefasst folgendermaassen dar: Russland verfügt über 20 marschbereite Armeekorps, Frankreich über 19, in Summa also 39 Korps; dazu kommen 88 Kavalleriedivisionen. Dagegen stellt Deutschland 20, Oesterreich-Ungarn 15, Italien 12 Armeekorps, der Dreibund demnach 47 Korps ins Feld, dazu 100 Kavallerie-

Divisionen des stehenden Heeres. Aus dieser Zusammenstellung zieht der Verfasser den Schluss, dass die in letzter Zeit durchgeführte Verstärkung der deutschen Wehrkraft überflüssig war.

Nach Ansicht des Verfassers widerspricht die Einführung der zweijährigen Dienstzeit allem, was man bisher für richtig ansah. Noch vor kurzem wurde in Anbetracht der Treffsicherheit der Schusswaffen und der daraus folgerechten Notwendigkeit für die Infanterie, eine längere Uebung in ihrem Gebrauche durchzumachen, jeder Versuch, die aktive Dienstzeit abzukürzen, für viel zu gewagt betrachtet, als dass die Regierung die Verantwortung dafür übernehmen könne.

Wie konnte also ein solcher Wechsel der Anschauungen eintreten? Der Verfasser kommt bei der Untersuchung dieser Frage zu folgenden Betrachtungen: „Frankreich mit seinen 38 Millionen in Europa, 5 Millionen in Afrika und 19 Millionen in Asien mag es trotz seiner anscheinend bis zur äussersten Grenze der Anspannung getriebenen Kriegsbereitschaft glücken, die Welt durch weitere Verstärkungen seiner Verteidigungsstellung gegen einen deutschen Vorstoss in Erstaunen zu setzen; in Bezug auf Russland mit seiner Bevölkerung von 98 Millionen in Europa und im Kaukasus ist zu bedenken, dass die Verstärkung seiner Streitkräfte nur eine Frage der Zeit und der Mittel ist.“ In der That, auf den ersten Blick bleiben die Gründe für die neue deutsche Heeresverstärkung vollkommen unklar.

Caprivi gegen die „Zahlenwut“.

Erinnern wir uns, wie der Kanzler Graf Caprivi in seiner Reichstagsrede vom 27. November 1891 die Richtigkeit der Urteile, welche die Kraft der Armeen lediglich nach ihrer Kopfzahl abschätzen, bestritt: „Man sagt, die Franzosen hätten 5 400 000 Soldaten, wir nur 4 500 000, wir hätten also Grund zu Besorgnissen. Es giebt aber keinen Heerführer, der im Stande wäre, solche Massen zu verpflegen, zu dirigieren und ins Feuer zu führen; nach meinem Dafürhalten wird in den künftigen Kriegen jene Einheitlichkeit, jene Individualität, welche die Massen von selbst leitet, eine grössere Bedeutung gewinnen. In entscheidenden Augenblicken, wo im Vordertreffen kaum einige Offiziere ihre Sache musterhaft machen, werden selbst diese ihren Willen nicht überall durchführen; die Mannschaft, der Einzelne sogar bleibt sich selbst überlassen, und gerade da ist es von höchster Bedeutung, ob er sich fähig erweist, nach dem allgemeinen Impulse selbständig und richtig zu handeln.“ Demnach muss die Vermehrung der Friedenspräsenzstärke nicht erfolgt sein, um eine grosse Reserveziffer zu erzielen, sondern aus gewissen anderen Motiven.

Wer sie nicht kennt, begreift die Notwendigkeit der Verstärkung wohl kaum, obschon man dasselbe auch von einigen früheren Verstärkungen

des Heeresbestandes, als sie unerwartet und allzu oft aufeinander erfolgten, sagen kann. So waren am Ausgang des Jahres 1889 bei der Beratung des Heeresbudgets für das Septennat in dem neuen Etat anstatt der früheren 18 schon 20 Armeekorps aufgeführt. In der Kommissionssitzung fragte Bennigsen beim damaligen Kriegsminister v. Verdy an, ob diese Verstärkung die Bedürfnisse der Heeresverwaltung endgiltig befriedige, und als er eine bejahende Antwort erhielt, erklärte der Kommissionsreferent im Januar dem Reichstage, die Aufstellung der beiden neuen Korps bringe die vom Kriegsministerium schon seit langem betriebene Neugestaltung der Armee zum Abschluss. Dessen ungeachtet ward im Verlaufe des nämlichen Budgetjahres noch eine gewisse Ergänzungsverstärkung gefordert. Alsdann erst tauchte das Projekt der zweijährigen Dienstzeit auf, ein Projekt, dem man selbst in militärischen Kreisen aus technischen Beweggründen starken Widerstand leistete. Die Münchener offiziöse „Allgemeine Zeitung" hob als einen kennzeichnenden Zug für das neue Projekt des Kanzlers Caprivi hervor, dass im Gegensatz zu den früheren Verstärkungsprojekten von dem Offizierskorps selbst Fünfsechstel Gegner desselben waren und dass sogar mehrere kommandierende Generale wesentliche Punkte des Entwurfs nicht billigten.

Das Projekt der zweijährigen Dienstzeit.

Graf Caprivi stellte allerdings im Reichstage die Sache ganz anders dar. Auf 31 Anfragen seien nur 10 Antworten eingelaufen, worin sowohl die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke, als die Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit gefordert werde; das wäre ja auch vom militärischen Standpunkt das Beste, aber aus finanziellen Gründen nicht angängig. „Dagegen haben 21 Antworten das Wesentliche der von uns eingebrachten Vorlage gebilligt." Inzwischen war in der „Schlesischen Zeitung", dem „Hamburg. Correspondenten", der „Nationalliberalen Correspondenz" und in anderen Blättern mitgeteilt worden, der Kaiser habe beim Neujahrsempfange der Generale bemerkt, er dulde nicht die Opposition, die einige aktive Militärs der neuen Militärvorlage zu machen sich gestatteten. Ueberhaupt befestigt sich die Ueberzeugung, dass von den Militärs, welche die meiste Autorität besassen, viele der Vorlage in ihrer damaligen Gestalt abgeneigt waren und dass nur die Streber und überdies die der Person des Kaisers am nächsten Stehenden sie billigten.

Die Erklärung dafür muss man in den Zahlen suchen. Nach dem neuen Gesetzentwurf verstärkte sich die Friedenspräsenz des deutschen Heeres um 83894 Mann (Untermilitärs überhaupt, die Einjährig-Freiwilligen nicht eingerechnet). So war für die Periode vom 1. Oktober 1893 bis 31. März 1899 die Friedensstärke auf 570877 Mann festgelegt. In dieser Ziffer erscheinen anstatt der früheren 66952 — 78809 Unteroffiziere, d. h. um 11857 mehr.

Für das Jahresbudget dieser Erhöhung waren 64 Millionen Mark erforderlich, die einmaligen Ausgaben für die Realisierung des Entwurfes betrugen für das Jahr 1893/94 fast ebensoviel, 62 Millionen, und überdies war noch ein Ergänzungskredit von 6 Millionen nötig.

Hauptzweck der Verstärkung des Friedensbestandes.

Man kann zum Teil aus dem Angeführten, zum anderen Teil aus den Verhandlungen der parlamentarischen Heereskommission die Vermutung schöpfen, dass der Hauptzweck der Verstärkung des Friedensbestandes nicht darin lag, für eine notwendige Mobilmachung aller Streitkräfte des Landes überzählige 200 000 Mann aufstellen zu können, sondern darin, auf solche Weise gleich bei Beginn eines Krieges schon 840 000 in der Front zu haben; wenn man aber über den Termin ein Jahreskontingent der letzten Altersklasse unter den Fahnen behält — worüber das Kommando ohne parlamentarische Spezialentscheidung verfügt — so erhöht sich noch die Ziffer auf fast 850 000 Mann.

Wir haben schon oben angeführt, dass die Militärautoritäten unserer Zeit einhellig der Meinung seien, bei der jetzigen Methode der Kriegsführung wäre es sicherer, auch die junge Mannschaft zu zählen, die noch nicht gewöhnt sei, das Leben hoch anzuschlagen. Von den unter die Fahne berufenen, aus 20 oder mehr Jahre alten Beständen formierten Kontingenten (in Frankreich unterliegen im Kriegsfalle 25, in Deutschland 24 Kontingente der Einberufung) wird ein Theil der Mannschaft aus fünfundvierzigjährigen Leuten bestehen. Die Dienste, die man von diesen erwarten darf, sind sehr fraglicher Art. Graf Caprivi hat seine Meinung darüber abgegeben, indem er zugleich betonte, dass die Truppenverstärkungen jetzt zumeist solchen Kontingenten entnommen werden müssen, wo viele Soldaten nicht nur Väter, sondern Grossväter seien.

Ansicht Bismarcks über den Verlauf des bevorstehenden Krieges.

Es ist daher für eine thatsächlich gewaltige Heeresmacht von wesentlichem Belang, beim Ausbruch des Krieges über 850 000 junge Leute zu verfügen, die gut gedrillt und gleichgültiger gegen das Leben sind; nebenbei über 80 000 tüchtige Unteroffiziere. Es ist hierbei nicht überflüssig, sich jener Worte Bismarcks zu erinnern, die wir schon einmal anführten und die man in keinem Falle gering achten darf, wenn man erwägt, dass dem ehemaligen Reichskanzler im Laufe von 25 Jahren alle Geheimnisse und Absichten des preussischen Generalstabes bekannt geworden waren. „Am Anfang des Krieges wird man vielleicht auf verschiedenen Punkten drei oder vier Schlachten liefern. Ihr Ausgang kann das Schicksal des ganzen Krieges entscheiden. An jeder von ihnen können auf der einen und der anderen Seite etwa 200 000 und nicht mehr als 250 000 Mann aktiv teilnehmen. So bedarf es bei Beginn der Aktion, der die grösste Gefahr umschliesst, wenn er nicht gar den ganzen Krieg entscheidet, alles in allem einer Million Mann. Grössere Streitkräfte können

in die Aktion nicht eintreten, der Ueberschuss kann nur für die Reserven oder in Voraussicht weiterer Kämpfe, die vielleicht ganz ausbleiben, bereitgehalten werden."

Ansichten des Generals von der Goltz.

Wir haben schon mehrfach die Ansicht des Militärschriftstellers von der Goltz zitiert, wonach man in künftigen Kriegen noch mehr Rekruten als bisher brauchen wird. Schon im Jahre 1884 hat derselbe Goltz bei der Besprechung der „Strategie" von Blume auf Reformen, die den durch das neue deutsche Wehrgesetz verwirklichten ähnlich sind, hingewiesen. Nebenbei bemerkt, äussert er zugleich den Wunsch, die Behandlung von Gegenständen, die sich auf den Krieg beziehen, möchte, mit Ausnahme der rein technischen Einzelheiten, populär gehalten werden, sich einer volkstümlicheren Sprache als bisher bedienen. Bei uns dürfte der Gedanke, die Kriegswissenschaft zu popularisieren, Vielen seltsam erscheinen, der deutsche Schriftsteller wird aber gewiss seine Gründe für den Ausdruck eines solchen Wunsches gehabt haben.

Sicherlich werden im Falle grosser Mannschaftsverluste bei den ersten Zusammenstössen der aus jungen Soldaten bestehenden Truppenkörper die Thränen und Klagen der Väter und Mütter, der Schwestern und Brüder nicht fehlen; aber diese Verluste werden nicht die schrecklichen wirtschaftlichen Folgen haben, die bei dem Untergang von Familienvätern eintreten müssten, und sie werden vielleicht die älteren Mannschaften, welche alsdann die Periode der blutigsten Zusammenstösse für überstanden halten dürften, nicht beeinflussen.

Schonung der verheirateten Leute im künftigen Kriege.

Und so hat das neue deutsche Wehrgesetz namentlich auch den Fortschritt in der „Verjüngung der Armee" zum Ziele gehabt, sodass es in einem Zukunftskriege möglich ist, 8 bis 10 jüngere Reservekontingente einzuberufen, um für die entscheidenden Aktionen eine der Zahl nach vollkommen ausreichende Streitkraft zur Verfügung zu haben. Die Veranlassung dazu lag nicht in der Annahme, dass die Reserveklassen der Leute von 32 und mehr Jahren dienstuntauglich oder unzuverlässig wären, sondern vor allem in der Erwägung, dass verheiratete Leute geschont werden müssten, weil sie nationalökonomisch wertvoller sind.

Demnach richtet sich die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke auf folgende vier Ziele: auf die Verstärkung der Kraft für den ersten Anprall, auf die Beschleunigung in der Mobilmachung der Truppen, die zuerst in Aktion treten, auf die Erhöhung des Heeresbestandes überhaupt und des Kontingentes an jüngerer Mannschaft insbesondere.[1])

Steigerung der Offiziers- und Unteroffiziersziffer.

Besondere Beachtung verdient die unverhältnissmässige Steigerung der Offiziers- und Unteroffiziersziffer. Aus welchen ausserordentlichen

[1]) „Die Militärvorlage und der Antrag Bennigsen".

Gründen sich das erklärt, geben die Worte Bismarcks vom Jahre 1881 zu verstehen: „Zahlenmässig stehen unsere Nachbarn uns gleich, aber in Betracht der Qualität können sie sich mit uns nicht vergleichen. Der Russe und Franzose sind ebenso tapfer wie der Deutsche. Allein unsere 700 000 Soldaten sind in der That gut ausgebildet, und weit genug, um nichts zu vergessen. Ueberdies kann sich niemand auch in der Beziehung mit uns messen, dass wir ein Material an Offizieren und Unteroffizieren haben, wie wir sie brauchen und wie sie sein müssen, um solche Truppen ins Feuer zu führen."

Besorgnisse der Franzosen.

Es ist sehr natürlich, dass man in Frankreich den Bewegungen, die sich in Deutschland vollziehen, achtsam folgt. Das neue deutsche Gesetz über die Verstärkung des ständigen Kontingents an Offizieren und Unteroffizieren erklärten sich die Franzosen vornehmlich durch die Annahme, Kaiser Wilhelm wünsche zahlreichere Streitkräfte zu seiner Verfügung zu erhalten, und so gelangten sie zu einem vielleicht übertrieben pessimistischen Schluss. Man vermutete nämlich, der deutsche Kaiser könne einmal unter Ausserachtlassung der gesetzlichen Formen daran denken, einen Krieg zu erklären, in diesem Falle müsste er unbedingt die Möglichkeit haben, den Krieg eine längere Zeit hindurch fortzusetzen, ohne genötigt zu sein, die Familienväter und überhaupt Leute, die ihren Unterhalt selbständig erwerben, einzuberufen, da es das wirtschaftliche Leben stets empfindlich störe, wenn solche Arbeitsklassen von ihrem Erwerbe ferngehalten würden.

Ohne uns auf eine Prüfung der Richtigkeit dieser Anschauungen und ebenso auf eine Kritik der letzten deutschen Militärvorlage, der selbst militärische Kreise Opposition machten, einzulassen, gestatten wir uns, die Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu lenken, worin sich die Verschiedenheit des nationalen Wesens ausspricht. Die Jugend und das Temperament des deutschen Kaisers geben bisweilen wirklich zu Gefahren Anlass, aber schliesslich entspricht es doch mehr dem gallischen als dem germanischen Charakter, sich zu einem waghalsigen Schritt zu entschliessen.

Wie dem auch sein mag, wir hielten es für notwendig, die Gesichtspunkte zu beleuchten, von welchen im Kriegsfalle nicht nur die technischen und ökonomischen Folgen, sondern auch der Grad der Wahrscheinlichkeit eines Krieges abhängen, — wenn Deutschland ihn anfinge.

2. Oesterreich.

Wir sind bezüglich Deutschlands zu dem Schluss gelangt, dass der Ausbruch eines Krieges, sofern er von deutscher Initiative abhängt, wenig wahrscheinlich ist. Hier tritt aber ein äusserer Umstand ein, der unsere eben gewonnene günstige Ansicht ein wenig zu erschüttern vermöchte. Dieser Umstand besteht in dem Verhältnis Deutschlands zu Oesterreich. Oesterreich-Ungarn beherrscht den grössten Teil des Flussgebietes der Donau, deren Mündungen in den Grenzen Rumäniens liegen, und zahlreiche Interessen verbinden die Monarchie der Habsburger mit den Staaten der Balkanhalbinsel. Zudem gehört ihr ein Gebiet mit rumänischer Bevölkerung (in Transsylvanien) und ein bedeutender Volksteil serbischen Stammes (im Banat und in Kroatien) an.

Oesterreich hatte daher stets ein sehr ernstes Interesse an der orientalischen Frage.

Zunahme der Kräfte Russlands Oesterreich gegenüber.

Nachdem Oesterreich aus dem deutschen Bunde ausgeschlossen worden war, konnte man sogar sagen, dass der Schwerpunkt seines politischen Gewichts nach Osten gerückt sei. Dort wurde es der natürliche Nebenbuhler Russlands, dem einige christliche Völkerschaften der Türkei für ihre Befreiung verpflichtet waren und dem in der Entscheidung derselben Orientfrage die erste Rolle zufallen kann. Oesterreich war immer schwächer als Russland, aber im Laufe der Zeit verschob sich das Kräfteverhältnis zwischen ihnen noch beträchtlich zu Ungunsten Oesterreichs und wird sich weiter in diesem Sinne verschieben. Der ungeheure Bevölkerungszuwachs Russlands, die Anlage eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes und unsere kulturellen Fortschritte überhaupt haben die Kräfte Russlands für den Fall eines Angriffskrieges gegen Oesterreich in hohem Maasse gesteigert. Ein solcher Fall kann eintreten, sobald der schliessliche Zusammenbruch des ottomanischen Reiches einen weiteren Aufschub in der Entscheidung über das Erbe, das der „kranke Mann" hinterlässt, unmöglich macht. Der Fall ist auch als eine Folge irgendwelcher unvorhergesehener Krisen in Bulgarien, Serbien oder Rumänien denkbar, solcher Krisen, die eine Neuregelung der Verhältnisse dieses oder jenes der genannten Staaten erheischen würde.

Die Frage über die Wahrscheinlichkeit eines Angriffskrieges von österreichischer Seite hängt von der Nebenbuhlerschaft Oesterreichs mit Russland ab. Und da fragt es sich denn: Sobald die Politik Oesterreichs zu einem ernsten Konflikt mit den Interessen Russlands führen würde, könnte Deutschland mit seiner Streitkraft Oesterreich im Kampfe mit Russland beistehen, d. h. könnte es sich bei dem unvermeid-

lichen Untergang Oesterreichs gleichgiltig verhalten? Nur von einem Umstande kann man fest überzeugt sein — dass Oesterreich von sich aus einen gefährlichen Krieg freiwillig nicht hervorrufen wird.

In jenem Teil des vorliegenden Werkes, wo von den wirtschaftlichen Erschütterungen, die Oesterreich in einem Kriege bedrohen und von dem Geist der verschiedenen Königreiche die Rede ist, wurde schon nachgewiesen, dass die innerpolitische Lage der Habsburgischen Monarchie die Wahrscheinlichkeit eines Angriffskrieges von ihrer Seite ausschliesst. Hier genügt es, an die charakteristischen Züge der inneren Lage Oesterreich-Ungarns zu erinnern. Die zu seinem Bestande gehörenden Völker, durch einander widersprechende Bestrebungen geschieden, verbindet nur das dynastische Band, ein unvergleichlich schwächeres, als es die nationale Zusammengehörigkeit ist, welche die Kraft Frankreichs, Russlands und Deutschlands ausmacht.

Der Nationalitätenkampf in Oesterreich-Ungarn.

Das System des Dualismus, auf dem das politische Gebäude Oesterreich-Ungarns ruht, ist ein künstliches System, da es voraussetzt, dass es in dieser Monarchie zwei herrschende Nationalitäten giebt und dass die übrigen ihnen in den allgemeinen Staatsangelegenheiten unterworfen sind. Allein dieses System würde, um dauerhaft und definitiv zu werden, zur Voraussetzung haben müssen, dass sich in jeder Hälfte der Monarchie das Uebergewicht der herrschenden Nationalität befestigt und jede von den beiden einen Zement bildet, der die übrigen Nationalitäten zusammenhielte, d. h. dass in Cisleithanien beständig die Germanisation, in Transleithanien die Magyarisierung fortschritte. Wenn aber das unter dem früheren Regime, zu den Zeiten der Metternich, Schwarzenberg und Bach nicht erreicht werden konnte, so ist es unter den jetzigen konstitutionellen Verhältnissen noch weniger möglich.

In den Ländern der heiligen Stefanskrone nimmt die Opposition gegen die Magyarisierung fortwährend zu und in der Erbmonarchie der Habsburger sieht man von einer Germanisation kaum noch den Schatten. Hier kam es so weit, dass die Deutschen in die Opposition gingen. Da schon einmal die Autonomie der Provinzen mit den Landtagen so weit entwickelt ist, so drängt die Macht der Verhältnisse Oesterreich-Ungarn zum Föderalismus, gegen den das künstliche System des Dualismus vertauscht werden wird. Bis zur Verwirklichung dessen aber wird der Kampf der einen Nationalität wider die andere das ganze Leben dieses Staates bilden. Blieb auch der Kampf stets ein legaler, so ist er doch dermaassen zugespitzt, dass man in einem Kriege nicht einmal die Zuversicht haben kann, dass alle der Monarchie angehörigen Nationalitäten gleichmässig von dem Wunsche für Erfolge Oesterreichs in diesem Kriege beseelt sein werden.

Dass der Nationalitätenkampf in Oesterreich-Ungarn bisher ein fast ganz legaler geblieben ist und sich sogar in den Verfassungskonflikten nicht geäussert, sondern vorwiegend auf den Landtagen und in der Presse abgespielt hat, das ist wesentlich durch den Zauber der Person des Kaisers Franz Josef, durch sein Wohlwollen für alle Nationalitäten, durch die Mässigung und den Takt bedingt, womit er alle Schwierigkeiten zu beseitigen weiss. Was aber unter seinem Nachfolger geschehen wird, ist schwer vorauszusehen. Bisher kennt man ihn wenig im Lande, und in jedem Falle wird es ihm nicht bald gelingen, sich derjenigen Autorität und allgemeinen Anhänglichkeit, wie Kaiser Franz Josef, zu erfreuen.

Kaiser Franz Josef verstand es, dem Nationalitätenkampf seine Schärfe zu nehmen.

Wie wir schon an anderer Stelle bemerkten, können die Völker Oesterreich-Ungarns, abgesehen von dem dynastischen Bande, das sie verknüpft, von einem Abfall noch durch die Erkenntnis zurückgehalten werden, dass sie es nirgends besser als in Oesterreich hätten, da keines von ihnen eine volle Unabhängigkeit zu behaupten vermöchte. Das ist freilich nur eine Erkenntnis von negativem Charakter, sie kann aber doch in dem Sinne Bedeutung haben, dass in der österreichisch-ungarischen Armee im Kriegsfalle keine separatistischen Gelüste zu Tage treten. In dieser Armee findet man gegenwärtig keine Elemente, die direkt geneigt wären, zum Feinde überzugehen, wie dies im Jahre 1866 die im Venetianischen angeworbenen Regimenter thaten, die sich den Preussen anschlossen.

Damals war die innere Lage eine ganz andere: man führte die Venetianer in dem Augenblick gegen die Preussen, wo Italien schon mit Oesterreich für die Befreiung Venetiens im Kampfe lag. Die ungarische Verfassung wurde wieder hergestellt und die Tschechen und Polen verblieben unter dem Drucke der Deutschen.

Eine derartige direkte Feindseligkeit kann man in keinem Regiment der heutigen österreich-ungarischen Monarchie voraussetzen. Die politischen Dissonanzen zwischen den Nationalitätengruppen vernichten ihre Ergebenheit für das Haupt der Monarchie nicht, seitdem sich daselbst im Verhältnis zu früher weit freundlichere Beziehungen hergestellt haben.

Wir führen hier das Urteil einer Broschüre an, für deren Verfasser man einen aktiven russischen Militär hält: „Die österreichische Armee, welche diensteifrige und ehrliebende Offiziere hat, stellt einen festen Organismus dar, der von dem Gefühl der Kameradschaft und der gegenseitigen Solidarität beseelt ist, es mag sein, dass ihre bunt nationalen Elemente im Falle einer totalen Niederlage den Zusammenhang verlieren werden, aber man kann überzeugt sein, dass sie in voller

Einigkeit wider jeden Feind losgehen, so lange die Aktion der Armee erfolgreich bleibt."[1])

Oesterreich am wenigsten für eine „Politik der Abenteuer" zu haben.

Mag das nun zutreffen oder nicht, man muss doch zu der Meinung gelangen, dass Oesterreich bei den Eigentümlichkeiten seiner inneren Lage weniger als eine andere von den Grossmächten fähig ist, sich in eine „Politik der Abenteuer" zu verwickeln und einen Krieg hervorzurufen. In jedem Falle ist die persönliche Abneigung des Kaisers Franz Josef dagegen bekannt.

---

3. Russland.

Es giebt auch Pessimisten, welche die Ansicht äussern, der Krieg könne grade deshalb plötzlich ausbrechen, weil die Frage über Krieg und Frieden in Europa faktisch von dem deutschen oder dem russischen Kaiser abhängt. Bevor nicht in Berlin oder Petersburg das drohende Wort gesprochen sei, würden sich die mit Deutschland und Russland verbündeten Staaten zu einem Kriege nicht entschliessen.

Zum Beweise dafür, dass Russland einen plötzlichen Krieg beschliessen könnte, beruft man sich auf das Beispiel des Krimkrieges, wo der Kaiser Nikolaus unter dem Einfluss eines plötzlichen Dranges den Vormarsch der Truppen nach der türkischen Grenze beschloss. Allein diejenigen, welche so urteilen, sind offenbar mit der Entwickelung des inneren Lebens Russlands unbekannt und wissen nicht, dass das heutige, durch Reformen erneuerte und wirtschaftlich gewaltig vorwärts gekommene Russland gleichsam in einer Richtung fortgeschritten ist, die direkt jener widerspricht, welche sich durch einen dreissigjährigen Stillstand bis zum Jahre 1853 und danach durch plötzliche Kriegslaunen aus ehrgeizigen Beweggründen charakterisiert.

Russlands Abneigung gegen den Krieg.

Russland, das von der Oberfläche der ganzen Erde den sechsten Teil einnimmt, bedarf keiner territorialen Erwerbungen, und der Krieg von 1877 auf 78, der nicht mehr erfolglos wie der Krimkrieg, sondern siegreich war und die russischen Heere fast unter die Mauern von Konstantinopel selbst führte, hat thatsächlich bewiesen, dass Russland nach solchen Erwerbungen nicht trachtet, wenigstens nicht in Europa. Darauf kann man, wenn es beliebt, erwidern, dass ein früherer Krieg die Unmöglichkeit eines künftigen nicht beweist. Es wäre jedoch müssig, von einer Unmöglichkeit auch nur zu reden. Wir äusserten die Ansicht, Deutschland werde in Zukunft schwerlich die Initiative zu einem Kriege

[1]) „Beiträge zu einer phychologischen Entwicklungsgeschichte der österreichischen Armee."

auf sich nehmen. Dies schliesst aber keineswegs die Möglichkeit eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich aus — wenn z. B. Frankreich wünschen sollte, Belgien zu annektieren. Etwas Aehnliches ward Russland im Jahre 1876 gegeben. Das schreckliche Gemetzel in Bulgarien rief selbst in der öffentlichen Meinung Englands Unwillen hervor und mit Serbien verhielt es sich so, dass dieses in einen ungleichen Kampf geratene Land von Blut überströmt worden wäre, wenn das entscheidende Wort des russischen Monarchen die Bewegung der Türken auf Belgrad nicht aufgehalten hätte. Ein friedlicher Ausgang aus dieser Lage konnte nur durch die aufrichtigen Anstrengungen der europäischen Diplomatie gefunden werden. Aber als die Konstantinopeler Konferenz zu einem solchen Ergebnis nicht gelangte, erschien der Krieg zwar als eine logische Folge, nicht aber als die Frucht eines plötzlichen Entschlusses, der aus ehrgeizigen, lange schon liebevoll gepflegten Absichten entsprungen wäre. Unzweifelhaft hätte man auch im Jahre 1876 aus verschiedenen sehr wesentlichen Erwägungen vom Kriege abstehen können. Aber auf keine Weise wird es gelingen, nachzuweisen, dass der Krieg planmässig beabsichtigt gewesen sei.

Der Krieg 1876 war nicht planmässig beabsichtigt.

Seitdem sind zwanzig Jahre vorübergegangen und Russland hat im Laufe dieser Zeit nicht wenig Beweise von seiner aufrichtigen Friedensliebe, von seiner Abneigung gegeben, die partiellen Krisen in Bulgarien, ja sogar seine durch internationale Vereinbarungen anerkannten Rechte auszunutzen, um sie in Kraft zu erhalten. Nach dem mit der Pforte geschlossenen und beiderseits schon ratifizierten schliesslichen Vertrage von San Stefano liess Russland die Revision des Vertrages auf dem Berliner Kongress zu, wobei es ein bedeutendes Stück von Ostrumelien verlor. Es liess auch die zeitweise Okkupation Bosniens und der Herzogowina durch die Oesterreicher zu und protestierte nicht wider das Definitum dieser Okkupation, die sich in eine Besitzergreifung verwandelt hat. Die russische Regierung drohte nicht einmal mit Anwendung von Gewaltmitteln zwecks Wiederherstellung seines Einflusses auf die bulgarischen Angelegenheiten, obschon sie, wie bekannt, von der europäischen Diplomatie dazu ebenso, und entsprechend der Besetzung Bosniens und der Herzogowina durch die Oesterreicher, berufen war.

Beweise für Russlands friedliche Gesinnung.

Der Friedensliebe der russischen Regierung haben die Monarchen und Staatsmänner von ganz Europa nicht selten den Tribut der Anerkennung gezollt. Für die Dauer der Friedensliebe Russlands aber bürgen die fundamentalen Bedingungen seiner Lage: die ungeheure Ausdehnung des Reiches, die jede Notwendigkeit zu weiterer Ausdehnung ausschliesst, und die kolossale Arbeit, die ihm im Innern für die Entwickelung seiner organischen Kräfte durch Nutzbarmachung seiner natürlichen Reichtümer

Gründe für die Friedensliebe Russlands.

wie überhaupt durch die weitere Hebung seiner wirtschaftlichen Lebenskräfte obliegt. Die aus der Lage der grossen und kleinen Ackerwirtschaft entspringenden Sorgen haben eine Bedeutung ersten Ranges in einem Staate, wo die landwirtschaftliche Produktion der ungeheuren Majorität der Bevölkerung die Mittel zum Leben liefert, die erste Grundlage der Staatseinkünfte bildet und die Quelle für den Umsatz im Ausfuhrhandel ist. Das gewaltige Wachstum der Bevölkerung giebt dieser Frage eine besondere Wichtigkeit, wie überhaupt der Frage über die Entwickelung der russischen Produktion. In Betracht lokaler Eigentümlichkeiten, des Volkscharakters, des Mangels an Unternehmungsgeist, an Privatkapitalien und nationalen Ersparnissen kann die Lösung solcher Fragen nicht lediglich privater Thätigkeit überlassen bleiben, sondern sie fordert die Fürsorge und die direkte Unterstützung der Regierung. Ihre Aufmerksamkeit ist nunmehr ernstlich auf die wirtschaftliche Lage des Volkes gerichtet. Der Bau der grossen sibirischen Bahn und die Reform der Valuta macht es notwendig, dass sie sich alle ihre Hilfsquellen unversehrt erhalte.

Ein baldiger Krieg, der diese fürsorgenden Werke und Anstrengungen unterbräche, der alle flüssigen Mittel verschlingen und zu einer neuen, unbegrenzten Vermehrung des umlaufenden Papiergeldes führen würde, kann Russland nur im höchsten Grade unerwünscht erscheinen, und ganz abgesehen von den Beweisen der Friedensliebe, die es gegeben, bezeugt die ganze Lage der Dinge die Unwahrscheinlichkeit eines Angriffskrieges von seiten Russlands um so mehr, als es in Folge der bei seinem Verbündeten, Frankreich, möglicherweise auftretenden Stimmungen auch in die Lage kommen könnte, die ganze Last des Krieges allein zu tragen.

Panslavistische Ziele Russlands.

Es ist richtig, dass man im Auslande die Gefahr eines Krieges auf Initiative Russlands in seiner traditionellen Politik bezüglich der Südslaven erblickt. Wie schon bemerkt, ist es unmöglich zu behaupten, dass sich Russland nicht zu einem Kriege entschlösse, wenn es dazu von Aussen gezwungen sein würde. Aber die russische Politik der letzten 18 Jahre hat insbesondere bezüglich der Südslaven gerade gezeigt, dass Russland einen Krieg nicht nur nicht anstrebt, sondern die Anlässe zu einem Konflikt aus dem Wege zu räumen bemüht ist. Und wenn man schliesslich auch annehmen wollte, Russland wären diejenigen panslavistischen Ziele, die man ihm draussen zuschreibt, in Zukunft nicht fremd, so kann es doch deren Verwirklichung ruhig von der Zukunft, von dem natürlichen Gange der Dinge erwarten.

Bei einem Bevölkerungszuwachs von fast $1^1/_2$ Millionen jährlich, für die es noch ungeheure Strecken unbebauten Landes giebt, wächst der Organismus Russlands ins Riesenhafte und zugleich damit wächst seine

Anziehungskraft, ähnlich wie in den kosmischen Körpern mit jedem Atom, das ihnen zufliegt, ihre Anziehungskraft steigt. Und so werden nicht gewagte Unternehmungen nach aussen, sondern eine gesunde Politik im Innern, die zu ihrer Zeit dem Zuwachs der Bevölkerung seine Existenz sichert und das Gleichgewicht in seiner Thätigkeit sicherstellen wird, im natürlichen Gange der Dinge allmählich auch die Gravitation der slavischen Völker zu Russland stärken müssen.

Eine Vereinigung aller Slaven auf friedlichem Wege möglich.

Umgekehrt könnten vorzeitige, zu Angliederungszwecken unternommene Aktionen der Sache der Zukunft schaden. Der Gärtner schüttelt unreife Früchte nicht ab, da er wohl weiss, dass die Ernte der reifen Früchte leicht ist und dass sie alsdann grossen Nutzen abwerfen. Und wenn die Vereinigung aller Slaven auf friedlichem Wege durch die Kraft der natürlichen Attraktion sich vollzieht, so brauchen die anderen Nationen darin keine Gefahr zu erblicken, da dies schon für die Lösung internationaler Fragen überhaupt ein bedeutender Schritt vorwärts wäre — nicht auf dem Kriegspfade, sondern auf einer anderen Bahn, die den Errungenschaften des Denkens und den sittlichen Begriffen der Menschheit unserer Zeit besser entspricht.

4. Frankreich.

Die grosse Bedeutung, die man in Frankreich der Allianz mit Russland beimisst, beweist schon an und für sich, dass Frankreich einen Krieg nicht anders als mit Unterstützung Russlands beginnen werde. Wenn man aber überzeugt sein kann, Russland unternehme keinen Krieg zur Erreichung irgend welcher eigenen Zwecke, so gewinnt man eben damit die volle Sicherheit, dass Russland sich in einen Angriffskrieg zur Wiedereroberung der Frankreich abgenommenen Provinzen nicht verwickeln lassen wird.

Frankreich rechnet nur auf einen Krieg im Verein mit Russland.

Ueberdies bürgt der Geist der französischen Gesellschaft von heute, der Charakter ihrer Einrichtungen und die Erfahrung von 1870 dafür, dass Frankreich sich auf seine eigene Gefahr nicht in einen europäischen Krieg stürzt. Freilich bleibt in der Empfindung der Franzosen der Verlust Elsass-Lothringens eine wunde Stelle, aber dieser Schmerz ist nicht so unerträglich, dass jene Millionen, die selbst in einen schrecklichen, gewagten Krieg ziehen müssten, das Parlament und die Regierung dazu treiben würden.

Die schnellwechselnden Regierungen und Vertretungskörper Frankreichs würden einen Krieg freiwillig nicht beschliessen. Das Schicksal Frankreichs bestimmt nicht ein einzelner ehrgeiziger Mann, ein Usur-

In Frankreich selbst keine grosse Neigung für einen Krieg.

pator der Macht, der sie nur durch eine Reihe von Kriegen in der Hand behielte. Den Interessen der republikanischen Partei, die jetzt in Frankreich regiert, die die grosse Mehrheit in den Kammern ausmacht und alle Verwaltungsämter besetzt, entspricht ein Krieg nicht. Die Radikalen und Sozialisten verwerfen ihn geradezu und die überzeugten Republikaner können ihn nicht wünschen, da eine Niederlage eine entsetzliche Katastrophe, ein Sieg aber die direkte Gefahr für die Republik wäre. Das Schicksal der Republik würde in den Händen des Heerführers ruhen, der Deutschland überwunden hätte. Und im Falle einer Niederlage wäre die Republik von der sozialistischen Gefahr bedroht, welche die Kommune und vielleicht die Notwendigkeit ergeben würde, sie von einer Militärdiktatur niederwerfen zu lassen.

Wahlergebnisse Frankreichs.

Man kann freilich nicht völlig überzeugt sein, dass der gegenwärtige Personalbestand der Kammer und die fortwährend durch Wahlen erneuerte Gruppe der Politiker ersten und zweiten Ranges den Wünschen, welche die Mehrheit der Wähler hegt, ganz entspricht und ob er ihre Stimmung getreu wiederspiegelt. Bekanntlich können die absoluten Wahlergebnisse diese Frage nicht entscheiden. Man hat in Frankreich gegen $10^1/_2$ Millionen Wähler, von dieser Masse nehmen aber fast $3^1/_2$ Millionen keinen Anteil an den Wahlen. So entfielen bei den allgemeinen Wahlen des Jahres 1893 auf 10 446 eingeschriebene Wähler nur 7427 Abstimmungen. Wenn man desgleichen die für die gewählten Deputierten abgegebenen Stimmen mit der Stimmenzahl vergleicht, die sich auf die nichtgewählten Kandidaten verteilt, so stellt sich heraus, dass die gewählten Deputirten thatsächlich weniger als die Hälfte aller abgegebenen Stimmen vertreten. Bei den Wahlen von 1893 waren hiernach für die Kandidaten, die als gewählt erschienen, weil jeder von ihnen in seinem Wahlkreise Stimmenmehrheit erzielte, im Ganzen 4513 Stimmen abgegeben worden, während auf die nicht gewählten Kandidaten 5930 Stimmen entfielen.[1])

Wenn demnach ein ganzes Drittel der Wählerschaft keinen Anteil an den Wahlen nahm und von den restierenden Zweidritteln die überwiegende Hälfte nicht für jene Kandidaten stimmte, die endgiltig gewählt wurden, so kann man vielleicht sagen, dass die Mehrheit der Kammer die Mehrheit des Volkes nicht vertrete. Auf Grund dieser Anführungen ist die Annahme erlaubt, dass im Falle einer plötzlichen Begeisterung der Wähler für ihre Wahlpflichten das Ergebnis der Neuwahlen ein völlig unerwartetes und den Ergebnissen der früheren allgemeinen Wahlen unähnliches sein könnte.

---

[1]) „Annuaire de l'économie politique", Maurice Block. 1895, p. 72—73.

Wiederholen wir es: einen Enthusiasmus für den Krieg kann man bei diesen Millionen, die selbst der Einberufung unterliegen würden, nicht voraussetzen. In Frankreich zumal, wo man auf 38 Millionen Einwohner fast 14 Millionen (genau 13 957 000) einzelne Landbesitz-Einheiten (cotes foncières) zählt und wo die Zahl der kleinen Rentner viel grösser als in jedem anderen Lande Europas ist, dürfte schwerlich erwartet werden, dass das Volk sich für einen Feldzug erhitzt. Wenn man auch zugiebt, dass dergleichen in der besitzlosen Volksklasse möglich wäre, d. h. in der städtischen und in der Klasse der Fabrikarbeiter, so muss man doch bedenken, dass dort die sozialistischen Tendenzen, die nicht nur den Krieg, sondern auch den Nationalismus verwerfen, stark verbreitet sind.

Verhalten der Bourgeoisie zu einem zukünftigen Kriege.

Die französische Bourgeoisie ihrerseits, die mehr oder weniger gebildet ist, hat sich auch gründlicher, als das in einem andern europäischen Lande — Italien vielleicht ausgenommen — geschehen ist, dem Einfluss der Ueberlieferungen und jeglicher Romantik entzogen. Das, was sich in Deutschland noch auf den Geist des erblichen Soldatenstandes und auf das dynastische Prinzip stützt, hat in Frankreich allen Halt verloren. Im Reiche der Bourgeoisie herrscht ein Geist des Realismus, des Rechts und der Interessen des Individuums. In der Seele jenes Teiles der Gesellschaft aber, die man die Intelligenz zu nennen gewohnt ist, walten statt dessen die allgemein menschlichen Bestrebungen, soziale Fragen vor, und der kriegerische Enthusiasmus, ja der militärische Mut gehört schon zur Sphäre des Ueberlebten, Veralteten, Vergangenen.

Abneigung Frankreichs gegen den Krieg 1870.

Es ist noch allen erinnerlich, bis zu welchem Grade beim Ausbruch des Krieges von 1870 sowohl in der gebildeten Gesellschaft wie im Volke Frankreichs die Abneigung gegen den Krieg zu Tage trat. Sie hat es entschieden begünstigt, dass nach den ersten Misserfolgen unter den Truppen eine Lockerung der Disziplin empfunden wurde.

Zu der ganzen Reihe von Beweisen, die wir schon vorgebracht haben, fügen wir noch den folgenden hinzu: Als nach der Uebergabe Strassburgs die Garnison mit den Waffen in der Hand und unter militärischen Ehrenbezeugungen aus der Stadt zog, „begrüssten sie — wie Clarétie[1]) erzählt — die auf dem Glacis der Festung aufgestellten Preussen, und als die ersten Reihen der Besatzung heranrückten, schlug die Trommel den Marsch und die feindlichen Truppen salutierten. Die Garnison legte sogleich angesichts der sie umringenden Schar die Waffen ab. Nur die Artillerie, die Marine und die Zollwache zeigten beim Defilieren das Aussehen von Leuten, die ihre Niederlage beklagten,

[1]) Clarétie: „La guerre nationale".

doch ihre Würde und Entschlossenheit nicht verloren hatten. Die Uebrigen machten den Eindruck aufgelöster Haufen, sie schwangen ihre zerbrochenen Waffen und schleuderten den Siegern und deren Befehlshabern Beschimpfungen zu. Ich befand mich in einer Gruppe neben dem Konsul der Vereinigten Staaten. Niemals vergesse ich die Verachtung, die diesen Amerikaner erfüllte. „Es ist nun zum zweitenmale, dass ich einer Kapitulation beiwohne. Ich sah die Uebergabe der Armee des Generals Lee an die Nordstaaten. Damals marschierten die Leute mit den Waffen in der Hand gleichsam zur Beerdigung, aber sie marschierten in voller Ordnung, schweigend und konzentriert. Wir empfingen sie gleich Helden. Hier aber . . .“ doch ich will nicht sagen, welcher Ausdrücke sich der Konsul bediente.“

Gründe, weshalb ein Angriffskrieg von französischer Seite nicht zu befürchten ist.

Schliesslich lässt sich nicht annehmen, dass die französischen Staatsmänner sich die Frage nicht vorgelegt und beurteilt hätten, in welchem Umfange selbst ein voller Sieg über Deutschland, der die Zurückgewinnung der verlorenen Provinzen und etwa noch eine territoriale Abrundung am Rhein einschlösse, Frankreich für das Risiko, dem es sich in einem Kriege aussetzte, und für die ungeheuren Opfer, die der Krieg verlangen würde, zu entschädigen vermöchte. Darf man jedoch an die Wahrscheinlichkeit einer solchen Vernichtung Deutschlands durch Frankreich glauben, die einen neuen Krieg auf lange hinaus unmöglich machen würde? Falls Deutschland plötzlich alle seine Kräfte auf Frankreich richtete, müssten sofort fürchterliche und vielleicht entscheidende Kämpfe sich entwickeln, bevor noch Russland nach Vollzug seiner Mobilmachung eine Diversion zum Schutze Frankreichs begonnen hätte. Bei der leichten Veränderlichkeit der Stimmungen in Frankreich könnte das dazu führen, dass gegen die Fortsetzung des Krieges die schwersten Hindernisse im Lande entständen.[1])

Wenn umgekehrt die Hauptstreitkräfte der Deutschen sich anfangs gegen Russland wendeten, so müsste die französische Armee die Offensive ergreifen, was angesichts des stark befestigten Gürtels des deutschen Gebietes grosse Schwierigkeiten hätte und gewaltige Opfer erforderte,

[1]) Hierbei erinnert man sich unwillkürlich an die Stimmung der Franzosen im Jahre 1870, wie sie George Sand in ihrem Tagebuch (21. Dezember) geschildert hat: „In einem solchen Augenblick träumt das Volk von keinem Heldentum. Es ist erfüllt vom Drange nach Frieden und keineswegs geneigt, auf Ruhm zu sinnen, vielmehr vergisst es fast des Patriotismus. Zu seiner Rechtfertigung beruft es sich auf den Mangel an Disziplin im Heere und auf die Bedrückungen der Freischärler, dank welchen ihm seine Beschützung fast ebenso schlimm und drückend erscheint, als die feindlichen Attaquen. Zwischen zwei Uebeln sucht das unglückliche Land nach dem kleineren von beiden, findet es aber nicht. Das einfache Volk verurteilt überhaupt den Trotz,

welche die schlecht disponierte öffentliche Meinung aus Mangel an Bereitwilligkeit zur patriotischen Selbstentäusserung verweigern könnte. Und dies dürfte seinerseits die Ursache ganz unerwarteter Verwickelungen werden.

Und so giebt es ungeachtet des noch nicht erloschenen Hasses der Franzosen gegen Deutschland keinerlei ernste Gründe, einen Angriffskrieg von französischer Seite zu befürchten und die Deutschen reden von der Gefahr der französischen „Revanche" weit mehr, als an ihre Verwirklichung in Frankreich gedacht wird.

Internationale Streitfragen.

Wenn wir einen Blick auf die internationalen Streitfragen werfen, die gegenwärtig Veranlassung zum Kriege bieten könnten, so überzeugen wir uns, dass sie samt und sonders schon seit geraumer Zeit existieren und dass sie früher in bedeutend höherer Spannung als heute vorhanden waren. Inzwischen gab es in Europa schon lange keinen Krieg mehr; warum sollte er in einer nahen Zukunft ausbrechen? Nehmen wir z. B. die Periode der letzten zehn Jahre. Wenn sich Russland zur Zeit heftiger Krisen, wie beim Kriege zwischen Bulgarien und Serbien im Jahre 1885, oder bei der ohne russische Zustimmung vollzogenen Wahl des Fürsten Ferdinand nicht gewaltsam in die Balkanangelegenheiten gemischt hat, giebt es da einen Grund zu der Besorgnis, Russland werde künftig einen ähnlichen Fall zur kriegerischen Einmischung benutzen?

Ein ander Ding wäre es freilich, wenn eine Verletzung russischer Interessen stattfände. Das wäre dann aber schon von Aussen veranlasst. Wenn aber Deutschland den Krieg gegen Frankreich und Russland damals nicht begann, als Frankreich noch nicht völlig gerüstet war und die russischen Rüstungen sichtlich stockten, warum sollte man eine kriegerische Initiative Deutschlands zu einer Zeit, wo die Kriegsbereitschaft Frankreichs und Russlands sich mit der deutschen vergleichen lässt, für etwas wahrscheinlicher halten?

Vor einem Jahrzehnt waren die grossen Verteidigungsarbeiten Russlands in der That noch nicht vollendet, es fehlten einige strategische Bahnlinien, die wir heute besitzen, und was die Hauptsache ist: das Schnellfeuergewehr war in der russischen Armee noch nicht eingeführt.

---

mit dem wir auf der Ehre des Landes bestehen, es würde die Uebergabe von Paris wünschen und sieht den Patriotismus nur als das Hindernis des Friedens. Wenn wir mit so geringen Mitteln zum Leben in solchen Bedrängnissen steckten, wer weiss, wie schwer es uns fiele, uns als Patrioten zu erweisen. Armer Jacques Bonhomme, in dieser Stunde des Kummers und der Not rebelliert freilich deine Begeisterung, und wenn man dich heute darum fragte, so gäbest du deine Stimme weder dem Kaiserreich, das den Krieg anstiftete, noch der Republik, die ihn fortsetzt. Beschuldige und verachte dich, wer mag, mir ist's leid um dich, und trotz deiner Fehler werde ich dich immer lieben."

Sie war bei dem Berdangewehr, dem Rauchpulver und den Geschützen von altem Typus stehen geblieben.

Bei dieser Ungleichheit in der Bewaffnung hätte ein Angriff seitens des schlechter Ausgerüsteten um so gewisser zur Vernichtung seiner Reihen geführt, je energischer der Angriff gemacht worden wäre. Und wenn Deutschland die Ueberlegenheit seiner Kriegsbereitschaft damals nicht ausnutzte, so wird in der Gegenwart und nächsten Zukunft, wenn beide Teile gleiche Schusswaffen besitzen und Millionen zählen, die unter die Fahnen berufen werden, der Krieg um so unwahrscheinlicher werden.

VII.

Verluste an Menschen in künftigen Kriegen.

Die wahrscheinlichen Verluste an Menschen in einem künftigen Kriege.

Zur Charakteristik eines künftigen Krieges ist die Frage über die Anzahl der Menschenleben, die er fordert, von unzweifelhafter Bedeutung; bei den jetzigen Zerstörungsmitteln muss man sich unwillkürlich fragen: Ist es wahrscheinlich, dass die Kriege der Zukunft zu einem derartigen Resultat führen werden, dass die erreichten Erfolge wenigstens teilweise jene Umstände beseitigen, die diesen oder jenen Krieg hervorgerufen haben, wie das in der Vergangenheit der Fall war?

Wenn man in der Kriegskunst die einfache Logik anwendet und sich nicht durch das Argument verleiten lässt, dass auch die früheren Kriege ebenso schrecklich gewesen seien, wie uns ein künftiger Krieg erscheint, und dabei dennoch zu dem gewünschten Resultat geführt haben, so ist auch ein Zweifel an der Erreichbarkeit des Zieles, das man sich gesteckt, vollkommen gerechtfertigt.

In Wirklichkeit hat ein künftiger Krieg nur die eine Aehnlichkeit mit den früheren, dass es sein Zweck sein wird, die Besiegten zur Erfüllung der Forderungen zu nötigen, die der Sieger gestellt hat. Um diesen Zweck zu erreichen, muss man die Kraft des Gegners brechen und ihm die Möglichkeit zur Fortsetzung des Krieges nehmen.

Veränderungen in der Kriegskunst während des letzten Jahrzehnts.

Aber seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in allen Ländern sind ganz andere Anstrengungen zur Erreichung dieses Resultates erforderlich, und es ist ganz unmöglich, die Zeit zu bestimmen, wann die Kräfte des Gegners erschöpft sein werden; da beide Parteien mächtige Verteidigungs- und Angriffsmittel in den Händen haben werden, so werden auch die Opfer unvergleichlich grösser sein als früher.

Vor etwa 20 Jahren war es noch verhältnismässig leicht, die Höhe der Verluste im voraus annähernd berechnen zu können. Wenn man die Zahl der Truppen feststellte, die an dem Krieg teilnehmen konnten, und

den Wert der Bewaffnung sowie die in der Taktik vorgegangenen Veränderungen in Betracht zog, so konnte man den Prozentsatz der wahrscheinlichen Verluste berechnen.

Die mit dem wirtschaftlichen Leben eines Volkes verbundenen Fragen wurden gar nicht in Betracht gezogen. Es war überflüssig, die wirtschaftlichen Folgen der internationalen Zusammenstösse zu erforschen, die Höhe der Finanzkräfte, über welche die Kriegführenden verfügen konnten, auszurechnen und nach bekannten Formeln aus diesen Faktoren annähernd richtige Schlüsse über die Möglichkeit zu ziehen, die versammelten Truppen und die bürgerliche Bevölkerung zu verproviantieren und zu erhalten.

Aber während des letzten Jahrzehnts haben in der Kriegskunst in allen Beziehungen grosse Veränderungen stattgefunden. Vor allem hat sich das Verhältnis zwischen den am Krieg teilnehmenden Elementen, wovon einerseits der Verlauf des Krieges und andererseits der Einfluss auf alle Funktionen der gesellschaftlichen Ordnung abhängt, von Grund aus verändert; anstatt einer bestimmten leicht vorher zu bemessenden Anzahl von aktiven Truppen und Reserven unter dem Kommando von Berufsoffizieren treten sich jetzt ganze Völker auf dem Schlachtfelde entgegen, welche nach und nach nach ihrem Geburtsjahr einberufen werden, so dass im äussersten Notfall die ganze männliche Bevölkerung, die ein Gewehr zu tragen im Stande ist, — bis zum 45. Jahre und in einigen Ländern sogar bis zum 50. Jahre — unter den Fahnen stehen kann, unter der Führung von Reserveoffizieren bis zur Höhe von drei Vierteln der Zahl der Offiziere, welche aber die Kriegskunst schon fast vergessen haben.

Diese ungeheuren Scharen werden ein Gewehr führen von unvergleichlich grösserer Tragfähigkeit und mörderischerer Wirkung als das frühere, das aber noch in keinem grossen regelrechten Kriege erprobt ist.

Die Schlachtfelder werden nicht im Pulverrauch verhüllt sein. Es ist begreiflich, dass sich unter diesen Umständen die Strategie und die Taktik in jedem Fall bedeutend komplizierter gestaltet, wenn nicht gänzlich verändert hat.

Alles das giebt genügend Grund zu der Befürchtung, dass die Verluste in den Schlachten über alle Erwartungen grösser sein werden als in den früheren Kriegen. Aber darauf antworten einige Militärschriftsteller nicht ohne scheinbare Richtigkeit, dass auf die Höhe der Verluste nicht nur die Kraft der Waffe Einfluss hat, sondern auch jene taktischen Gewohnheiten, welche sich die Truppen eben infolge der vorhergegangenen Veränderungen in der Bewaffnung aneignen. Die Feuersteingewehre und

die glattläufigen Geschütze hatten verhältnismässig geringe totbringende Kraft. Aber die damals angewandten tiefen und gedrängten Aufstellungen hatten zur Folge, dass bei den Feuerschlossgewehren die Schlachten blutiger waren als in den letzten Kriegen. Es wurde auch die Meinung ausgesprochen, dass sich in demselben Maasse, wie die Waffen vervollkommnet werden, die Menschenverluste verringern und auch ferner verringern werden.[1])

Wie in der Schaffung neuer taktischer Formen zum Schutz gegen die gesteigerte Gewalt des Gewehrs einerseits, und in den weiteren technischen Erfindungen, welche die totbringende Wirkung des Feuers immer mehr erhöhen, so zeigt sich andererseits die Biegsamkeit des menschlichen Geistes, der gewissermaassen sich selbst bekämpft, indem er seiner Erfindung andere entgegensetzt, welche die Bedeutung der ersteren vermindern.

Manche Militärschriftsteller leugnen nicht die Wahrscheinlichkeit grosser Verluste in einem künftigen Kriege, aber einige von ihnen nehmen an, dass die grosse Zahl an Opfern weder einen entstehenden Krieg verhindern noch Anlass zu seiner Einstellung geben könne. Aber auch diese Ansicht findet Gegner, welche behaupten, dass bei den heutigen mehr nebelhaften Anschauungen inmitten der Gesellschaft die kolossalen Hekatomben auf den Schlachtfeldern nicht ohne Einfluss auf die Entschlossenheit zur Fortsetzung des Krieges bleiben können, und dass schon die Grösse der jetztigen Heere eine lange Dauer des Krieges nicht zulassen werde. Der deutsche Militärschriftsteller Hönig sagt:[2])

Verluste in einem künftigen Kriege.

„In früheren Zeiten wurde die Frage betreffs der Maassregeln zur Vermeidung der Kriegsverluste — wenigstens in Offizierkreisen — gar nicht besprochen, während in den Arbeiten der Jetztzeit diese Sorge immer klarer hervortritt."

„Mehr als einmal beschäftigte mich der Gedanke", sagt der genannte Schriftsteller, „worauf sich diese Aufmerksamkeit für die künftigen Verluste gründet: Vielleicht darauf, dass wir die Dinge nicht in ihrem wahren Licht sehen, oder darauf, dass wir im Vergleich mit unseren Vorfahren gänzlich verweichlicht sind? Sollte man nicht den Anlass zu dieser Erscheinung darin suchen, dass in unserer Zeit das Menschenleben einen grösseren Wert hat und dass daher Verluste nach jeder Schlacht Anlass zu Schreckensrufen geben? Oder kann man darin einen sittlichen Fortschritt unseres Jahrhunderts erblicken?"

---

[1]) Dr. G. Roloff: „Der Menschenverbrauch in den Hauptschlachten der letzten Jahrhunderte."

[2]) Hönig: „Taktik der Zukunft." Berlin 1890.

Verminderte Fähigkeit zur Selbstaufopferung.

Bei der Betrachtung dieser Fragen könnte man eine zu grosse Zahl Hypothesen aufstellen. Als unzweifelhaft erscheint nur, dass die Zivilisation, wenn sie einen gewissen Grad erreicht hat, den gesellschaftlichen Bau und das Wesen der Staaten so sehr kompliziert und die der Einberufung unterliegenden Bürger so sehr beeinflusst, dass der Krieg schreckliche Erschütterungen hervorrufen muss. Ausserdem hat auch der verstärkte Kampf ums Dasein bei gleichzeitigem Wachsen des Wohlstandes die Nerven geschwächt und Verweichlichung erzeugt. Alles das vermindert die Fähigkeit zur Selbstaufopferung.

Um auf die Einbildungskraft beruhigend einzuwirken, bemühen sich manche Schriftsteller, die Vorstellung von ungeheuren Verlusten im Kriege durch den Hinweis auf die Grösse der Schlachtfelder, infolge der grossen Zahl der Truppen, sowie auch infolge der weittragenden neuen Gewehre, abzuschwächen. Nach ihrer Meinung begünstigt die zerstreute Aufstellung eines Heeresteils den Rückzug, sobald sich die Verluste zu sehr fühlbar machen.

Selbst wenn man dieses Argument für richtig hält, so kann man doch die sich ausgleichenden günstigen und ungünstigen Folgen, die sich aus allen diesen Umständen ergeben, nicht ausser acht lassen. Die ungeheure Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, die Grösse der Schlachtfelder, die Schwierigkeiten, welche die Feldbefestigungen den Angriffen bereiten, und endlich die natürlichen Deckungen, die der Boden bietet und welche die Leute zu benutzen gelernt haben und bei der schrecklichen Gewalt des Feuers jedenfalls benutzen werden — alles das erschwert und verzögert den Gang der kriegerischen Ereignisse.

Die Verproviantierung und Einquartierung der Truppen wird so schwierig werden, dass die Krankheiten mehr Opfer aus den Reihen der Heere fordern werden als selbst die blutigste Schlacht.

Von welcher Seite man auch den künftigen Krieg ansehen mag, immer entsteht die Frage, ob der Ausbruch eines Krieges überhaupt möglich sein wird bei der ungeheuren Verstärkung der Vernichtungsmittel, die schon in unserer Zeit erreicht wurde, und bei der unzweifelhaften Thatsache, dass mit der jetzigen Bewaffnung bei weitem noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, da beständig neue Erfindungen auftauchen.

Aber wenn man sich des Ausspruchs Bacons erinnert, dass „inmitten der Nichtigkeit der Welt immer der Dummheit ein grösseres Feld der Thätigkeit offen steht, als dem Verstand, und der Leichtsinn mehr Einfluss hat als die Besonnenheit“, und die Frage, ob ein Krieg möglich sei, bejahend beantwortet, so fragt es sich immer noch, ob bei dem heutigen Stand der Kriegskunst so bedeutende Resultate erreicht werden können,

dass die Streitfrage zwischen den Völkern durch einen Krieg wirklich einmal endgiltig entschieden wird.

Für das gesellschaftliche und private Leben Europas ist diese Frage von grösster Wichtigkeit. Europa steht vor der Notwendigkeit, aus der Produktionskraft des Volkes immer neue Milliarden für Kriegszwecke herauszuziehen; die Völker stöhnen unter der Last des Militarismus, ein grosser Teil der Bevölkerung verurteilt scharf den Krieg und die Agitatoren wenden das Schreckbild des Krieges als Kampfmittel an, um Abscheu gegen die bestehende Ordnung zu erregen.

Die Klärung der erwähnten Fragen bildet den Zweck des vorliegenden Abschnitts.

Aber diese Fragen sind so kompliziert, dass wir eine Antwort darauf nur dadurch geben können, dass wir in dem vorliegenden Teil unserer Untersuchung das zusammentragen, was in den vorhergehenden Kapiteln über die Untersuchung der erhöhten Verluste durch die Waffen, als Folge der verbesserten Technik und durch Krankheit, als Folge der Schwierigkeiten der Verproviantierung und Einquartierung der Millionen-Heere gesagt wurde.

Zur Abschätzung der Bedeutung der vorangegangenen Veränderungen nehmen wir als Maassstab die Wirkung von vollkommen gleichartigen Faktoren in einem künftigen und in den früheren Kriegen an. Den Wert der heutigen neuen taktischen Faktoren werden wir nach der Hilfe, die sie im Kampf gewähren, abschätzen, aber natürlich nur in allgemeinen Angaben, da sonst zu viele Wiederholungen nötig wären.

Nur dann, wenn wir die wahrscheinlichen Verluste mit denen verglichen haben, die in früheren Kriegen stattfanden, wird es möglich sein, eine Meinung über den Einfluss der Verluste auf den künftigen Krieg und die europäischen Gesellschaften auszusprechen.

---

1. Unmöglichkeit der Bestimmung künftiger Kriegs-Verluste auf Grund früherer Erfahrungen.

Zwei verschiedene Anschauungen machen sich bezüglich der Verluste im künftigen Kriege geltend.

In der militärischen Litteratur behandelt man die Frage von den Verlusten in einem künftigen Kriege nach zwei Richtungen. Die Anhänger der ersteren, sozusagen konservativen Richtung bemühen sich, einen künftigen Krieg als wenig verschieden von den früheren darzustellen, indem sie die Vermutung aussprechen, dass weder das neue Gewehr, noch die neue Taktik die Zahl der Kampfunfähigen wesentlich verändern könne. Zum Beweis dafür führen sie statistische Angaben an,

welche zeigen, dass wenigstens bis jetzt die Menschen-Verluste in demselben Verhältnis geringer wurden, wie das Gewehr verbessert wurde.

Es ist bemerkenswert, dass die Mehrzahl der Schriftsteller dieser Richtung — soweit wir die grosse Zahl von Büchern, Broschüren und Zeitungsartikeln, die ununterbrochen erscheinen, durchblättern konnten — aus Offizieren besteht, die den höheren Graden, vom Obersten aufwärts, angehören. Vom psychologischen Standpunkt aus könnte man eher erwarten, dass jüngere Offiziere diese Behauptung verfechten würden, aber es zeigt sich, dass in den Werken der letzteren meist der Wunsch durchklingt, die Aufmerksamkeit auf den Widerspruch zwischen der Anfertigung immer mächtigerer Vernichtungsmittel und der Einberufung fast der ganzen erwachsenen Bevölkerung zu den Fahnen zu lenken.

Es ist möglich, dass der Anlass dazu der ist, dass die jungen Offiziere, die den Soldaten näher stehen, besser wissen, was man von den heutigen Truppen erwarten kann; aber es ist auch möglich, dass die Eindrucksfähigkeit der Jugend sie veranlasst, die Folgen des Fortschritts der militärischen Technik zu überschätzen.

Uebrigens müssen wir hinzufügen, dass in der letzten Zeit in den höchsten Offizierskreisen die Meinung ausgesprochen wird, es werde unter den heutigen Umständen fast unmöglich sein, den Krieg bis zu einem entscheidenden Resultat fortzusetzen.

Vergleich der früheren Kriege mit den jetzigen.

Damit der Leser sich selbst einen Begriff davon machen kann, wie sehr die Ansichten der Spezialisten auseinander gehen, müssen wir vor allem beachten, von welchen Verlusten die früheren Kriege begleitet waren, worauf es zur Vergleichung genügt, einen Blick auf die Kriegsgeschichte der letzten Jahrhunderte zu werfen.

Wir fangen damit an, dass bis zum jetzigen Jahrhundert die Kriege im allgemeinen zwar lange dauerten, aber eine viel kleinere Zahl von Schlachten — besonders von grossen Schlachten — aufzuweisen haben, als die Kriege des jetzigen Jahrhunderts. Das war vor allem die Folge der kleinen Zahl der regelmässigen Heere. Ueberall bestanden sie aus geworbenen Leuten, aus eigenen Unterthanen und aus Ausländern, d. h. aus Leuten, die um Sold dienten, woher auch der Name Soldat kommt. Die Erhaltung geworbener Truppen war teuer und Montecucculi hatte recht, als er sagte: „Zum Kriege sind drei Dinge nötig: Geld, Geld und Geld.“ Nach Beendigung des Krieges wurden die Truppen zum grössten Teil entlassen und nur eine kleine Anzahl blieb unter den Fahnen.

Die Verluste an Menschen infolge der Schlachten kamen teuer zu stehen, da man sie wieder durch Werbung und Handgeld ersetzen musste. Das ist schon ein Grund dafür, warum man entscheidenden Schlachten

auszuweichen suchte, indem man auf die Thätigkeit der Diplomatie bezüglich des Abschlusses neuer Bündnisse, sowie auf verschiedene nicht vorhergesehene Umstände rechnete.

Ferner war auch die Strategie durch das sogenannte Magazinierungssystem bedingt, und die Taktik war eine ganz andere als in den Kriegen des jetzigen Jahrhunderts; der Wirkungskreis einer Armee war von den an gewissen Punkten errichteten Magazinen abhängig, aus denen die Truppen verproviantiert wurden und demzufolge nicht gross; auch war die Armee selbst wenig beweglich.

Früher die ganze Armee eine Kampfeinheit.

Unter diesen Umständen stellte die ganze Armee eine Kampfeinheit vor, und sobald sich ein Gefecht entwickelte, gingen alle Heeresteile ins Feuer, ohne starke Reserven zurückzulassen, wie das in der Neuzeit geschieht. Eine Schlacht wickelte sich in der Weise ab, dass nach der vorbereitenden Thätigkeit der Artillerie sich die angreifende Infanterie dem Gegner bis auf die Entfernung des damaligen Gewehrfeuers, d. h. auf zwei- bis dreihundert Schritt näherte; veranlasste dieses Massenfeuer den Gegner nicht zum Rückzug, so folgte ein Angriff mit dem Bajonette, um seinen Widerstand mit einem Schlage zu brechen.

Es ist begreiflich, dass es bei der geringen Beweglichkeit der damaligen Heeresteile nur selten gelang, eine überlegene Macht rechtzeitig auf einen Punkt zusammenzuziehen, um die Stellung des Feindes zu durchbrechen, seine Heeresteile auseinander zu sprengen, Unordnung in seine Reihen zu bringen, und ihm dadurch die Möglichkeit zu rauben, den Kampf fortzusetzen.

Bei gleichzeitigem Angriff feindlicher Massen aufeinander verwandelte sich der Bajonettangriff wohl auch in ein Handgemenge, in dem die Verluste auf beiden Seiten ungeheuer sein konnten, bei dem Sieger nur wenig geringer als bei dem Besiegten. Dazu kam es jedoch nicht, weil die an Zahl oder in moralischer Hinsicht schwächere Partei den Bajonettangriff nicht aushielt und den Rücken wandte, ohne derartig grosse Verluste erlitten zu haben, die sie zum Rückzug hätten veranlassen können.

Darum war die Verfolgung gewöhnlich nur schwach und es konnten keine so grossen Verluste eintreten, wie sie ein Einzelkampf und ein lange dauerndes Handgemenge mit sich gebracht haben würden.

Die Stärke der Armeen des 16. Jahrhunderts.

Eine der stärksten Armeen des 16. Jahrhunderts war die Karls V., mit der er Metz belagerte und die nahezu 100 000 Mann zählte; die Heere Ludwigs XIV. erreichten zuweilen diese Zahl, doch waren dies Heere von ganz ausnahmsweiser Stärke, die aber selten vereinigt wirkten, da ein bedeutender Teil derselben als Garnison in den eroberten Festungen blieb. Im Laufe des siebenjährigen Krieges überstieg die

Zahl der einzelnen Armeen nicht 60—70 000 Mann; die Armee Moreau's, 1800, hatte 108 000 Mann.[1])

Wenn wir die Verluste auf beiden Seiten betrachten, sowie die Dauer des Kampfes und die Schnelligkeit, mit der die Verluste durch die Hauptschlachten des letzten Jahrhunderts in Westeuropa sich folgten, so erhalten wir lehrreiche Daten.[2])

Stärke der Heere in den Schlachten des vorigen Jahrhunderts.

In 16 typischen Schlachten des achtzehnten Jahrhunderts betrug die Stärke beider Heere zusammen durchschnittlich 85 000 Mann. Schon aus diesem Grunde ist ein Vergleich mit den zukünftigen Schlachten unmöglich, an denen, wie die Sachverständigen glauben, ein halbe Million Menschen teilnehmen wird.

Ferner waren auch die Unterschiede in der Zahl der kämpfenden Heere ganz andere, als sie in Zukunft sein können.

Von der Gesamtzahl der Truppen nahmen an der Schlacht teil:

Bei	Chiari	Oesterreicher	44	Prozent,	Franzosen	56	Prozent
„	Hochstädt	„	48	„	„	52	„
„	Malplaquet . . .	„	50	„	„	50	„
„	Chotusitz	„	50	„	Preussen	50	„
„	Soor	„	64	„	„	36	„
„	Kesselsdorf . . .	Sachsen . .	51	„	„	49	„
„	Rossbach	Franzosen .	70	„	„	30	„
„	Leuthen	Oesterreicher	71	„	„	29	„
„	Hochkirch . . .	„	64	„	„	36	„
„	Jemappes . . .	„	22	„	Franzosen	78	„
„	Fleurus	„	37	„	„	63	„
„	Arcole	„	60	„	„	40	„
„	Stockach	„	63	„	„	37	„
„	Trebbia	Russen . .	46	„	„	54	„
„	Novi	„ . .	59	„	„	41	„
„	Marengo	Oesterreicher	54	„	„	46	„

Dauer der früheren Schlachten und ihre Verluste.

Die Dauer der Schlachten schwankte bis zur französischen Revolution von $1^1/_2$ bis 10 Stunden; von der Zeit aber, wo die französischen vordersten Linien in die zerstreute Ordnung übergingen und der entscheidende Schlag durch Massen von Reserven geführt wurde, dauerten die Schlachten länger, zuweilen bis zu 36 Stunden.

Aber der charakteristische Zug wird in der Zukunft der sein, dass die Dauer der Schlachten immer neue Reserven herbeizuführen er-

[1]) A. Rödiger: „Komplettierung und Einteilung der bewaffneten Macht." Petersburg 1892.

[2]) C. v. B. K.: „Geist und Stoff im Kriege." 1896.

lauben wird und dass die Verluste mit grösserer Schnelligkeit eintreten werden.

Vor Friedrich dem Grossen schwankten die Verluste in einer Stunde von 2 Prozent zu 4 Prozent, zur Zeit Friedrichs wurden die Schlachten kürzer und energischer und die Gesamtsumme der Verluste wuchs daher bei jedem Gefecht stark. Während der Revolutionskriege dagegen verminderten sich die Verluste einer Stunde bedeutend, einmal wegen der langen Dauer der Schlachten und weiter wegen der bedeutend geringeren Zahl der Gesamtsumme der Verluste im Verhältnis zur Stärke der Heere.

Aber man darf nicht ausser acht lassen, dass die angeführten Angaben mit Vorsicht benutzt werden müssen. Die Volkszählungen waren zu der Zeit ungenau, die Statistik existierte noch nicht und die Heerführung übertrieb die Verluste der Gegner und gab die eigenen zu gering an; zuweilen aber übertrieb sie die eigenen Verluste, je nach den Zwecken, für die die Berichte abgefasst wurden. Bei der verhältnismässig geringen Anzahl der Truppen, die an den Einzelschlachten beteiligt waren, hat aber schon eine kleine Ungenauigkeit in der angegebenen Summe der Verluste der einen oder der anderen Seite eine bedeutende Unrichtigkeit im Prozentsatz zur Folge.

Die neue Taktik und die Leichtigkeit der Ergänzung der Truppen.

In den französischen Revolutionskriegen traten schon die Grundlagen der jetzigen Heeresorganisation und sogar die einer neuen Taktik auf. Die stehenden Truppen, die Frankreich hatte, waren zum Kampf gegen die starken Kriegsmächte Oesterreich und Preussen völlig unzureichend. Deshalb musste man die Konskription einführen und Heere bilden aus Leuten, die nach dem Los einberufen wurden und nicht für Geld angeworben waren. Solche Soldaten erwiesen sich als ungeübt und es war unmöglich, sie dem Feind im Anfang der Schlacht in geschlossenen Reihen oder Kolonnen entgegenzuführen. Man war genötigt, sie in Schützenketten aufzulösen, um so mehr, da von den nach dem Los einberufenen Bürgern weniger Fälle von Desertion zu befürchten waren, als von den Geworbenen, unter denen sich viele Ausländer befanden.

Beim Angriff in zerstreuter Ordnung litten die Konskribierten weniger vom Artilleriefeuer, mit dem die Schlachten begannen. Die französischen Heerführer benutzten die Unentschlossenheit oder sonst einen Fehler des Gegners, schlossen die Reihen und führten ihre Konskribierten zum Angriff mit der Gewissheit des Erfolges. Das erklärt auch teilweise die lange Dauer der damaligen Schlachten.

Und da die Konskription ohne Geldaufwand Soldaten in beliebiger Anzahl lieferte, so konnten die französischen Heerführer, ohne auf die Verluste zu achten, in einem günstigen Augenblick zum Angriff übergehen.

Aufgeben des Magazinsystems.

Diese Leichtigkeit der Ergänzung der Truppen und die seltenere Desertierung erlaubten auch, sich vom Magazinsystem frei zu machen, indem man dieses durch Requisitionen ersetzte, die durch jeden Truppenteil besonders ausgeführt wurden und den Heeren eine viel grössere Beweglichkeit gaben, sowie auch ausserdem die Möglichkeit, ihre Zahl zu vergrössern.

Die Armeen Napoleons betrugen 1805: 207 000, 1806: 177 000, 1809: 150 000, 1812: 500 000 und 1813 (im Felde): 300 000 Mann. So zeigt also schon der Anfang des jetzigen Jahrhunderts ein starkes Anwachsen der Heeresmassen.[1])

Aber diese Massen waren sehr schlecht bewaffnet. Die Infanterie hatte zu jener Zeit ein glattläufiges Gewehr; nur die englischen Schützen waren mit gezogenen Gewehren ausgerüstet. Die Patrone war von Papier; beim Laden wurde sie oben abgebissen und ein Teil des Pulvers auf die Pfanne, der Rest aber in die Mündung des zwischen die Füsse gestellten Gewehrs geschüttet und dann die in Papier gewickelte Kugel mit dem Ladestock in den Lauf hineingetrieben.

Die Wirkung der damaligen Gewehre und Geschütze.

Auf diese Weise erzielten die besten Schützen in einer Minute nicht mehr als 2 bis 3 Schüsse. Die Durchschlagskraft wurde dadurch vermindert, dass das Kaliber der Kugeln bedeutend geringer war als dasjenige der Mündung, und zwar aus dem Grunde, weil sonst, trotz der Reinigung durch den Ladestock selbst, die Anhäufung von Pulverrückständen das Gewehr unbrauchbar gemacht hätte. Die Kraft der Ladung war ungleich, da sie davon abhing, wieviel Pulver auf die Pfanne oder daneben geschüttet wurde, was zuweilen zur Verminderung des Rückstosses angewandt wurde. Asemort führt in seiner „Taktik des Infanteriefeuers" einen Fall aus der Schlacht bei Caldiero (1805) an, wo ein österreichisches Bataillon, das eine halbe Stunde dem Feuer eines französischen Bataillons ausgesetzt war, im ganzen nur 6 Mann verlor.[2])

Dabei hatte die feuchte Witterung grossen Einfluss auf das Aufbrennen, d. h. auf die Entzündung des Pulvers auf der Pfanne durch den Feuerstein. In der Schlacht bei Dresden am 27. August 1813 versagten die Flintenschlösser infolge lange andauernden Regens den Dienst.

Die Treffsicherheit des damaligen Gewehrs (der Prozentsatz der Treffer) betrug nur den 9. Teil der Treffsicherheit der Gewehre von 1874 (200 Treffer gegen 1800). Da sich aber später bei Anwendung des neuen rauchschwachen Pulvers die Treffsicherheit noch verdoppelt hat, so besassen die Gewehre zur Zeit Napoleons I. nur etwa ein Achtzehntel der Wirksamkeit der heutigen Gewehre.

---

[1]) A. Rödiger, ibid.

[2]) Skugarewski: „Der Angriff der Infanterie."

Ebenso schwach war auch die Wirkung der damaligen Artillerie, obgleich schon häufig Kartätschen und Granaten angewendet wurden. Wir führen dafür einige Beispiele an:[1])

Die Feldgeschütze schossen auf 1000—3000 Schritt Entfernung, aber ein sicherer Schuss aus dem sechspfündigen Geschütz reichte nur bis 1800 Schritt und aus dem zwölfpfündigen bis 2000 Schritt. Ein wirksames Feuer war nur auf eine Entfernung von 900—1000 Schritt möglich, ein gezieltes Feuer aber auf 750—800 Schritt.

Seltene Anwendung der Kartätschen.

Lange dauernde Kanonaden wurden auf die Entfernung eines wirksamen Feuers, nicht aber auf die des gezielten Feuers ausgeführt, da bei der Kürze der letzteren Entfernung die Artillerie in Gefahr kam, weggenommen zu werden. Nach Angabe desselben Verfassers gelang es einer Fussbatterie selten, mehr als 6 bis 8 Schüsse abzugeben und dabei in der Entfernung des gezielten Feuers zu bleiben. Kartätschen wirkten selten, da die Erfahrung zeigte, dass die Hälfte der Kugeln in die Erde einschlug und ein Drittel der Kugeln über die Köpfe der Feinde wegging, so dass nur ein Sechstel der Kugeln in der Richtung des Laufs geworfen wurde.

Wir führen noch einige Angaben über die Resultate des Granatfeuers zu jener Zeit an.[2])

Geringe Wirkung des Granatfeuers.

Beim Feuer nach der Front des Gegners mit Granaten, die in zwölf Stücke zersprangen, wurde mit zehn 10 pfündigen Granaten auf eine Entfernung von 150 Schritt nur ein Mann getroffen, mit 20 bis 36 pfündigen Granaten 9 Mann, aber auf 200 Schritt gleichfalls nur ein Mann. „Das ist das Höchste", sagt der Verfasser, „was von Granaten zu erwarten ist, da sie gewöhnlich nutzlos über dem Gegner zerplatzen."

Daraus ist zu ersehen, dass die Wirksamkeit der Artillerie jener Zeit ein Kinderspiel im Vergleich mit der mächtigen Artillerie unserer Zeit war. Die Durchschlagskraft der Geschosse war sehr gering. Nach einem Versuch von General Meunier durchschlug eine Kugel des 24 pfündigen Geschützes auf eine Entfernung von 300 Schritt nur eine Eichenwand von 43 Zoll Dicke.

Aber ungeachtet der schwachen Wirkung der damaligen Gewehre und Geschütze waren die Verluste an Menschen dennoch bedeutend, mehr infolge von Krankheiten und Ermüdungen als von Verwundungen. Beim Anfang der Revolution hatte Frankreich ein Heer von 120 000 Mann. Im Laufe des Jahres 1793 wurden nach und nach 1 380 000 Mann zu den Fahnen einberufen, von denen ungefähr 1 200 000 Mann auf den ver-

[1]) C. v. Decker: „Schiessen und Werfen." S. 32.

[2]) Hoyen: „Militärische Encyklopädie." 1808.

schiedenen Kriegsschauplätzen zur Verwendung kamen und 1798 waren von der ganzen Anzahl kaum noch ein Drittel übrig geblieben. Nach zehn Jahren, d. h. nach den Kriegen in Belgien, am Rhein, jenseits der Alpen und Pyrenäen, in der Vendée und in Egypten bestand das französische Heer schon wieder aus 667 588 Mann.[1])

Nach Thiers haben die Kriege von 1800 bis 1815 zwei Millionen Menschenleben gekostet. „Sie traten in den Dienst und kehrten nicht mehr zurück", sagt General Fouat.

Die Verluste im Krimkriege.

Im Krimkrieg war — wenn man die kriegerischen Ereignisse an der Donau und in Asien, sowie die Schlacht an der Alma ausser acht lässt — alles auf Sebastopol konzentriert und dieser ist also unter Ausnahme-Zuständen vor sich gegangen, die sich kaum wiederholen werden. Uebrigens war die damalige Bewaffnung sowohl eines bedeutenden Teils der Infanterie, als auch der Artillerie noch wenig verschieden von der zur Zeit der Napoleonischen Kriege. Im Jahre 1837 schilderte Graf Medem die Wirkung des Gewehrfeuers folgendermaassen: „Auf 300 Schritt ist es zum grössten Teil nichtig, auf 200 Schritt wirkt es ziemlich schwach, und erst auf 150 oder 100 Schritt wird es mörderisch."[2])

Die russischen Gewehre trugen im Krimkrieg nicht weiter als auf 300 Schritt; aber ein Teil der französischen Infanterie war mit gezogenen Gewehren bewaffnet, die auf 1200 Schritt schossen; die Engländer hatten gleichfalls gezogene Gewehre. Dadurch erklären sich die vergleichsweise hohen Verluste der russischen Truppen. Man muss noch hinzufügen, dass auch die Geschütze jener Zeit noch unbefriedigend waren.

Die von verschiedenen Schriftstellern angeführten Zahlen über die Verluste in den Schlachten und infolge von Krankheiten zur Zeit des Krimkrieges stimmen sehr wenig mit einander überein; die glaubwürdigsten derselben sind noch folgende Angaben, die sich nicht auf ein zufälliges Stärkeverhältnis in einem gegebenen Augenblick beziehen, sondern auf die Gesamtzahl der Truppen, die nach und nach auf den Kriegsschauplatz in der Krim abgesandt worden sind; über die Verluste der türkischen Armee fehlen die Angaben.[3])

Von 428 000 Mann der Verbündeten wurden verwundet: 13,6 Prozent, getötet: 2,5 Prozent; die Gesamtzahl der Toten und Verwundeten beträgt also 16 Prozent. Von den 324 000 Russen wurden getötet: 6,4 Prozent, verwundet: 28,4 Prozent; Gesamtsumme: 35 Prozent. Aber wenn die Verluste der russischen Truppen durch Verwundung doppelt so gross

[1]) „Annales d'hygiène publique".

[2]) Skugarewski: „Der Angriff der Infanterie".

[3]) Dr. Myrdacz: „Sanitätsgeschichte des Krimkrieges 1854 bis 1856". Wien 1895.

waren als die der Verbündeten, so zeigt die Zahl der Todesfälle infolge von Krankheiten ein ganz entgegengesetztes Verhältnis. Letztere betrug bei den Verbündeten 16 Prozent, bei den Russen nur 11 Prozent.

Es ist bemerkenswert, dass die Gesamtsumme der Verluste an Getöteten, nachträglich Verstorbenen und Vermissten in allen Heeren mit Ausnahme des sardinischen nahezu die gleiche war; sie betrug in der Gesamtzahl 22,5 Prozent bei den Russen, 22,6 Prozent bei den Franzosen und 22,7 Prozent bei den Engländern. Ein grosser Unterschied zeigt sich aber darin, dass die russischen Truppen diesen Verlust in der Hälfte der Zeit erlitten, auf welche sich die in Betreff der Verbündeten gemachten Angaben beziehen. Im sardinischen Heer waren infolge dessen geringerer Beteiligung an den Schlachten die Verluste weniger gross.

Man muss noch die Thatsache der Widerstandsfähigkeit der russischen Soldaten beachten: die Zahl der Getöteten verhielt sich zur Zahl der an Krankheiten Gestorbenen bei den Franzosen und Engländern wie 1 : 4, bei den Russen aber wie 1 : 1. Die Verluste der Verbündeten waren also in bedeutend höherem Maasse durch Krankheiten verursacht, als durch die Waffen der Gegner, während die russischen Truppen ebensoviele Mannschaften durch die Waffen als durch Krankheiten verloren.

Verluste im Kriege von 1859.

Der französisch-italienisch-österreichische Krieg von 1859 dauerte nur zwei Monate, und es kam darin nur zu den fünf Schlachten bei Montebello, Palestro, Magenta, Melegnano und Solferino. Deshalb ist dieser Krieg in Bezug auf die Verluste für uns nicht sehr lehrreich. Die damaligen Verluste betrugen:

Truppen	Gesamtzahl	Tote	Verwundete
Franzosen	128 225	2536	17 054
Italiener	59 731	1010	4 922
Oesterreicher	217 324	5400	26 000

Die Verluste im Sezessionskriege.

Der Sezessionskrieg in den Vereinigten Staaten von 1863/1865 fand gleichfalls unter Ausnahmezuständen statt und die Berichte über die Verluste, besonders in der Armee der Südstaaten, sind nicht genügend zuverlässig. In der Armee der Nordstaaten sind, nach Molgol, aus der Gesamtzahl von 2 336 000 Mann

getötet	1,9	Prozent
der Verwundung erlegen	1,5	„
an Krankheiten gestorben	6,4	„
vermisst	2,9	„
es kehrten also nach Hause zurück	87,3	„

Die Verluste im preussisch-österreichischen Kriege.

Der preussisch-österreichische Krieg im Jahre 1866 war von zu kurzer Dauer, um auch nur einen annähernden Begriff von den Verlusten

in einem zukünftigen Kriege zu geben. Die Bewaffnung war zu jener Zeit gleichfalls noch zu unvollkommen und überdies bei beiden Gegnern ungleich. An dem Feldzug, der mit Königgrätz endete, nahmen teil: 309 000 Preussen, von denen 21 000 kampfunfähig wurden und 330 000 Oesterreicher, deren Verluste 84 000 Mann betrugen; an Offizieren verloren die Preussen je einen Offizier auf 21 Mann, die Oesterreicher je einen Offizier auf 18 Mann.

Die Preussen waren bekanntlich mit einem besseren Gewehr als die Oesterreicher ausgerüstet, und die Verluste auf beiden Seiten waren diesem Umstand entsprechend: die Anzahl der Gefallenen bei den Oesterreichern war viermal, und die der Verwundeten zweimal grösser. Wie weit das bessere Gewehr auf die Zahl der Verluste Einfluss hatte, zeigen uns nachstehende Zahlen:

Die Verluste betrugen bei den	Oesterreichern	Preussen
durch Artillerie-Geschosse . .	3 Prozent	16 Prozent
durch Gewehrkugeln	90 „	79 „
durch blanke Waffen	4 „	5 „
unbestimmt	3 „	— „

Von den Angaben über die Verluste in den Kriegen von 1866 und von 1870/71 erscheinen als vollständig genügend nur diejenigen, die sich auf das preussische und das deutsche Heer überhaupt beziehen. Im preussischen Heere wird seit der Zeit des badischen Feldzuges von 1849[1]) nach jeder Schlacht an das Kriegsministerium ein Verzeichnis der Toten und Verwundeten eingesandt, das in besonderer Form abgefasst ist, mit Angabe des Truppenteils, des Berufs und des Heimatsorts der Leute. Bis zu jener Zeit wurden im preussischen und den anderen Heeren die Verluste nur auf Grund der Schlachtberichte gezählt, also jedenfalls bei weitem nicht so genau.

Die Verluste im Deutsch-Französischen Kriege.

Die Verluste von 1870/71 kann man aber auch nicht als Maassstab nehmen, um die wahrscheinlichen Verluste in der Zukunft danach zu bemessen. Vor allen Dingen waren die Streitkräfte auf beiden Seiten ungleich. Das „zweite Kaiserreich hatte aus Frankreich ein Uhrwerk ohne Feder gemacht, das beschädigt, in Unordnung geraten und mit Staub bedeckt war.“[2]) Die Streitkräfte der Franzosen betrugen in der ersten Zeit nur 336 000 Mann; die Deutschen sandten nach und nach 1 183 389 Mann ins Feld. Ausserdem war die französische Armee in vielen Beziehungen nicht kriegsbereit. Nach Angabe von Laguerre

[1]) „Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine.“
„Die Verlustlisten aus dem Kriege 1870 bis 1871.“

[2]) „Claretie: „Histoire de la révolution 1870—71.“

äusserten die Soldaten schon während der Mobilmachung Unlust zum Kriege, der nach ihren Worten wegen „der Ruhmsucht eines einzigen Menschen“ unternommen werde. Schon bei den ersten Gefechten zeigte sich bei den Kommandierenden eine gewisse Verwirrung und sogar Panik.

Die preussische Artillerie hatte Geschütze besserer Konstruktion, die sich viel besser zum Schiessen nach bestimmten Zielen eigneten als die französischen Kanonen.

Minderwertige Bewaffnung und schlechtere Führung in der französischen Armee.

Somit war die französische Armee minderwertiger bewaffnet und schlechter geführt, ausserdem viel schwächer an Zahl als der Gegner; ihre Ueberzahl gab den Deutschen auch in den meisten Einzelschlachten ein numerisches Uebergewicht.

Die im französischen Heere herrschende Mutlosigkeit wird durch die Thatsache bewiesen, dass an entwaffneten französischen Offizieren 21 508, und an Soldaten 702 047 gefangen genommen wurden. Dennoch betrug der Gesamtverlust der Deutschen im Kriege von 1870/71 nach ihren eigenen Angaben 127 897 Mann. Wenn diese Zahl auf die Gesamtziffer der Streitkräfte während der ganzen Dauer des Krieges zu beziehen wäre, so wäre der Prozentsatz der Verluste nicht sehr hoch. Aber die Sache stellt sich anders dar, wenn man in Betracht zieht, dass von der eben genannten Gesamtzahl der Verluste allein auf die ersten $1^1/_2$ Monate der Aktion gegen die reguläre französische Armee Verluste von 87 730 Mann kommen.

Während der Fortsetzung des Krieges traten von der französischen Regierung improvisierte Volksheere auf, deren Stärke die des regulären Heeres um das zwei- oder gar dreifache übertraf, nämlich: die Armee von Paris, die Loire-Armee, die Nord-Armee, die West-Armee, die Süd-Armee und die reguläre Armee. Gegen diese verloren die Deutschen im Laufe von 5 Monaten nur 40 167 Mann.

In $1^1/_2$ Monaten wurden 87 730 Deutsche von 180 000 Franzosen kampfunfähig gemacht.

Da zu Anfang des Krieges sechs französische Armee-Korps mitwirkten, so muss man annehmen, dass 180 000 Franzosen im Laufe von nur $1^1/_2$ Monaten 87 730 Deutsche[1]) kampfunfähig gemacht haben, und dies hauptsächlich mit Hilfe des Gewehrs, da die französische Artillerie schlecht war. Stellen wir uns nun vor, wie es gekommen wäre, wenn die Franzosen statt der Mitrailleusen und der geringwertigen Kanonen,

[1]) Diese Verluste der Deutschen von 87 730 Mann verteilen sich nach den Feststellungen des Generalstabs auf die einzelnen Schlachten wie folgt:

bei	Weissenburg	700,	darunter	52 Offiziere
„	Wörth	10 530,	„	439 „
„	Forbach	4 000,	„	101 „
„	Borny	6 000,	„	374 „
„	Mars-la-Tour	14 820,	„	581 „

sowie auch statt der Chassepot-Gewehre die heutigen vervollkommneten Geschütze und das kleinkalibrige Gewehr zur Verfügung gehabt hätten!

Die Angaben über die Verluste der Franzosen im ganzen Kriege zeichnen sich nicht durch Vollständigkeit aus:

	Tote und in Folge von Verwundung oder Krankheit Gestorbene	Verwundete	Kranke
beim Landheer	136 540	131 100	328 000
bei der Flotte	2 331	6 526	—
Insgesamt . . .	138 871	137 626	328 000

Der Krieg von 1877/78 zwischen Russland und der Türkei giebt keinerlei Anhalt, zur Abschätzung der Verluste in einem zukünftigen grossen europäischen Kriege, schon wegen der Ungleichheit der Streitkräfte der halbzivilisierten Türkei dem mächtigen Russland gegenüber.

Die Verluste im Russisch-Türkischen Kriege.

Die Gewehre der russischen Armee waren, wie bekannt, unbefriedigend. Einzelne Heeresteile, etwa 34 Prozent der ganzen Heeresstärke, waren mit Berdan-Gewehren bewaffnet.

Die übrigen Heeresteile hatten Krnkagewehre, die Truppenteile, welche in Asien standen, Karlgewehre; beide Arten waren aus ehemaligen Vorderladergewehren in Hinterlader umgearbeitet worden. Zu einer Zeit,

---

bei Gravelotte . . . . . 20 577, darunter 819 Offiziere
„ Beaumont . . . . . 3 700, „ 203 „
„ Sedan . . . . . 9 032, „ 422 „
„ der Belagerung von Metz . . 5 482, „ 193 „
„ „ „ „ Strassburg 889, „ 39 „

Nach den preussischen offiziellen Angaben hatten die Deutschen schon bis zum 1. September 74 000 Mann verloren, darunter an Toten 14 000 Mann. Der Verlust an Offizieren betrug 2997 Mann, die auf dem Schlachtfelde geblieben oder ihren Wunden erlegen waren. Fügen wir noch die Verluste bei der Belagerung und bis zur Kapitulation von Metz hinzu, so beträgt der Gesamtverlust der Deutschen 3083 Offiziere, 7111 Unteroffiziere und 66 571 Soldaten, insgesamt 76 765 Mann; dies macht die Hälfte der Total-Verluste für alle sieben Kriegsmonate aus. Weniger bedeutend waren die Verluste der Deutschen zur Zeit des Auftretens der neuen französischen republikanischen Heere, im September und Oktober, nämlich 2600 Mann im ersten Monat (ungerechnet Metz), und 4800 Mann im zweiten Monat. Dann, als die französische Armee im November zum Angriff überging, betrugen die Verluste der Deutschen 8700 Mann, und im Dezember in den Schlachten südöstlich von Paris und bei Orleans, Beaugency und Vendôme beinahe 20 000 Mann. Ferner kosteten die Schlachten im Laufe des Januar 1871 im Norden, Westen und Osten Frankreichs den Deutschen noch 14 000 Mann und im Februar die Operationen im Osten, mit Einschluss der Belagerung von Belfort, etwa 600 Mann. (Dr. Engel: „Die Verluste der deutschen Armee.“)

wo das Feuer der türkischen Infanterie schon fühlbare Verluste verursachte, erreichten die Schüsse aus den russischen Gewehren die Türken noch nicht einmal, und die russischen Schützen murrten stark darüber. Die Ermahnungen der Feldwebel: „Zielt höher, wenn es nicht soweit reicht; fünf (Stufen) reichen nicht, aber die sechste — siehst du, die trifft!“ — beweisen besser als alles, welches Vertrauen die Truppen auf ihre Waffen hatten. Schlechte Gewehre der Russen.

Die Mehrzahl der türkischen Infanterie-Abteilungen erhielt unmittelbar vor dem Krieg ein verbessertes Gewehr, System Martini-Peabody. Die Soldaten bekamen es zum erstenmal in die Hände und verstanden deshalb seine Vorzüge noch nicht genügend auszunutzen.

Die Geschütze entsprachen ebensowenig auf russischer wie auf türkischer Seite den Anforderungen auch der damaligen Technik.

Ferner muss man berücksichtigen, dass dieser, wie auch der Krimkrieg auf seinem europäischen Schauplatz, einen Ausnahme-Charakter hatte, da der Schwerpunkt der Operationen in der Einnahme einer Festung, d. h. Plewnas lag. Mit der Einnahme von Plewna war der Ausgang des Krieges entschieden.

Angaben über die Verluste in der türkischen Armee fehlen; was die russischen Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz betrifft, so betrug ihre Gesamtzahl 592 000 Mann, wobei sie im Verlauf des Jahres 1877 106 000 Kranke hatten; evakuiert wurden 118 000 Mann. Wenn man die Getöteten, die an den Verwundungen Gestorbenen und die Vermissten, im Ganzen 36 000 Mann hinzuzählt, so beträgt der Gesamtverlust im Verlauf von 3 Monaten 154 000 Mann oder fast ein Viertel der ganzen Heeresstärke[1]).

Aber diese Zahl, die sich auf die Gesamtzahl der Truppen bezieht, giebt noch keinen Begriff von der Grösse der Verluste in den Hauptschlachten, da ein bedeutender Teil der Truppen erst zur Zeit der regulären Belagerung von Plewna auf dem Kriegsschauplatz ankam und an den Stürmen nicht teilnahm.

Diese Stürme auf Plewna aber gehören zu den blutigsten Kämpfen des 19. Jahrhunderts. Die Verluste der russischen Truppen hierbei betrugen an Toten und Verwundeten am Verluste vor Plewna.

8. Juli	36	Prozent	der	Gesamtstärke,
18. Juli	21	„	„	„
30. August	20	„	„	„

[1]) „Wojenni Sbornik.“

Ausserdem wollen wir hier noch die Verlustzahlen verschiedener Regimenter in den Schlachten vom 30. und 31. August anführen.

	Zahl der Mannschaften vor der Schlacht	Verluste während der Schlacht	Prozentzahl der Verluste
6. Libau'sches Infanterie-Rgt.	1860	645	35 %
8. Esthländisches „ „	1713	1075	62 %
62. Susdal'sches „ „	2163	1239	57 %
63. Uglitsch'sches „ „	2915	1081	37 %
64. Kasan'sches „ „	2708	687	25 %
117 Jaroslaw'sches „ „	2185	1041	48 %
118. Schuja'sches „ „	2123	471	22 %

Es sei bemerkt, dass die Stürme auf improvisierte Feldbefestigungen gerichtet waren, wie sie in einem künftigen Kriege in Menge enstehen werden. Stellen wir uns nun vor, dass diese nicht von wenig geübten türkischen Soldaten mit dem damaligen Gewehr, sondern von deutschen oder französischen Truppen mit einem kleinkalibrigen Gewehr und mit den heutigen Geschützen verteidigt werden, und dass die Truppen nach Abschlagen der Stürme selbst zum Angriff übergehen, so entsteht die Frage: Wie gross werden dann die Verluste sein? Wird dann von den kämpfenden Truppen auch nur noch ein solcher Prozentsatz übrig bleiben, dass er zur Bildung eines neuen Cadre ausreichen könnte?

Es kann somit also eine ganze Reihe von Kriegen der letzten Zeit auch noch keinen annähernden Begriff von jenen Verlusten geben, welche die Schlachten der Zukunft mit ihren vervollkommneten Kriegsmitteln verursachen müssen!

Ausserdem wird auf die Zahl der Verluste noch ein anderer Umstand von erhöhter Wichtigkeit einwirken:

Im modernen Heere verschlechtert sich mit der grösseren Truppenzahl die Tüchtigkeit der Soldaten.

Die Zahl der bewaffneten Macht in allen Staaten wächst fortwährend, die aktive Armee, die sich nicht nur aus Feldtruppen, sondern auch aus Reserven bildet, wird in Zukunft eine noch nie gesehene Zahl erreichen. Aber man muss berücksichtigen, dass dieser erhöhten Anzahl die Qualität der Heere geopfert wird, da man alles in das Heer aufzunehmen gezwungen ist, was eben gerade noch diensttauglich erscheint, und zugleich die Dienstzeit verkürzen und Reserve-Abteilungen in die aktive Armee einstellen muss. Dabei werden die jetzigen Heere eben wegen ihrer ungeheuren Grösse, der Schwierigkeit ihrer Fortbewegung, ihrer Einquartierung und Verproviantierung, schreckliche Entbehrungen zu ertragen haben.[1]) Aus eben diesem Grunde werden auch die Verluste in-

[1]) Rödiger: „Die Ergänzung und Einteilung der bewaffneten Macht."

folge von Krankheiten ungeheuer sein! Um uns einigermaassen klar zu machen, welches Bild ein zukünftiger Krieg bieten wird, müssen wir eine andere Untersuchungsart anwenden, nämlich zeigen, welche Faktoren in einem künftigen Krieg auf die Vergrösserung oder Verminderung der Verluste einwirken werden.

2. Grundlagen zur Abschätzung der Verluste.

Aus dem Vorhergesagten ist ersichtlich, dass man sich von den Verlusten in einem zukünftigen Kriege nach den Verlusttabellen aus den Kriegen früherer Zeit keinen Begriff machen kann. Wir müssen anführen, dass sich die Statistik in dieser Beziehung sehr unvollkommen erweist; die von ihr angegebenen Zahlen umfassen nicht alle wirklichen Verluste. Das gesteht sogar der Verfasser der vorzüglich ausgearbeiteten Angaben über die Verluste des deutschen Heeres im Kriege von 1870/71, der Direktor des preussischen Statistischen Amtes Engel zu.[1]) Wir führen hier seine eigenen Worte an:

„Wir müssen mit Beschämung gestehen, dass die von uns erreichten Resultate unserem guten Willen nicht entsprechen; alles, was uns gelungen, ist eine genügend zuverlässige Bestimmung der Zahl der Leute, die das deutsche Heer in den Schlachten und Gefechten verloren hat. Wie gross ist aber die Zahl der Verwundungen, der verstümmelten Invaliden, und welcher Art sind ihre Verwundungen? In welchem Grade haben die erhaltenen Verletzungen ihre wahrscheinliche Lebensdauer verkürzt? Auf diese Fragen sollte die Statistik Auskunft geben können, damit die wirkliche Zahl der Opfer des Krieges ermittelt werden kann. Es müsste auch bestimmt festgestellt werden, um wieviel sich der gewöhnliche Prozentsatz der Sterblichkeit in den von den Kriegern zurückgelassenen Familien erhöht hat, infolge der Entbehrungen, die sie zu erleiden hatten."

Wahrscheinliche Verluste in einem künftigen Kriege.

So weitgehende Anforderungen stellen wir natürlich nicht; aber in Hinsicht auf die Meinungen verschiedener Fachmänner über die wahrscheinlichen Verluste in einem künftigen Kriege, und damit der Leser sich eine selbständige Meinung darüber bilden kann, würde es genügen, Angaben über die Verluste aus den Kriegen der letzten Zeit anführen zu können, wo die Armeen schon zahlreich und die Waffen vervollkommnet waren, um diese Zahlen der Verluste zum Ausgangspunkt für einigermaassen begründete Schlussfolgerungen zu machen.

[1]) „Die Verluste der deutschen Armee im Kriege 1870 bis 1871". Berlin 1872. S. 296.

Leider gibt es nicht hinreichend genaue und ausgearbeitete Angaben über die letzten Kriege. Als geeignetstes Material für unseren Zweck können die Angaben über die Verluste von 1870 in der französischen „Rheinarmee" und der sogenannten „Armee von Metz" bis zu dem Augenblick, wo sie in Metz eingeschlossen wurden, dienen. Zu dieser Armee gehörten 63 Infanterie-Regimenter und 12 Jäger-Bataillone.[1])

Durchschnittszahl der Verluste des deutschen und des französischen Heeres.

Im deutschen Heer umfassten die Truppen, die sich später um Metz konzentrierten, 62 Infanterie-Regimenter und 9 Jäger-Bataillone. — Die Kavallerie und Artillerie lassen wir in diesem Fall unberücksichtigt. — Der bekannte deutsche Militärschriftsteller, Major Kuntz,[2]) der sich speziell mit Untersuchungen über die Verluste der Heere 1870/71 beschäftigte, hat auf Grund der in neuester Zeit ausgearbeiteten Angaben eine Berechnung aufgestellt, die auch wir benutzen.

Danach betrugen in den Schlachten vom 1. August bis 1. Oktober die Verluste der Truppen nach Prozenten berechnet für die einzelnen Regimenter:

a) beim deutschen Heer

in	6	Infanterie-Regim.				mehr als 40 %
„	6	„	und	2	Jägerbataillonen	30—40 %
„	16	„	„	2	„	20—30 %
„	34	„	„	5	„	weniger als 20 %
zus. in	62	Infanterie-Regim.	und	9	Jägerbataillonen.	

b) im französischen Heer:

in	12	Infanterie-Regim.	und	2	Jägerbataillonen	mehr als 40 %
„	12	„	„	2	„	30—40 %
„	23	„	„	7	„	20—30 %
„	16	„	„	1	„	weniger als 20 %
zusamm.	63	Infanterie-Regim.	und	12	Jägerbataillone.	

Sonach erlitten die Franzosen stärkere Verluste. Wenn wir jedoch die Zahlen der grössten und der geringsten Verluste beiseite lassen, so finden wir, dass die Verluste von 20 bis 30 Prozent im französischen Heer die grössere Hälfte, im deutschen aber nur ein Drittel der Heeres-

[1]) Mit Ausnahme der Division Laveaucoupet und der Jägerbataillone, die zur Deckung des Kaiserlichen Hauptquartiers abkommandiert waren, betrug der Bestand:

186½	Bataillone	oder ca.	124 000 Gewehre
122	Schwadronen	„ „	12 800 Säbel
522	Geschütze	„ „	10 400 Artilleristen.

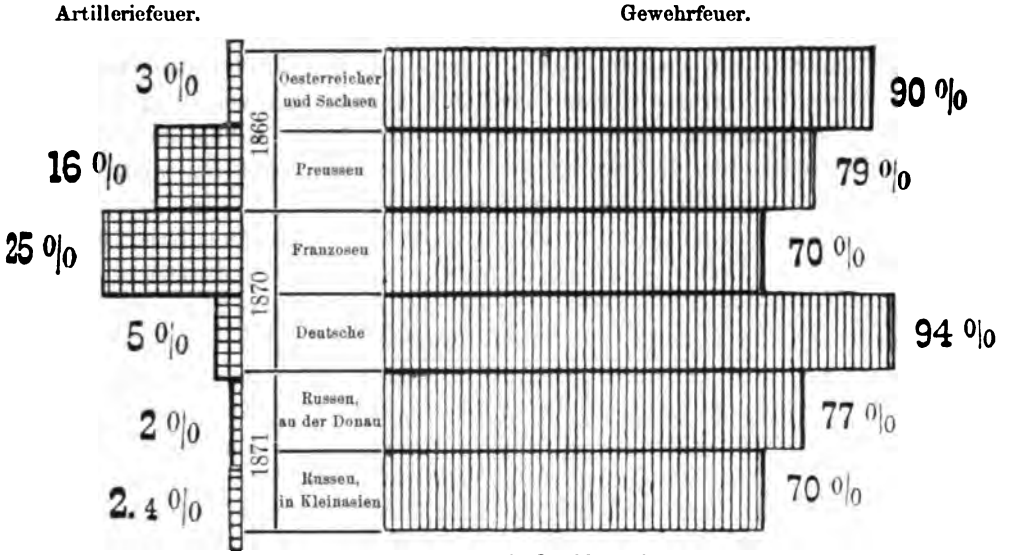
[2]) H. Kuntz: „Konnte Marschall Bazaine im Jahre 1870 Frankreich retten?" Berlin 1896.

teile umfassen, während im letzteren die grössere Hälfte Verluste von weniger als 20 Prozent erlitten hat.

Macht man eine Berechnung für das französische Heer nach Divisionen, so ergiebt sich als genaue Durchschnittszahl der Verluste 28 Prozent.[1])

Vergleich der Verluste durch Gewehr- bezw. Artilleriefeuer.

Bleiben wir jedoch bei einer kleineren Durchschnittszahl und nehmen wir diese zu 25 Prozent an. Oben haben wir schon die Verhältnisse angeführt, die sich zwischen den Verlusten durch Gewehrfeuer und denen durch Geschützfeuer herausstellten. In Nachfolgendem geben wir eine graphische Darstellung dieser Verhältnisse.



Prozentverhältnis der Versuche.

Wir müssen hier wiederholen, dass die Verhältnisse, die sich 1877 ergeben haben, aus dem von uns angeführten Grunde nicht als Maassstab dienen können.

[1]) 1. Division Sisset . . . . 4. Armeekorps 22,73 Prozent
2. „ Lafont de Villers 6. „ 44,29 „
3. „ Berger . . . . 2. „ 37,85 „
4. „ Fauvat . . . . 4. „ 37,25 „
5. „ Levassor . . . 6. „ 35,94 „
6. „ Tirier . . . . 6. „ 31,22 „
7. „ Grenier . . . . 4. „ 30,97 „
8. „ Mettman . . . 3. „ 25,92 „
9. „ Laurencez . . . 4. „ 24,03 „
10. Brigade Lapasset . . . . 4. „ 23,55 „
11. Division Montholon . . . 3. „ 23,32 „
12. Die Garde-Grenadier-Division 22,73 „
13. Division Laveaucoupet . . 2. „ 20,00 „
14. „ Castagny . . . 3. „ 18,88 „
15. „ Aimard . . . . 3. „ 17,45 „
16. Garde-Voltigeur-Division . — 9,23 „

Verluste, welche sich durch die Qualität in der Bewaffnung ergeben haben.

Die in der vorstehenden graphischen Darstellung angegebenen Zahlen entsprechen dem Verhältnis, das sich in der Qualität der Bewaffnung dieser oder jener kriegführenden Seite ergeben hat. So betrugen 1866 infolge der Ueberlegenheit der österreichischen Artillerie die Verluste durch Artilleriefeuer bei den Preussen 16 Prozent, bei den Oesterreichern aber nur 3 Prozent. Infolge der Ueberlegenheit des preussischen Zündnadelgewehrs verloren aber die Oesterreicher durch Gewehrfeuer 90 Prozent, die Preussen nur 79 Prozent. Ganz ebenso hat 1870 die deutsche Artillerie die französische übertroffen; das drückte sich aus in einem Verlust von 25 Prozent bei den Franzosen und von nur 5 Prozent bei den Deutschen. Das Chassepotgewehr aber war besser als das Zündnadelgewehr und die Verluste der Deutschen durch Gewehrfeuer von 94 Prozent übertrafen weit die Verluste der Franzosen von 70 Prozent. Dies war übrigens auch zum grossen Teil eine Folge davon, dass die Deutschen beständig die Stellungen des Gegners angriffen, während sich die Franzosen meist in der Defensive verhielten.

In einem künftigen Kriege der Verlust höchst wahrscheinlich nicht weniger als 25 Prozent.

Man kann demnach annehmen, dass in einem künftigen Krieg der durchschnittliche Verlust nicht weniger als 25 Prozent betragen wird, wie er 1870 bei den Franzosen war. Das ist aber nur das Minimum, da seit jener Zeit die Gewehre bedeutend verbessert und die Geschütze in hohem Maasse vervollkommnet wurden. Sowohl das Chassepotgewehr, wie das Zündnadelgewehr von 1870 waren schon gute Mechanismen, aber von den heutigen schnellfeuernden kleinkalibrigen Gewehren werden sie weit übertroffen. Wir gehen jetzt zur Betrachtung des Verhältnisses der Verluste über, die durch die verschiedenen Waffen verursacht wurden.

a) Blanke Waffen.

Die Wirkung dieser hat sich nicht verändert und die Zahl der Verluste durch Bajonette, Lanzen und Säbel ist unbedeutend, wie das auch an geeigneter Stelle erwähnt wurde.

b) Gewehrfeuer.

Die Stärke der Bewaffnung ist nach den letzten grossen Kriegen in erstaunlichem Verhältnis gewachsen und jeder Tag bringt noch neue Vervollkommnung der Gewehre und Geschosse.

Vervollkommnung der Gewehre und Geschosse.

Wir wollen einige Angaben als Beispiel anführen. In Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Russland und der Türkei haben die Truppen ein Gewehr von einem Kaliber von 7,62 bis 8 mm. Das unterscheidende Merkmal dieser Gewehre ist die Durchschlagskraft, die von der Grösse der Anfangsgeschwindigkeit und von der Umdrehung des Geschosses (Rotation) abhängt. Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt 620—640 m und die Zahl der Umdrehungen 2,475—2,640 in der Sekunde; aber bei den

Truppen Italiens, Hollands und Rumäniens ist schon ein Gewehr eingeführt worden von einem Kaliber von 6,5 mm, das eine Anfangsgeschwindigkeit von 720 m und eine Rotation von 3,830 in der Sekunde hat. In den Vereinigten Staaten ist ein Gewehr von 6 mm Kaliber im Gebrauch. In Deutschland und Oesterreich sind den Truppen Gewehre von 5 mm Kaliber zur Erprobung übergeben worden und haben bemerkenswerte Resultate ergeben. Nach den Mitteilungen der Zeitungen hat man in Frankreich schon Gewehre von 6,5 mm Kaliber mit vermehrter Feuergeschwindigkeit in grosser Zahl ausgegeben. Um einen Begriff von der Durchschlagskraft der Geschosse des 6,5 mm Gewehrs zu geben, genügt die Angabe, dass es in verschiedene Materialien 44 Prozent tiefer eindringt als ein Geschoss aus einem Gewehr von 8 mm Kaliber.[1])

Doch lassen wir künftige Vervollkommnungen beiseite und betrachten wir nur die Eigenschaften der Gewehre, die schon allgemein im Gebrauch sind.

Durchschlagskraft. Der Grad der Wirkung, den ein Geschoss ausübt, hängt vor allem von der Grösse der lebendigen Kraft ab, die das Geschoss beim Treffen ins Ziel hatte, ferner von dem Gewicht des Geschosses im Verhältnis zum Durchmesser und endlich von der Schnelligkeit des Fluges. Die lebendige Kraft auf einen Quadratcentimeter des Umfanges des Geschosses von 8 mm Kaliber im Vergleich mit den Geschossen aus weichem Blei, die dem Gewehr von 1877 entsprechen, ist auf eine Entfernung von 200 Meter etwa $2^1/_2$ mal stärker.[2])

Durchschlagskraft der Geschosse.

Für die weiten Entfernungen ist ein Vergleich nicht möglich, weil die früheren Gewehre nicht so weit trugen. Die neuen Geschosse erhalten bis auf 3000 Meter eine Kraft, die genügt, um einen Mann kampfunfähig zu machen. Was die 5 Millimeter-Geschosse betrifft, so übersteigt ihre Durchschlagskraft sehr bedeutend die der Geschosse von 7,66 Millimeter, wie man aus folgenden Zahlen ersehen kann.[3])

---

[1]) Wille: „Waffenlehre."

[2]) Dr. J. Habert: „Die Geschosswirkung der 8 mm Handfeuerwaffe auf Menschen und Pferde" Wien 1892.

Lebendige Kraft auf den Quadratcentimeter des Geschossumfangs in Meter = Kilogrammen.

Entfernungen	Geschosse nach dem Muster von 1877	Geschosse nach dem Muster von 1888—90
0 Meter	247,1	624,3
200 „	157	370,3
400 „	115	279,6
600 „	90,8	223,8
1000 „	63,8	156,9
1500 „	46,6	124,2
2000 „	36,7	85,2
2500 „	—	67,8
3000 „	—	54,3

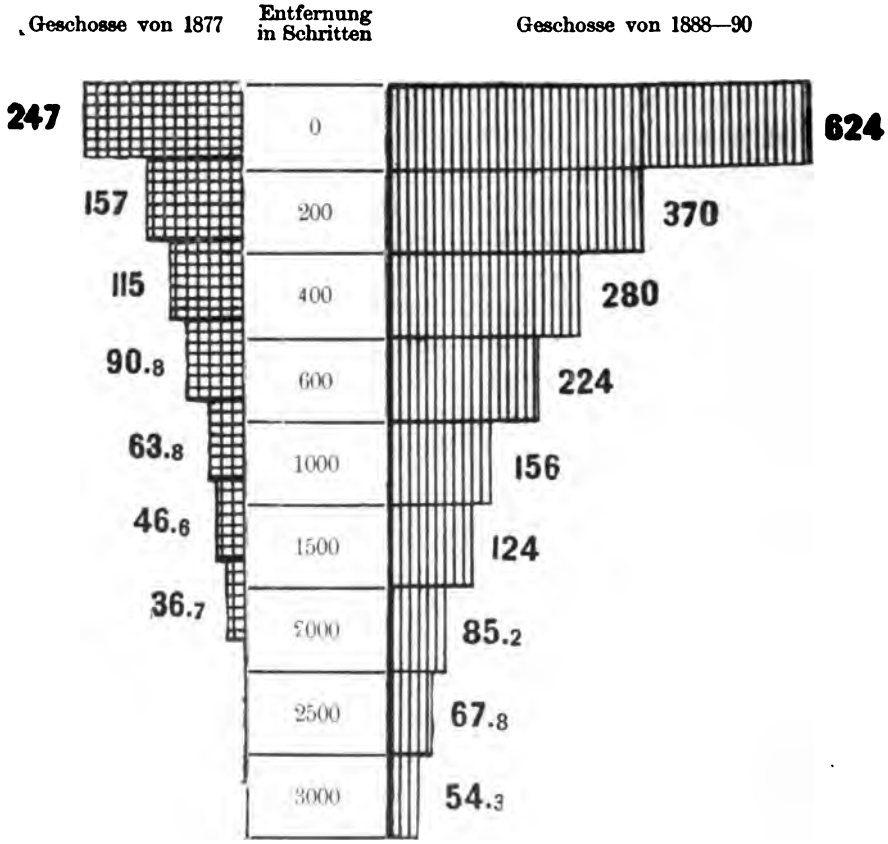
[3]) Revue de l'armée belge.

	Mausergewehr	Mausergewehr
Durchschlagskraft	von 7,66 mm	von 5 mm
Auf eine Entfernung von 500 m	„ 0,30 „	„ 1,71 „
„ „ „ „ 1000	„ „ 0,12 „	„ 1,40 „
„ „ „ „ 2500	„ „ 0,06 „	„ 0,81 „

Wie die Wirkung dieser Geschosse auf Menschen sein wird, lässt sich jetzt nicht genau bestimmen, solange nicht ein grosser Krieg stattgefunden hat, in dem auf beiden Seiten gleichmässig bewaffnete und eingeübte Truppen stehen. Aber dennoch erlauben die häufigen Versuche und Untersuchungen, ein sehr klares Bild von den künftigen Schlachtfeldern zu entwerfen.

Schiessversuche mit Mausergewehren.

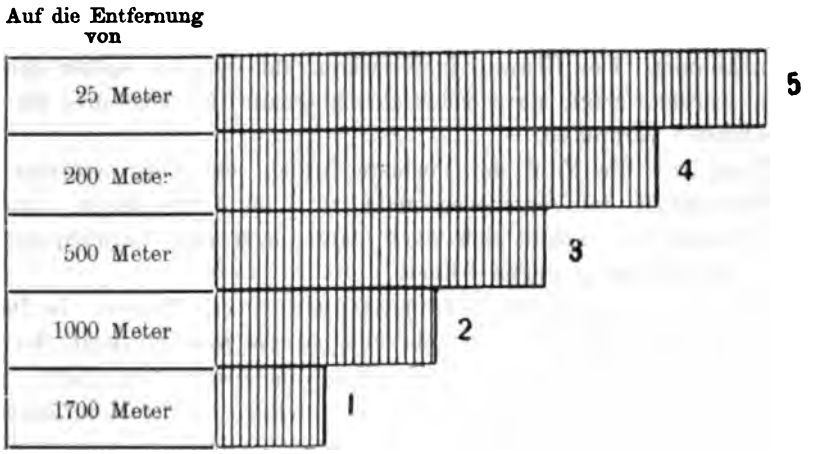
Die Schiessversuche mit dem Mausergewehr von 5 Millimeter auf Pferdekörper ergaben folgende Resultate:



Lebendige Kraft auf den Quadratcentimeter des Geschossumfanges im Augenblick des Schusses in Meter-Kilogrammen.

Auf die Entfernung von 25, 200, 500, 1000 und 1700 Meter durchschlug das Geschoss 5, 4, 3, 2 und 1 Pferdekörper und behielt dann noch genügende Kraft, um in den folgenden Körper einzudringen.[1])

Wir stellen diese Vergleichungen graphisch dar:



Zahl der Pferdekörper, die von den Geschossen des Mausergewehres, Kaliber 5 Millimeter, durchbohrt wurden.

Bei 2400 Meter Entfernung zertrümmert das Geschoss feste Knochen, und poröse und dünne Knochen werden auch in den weitesten Entfernungen rein durchbohrt, ohne Zertrümmerung.[2])

Die Durchschlagskraft ist dabei so gross, dass die Knochen nicht nur zertrümmert werden, sondern auch in Entfernungen bis zu 300 Meter diese Knochensplitter in die Weichteile eindringen, die dadurch herausgetrieben werden; hieraus erklärt sich auch die Ursache der breiten Ausgangsöffnung der Wunden.

Die ungewöhnliche Durchschlagskraft erhöht die Zahl der Opfer in einem künftigen Kriege noch aus einem anderen Grunde.

Die heutigen Mantelgeschosse haben eine ausserordentliche Kraft, genügend, um selbst Metalle zu durchschlagen. Bei den früheren runden Bleikugeln war ein Baum von 18 Centimeter oder ein Erdaufwurf von einem halben Meter Dicke schon eine sichere Deckung für einen Soldaten. Jetzt ist es anders: Das kleinkalibrige Geschoss durchschlägt einen Erdwall von zwei Meter Dicke und einen Baum und verwundet den dahinter Stehenden. Früher hielt sich das zweite Glied schon durch das erste für gedeckt, ein Feigling versteckte sich hinter den Kameraden,

Die kleinkalibrigen Geschosse durchschlagen die gewöhnlichen Deckungen.

[1]) von Wuich: „Repetirfrage." Wien 1895.

[2]) Ebendaselbst.

aber die jetzigen Geschosse durchschlagen nicht nur zwei Menschen, sondern verwunden auch noch stark den dahinter stehenden Dritten.

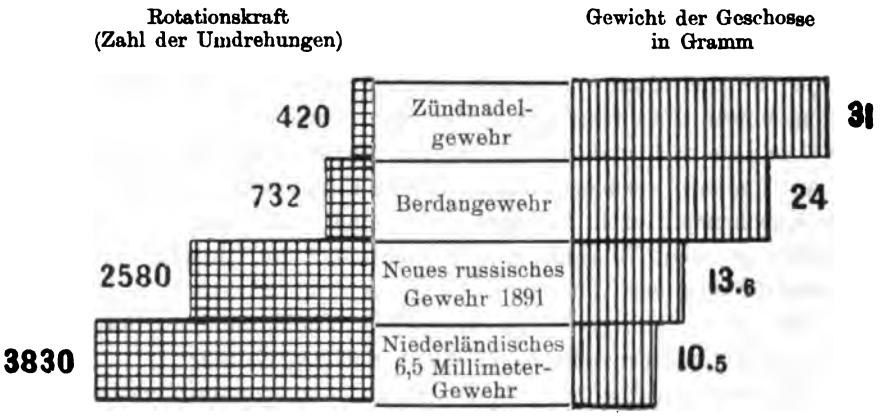
Die Zahl der Opfer der heutigen Geschosse höchst wahrscheinlich fünf Mal grösser als früher.

Daraus ersehen wir, dass die Zahl der Opfer der heutigen Geschosse fünf Mal grösser sein kann, als früher. Die hauptsächlichsten Verluste kommen auf kurzen Entfernungen vor und zu einer Zeit, wo die Truppen schon mehr gesammelt sind, wodurch leicht mehr Verwundungen vorkommen können. Der Krawall in Nirschau, auf den wir später zurückkommen werden, zeigt, dass jedes einschlagende Geschoss drei bis vier Verwundungen veranlasst.

Wenn wir die Zahl der Verluste infolge der Vergrösserung der Durchschlagskraft der Geschosse nicht zu 3 bis 4 annehmen, sondern 10 Mal geringer, so ergiebt sich auch dann noch eine Vermehrung der Verluste um 7 Prozent gegen früher.

Rotationskraft und Deformation der Geschosse. In Bezug auf die Gefährlichkeit der Verwundungen hat die Rotationskraft der Geschosse, d. h. die Zahl ihrer Umdrehungen, eine grosse Bedeutung.

In folgender graphischer Darstellung stellen wir die Rotationskraft und das Gewicht der Geschosse dar, die zu den Gewehren verschiedener Muster gehören.



Rotationskraft und Gewicht der Geschosse verschiedener Gewehre.

Die Gefährlichkeit der Rotation.

Die Kraft des Fluges und der Rotation der heutigen Geschosse hat zur Folge, dass beim Aufschlagen auf irgend ein Hindernis, z. B. auf irgend einen Baumast, oder auf einen festen Knochen im menschlichen Körper, das Geschoss eine abweichende Richtung erhält, und da seine Drehung fortdauert, so rotiert das Geschoss oder Teile des zertrümmerten Mantels im menschlichen Körper, wobei es von der ursprünglichen Richtung abgelenkt wird, wodurch besonders schwere Wunden entstehen.

Dies ist der Grund, warum eine Deckung hinter einem Baum oder einem Ziegelstein ungenügend ist, um ein Geschoss aufzuhalten, aber eine Verwundung noch gefährlicher macht. Der Mantel wird zertrümmert, das Geschoss wird deformiert, es schlägt sich breit, nimmt eine pilzartige Form an oder wird selbst in Stücke zersprengt. Bei Gewehrsalven in den Strassen in Biala und in Nirschau wurden nach der Mitteilung von Boglanik Zersprengungen des Mantels und Deformationen der Geschosse beobachtet, infolgedessen die Wunden ähnlich denen waren, die verursacht werden, wenn das Gewehr mit gehackten Bleistücken geladen wird.

Beispiel für die Wirkung der kleinkalibrigen Geschosse.

In Nirschau wurden, wie man versichert, bei der Unterdrückung der Unordnungen unter den Bergleuten nur zehn Schüsse abgegeben, dabei betrug aber die Zahl der Toten 7, der Verwundeten 25, bei einer Entfernung von 30—80 Schritten. Ausserdem verbargen viele Leichtverletzten ihre Wunden, um nicht vor Gericht gestellt zu werden. Jedes Geschoss verwundete 3—4 Menschen, was sich durch die dichten Arbeitermassen und durch die geringe Entfernung, aus der geschossen wurde, erklärt. Von den Verwundeten starben sechs, so dass der Prozentsatz der infolge der Wunden gestorbenen 24 betrug, während er im Kriege 1870—71 durchschnittlich 12 Prozent ausmachte. Die Gesamtsterblichkeit der durch Geschosse verwundeten Arbeiter betrug 40,6 Prozent.[1])

Es ist nicht daran zu zweifeln, dass in der starken Vergrösserung der Durchschlagskraft der Geschosse und in der Schwere der dadurch verursachten Wunden ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal der zukünftigen Schlachten und ihres ganzen Charakters von den früheren zu erblicken ist.

Die Deformationen der Geschosse beim Aufschlagen auf feste Körper und die Verwundungen durch ihre Mäntel werden unbedingt bedeutende sein; darüber haben wir aber keine bestimmten Angaben.

Was die Formveränderungen betrifft, die das Geschoss beim Aufschlag auf menschliche oder tierische Körperteile erfährt, so ist durch Versuche festgestellt worden[2]), dass bei Schüssen aus einer Entfernung bis zu 1200 Meter die Geschosse in 21,5 Prozent aller Fälle deformiert wurden. Nach alledem scheint es uns, dass wir, wenn wir die Anzahl der Verwundungen durch Mantelgeschosse zu 4 Prozent annehmen, noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

---

[1]) Dr. J. Habart: „Die Geschosswirkung der 8 mm. Handfeuerwaffen." Wien 1892.

[2]) „Ueber die Wirkung und kriegschirurgische Bedeutung der neuen Handfeuerwaffen." Im Auftrag Sr. Exzellenz des Kriegsministers bearbeitet von der Medizinalabteilung des Königl. Preussischen Kriegsministeriums.

Die Treffsicherheit. Die erste Eigenschaft eines Gewehrs ist die Treffsicherheit.[1]) In dieser Beziehung besitzen die neuen Feuergewehre solche Eigenschaften, dass die Zahl der Verwundungen unvergleichlich grösser sein wird als in früheren Kriegen.

Davon kann man sich leicht durch die folgenden Zahlen überzeugen.

Durch die Treffsicherheit der modernen Gewehre ist die gefährdete Zone um das zwanzigfache gewachsen.

Bei dem Manlicher-Gewehr von 6 Millimeter Kaliber wird das Geschoss auf die ganze Entfernung von 700 Meter so niedrig über dem Erdboden hinfliegen, dass es jeden aufrechtstehenden Soldaten verwunden kann. Bei den Gewehren aber, die im Kriege von 1870 im Gebrauch waren, betrug die gefährdete Zone bei 600 Meter Entfernung: beim Zündnadelgewehr nur 28 Meter und beim Chassepot nur 32 Meter — oder mit anderen Worten: die gefährdete Zone ist jetzt um das Zwanzigfache gewachsen. Bei Entfernungen über 700 Meter konnten 1870 die Geschosse fast nur am Punkte ihres Niederfalls Menschen treffen; jetzt aber fliegt ein Manlicher-Geschoss beim Schiessen auf 900 Meter so niedrig, dass es auf einer Strecke von 105 Meter seiner Flugbahn verwunden kann; bei einer Entfernung von 1200 Meter beträgt die gefährdete Zone noch immer 58 Meter.

---

[1]) Die alltägliche Beobachtung zeigt, dass jeder Gegenstand, der in die Höhe oder unter irgend einem Winkel mit der Horizontallinie geworfen wird, nach und nach die ihm mitgeteilte Bewegungsrichtung verliert und schliesslich infolge der Anziehungskraft der Erde zu Boden fällt. Die Geschwindigkeit des Falles vergrössert sich proportional dem Quadrat der durchlaufenen Zeit

Nach dem Schusse fliegt das Geschoss in der Richtung der Seelenaxe; aber da das Geschoss immer stärker der Erdanziehung unterliegt, so wird es mit der wachsenden Entfernung von der Mündung und bei der Verminderung der ihm anfangs erteilten Geschwin ligkeit eine krumme Linie beschreiben, die von der Mathematik mit dem Ausdruck „Parabel" bezeichnet wird. Damit also das Geschoss das Ziel treffen kann, muss es über der Ziellinie in solcher Höhe fliegen, dass es, wenn es sich infolge der Anziehung durch die Erde senkt, gerade in das Ziel trifft. Es ist also notwendig, dass das Geschoss folgende Höhen erreicht:

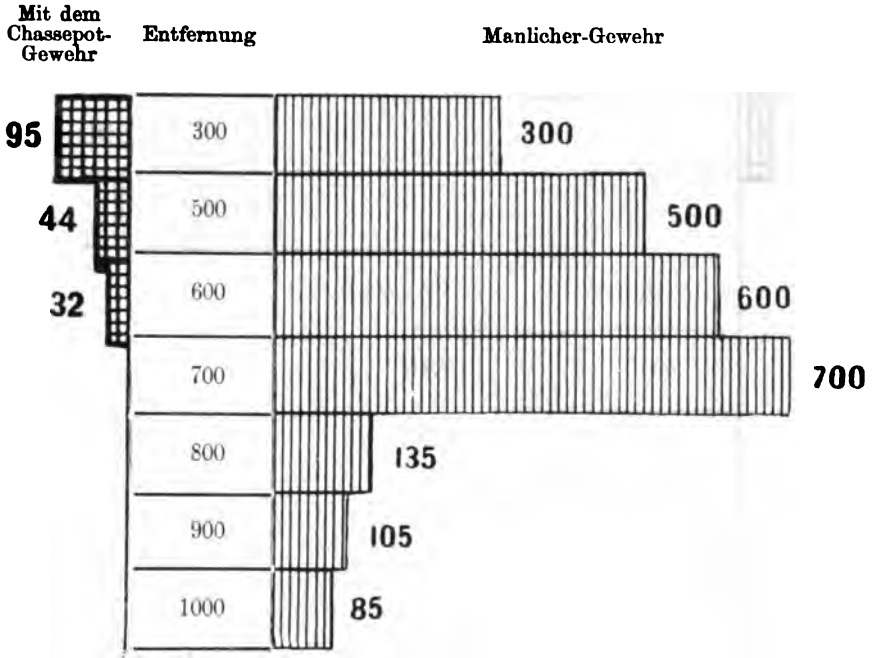
1. bei Entfernung des Ziels von 1400 englischen Fuss: 6 Fuss 3 Zoll,
2. „ „ „ „ „ 2800 „ „ 17 „
3. „ „ „ „ „ 5600 „ „ 311 „

Diese Zahlen beweisen, dass die Flugbahn und Ziellinie um so mehr erhöht sein muss, je weiter das Ziel entfernt ist und je längere Zeit der Flug des Geschosses dauert. Das Geschoss durchfliegt also den grössten Teil seiner Flugbahn in solch hohem Abstand von der Erde, dass es dem Kämpfenden nicht begegnen kann. Dadurch verkleinert sich die gefährliche Zone: Je kürzer die Entfernung bis zum Ziel ist und je grösser die Geschwindigkeit des Geschosses, destoweniger Zeit hat das Geschoss nötig, um die Entfernung zu durchlaufen, desto niedriger kann die Flugbahn des Geschosses sein und auf einem um so grösseren Teil seines Weges kann das Geschoss tötlich wirken.

Wenn die Schwerkraft nicht existierte, so würde die Flugbahn des Geschosses direkt eine horizontale Linie bilden und das Geschoss auf seinem

Die folgenden graphischen Darstellungen machen diesen Unterschied anschaulich:[1])

(Siehe die Anmerkung auf der folgenden Seite.)



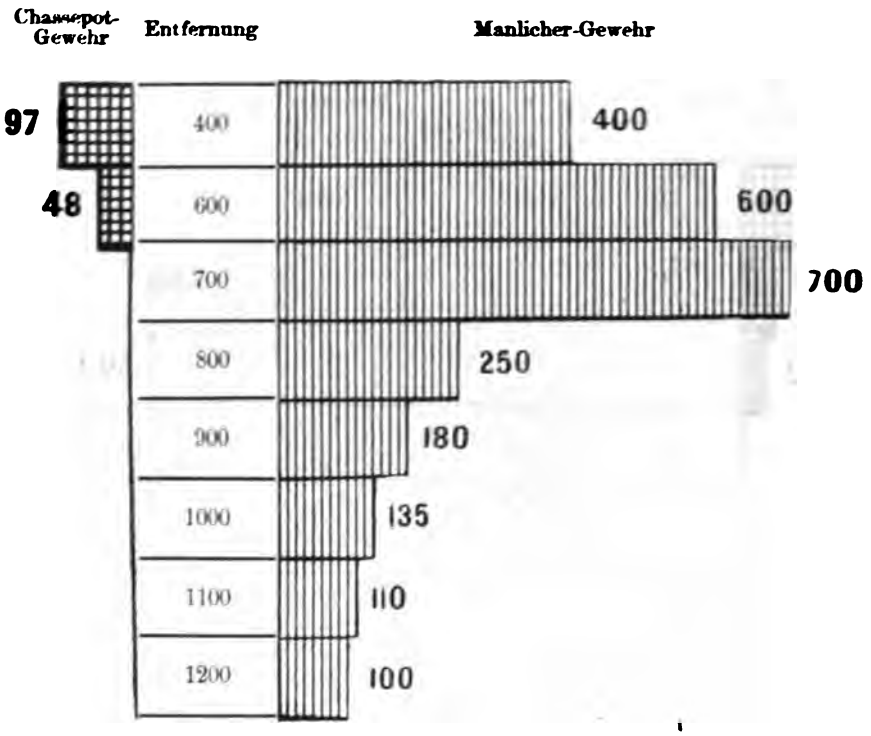
Bestrichener Raum beim Schiessen gegen Infanterie (Höhe 1 Meter 70 Centimeter).

ganzen Wege tötlich sein, — d. h. in jetziger Zeit auf die Entfernung von 4000 Metern in horizontaler Linie — mit anderen Worten: es würde auf seinem ganzen Wege wirken wie eine Sense in den Händen des Schnitters.

Daraus folgt, dass, je grösser die Entfernung ist, die das Geschoss in solcher Höhe durchfliegt, in der es Pferde und Menschen verwunden kann, desto grösser auch die Wahrscheinlichkeit ist, dass es Verluste verursacht.

Und in demselben Verhältnis sind die jetzt in den Händen der Heere befindlichen Gewehre gefährlicher als die in den letzten Kriegen angewendeten.

Ein französischer Schriftsteller (Ortus: „Valeur comparée pour le combat du fusil actuel de l'infanterie européenne.") erklärt den Unterschied der gefährlichen Linie der neuen Gewehre im Vergleich zu den früheren folgendermaassen: „Zwei Schützen-Abteilungen führen ein Feuergefecht auf die Entfernung von 600 Meter. Beide bestehen aus unerfahrenen Leuten des letzten Jahrgangs. Die eine Seite ist mit dem kleinkalibrigen Gewehr von 1888, die andere aber mit dem Chassepot-Gewehr ausgerüstet. Das Feuergefecht wird lebhaft geführt, da die jungen Soldaten sich dadurch zu ermutigen suchen und, fast ohne zu zielen, schiessen. Unter diesen Umständen aber zeigen sich verschiedene Resultate; indem die Schützen das kleinkalibrige Gewehr zur natürlichen Höhe erheben und mechanisch geradeaus schiessen, verwunden sie alles auf der Zwischenstrecke; ihre Gegner aber müssen wenigstens dreimal die Entfernung bestimmen und jedesmal die Höhenrichtung des Gewehrs ändern und befinden sich demnach unter den Bedingungen einer tötlichen Ungleichheit."



Bestrichener Raum beim Schiessen auf Kavallerie (Höhe 2 Meter 70 Centimeter).

[1]) Gefährdete Zone für Infanterie:

Entfernung Meter	Zündnadel-Gewehr Meter	Chassepot-Gewehr Meter	Deutsches Gewehr M. 88 Meter	Manlicher-Gewehr von 6,5 Millimeter Meter
300	80	95	300	300
400	58	60	400	400
500	41	44	500	500
600	28	32	111	600
700	—	—	75	700
800	—	—	54	135
900	—	—	44	105
1000-1100-1200	—	—	23	85-70-58
1500	—	—	15	—
1800	—	—	11	—
2000	—	—	9	—
Gefährdete Zone beim Schiessen auf Kavallerie (Höhe 2 Meter 70 Centimeter):				
400	96	97	—	400
500	66	68	—	500
600	46	48	—	600
700	—	—	—	700
800	—	—	—	250
900	—	—	—	180
1000	—	—	—	135
1100	—	—	—	110
1200	—	—	—	100

Schema des Zitterns des Gewehrs in den Händen des Schützen.

	Während des Ladens.	Während der Minute des Zielens.
Bei einem bestgeübten Sergeanten; vorzüglicher Schütze.		
Bei einem gutgeübten Unteroffizier; sehr guter Schütze.		
Bei einem gebildeten Menschen; schlechter Schütze.		

Nach W. Tschebyschew[1]) sind die gefährdeten Zonen der neuen russischen kleinkalibrigen Gewehre breiter als die bei den früheren 6-Linien-Gewehren:

1,2	mal	auf	200	Schritt	Entfernung,
2	„	„	300	„	„
4,5	„	„	400	„	„
2,3	„	„	500	„	„
2,7	„	„	600	„	„
3	„	„	700	„	„
3,1	„	„	800	„	„

„Demzufolge, sagt W. Tschebyschew, darf man das Schiessen auf weite Entfernungen nicht vernachlässigen. Nur dann kann das Gewehrfeuer wirklichen Nutzen bringen und die ungeheure Aufwendung an Geld, Arbeit und Zeit rechtfertigen, die bei der Einführung eines vervollkommneten Gewehrs unbedingt erforderlich sind; denn um den Feind auf 100 oder 50 Schritt herankommen zu lassen und erst dann Salven abzugeben, wie das unsere Helden im letzten Türkenkrieg gethan haben, muss man viel Mut haben. Das ist wahr, aber es ist dazu nicht nötig, ein in ballistischer Beziehung so vorzügliches Gewehr zu haben, wie es unsere Truppen jetzt besitzen!“

Uebungen der Truppen im Feuergefecht.

In allen Armeen ist die Einübung der Truppen zum Feuergefecht bis zur Vollkommenheit gebracht worden. Die Zahl der ausgegebenen Uebungspatronen ist bedeutend grösser als in früherer Zeit. Scheibenstände sind in musterhafter Weise mit beweglichen Figuren eingerichtet, um das Schiessen in allen Gefechtsformationen ausführen zu lassen; aber das Wichtigste ist, dass man Vorrichtungen zum Schiessen mit verminderter Ladung in den Kasernen erfunden hat. Das Uebungsschiessen, um den Gegner auf jede Entfernung zu treffen, ist in eine Art Gymnastik, der Schütze in einen Mechanismus verwandelt worden. Durch Vorrichtungen, die anzeigen, ob die Richtung des Gewehrs die richtige war, erlangt man eine beständige Kontrole über den Schützen: die Scheibe zeigt es sofort an, wenn der Schuss nicht richtig und nicht mit genügender Ruhe abgegeben worden ist.[2])

In letzter Zeit hat man Messungen über das Schwanken des Gewehrs in den Händen der Schützen vorgenommen. Dr. Leutersdörfer giebt eine ganze Reihe von Abbildungen solcher Schwankungen des Gewehrs in den Händen guter und in denen schlechter Schützen. In der Beilage fügen wir einige davon an.

---

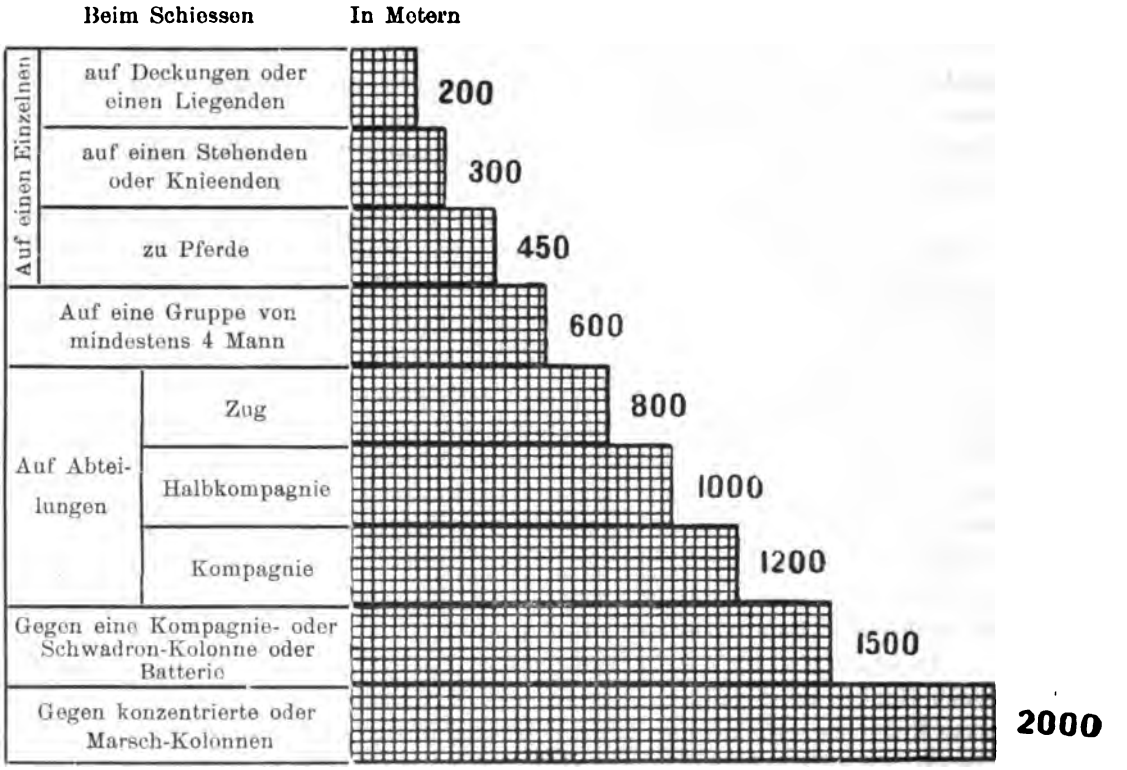
[1]) „Darlegung der Eigenschaften des jetzigen Gewehrfeuers.“

[2]) Katalog der militärischen Ausstellung in Budapest 1896. „Heerwesen.“

Jeder wird leicht begreifen, wie sehr dieser Umstand auf die Vermehrung der zukünftigen Verluste an Menschenleben einwirken wird.

Zur Zeit hängt das Treffen nur davon ab, dass der Schütze das Gewehr richtig hält. Wenn er das kleinkalibrige Gewehr an die Schulter setzt und mechanisch geradeaus schiesst, so muss er auf 600 bis 700 Meter alles treffen, während im letzten Krieg bei dem besten Chassepot-Gewehr wenigstens dreimal die Entfernung bestimmt und das Visir ebenso oft geändert werden musste. Also dort, wo 1870 ein besonderes Kommando und beständige Aufmerksamkeit auf seine Beobachtung verwendet werden musste, genügt jetzt schon das mechanische Abgeben eines Schusses nach dem anderen.

Aus diesem Grunde hat sich jetzt die Grenze der Entfernungen verändert, auf die das Schiessen ohne überflüssige Verschwendung von Patronen Nutzen bringend sein kann. Diese Normen sind folgendermaassen bestimmt:[1])



Entfernung des nützlichen Schiessens.

[1]) Beim Schiessen auf einen einzelnen Mann:
gebückt oder liegend . . . . . bis 200 Meter,
stehend oder knieend . . . . . „ 300 „

Das gefechtsmässige Schiessen.

Je länger die Linie der Aufstellung einer Abteilung ist, aus desto grösserer Entfernung kann das Feuer auf sie gerichtet werden: für die Linien eines Zuges beginnen die Entfernungen mit 1000 Meter, für die einer Halbkompagnie mit 1400 Meter — bei Flankenfeuer mit 1300 Meter, — für eine Kompagnie mit 1800 Meter.

Der grössten Gefahr ist also eine Kompagnie in Kolonne ausgesetzt, einer doppelt so grossen, als sie in entwickelter Linie zu befürchten hätte.[1])

Welchen Einfluss die Einübung hat, ergeben sich aus den folgenden Zahlen:

In Russland betrug bis zum Jahre 1874 bei einer Entfernung von 600 Meter die Treffsicherheit der Schützenbataillone 25 Prozent, seit diesem Jahre aber infolge der besseren Einübung 69 Prozent, d. h. fast dreimal soviel. Die jetzigen Gewehre sind so sehr vervollkommnete Mechanismen, dass ein wohlgeübter Schütze fast immer damit das Ziel trifft.

In der englischen Armee beträgt die Zahl der Treffer bei den Uebungsschiessen auf Scheiben in der Linie einer Kolonne aus vier Kompagnien:[2])

Entfernung in Metern	Prozentsätze der Treffer
1830	48
2200	29
2500	18

In der deutschen und französischen Armee giebt der Prozentsatz der Treffer nachstehendes Bild:

---

zu Pferde . . . . . bis 450 Meter
in einer Gruppe von wenigstens 4 Mann „ 600 „

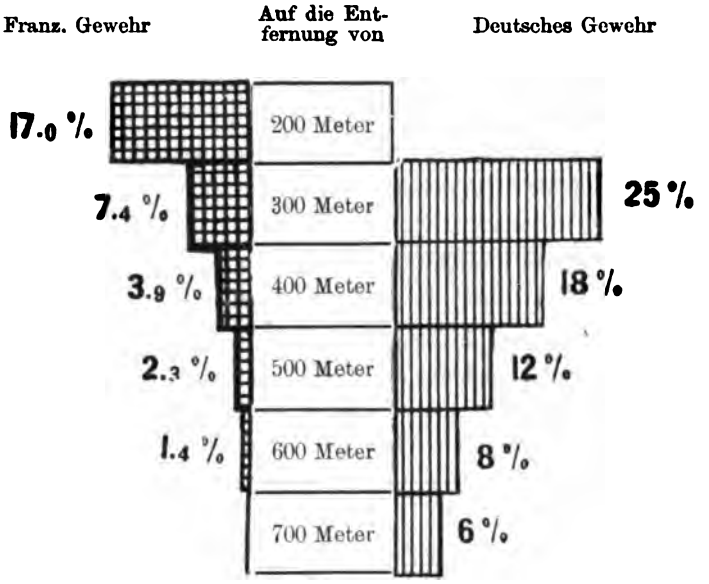
Beim Schiessen in Abteilungen:

auf eine Scheibe von der Breite der Front eines Zuges bis 800 Meter,
einer Halbkompagnie . . . . . „ 1000 „
einer Kompagnie (Infanterie oder Artillerie) . „ 1200 „
auf eine Kompagnie- oder Schwadrons-Kolonne oder Batterie . . . . . „ 1500 „
gegen Gebäude oder eine Marsch-Kolonne . . „ 2000 „

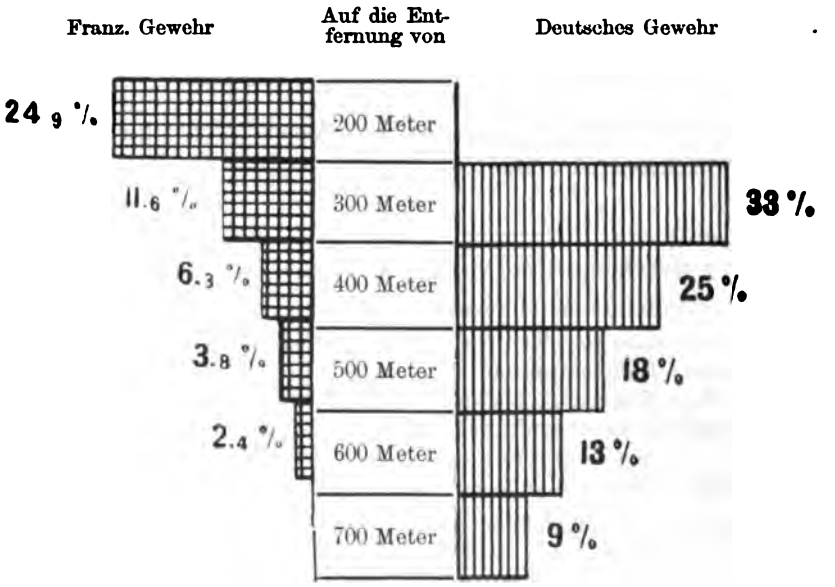
Beim Schiessen in Abteilungen auf Entfernungen von 600 Meter stellt man das Visir auf 400 Meter.

[1]) Witte: „Waffenlehre“ 1896.
[2]) Ebenda.

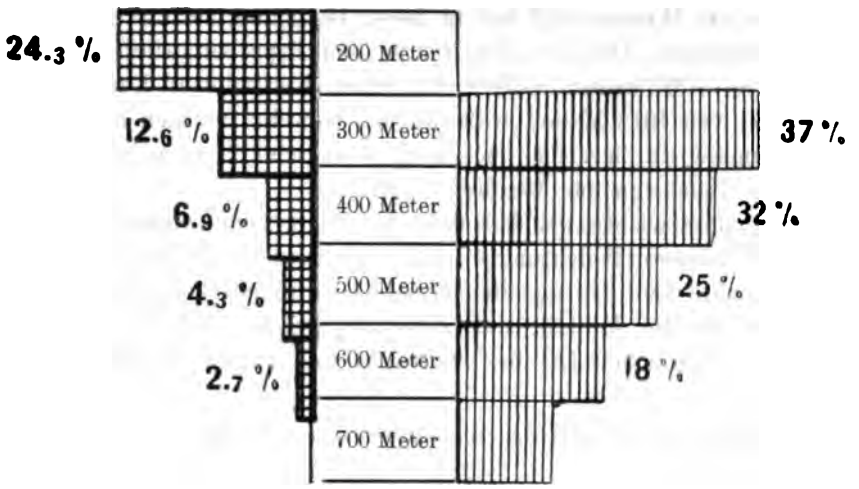
Prozentsatz der Treffer auf Infanterie.



Schiessen auf einen Liegenden.



Schiessen auf einen Knieenden.



Schiessen auf einen Stehenden.

In der französischen Armee, in der Schiessschule von Chalons, betrugen die Treffer für einen Infanteristen in Prozenten also:

Entfernung	liegend	knieend	stehend	Reiter
200 m . . .	17,0	24,9	24,3	39,2
300 „ . . .	7,4	11,6	12,6	23,4
400 „ . . .	3,9	6,9	6,9	14,1
500 „ . . .	2,3	3,8	4,3	9,1
600 „ . . .	1,4	2,4	2,7	6,0

In der deutschen Armee betrugen die Treffer für einen Infanteristen in Prozenten:

Entfernung	liegend	knieend	stehend
300 m . . .	25	33	37
400 „ . . .	18	25	32
500 „ . . .	12	18	25
600 „ . . .	8	13	18
700 „ . . .	6	9	12

— (vergl. General Rohne: „Das gefechtsmässige Schiessen") —

Treff-Wahrscheinlichkeit.

Der Grad der Treff-Wahrscheinlichkeit für 100 Meter Entfernung im Prozentualverhältnis zu den überhaupt abgegebenen Schüssen beträgt

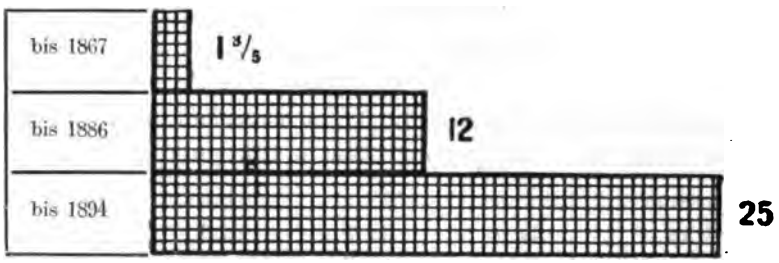
beim glattläufigen Gewehr . . . . . 6 %
beim gezogenen Gewehr . . . . . 30 „
beim Chassepot-Gewehr . . . . . 50 „
bei den neuesten Typen . . . . . 70 „

Aber die Wissenschaft hat in dieser Beziehung noch nicht das letzte Wort gesprochen. Das jetzt den Heeren zum Erproben gelieferte Mauser-Gewehr von 5 Millimeter Kaliber hat einen bestrichenen Raum (gefährliche Zone) von 1018 Meter, während das Gewehr gleichen Systems von 7,66 Millimeter Kaliber, das sich noch bei vielen Heeren befindet, eine gefährliche Zone von nur 438 Meter hat.

Besonders wichtig ist, dass das schnellschiessende Gewehr überhaupt eine desto grössere Bedeutung erhält, je sicherer das Schiessen ist.

Im Jahre 1867 betrug die normale Geschwindigkeit des Schiessens $1^3/_5$ Schuss in der Minute; das Zündnadelgewehr und das Chassepot-Gewehr ergaben schon 12, die jetzigen Gewehre aber 25 Schüsse in der Minute.

Graphisch stellt sich das folgendermaassen dar:



Anzahl der Schüsse in einer Minute.

Automatisch sich ladende Gewehre.

Aber auch in dieser Beziehung schreitet die Technik noch fort. Zur Zeit werden Gewehre erprobt, die sich automatisch laden. Nach dem ersten Schuss wirkt der Rückstoss auf einen besonderen Mechanismus, der die Hülse der abgeschossenen Patrone aus dem Gewehr herauswirft und zugleich eine neue Patrone einführt. Der Soldat schiesst, ohne das Gewehr von der Schulter zu nehmen und ohne Zeit und Mühe auf das Laden zu verwenden; dadurch ist die Genauigkeit und Schnelligkeit des Feuerns im kritischen Augenblick sehr vergrössert und die Zahl der Opfer muss damit gegen früher bedeutend wachsen. In einem künftigen Kriege wird sich nicht mehr jenes Resultat ergeben, das Gassendi aus den Kriegen der Periode von 1795 bis 1815 zog, nämlich dass „auf jeden Toten eine solche Anzahl von Bleikugeln verschossen wurde, dass ihr Gewicht dem seines Körpers gleichkam".[1])

Die Bedeutung der Treffsicherheit für die Vermehrung der Verluste.

Die Bedeutung der Treffsicherheit für die Vermehrung der Verluste lässt sich schwer mit Genauigkeit bestimmen; das Geschoss fliegt nicht

[1]) Wuich: „Repetierfrage."

mehr durch die Luft, um nur den Durchschnittspunkt seiner Flugbahn mit der horizontalen Linie zu treffen, sondern es fliegt selbst auf eine Entfernung von ungefähr 800 Schritt in horizontaler Linie in der Höhe eines Menschen über der Erde und trifft alles, was ihm in dieser Bahn entgegensteht. Dazu kommt noch die gegen früher bedeutend bessere Einübung der Schützen mit dem schnellschiessenden Gewehr. Im entscheidenden Augenblick kann der Schütze sein ganzes Magazin ausschiessen. Beim Uebungsschiessen für die Abwehr eines Angriffs auf nahe Entfernungen erhält man aber einen so ungeheuren Prozentsatz Treffer auf einer Scheibe, die der Formation des nahen Angriffs entspricht, dass die Verluste durch Gewehrfeuer, die bisher 18 Prozent betrugen, sich aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens verdoppeln werden.

Die erhöhte Treffsicherheit bedingt eine Verdoppelung der Verluste durch Gewehrfeuer.

Mittel zum Ueberblicken des Terrains und zum Messen der Entfernungen. Auf die Erhöhung der Verluste im künftigen Kriege werden noch weitere Mittel einwirken, die bei den früheren Kriegen noch unbekannt waren, wie zum Beispiel: die Möglichkeit des Feuerns auf den hinter Gebüschen und Hügeln sich deckenden Gegner und auf solche Entfernungen, auf welche dieser mit unbewaffnetem Auge nicht mehr zu entdecken ist. Von den Truppen werden Feld-Observationstürme, sowie Luftballons und elektrisches Licht zur Beleuchtung des Gegners in der Nacht in Anwendung gebracht werden. Hierzu rechnen wir auch die Distanzmesser. Der im russischen Heer vor etwa 10 Jahren eingeführte Distanzmesser des Obersten Paskjewisitsch erlaubt, Entfernungen bis zu 8500 Schritt (6375 Meter) im Verlauf von nur 3 Minuten zu bestimmen, selbst bei beweglichen Zielen. Dabei wiegt ein solches Instrument weniger als 33 Kilogramm. Zu seiner Bedienung sind 4 Mann erforderlich; die Grundlinie für die Messung hat eine Länge von 21 Meter. Die Abweichungen schwanken innerhalb folgender Grenzen:

Distanzmesser.

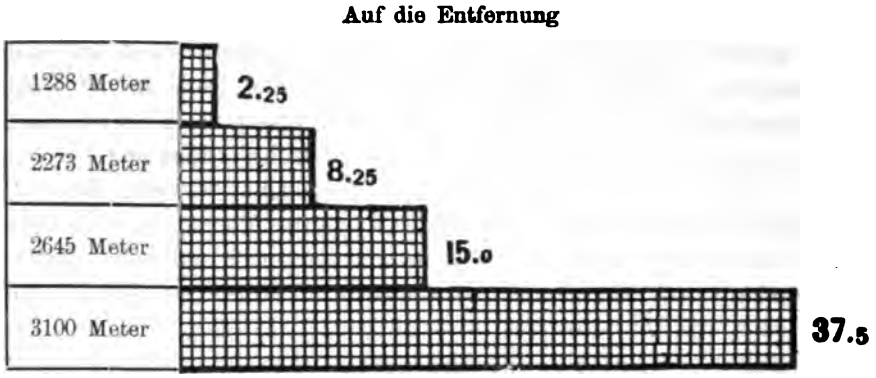
beim Abstand	von	1715	Schritt	oder	1288	Meter:	3	Schritt	= 2,25	Meter
„	„	„	3030	„	„	2273	„	11	„	= 8,2 „
„	„	„	3526	„	„	2645	„	20	„	= 15 „
„	„	„	4138	„	„	3100	„	50	„	= 37,5 „

Wir stellen diese Resultate auf der folgenden Seite graphisch dar:

In den letzten Jahren wurde ein Distanzmesser von noch grösserer Genauigkeit erfunden.[1])

Wenn wir die Vermehrung der Verluste infolge der Anwendung dieser neuen Erfindungen nur zu 2 Prozent annehmen, so bleibt das sicherlich noch hinter der Wirklichkeit zurück.

[1]) Wille: „Fortschritte und Verwendung der Waffen."



Abweichungen des Distanzmessers von Oberst Paskjewitsch.[1])

Vorteile des rauchschwachen Pulvers.

Rauchschwaches Pulver, Verhütung des Verschleimens und der Versager, sowie des Feuchtwerdens der Patronen. Besonders stark wirkt auf die Tötlichkeit der Geschosse das Fehlen von Rauchwolken ein, welche früher die Kämpfer einhüllten. Wie sehr die Tötlichkeit des Gewehrfeuers durch die Beseitigung des Rauches erhöht wird, lässt sich am besten durch folgendes Beispiel illustrieren:

General Dewham über den Einfluss der Rauchwolken des früheren Pulvers.

„Wer hat nicht schon Gelegenheit gehabt, zu beobachten, schreibt General Dewham, dass sich vor den Linien einer Jägerabteilung eine Rauchwolke erhebt, welche die Leute in dem Grade verhüllt, dass die auf sie gerichteten Schüsse unsicher werden? Ich habe das selbst in der Schlacht bei Caldiero erfahren. Als ich bemerkte, dass auf dem linken Flügel einige Patrouillen, die den Befehl, Aufstellung zu nehmen, erhalten hatten, ein Salvenfeuer begannen, begriff ich, dass sie es nicht lange unterhalten könnten, und ritt zu ihnen hin. Die feindliche Linie war nicht sichtbar; durch den Rauch konnte man kaum ihre Bajonnette blitzen sehen und die Federbüsche an ihren Grenadiermützen erkennen, obwohl die Entfernung vom Gegner eine sehr geringe war. Zwischen den Kämpfenden, die durch eine Bodensenkung getrennt waren, lagen nicht mehr als 60 Schritt, und doch vermochten die Gegner einander nicht zu sehen. Weder ich, noch einer der 12 Ordonnanzreiter wurden verletzt, und unter den Soldaten sah ich auch keinen Verwundeten.“

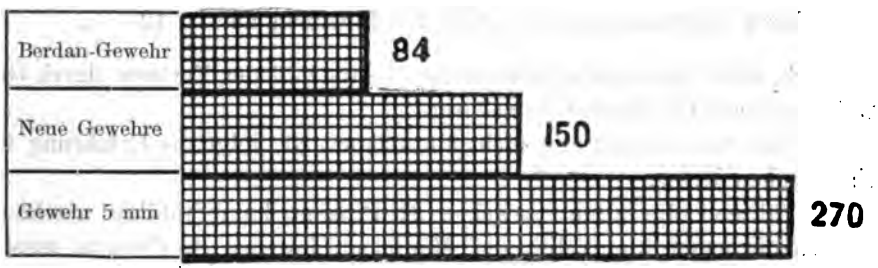
[1]) In der französischen Armee wurden für Kompagnie- und Schwadrons-Kommandeure 8000 prismatische Distanzmesser bestellt, im Gewicht von nur 35 Gramm, die an den gewöhnlichen Feldstechern angebracht werden und Entfernungen von 5 bis 8 Kilometer messen können.

Das Ausbleiben von Versagern.

Ausserdem wirkt auf die Tötlichkeit der Schüsse auch das Fehlen einer Anhäufung von Pulverrückständen in den Läufen, welche die Genauigkeit der schnellschiessenden Gewehre vermindern könnte[1]), sowie ferner das Ausbleiben von Versagern, deren Prozentzahl für die Feuersteinflinten 100 mal und für die Perkussions- und Zündnadel-Gewehre immer noch sechsmal grösser war, als für die jetzigen Gewehre mit Metallpatronen. Ueberdies sind diese Patronen der Feuchtigkeit nicht ausgesetzt. Wir wollen annehmen, dass sich aus diesen Gründen die Tötlichkeit um 2 Prozent erhöht.

Grösserer Patronenvorrat des einzelnen Soldaten.

Die Vergrösserung des Patronenvorrats für den einzelnen Mann. Eine sehr grosse Bedeutung wird der Umstand haben, dass jetzt, nach der Verringerung des Kalibers der Gewehre, die Zahl der Patronen, die ein Soldat bei sich tragen kann, bedeutend vergrössert ist, wodurch sich auch die Kraft des Feuers und die Zuversicht des Soldaten verstärkt hat. Beim Berdan-Gewehr wurde der Infanterist mit 84 Patronen, beim neuen Gewehr wird er mit 150 Patronen ausgestattet, und bei dem Gewehr von 5 mm erreicht die Zahl des Patronenvorrats in der Patronentasche 270. Wir stellen diese Zahlen graphisch einander gegenüber:



Zahl der Patronen, die ein Soldat bei sich trägt.

Mit der weiteren Verkleinerung der Kaliber wird die Zahl der Patronen auf 380 bis 575 anwachsen.

Gegenwärtig hat der Soldat 120 bis 150 Patronen bei sich, er kann also, ohne zu den Reservevorräten zu greifen, doppelt soviel Schüsse abgeben als in den letzten Kriegen.[2])

[1]) Wuich: „Repetierfrage".

[2]) Nehmen wir an, dass die Wirkung der heutigen Gewehre nur der der früheren gleichkommen wird.

Auf jeden kampfunfähig gemachten Soldaten musste annähernd folgende Anzahl von Schüssen abgegeben werden:

im Kriege von 1864	66
in demselben Kriege bei dem Sturm auf Düppel	8½

Nimmt man nun an, dass alle Patronen, die der Mann bei sich hat, verschossen werden, so muss man zugeben, dass schon durch die Vergrösserung der Anzahl der mitgeführten Patronen die Zahl der Verluste sich bedeutend vermehren wird, selbst wenn man die Wirkung des jetzigen Gewehres der des früheren nur gleichstellt. Da es aber gewöhnlich nicht möglich ist, alle Patronen zu verschiessen, so nehmen wir die Vergrösserung der Verluste durch Vermehrung der mitgeführten Munition nur auf 12 Prozent an.

Schlussfolgerungen. Somit erhalten wir als allgemeines Ergebnis, dass die ursprüngliche Zahl der Verluste durch Gewehrfeuer, nämlich 18 Prozent, in Zukunft sich wahrscheinlich noch vermehren wird:

durch Erhöhung der Durchschlagskraft um	7	Prozent
durch Verstärkung der Rotationskraft und durch Deformation der Geschosse um	4	„
durch Vermehrung der Treffsicherheit um . . .	18	„
durch neue Hilfsmittel, wie Distanzmesser etc. um	2	„
durch Beseitigung des Rauchs, der Verschleimung des Laufs, der Versager und des Feuchtwerdens der Patronen um	2	„
durch Vergrösserung der Zahl der Patronen um .	12	„

Die Gesamtzahl der Verluste durch Gewehrfeuer wird wahrscheinlich auf 63 Prozent anwachsen.

Es wird also wahrscheinlich die Gesamtzahl der Verluste durch Gewehrfeuer auf 63 Prozent anwachsen.

Dass diese Vermutung nicht übertrieben ist, zeigt die Erfahrung im chilenischen Krieg.

Während die alten Gewehre 34 Prozent kampfunfähig machten, setzten die neuen kleinkalibrigen Manlicher-Gewehre 82 Prozent ausser Gefecht, d. h. sie verursachten $2^1/_2$ Mal grössere Verluste.

Erfahrungen im chilenischen Kriege.

Dabei beträgt der Prozentsatz der durch kleinkalibrige Geschosse Getöteten 29 und der durch frühere Geschosse Getöteten nur 12. Die Zahl der Toten war also $2^1/_2$ mal grösser.

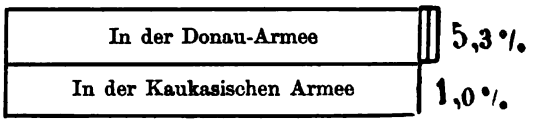
---

im Kriege von 1866 in der preussischen Armee	63—68
im Kriege von 1870 im deutschen Heer.	164
im Kriege von 1870 im französischen Heer nach Rivière .	49
im Kriege von 1870 im französischen Heer nach Montluisant	102

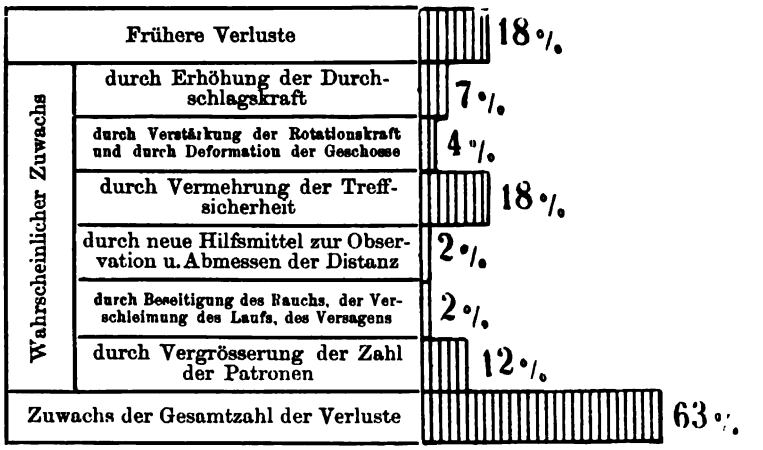
Ungeachtet des grossen Unterschiedes in diesen Angaben verneint doch keine, dass der jetzige Patronenvorrat, den der Soldat mit sich führt, vollkommen genügend ist, um wenigstens einen Gegner kampfunfähig zu machen. Aus dieser Berechnung ergiebt sich der direkte Schluss, dass diese Wahrscheinlichkeit bei den bekannten Vernichtungsmitteln zweier feindlichen Streitkräfte vermittelst des Gewehrfeuers vorhanden ist.

Zahl der Verluste an Toten und Verwundeten.

Verluste der russischen Armee in den Jahren 1877—1878 durch blanke Waffen.

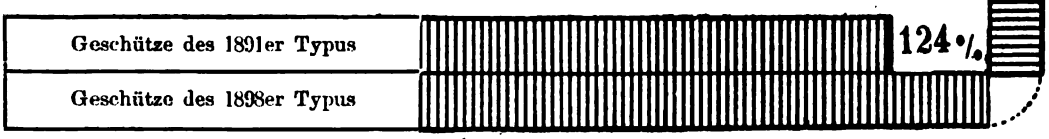


Prozent der durch Feuerwaffen bewirkten Verluste und ihr wahrscheinlicher Zuwachs in der Zukunft.

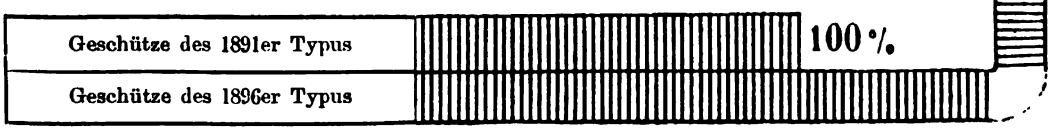


Wahrscheinliche Zunahme der Zahl der von der Artillerie Verwundeten, im Falle der Verwendung aller mitgeführten Geschosse (nach Müller).

Geschütze des Zweibundes.



Geschütze des Dreibundes.



Es zeigte sich überdies das Feuer der Manlicher-Gewehre, wenn es aus einer Entfernung von 600 Metern gegen die Schützen gerichtet war, von so vernichtender Wirkung, dass eine Panik in den Reserven entstand, die 1000 und 1600 Meter entfernt hinter der Feuerlinie standen.

Dieses Beispiel zeigt, dass die Wirkung des neuen Gewehrs zweimal stärker ist, als die des früheren, und dass die aus ihm auf eine Entfernung von 600 Meter abgefeuerten Geschosse, wenn man dem Gewehr nur eine kleine Erhöhung giebt, auch auf eine Entfernung bis zu 1600 Meter treffen können.

Professor Hebler[1]) giebt eine Abschätzung der Wirksamkeit der neuen Gewehre, die für diese noch vorteilhafter ist, als die von uns angenommene, wie man aus Folgendem ersehen kann:

Gewehr von 1871	100	Prozent
französisches Gewehr 1886 . . .	433	„
deutsches Gewehr	474	„
5-Millimeter-Gewehr	1 337	„

Im Vergleich mit dieser Berechnung erscheint die unsrige sehr mässig.

c) Geschütze und Geschosse.

Von der Kraft der Wirkung der Artillerie-Geschosse kann die Vergangenheit fast keinen Begriff geben.

Die Resultate der bereits eingeführten Verbesserungen im Artilleriewesen seit der Zeit des letzten russisch-türkischen Krieges 1877/78 sind so bedeutend, dass jetzt nur wenige Männer der Wissenschaft die Möglichkeit zugeben, einen regelrechten Krieg ohne unerträgliche Opfer zu führen.

Die Kraft des heutigen Artilleriefeuers.

Professor Langlois berechnete 1891 die Vergrösserung der Macht des Artilleriefeuers auf Grund der Angaben der heutigen praktischen Erfahrungen folgendermaassen:

Die jetzigen Geschütze werden den Feind im offenen Feld 5 mal schneller niederwerfen als 1870, wenn man die gleiche Anzahl von abgefeuerten Geschossen voraussetzt. Da aber die jetzigen Geschütze in demselben Zeitraum $2^1/_2$—3 mal mehr Geschosse als früher abfeuern, so ergiebt sich, dass die Kraft des Artilleriefeuers sich seit 1870 nicht weniger als 12—15 mal verstärkt hat.

Aber die Berechnung des Professors Langlois vom Jahre 1891 ist für die jetzige Zeit schon hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben, und

[1]) Hebler: „Das kleinste Kaliber oder das zukünftige Infanteriegewehr."

um sich einen vollkommenen Begriff von der Summe der Verluste in einem zukünftigen Kriege zu machen, ist es notwendig, die Wirksamkeit der neuesten vollkommensten Geschütze zusammenzustellen und sie mit der Wirksamkeit der alten, bisher im Gebrauch gewesenen, zu vergleichen.

Schnellfeuernde Geschütze.

Die schnellfeuernden Geschütze. In Frankreich, Deutschland und Russland hat man begonnen, schnellfeuernde Geschütze anzufertigen, und nach Mitteilung solcher Autoritäten, wie General Wille[1]), Professor Pototzky[2]) und Kapitän Mock[3]), kann man annehmen, dass das Feuer dieser Geschütze in der Gesamtheit wenigstens eine doppelt so grosse Wirkungskraft haben wird, als die von 1891, über die sich Langlois, wie folgt, äusserte:

„Wir haben eine ganze Reihe Vervollkommnungen von höchster Wichtigkeit vor uns und müssen gestehen, dass das Kriegsmaterial ein ganz anderes geworden ist, als das, das auf den Schlachtfeldern der früheren Kriege wirksam war."

Sehr wichtig ist ferner, dass auch die Zahl der Geschütze in grossem Maasse vermehrt worden ist.

Nach Einführung des rauchschwachen Pulvers wandte man sich der Konstruktion schnellfeuernder Geschütze zu.

So lange das gewöhnliche Pulver angewendet wurde, war keine Notwendigkeit vorhanden, sich mit den Maassregeln zur Beschleunigung des Feuers besonders zu beschäftigen, da das Schnellfeuer einen solchen Rauch erzeugte, dass man es nach kurzer Zeit wieder einstellen musste, falls nicht ein günstiger Wind wehte.

In jetziger Zeit geben Batterien von 6 Geschützen 8—10 Schüsse in der Minute ab. Jedes einzelne Geschütz braucht also 36—45 Sekunden für einen Schuss. Wenn genaues Zielen erforderlich ist, so nimmt man 4 Schüsse auf die Minute an. Die Erfahrung hat gelehrt, dass bei den neuen Geschützen der Einfluss der Schnelligkeit des Feuers auf die Treffsicherheit so unbedeutend ist, dass er in der Schlacht praktisch keine Bedeutung haben wird.

Es ist zur Zeit möglich, in einigen Minuten eine solche Anzahl Geschosse abzufeuern, wie früher im Laufe einer ganzen eintägigen Schlacht; es kann nämlich ein Geschütz des besten Systems 83, und eines des schlechtesten 65 Schüsse in 3 Minuten abgeben. Dabei ist die Treffsicherheit bemerkenswert. Auf eine Entfernung von 1828 Meter senden die Kanonen vier Geschosse durch dasselbe Trefferloch der Scheibe.[4])

---

[1]) General Wille: „Das Feldgeschütz der Zukunft."
[2]) Prof. Pototzky: „Lehrbuch der Artillerie."
[3]) Mock: „Notes sur le canon de campagne de l'avenir."
[4]) Loebell: „Militärische Jahresberichte". 1894.

Professor Michniewicz[1]) sagt über die Bedeutung der Vervollkommnung folgendes:

„Das schnellfeuernde Geschütz gewährt die Möglichkeit, in einer bestimmten Zeit die grösste Gesamtwirkung zu erzielen, da es in der gegebenen Zeit das doppelte Metallgewicht dem Feind entgegenschleudert als die übrigen Feldgeschütze. (Die Schnelligkeit ist viermal grösser, die Granate halb so schwer, die Wirkung doppelt so stark.) Ausserdem erlaubt das geringere Gewicht des ganzen Systems, die Geschütze dem Feinde unbemerkt näher zu bringen."

Man muss noch bemerken, dass ausser den schnellfeuernden Kanonen auch Kartätsch-Geschütze oder Mitrailleusen vorhanden sind, die eine Masse von Kugeln zu gleicher Zeit schleudern.

Die Kartätsch-Geschütze haben noch die Eigenschaft, die für gewöhnliche Geschütze unerreichbar ist, dass nämlich, „so viel Schüsse man auch aus dem Kartätsch-Geschütz abgiebt, die Schusslinie nicht die Richtung verliert, die ihr beim Anfang des Feuerns gegeben wurde." Die Kartätsch-Geschütze.

„Dadurch wird der Erfolg des Feuers aus den Kartätsch-Geschützen unabhängig von der nervösen Erregung des Schützen, sowie von der Schwierigkeit, das Ziel zu sehen, das durch sich erhebenden Staub, eintretenden Nebel oder hereinbrechendes schlechtes Wetter verdeckt werden kann. In tiefster Nacht kann man aus dem Kartätsch-Geschütz ebensoviel erfolgreiche Schüsse abfeuern, wie am hellen Tag, wenn man es nur am Abend gut gerichtet hat."

„Alle diese Eigenschaften machen das Kartätsch-Geschütz zu einem wenig bemerkbaren Mittel zur Beschiessung des Innern von Befestigungen und überhaupt von Strecken, die sich hinter Deckungen befinden."[2])

Im nächsten Kriege werden also die Kartätsch-Geschütze eine wichtige Rolle spielen.

Die Tragweite. Die Vergleichung der Spuren, von 1000 Gewehrgeschossen, die von Schützen in zerstreuter Ordnung abgefeuert wurden, mit der Wirkung des Shrapnels ergiebt, dass ein Shrapnel eine doppelt so lange Strecke bestreicht, als die ist, welche von 1000 Gewehrgeschossen bestrichen wird, bei nicht geringerer Breite. Die Versuche beweisen auch, dass die Splitter dieser Geschosse jetzt auf 800 Meter in der Länge und auf 400 Meter in der Breite auseinanderfliegen.[3]) Die Tragweite der Shrapnels.

[1]) Prof Michniewicz: „Der Einfluss der neuesten technischen Erfindungen auf die Taktik der Truppen."

[2]) W. Tschebyschew: „Darstellung der Eigenschaften des jetzigen Gewehrfeuers."

[3]) Oméga: „L'art de combattre."

Bemerkenswert ist dabei die Genauigkeit des Schusses. Fürst Hohenlohe, der frühere Chef der deutschen Artillerie im Kriege 1870/71, behauptete ganz entschieden, dass eine Batterie, die gegen einen Weg von 15 Schritt Breite aufgestellt sei, die ganze Kolonne abrasieren und vollkommen vernichten könne, die sich auf dem Weg auf einer Strecke von 7000 Meter befinde, so dass niemand auf diesem Weg zu bleiben vermöchte.[1])

Vervollkommnung der Geschosse. Die Anwendung des Stahls zur Verfertigung der Geschosse erlaubte, sie mit einer grösseren Anzahl Kugeln zu füllen, und die Verwendung eines viermal stärkeren Sprengmittels, als das in früherer Zeit angewandte Pulver, gab überhaupt jedem Splitter und jeder Kugel eine grosse Gewalt.

Das Umherfliegen der einzelnen Kugeln und Splitter kann man mit einer Brause vergleichen, bei der aus 100 Oeffnungen Wassertropfen herabfallen. Stellen wir uns eine solche Brause vor, die sich mit grosser Schnelligkeit dreht, dann erhalten wir ein Bild jener unbestimmten Richtung, nach der jeder einzelne Splitter des Geschosses fliegen kann. Die Kugeln dieser Shrapnels können daher nach den verschiedensten Richtungen treffen.

Das Shrapnel.

Damit man im Innern der Shrapnels eine grosse Anzahl Kugeln unterbringen kann, macht man ihre Wände so dünn als möglich. Das deutsche Shrapnel hat dünne Stahlwände, während der untere Teil aus Gusseisen besteht. Die französischen und englischen haben ähnliche Stahlwände; Italien, Oesterreich und Russland haben gusseiserne Shrapnels. Je kleiner und leichter die Kugeln des Shrapnels sind, desto schneller wird ihre Kraft durch die Wirkung des Luftwiderstandes aufgehoben. Untersuchungen haben ergeben, dass für eine Shrapnelkugel von 13 Gramm Gewicht eine Schnelligkeit von 110 Meter nötig ist. Für eine Kugel von 11 Gramm ist eine solche von 120 Meter erforderlich, damit die lebendige Kraft der Kugel in jedem Fall 8 Meterkilogramm gleichkommt, um einen Gegner kampfunfähig zu machen. Diese Bedingung ist aber fast nirgends vollkommen erfüllt. So begnügt sich Frankreich für seine Kugeln von 11 Gramm mit einer Schnelligkeit von nur 81 Metern, um offenstehende Ziele zu treffen. Russland dagegen giebt seinen Kugeln eine Schnelligkeit von 210 Metern, von der Ansicht ausgehend, dass ein Shrapnel auf eine Entfernung von 4000 Metern (das deutsche Distanzröhrchen erlaubt das Schiessen auf 3600 Meter) noch eine Schnelligkeit von mehr als 200 Metern besitzen werde. Je grösser und schwerer die Kugeln in einem Shrapnel sind, desto mehr Ver-

[1]) Fürst Hohenlohe-Ingelfingen: „Lettres sur l' artillerie."

wundungen kann man damit erzielen. Im deutschen Feldshrapnel befinden sich 279 Kugeln, im französischen für das schwere Feldgeschütz 160, für das leichte 10, im österreichischen 155, im russischen für schwere Geschütze 340 Kugeln. Sie werden aus Hartblei verfertigt (zur Vergrösserung des Gewichtes der Kugeln beabsichtigt man in Zukunft dafür das neue Wolfram-Metall zu verwenden), in das Geschoss gelegt und dieses mit Schwefel oder Kolophonium ausgegossen. Die Gewichte der Kugeln bewegen sich zwischen 10 (Oesterreich) und 15 Gramm (Frankreich). Die deutschen Kugeln wiegen 11,1 Gramm. Das neue deutsche Shrapnel wirft beim Platzen 300 Splitter und Kugeln, die Shrapnels anderer Staaten 200—400. Eine besondere Art Shrapnels bilden die sogenannten Hülsenshrapnels, die in Russland hauptsächlich im Gebrauch sind und die Frankreich für seine 12 Centimeter-Haubitze angenommen hat. Die Hülse, d. h. der Körper des Shrapnels wird beim Platzen nicht zersprengt, sondern bleibt ganz und kann durch den Rückstoss fast bis zur schiessenden Batterie zurückgeworfen werden. Ein Hülsenshrapnel hat die gleiche Wirkung wie eine in der Nähe des Feindes platzende Kartätsche und wirkt besonders stark auf die Breite einer Schützenkette. Das neue französische Shrapnel wirft 630 Kugeln von je 12 Gramm Gewicht.[1])

Die Granaten.

Die Granaten haben fast die gleiche äussere Form wie die Shrapnels und werden mit Röhren von doppelter Wirksamkeit ausgerüstet, d. h. mit Distanz-Schlagröhren. Die gewöhnlichen (alten) Granaten hatten nur Schlagzünder, waren aus Gusseisen verfertigt und mit gewöhnlichem Pulver geladen. Damit sie aber in eine möglichst grosse Anzahl von Splittern zersprengt wurden, fertigte man sie entweder mit doppelten Wänden oder bildete die innere Wand aus Kammern (Ringgranaten).

Ringgranaten.

Uebrigens kommt diese Art von Granaten mehr und mehr ausser Gebrauch, und man verwendet sie meistens nur noch zum Uebungsschiessen.

Brisanz-Granaten.

Brisanz-Granaten werden aus Gusseisen oder aus Stahl gefertigt und mit einem starken Explosionsmittel geladen. Die deutschen Brisanz-Granaten geben beim Platzen mehr als 500 Splitter von unregelmässiger Form und verschiedener Grösse. Das Platzen des Geschosses muss, wenn möglich, unmittelbar oder 1—10 Meter vor dem Ziele erfolgen. Die brisante Ladung dient dazu, eine grosse Zahl von Splittern des Geschosses fast gerade herabzusenden. Infolge dessen kann man lebendige Ziele, die sich hinter einer Deckung befinden, mit Erfolg beschiessen. Das Platzen der Brisanz-Granate ist von einem so heftig erschütternden Schlag be-

[1]) Köhler: „Die modernen Kriegswaffen." 1897.

gleitet, dass bei öfterem Schiessen ein starker Einfluss auf das Nervensystem der Truppen, die sich unter Feuer befinden, sehr wahrscheinlich ist. Wenn die Brisanz-Granate ein festes Ziel trifft, so explodiert sie im Innern desselben (also Bombenwirkung). Aus oben Gesagtem können wir entnehmen, dass Ziele, die sich hinter festen Deckungen befinden, nicht mit Shrapnelkugeln, sondern mit den Splittern von Brisanz-Granaten beschossen werden.

Im künftigen Kriege das Shrapnel von grösserer Bedeutung als die Granate.

Im künftigen Kriege werden die Granaten viel weniger Verwundungen verursachen, als die Shrapnels, so dass letztere das hauptsächliche Geschoss der Artillerie bilden werden, obgleich nach französischen Berichten beim Platzen der Brisanz-Granate alle Menschen, die sich in der Nähe befinden, durch den Luftdruck umgeworfen werden und starke innere Verletzungen erleiden, und ferner, falls ein Geschoss in einem geschlossenen Raum platzt, alle darin befindlichen Leute entweder durch die mechanische Wirkung der Kraft oder durch die sich bildenden giftigen Gase getötet werden.[1])

Bei Vergleichung der Wirkung dieser Geschosse mit den 1870 verwendeten ergiebt sich, dass die heutigen Granaten im Durchschnitt in 240 Splitter zerplatzen, anstatt in 19—30, wie es 1870 der Fall war.[2]) Die Shrapnels, welche 1870 im Gebrauch waren, platzten in 37 Teile, die jetzigen aber geben bis zu 340. Bezüglich der Sprenggranaten ist ein Vergleich mit 1870 unmöglich, doch kann uns das nachstehend Gesagte einigermaassen einen Begriff geben.

Die gusseiserne Bombe von 37 Kilogramm Gewicht, die bei dem gewöhnlichen Pulver 42 Splitter warf, giebt jetzt, mit Pyrooxylin gefüllt, 1204 Splitter. Mit der Vergrösserung der Zahl der Kugeln und Splitter ist auch die Kraft, mit der sie auseinander geworfen worden, vermehrt worden. Die Splitter und Kugeln verbreiten Tod und Verderben nicht nur, wie 1870 in der nächsten Umgebung der Explosionsstelle, sondern auf mehr als 200 Meter im Umkreis, und das bei einem Feuer auf 3000 Meter Entfernung.

Folgen der verbesserten Geschosse.

Bei solchen Verbesserungen der Geschosse wird die Verheerung, die sie in den Reihen der Truppen anrichten werden, ungeheuer sein. Nach den Angaben des preussischen Generals Rohne[3]) haben wir schon oben eine beispielsweise Berechnung der Verluste eines Heeresteiles von 10 000 Mann, der in zerstreuter Ordnung einen befestigten Punkt angreift, angeführt. Es ergiebt sich, dass, bevor der angreifende Heeresteil eine Entfernung von 2000 Meter in der Richtung auf die Schanzen des

[1]) Köhler: „Die modernen Kriegswaffen." 1897.
[2]) Langlois: „L'artillerie de campagne."
[3]) Rohne: „Das Schiessen der Feldartillerie." 1881.

Gegners durchschreiten kann, jeder Mann desselben durch Kugeln und Splitter der Granaten verwundet sein wird, da die Verteidiger während dieser Zeit 1450 Kanonenschüsse abfeuern können, die 275500 Kugeln und Splitter ausstreuen, von denen 10330 den angreifenden Heeresteil treffen. Aber die Kraft des Artilleriefeuers wird sich nicht nur gegen den angreifenden Heeresteil richten, welcher bei genügender Annäherung an die Schanzen des Verteidigers auch durch das Gewehrfeuer zurückgeworfen werden kann, sondern hauptsächlich gegen die Reserven, die in mehr gedrängter Ordnung folgen, wodurch folglich die Zahl der Treffer durch Kugeln und Splitter der Geschosse noch bedeutender sein wird.

Voraussichtliche Verluste in einem künftigen Kriege.

Hiernach würden die etwaigen Verluste im Fall eines Krieges zwischen den Mächten des Zweibundes und des Dreibundes folgende sein.[1])

Die französisch-russischen Granaten (8824) können die Bewegung von 44110 angreifenden Kompagnien aufhalten, das sind 11 Millionen Soldaten, indem sie 6 Millionen Mann davon verwunden und töten, d. h. eine Anzahl Krieger, die um 24 % grösser ist, als die, welche der Dreibund aufstellen kann. Die Zahl der Toten und Verwundeten aber, die durch die Wirkung der deutsch-österreichisch-italienischen Granaten (7324) erreicht werden kann, beträgt 5,3 Millionen, d. h. die volle Zahl der von Frankreich und Russland aufgestellten Truppen.

Bei dieser beispielsweisen Berechnung der Verluste durch Artilleriegeschosse in einem künftigen Kriege haben wir die Kraft der heutigen Artillerie als Grundlagen angenommen, aber im Verlauf einiger weiterer Jahre wird eine vollkommene Neubewaffnung der Artillerie und der Heere überhaupt vor sich gehen und die Armeen werden Waffen von doppelt so grosser Kraft besitzen, wie die, deren zerstörende Kraft wir soeben berechnet haben; folglich werden auch die Verluste durch die Geschosse doppelt so gross sein.

Als Beispiel, wie rasch die zerstörende Kraft der Artillerie zunimmt, führten wir nach Langlois[2]) eine Vergleichung der Gewalt und der Zahl der französischen Geschütze des Musters von 1891 mit der Gewalt und Zahl der Geschütze an, die 1870 in Gebrauch waren. Daraus ist deutlich ersichtlich, dass die Geschütze von 1891 20 mal stärker wirken, als die 1870 im Gebrauch befindlichen.

Die Zahl dieser neuen Geschütze bei den Feldtruppen und Reservearmeen der ersten Jahrgänge beträgt aber gegenwärtig 4512. Im Kriege von 1870 belief sie sich nur auf 780 Stück.[3])

---

[1]) General Müller: „Die Wirkung der Feldgeschütze."

[2]) Langlois: „L'artillerie de campagne."

[3]) „Relation de la guerre 1870—71" par l'Etat-Major Français.

Die Wirkung der französischen Geschütze des Typus von 1891 wird 116 mal mörderischer sein als im Feldzug von 1870.

Im künftigen Kriege wird also die Wirkung der französischen Geschütze des Typus von 1891 hundert und sechszehn (116) mal mörderischer sein als im Feldzug von 1870. Nach Fertigstellung der jetzt in Arbeit befindlichen schnellfeuernden Geschütze, die nach den Angaben von Sachverständigen wenigstens 2 mal stärker wirken werden, wird die neueste französische Artillerie annähernd 232 mal mächtiger sein, als die, welche im Kriege von 1870 gegen die deutschen Truppen kämpfte. Begreiflicherweise werden auch die Verluste der Truppen infolge der Thätigkeit dieser Geschütze entsprechend grösser sein.

Auf die Erhöhung der Verluste wird auch noch der Umstand Einfluss haben, dass der Prozentsatz der Treffer aus den neueren Geschützen 3 mal grösser ist, als aus den Geschützen von 1870/71. Er beträgt jetzt 0,30 gegen 0,10 früher.

Ferner wird das neue Geschütz mit fast der doppelten Anzahl von Geschossen versehen als früher. Nach der Berechnung von Langlois werden in einer Zukunftschlacht, wenn sie nur 2 Tage dauert, nicht weniger als 267 Geschosse von jedem Geschütz verbraucht werden. Wenn aber die Schlacht sich 3 oder 4 Tage hinzieht, so sind bis 500 Geschosse auf ein Geschütz erforderlich.

Infolge der Fortschritte der Artillerie können durch ihre Geschosse 8 mal mehr Soldaten im künftigen Kriege vernichtet werden, als man überhaupt auf dem Schlachtfeld aufstellen kann.

Bei der früheren Zahl (136 bis 140) der Geschosse auf ein Geschütz in den Heeren des Dreibundes und des Zweibundes konnten nach den von uns bereits angeführten Berechnungen des Generals Müller mehr als 11 Millionen Menschen getötet und verwundet werden. Bei 267 Geschossen auf das Geschütz können also die Verluste an Toten und Verwundeten bis zu 22 Millionen und bei 500 Geschossen bis zu 41 Millionen Mann betragen. Folglich werden schon allein durch Artilleriegeschosse 8 mal mehr Soldaten vernichtet werden, als man auf dem Schlachtfeld aufstellen kann.

Diese Zahlen erscheinen unwahrscheinlich. Nichtsdestoweniger gehen sie aus der Langloisschen Berechnung hervor.

Explosionen.

Explosionen. Die heutigen Geschosse sind mit stark explosiblen Stoffen gefüllt. Einige davon können unter gewissen Bedingungen von selbst explodieren, wieder andere explodieren infolge der Lufterschütterung, die durch andere Explosionen verursacht wird. Die Gefährlichkeit dieser Explosionen wird noch erhöht durch Mängel und Unregelmässigkeiten in der Verpackung der Granaten und durch Beschädigung der mechanischen Vorrichtungen an den Zündern, die beim Transport der Geschütze oder bei deren Aufstellung vorkommen kann. Schliesslich können Explosionen auch noch durch die feindlichen Geschosse hervorgerufen werden, die der Angreifer zu Tausenden auf die Aufbewahrungsorte von Kriegsmaterial richtet.

Diese Umstände haben selbstverständlich einen grossen Verlust an Menschen im Gefolge.

Schlussfolgerungen über die Wirkungen der Geschütze. Im Kriege von 1870 betrugen die Verluste durch Artilleriegeschosse 9 Prozent der Gesamtzahl der Truppen. Wie gross sie in einem künftigen Kriege sein werden, ist unmöglich zu bestimmen, wenn man von obiger Zahl ausgeht. Die Zahl der Geschütze ist vergrössert worden, jedes davon ist 20 mal so mächtig als die früheren, und nach Einführung der Geschütze neuester Typen werden sie sich 40 mal so wirksam erweisen als die vom Jahre 1870. Es muss sich also, selbst wenn man die Vermehrung der Geschütze nicht in Betracht zieht, der Prozentsatz der Verluste doch von 9 in 180 verwandeln, schon bei den jetzigen Kanonen, die aber in kurzer Zeit durch noch vervollkommnetere ersetzt werden sollen. Wenn man diese neuesten Geschütze in Rechnung zieht, so muss man den Prozentsatz der Verluste noch erhöhen, und dieser Vergleich würde geradezu absurd erscheinen, nicht etwa in Folge der Unrichtigkeit dieser Schlussfolgerung, sondern einfach deshalb, weil die vorhandenen technischen Mittel zur Vernichtung von noch viel zahlreicheren Armeen hinreichen, als man überhaupt noch ins Feld führen kann.

Die vorhandenen technischen Mittel reichen zur Vernichtung von weit mehr Armeen hin, als man überhaupt ins Feld führen kann.

3. Die heutige veränderte Kriegführung und die Vermehrung der Verluste.

Die Wirksamkeit der Gewehre und Geschütze haben wir bis jetzt unter der Voraussetzung festgestellt, dass sich die Taktik seit 1870 nicht verändert habe; auf die Vermehrung der Verluste können aber ausserdem noch die neuen taktischen Formen Einfluss haben, die in der letzten Zeit bei den Heeren Eingang fanden. Betrachten wir die Bedeutung dieser Formen bezüglich der Verluste:

Freiwilligen-Abteilungen und kleiner Krieg. Wegen der weittragenden Geschosse und des rauchschwachen Pulvers sind die Truppen in neuester Zeit genötigt, sich auf einen weiten Umkreis hin mit Freiwilligen-Abteilungen zu umgeben, um die Rekognoszierungen seitens des Gegners zu verhindern. Die Auffindung und Vernichtung solcher Abteilungen aber macht nicht geringe Schwierigkeiten. Wie schon an anderer Stelle erwähnt, wurden zur Deckung der deutschen Armee im Jahre 1870 die Truppen dieser Art auf 145 712 Mann gebracht, mit 5945 Pferden und 80 Geschützen. Da aber in der damaligen Armee die Infanterie etwas über 455 000 Mann stark war, so ist ersichtlich, dass ein

Freiwilligen-Abteilungen.

gutes Sechstel der Gesamtkopfzahl der Infanterie auf die Deckung der Verbindungen im Rücken der Armee verwendet wurde.

Und dennoch gelang es den französischen Franktireurs mehr als einmal, die Verbindungen der Deutschen abzuschneiden und unter diesen Verwirrung anzurichten. Wenn man in Betracht zieht, dass die Franktireures ausschliesslich Fussgänger waren und keinerlei kriegerische Uebung besassen, so kann man sich nur schwer eine annähernde Vorstellung davon machen, welcher Bestand zur Rückendeckung erforderlich ist, um die Verbindungen gegen die Angriffe regelrechter Freiwilligen-Abteilungen und Reiterpatrouillen zu schützen.[1])

Gegenwärtig bemüht man sich in sämtlichen Staaten, allen Leuten, die in Kriegszeiten zur Fahne einberufen werden können, wenigstens etwas kriegerische Ausbildung zu geben. Ein solcher Zustand wie 1870 in Frankreich, wo, trotzdem Paris schon belagert wurde, dennoch noch Hunderttausende von Menschen, die der Einberufung unterlagen, bei ihren friedlichen Beschäftigungen bleiben konnten, wird in Zukunft nirgends mehr eintreten. Schon zu Anfang des Krieges werden alle Dienstpflichtigen mehr oder weniger entweder zur aktiven Armee einberufen oder zur Bildung von Heeren der zweiten und dritten strategischen Linie verwendet werden.

Der kleine Krieg.

Im Lande bleiben trotz alledem natürlich noch genug erwachsene Männer, welche zu einer solchen Thätigkeit, wie Ueberbringen von Nachrichten über den Feind an ihre Truppen, Abbrennen von Brücken, Magazinen u. s. w., befähigt sind. Aber im Allgemeinen wird auch der „kleine Krieg" durch regelmässige Abteilungen in systematischer Weise geführt werden, und es ergiebt sich hieraus als Resultat, dass auch der Kleinkrieg in Zukunft einen wesentlich ernsteren Charakter annehmen wird.

Bei den Manövern der deutschen Truppen in Elsass-Lothringen wurden Versuche gemacht, die Infanterie auf Wagen zu setzen und dadurch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen zu verdoppeln, wenn nicht zu verdreifachen. Dabei wurden zwei verschiedene Verfahren angewendet: Eine Infanterie-Abteilung machte in einem Tage eine grosse Fahrt auf Wagen, z. B. 75 Km. weit, wobei zuweilen zum Futtern der Pferde und zum Umspannen halt gemacht wurde, — oder die Infanterie-Abteilungen führten innerhalb 24 Stunden zwei Tagemärsche aus, den einen zu Fuss, den anderen zu Wagen.

Mit dem „kleinen Krieg" können die kriegerischen Operationen beginnen, da ganz bedeutende Kavalleriemassen beständig längs der Grenze

[1]) Hauptmann Schneider: „Der kleine Krieg im Rücken der operierenden Armee." „Minerva". 1896.

stehen, diese sofort überschreiten werden, wobei sich Rekognoszierungs-Abteilungen beider Gegner sogleich begegnen müssen. Für solche Abteilungen ist es sehr wichtig, Abteilungen leichter Infanterie bei sich zu haben, welche auf Wagen gesetzt werden. Ihre Bewegungen werden sich begreiflicherweise weniger durch Regelmässigkeit, als durch Schnelligkeit auszeichnen; aber ihre Führung wird ausgewählten Offizieren übertragen werden, und solche Partisanen-Abteilungen werden ungleich gefährlicher sein, als die Franktireurs 1870.

Geübte Schützen können jetzt, wenn die Entfernung nicht mehr als 800 Schritt beträgt[1]), Mannschaften ganz nach ihrer Wahl kampfunfähig machen, und da ihr Standort nicht mehr durch den Rauch verraten wird, so kann ihre Thätigkeit gefährlich werden.

Gefahren beim Angriff auf befestigte Stellungen.

Befestigungen, Schützengräben und Schanzen. Die Verluste beim Angriff auf befestigte Stellungen werden im gleichen Maasse wachsen, wie die Gewehre vervollkommnet werden. Die Angreifer müssen in aufgelöster Ordnung vorrücken, indem sie sich durch die Unebenheiten des Bodens und durch leichte Erdaufwürfe decken, zu deren Herstellung das jeder Abteilung mitgegebene Schanzzeug dient.

Im Kriege von 1877 waren die russischen Soldaten in der Ausführung solcher Arbeiten nicht genügend geübt, und dennoch haben ihre Schützengräben ihnen grossen Nutzen gebracht. So vermochten im Schipka-Pass die Türken die Russen nicht zu schlagen, obwohl sie ungeheure Opfer brachten, und ebenso konnten ausgewählte russische Truppen trotz vielfacher Ueberzahl und verzweifelter Tapferkeit eine Zeitlang nicht in die Redouten bei Gorny Dubnjak eindringen, obgleich sie ihnen an einigen Punkten auf 100 Schritt nahekamen. Bei den beiden erfolglosen Angriffen auf Plewna gelang es den russischen Truppen, wenn auch mit grossen Verlusten, bis auf eine den Bajonettangriff ermöglichende Entfernung heranzukommen; doch diese Beispiele gelten als vereinzelte Ausnahme.[2])

Die Kommandeure werden, da sie sich auf die Zuversicht verlassen, die das rauchschwache Pulver und die weittragenden Gewehre den Soldaten einflössen, hartnäckig die zu verteidigenden Stellungen behaupten, in denen sie natürliche Deckung finden, und sie vermittelst des Schanzzeugs noch künstlich verstärken. Dass man sehr häufig zu den Feldbefestigungen seine Zuflucht nehmen wird, geht aus der Thatsache hervor, dass der Bewaffnung einer gewissen Anzahl von Mannschaften der Infanterie Spaten und Beile beigefügt werden.

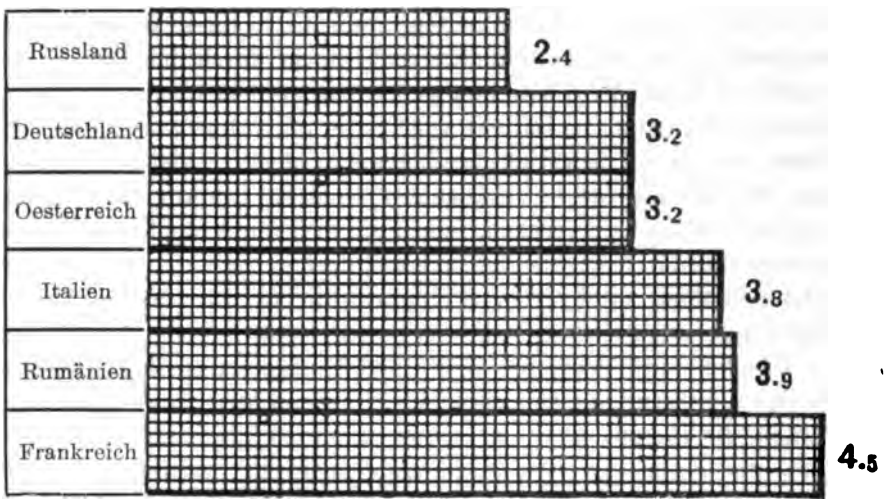
[1]) W. Tschebyschew: „Darstellung der Eigenschaften des jetzigen Gewehrfeuers."

[2]) Skugarewski: „Der Angriff der Infanterie."

Man kann schliesslich auch noch hinweisen auf Zeugnisse, wie die „Instruktion für das Gardekorps“ von 1892, welche den sich Verteidigenden empfiehlt, sich stets „einzugraben“, falls nicht ein besonderer Befehl dies verbietet.[1])

Die Feld-Befestigungen im künftigen Kriege.

Zur Ausführung komplizierterer Feldarbeiten sind den Truppenteilen besondere Sappeure in einer Anzahl von 2,4 bis 4,5 Prozent der Gesamtzahl beigegeben. Wegen der Wichtigkeit dieses Umstandes stellen wir das Verhältnis in folgendem graphisch dar:



Anzahl der Sappeure auf je 100 Mann Infanterie in den Armeen.

Aber ein bekannter Militärschriftsteller, der belgische General Brialmont, hält auch dieses Verhältnis noch für ungenügend und rät, 6 Sappeure auf je 100 Mann Infanterie zu nehmen, d. h. 1 Sappeur auf 16 Infanteristen, und General Kilchen geht noch weiter und schlägt mehr als 7 Sappeure auf je 100 Infanteristen vor, also 1 Sappeur auf 13 Infanteristen.

Ausnutzung des Terrains.

In früherer Zeit wurde jede Unebenheit des Bodens nur als Hindernis für die kriegerische Thätigkeit angesehen, während gegenwärtig das Verständnis für Benutzung solcher Unebenheiten als mächtiger Faktor des Erfolges gilt. Diese Meinung hat sich so sehr befestigt, dass in den letzten Jahren sämtliche Staaten damit begonnen haben, alle Felder und Ebenen zu untersuchen und auszumessen, welche den Schauplatz einer künftigen Schlacht abgeben könnten. Dieser Umstand ist ausserordentlich wichtig. Wenn Plewna auf einem nicht vorher unter-

[1]) „Russki Invalidx.“ 1892, No. 107.

suchten und vorbereiteten Terrain emporwachsen konnte, was wird dann erst im künftigen Krieg eintreten, wenn in den Grenzgebieten alles für die Verteidigung vorbereitet ist? Nach der Ansicht kompetenter Militärschriftsteller wird ein künftiger Krieg hauptsächlich aus einer Reihe von Gefechten und Kämpfen um befestigte Stellungen bestehen; ausser Feldschanzen verschiedener Art wird der Angreifer auch andere sekundäre Hindernisse zu bewältigen haben, auf die er dicht vor den Befestigungen stösst, also gerade da, wo er der grössten Gefahr durch das feindliche Feuer ausgesetzt ist. Solche Schutzmittel bestehen aus umgewälzten Balken, aus Drahtnetzen, Wolfsgruben u. s. w. und ihre Zerstörung erfordert ungeheure Opfer. Die Wirkung der Artillerie auf die Drahtgitter ist fast nichtig, Sprenggranaten bleiben gegen sie wirkungslos; das einzige Mittel, sie zu beseitigen, ist ihre Zerstörung durch speziell damit vertraute Arbeiter, was aber lange Zeit erfordert.

Während dieser Zeit werden sich die vorderen Abteilungen unter dem tötlichen Feuer der Verteidiger befinden, und es kann sich dabei leicht ereignen, dass sie auch das Feuer ihrer eigenen Truppen, die den Angriff unterstützen, auszuhalten haben, was naturgemäss die Zahl der Verluste noch vermehrt.

Das Schiessen über die Truppen der eigenen Heeresteile hinweg wird künftighin öfter als bisher vorkommen und grosse Verluste zur Folge haben.

Das Schiessen über die Köpfe der eigenen Truppen.

„Sehen Sie sich einmal," schreibt Skugarewski (in „Der Angriff der Infanterie", Seite 103), „das Schiessen mit scharfen Patronen in Friedenszeiten an: die Scheiben stehen einige hundert Schritte entfernt, aber manche Geschosse streifen den Erdboden schon ein paar Dutzend Schritt vor dem Schützen und das geschieht schon in Friedenszeit; was wird nun erst in der Schlacht geschehen?"

Noch gefährlicher ist das Schiessen über die Köpfe der eigenen Heeresabteilungen hinweg, da der Mangel an Kaltblütigkeit und Feuergewohnheit bei den Richtenden, die ungeeignete Formation des Terrains, die Entfernung des Gegners und andere ungünstige Umstände den Schüssen eine falsche Richtung geben können, worunter die eigene Infanterie dann zu leiden hat.

Mangel und Verluste an Offizieren. Von der mehr oder weniger sachverständigen Leitung der Offiziere wird der geringere oder grössere Verlust an Mannschaft abhängen, aber schon jetzt zu Friedenszeiten macht sich ein Mangel an vollständig ausgebildeten Offizieren fühlbar.

Prof. Coumès spricht sich darüber folgendermaassen aus:

„Zum Kommandieren der Infanterie auf dem Schlachtfeld ist so viel Sachkenntnis erforderlich, dass man in keiner Armee unter 500 Offizieren

100 findet, die eine Kompagnie ins Feuer zu führen verstehen. Ueberdies ist es bei der heutigen Zusammensetzung einer aktiven Armee — im wirklichen Sinne des Worts — niemals möglich, die unumgänglich notwendige Zahl von Offizieren zu beschaffen, weil die Aufstellung neuer Heeresteile auch die Bildung neuer Stäbe nötig macht, wodurch der Bestand an Linien-Offizieren so erschöpft wird, dass in der Front eines Bataillons von 30 Offizieren nur 8 übrig bleiben. Auf diese Weise kommen auf einen Berufs-Offizier drei Reserve-Offiziere, welche dem ersteren in Bezug auf das Verständnis, zweckmässig zu handeln, sich den Umständen anzupassen und sich zu orientieren, nachstehen; eine unrichtige taktische Bewegung macht sich sogleich in einer hohen Zahl von Verlusten fühlbar."

Mangel an ausgebildeten Offizieren.

Der Mangel an vollkommen ausgebildeten Offizieren ist um so sicherer zu erwarten, als die Verluste dieser besonders zu Beginn eines Feldzugs bedeutend sein werden. Die Erfahrung der letzten Kriege — obgleich in ihnen das rauchschwache Pulver noch unbekannt war, und die jetzt allgemeine Tendenz, vor Allem die gegnerischen Offiziere kampfunfähig zu machen, noch nicht in erster Linie stand — beweist, bis zu welchem Grade die Verminderung der Zahl von Offizieren auf dem Schlachtfeld möglich ist. Am Ende des französisch-deutschen Krieges standen an der Spitze von Bataillonen Reserve-Offiziere niederen Grades, ja sogar Feldwebel; vom Dezember 1870 ab war in einer bayerischen Division nur noch ein Hauptmann aus der Front übrig geblieben.[1]) Als Hinweis auf die Verluste im zukünftigen europäischen Krieg kann auch der chilenische Krieg dienen, obgleich nur ein Teil der Truppen einer der beiden Parteien schon mit dem kleinkalibrigen Gewehr bewaffnet war.

Im Kriege sucht man namentlich die Offiziere des Gegners zu vernichten.

In nur zwei Schlachten beliefen sich dort die Verluste auf:[2])

23 Prozent an gefallenen, 75 Prozent an verwundeten Offizieren,
13 „ „ „ 60 „ „ „ Soldaten.

Dieser hohe Prozentsatz der Verluste an Offizieren beweist, wie teuer die Führung der Massen in der modernen Schlacht zu stehen kommt. Wenn aber keine Offiziere übrig bleiben, um mit gutem Beispiel voranzugehen, so gehen auch die Mannschaften nicht zum Angriff über.

Fürst Hohenlohe erzählt folgenden Fall in seinen „Briefen über die Artillerie":

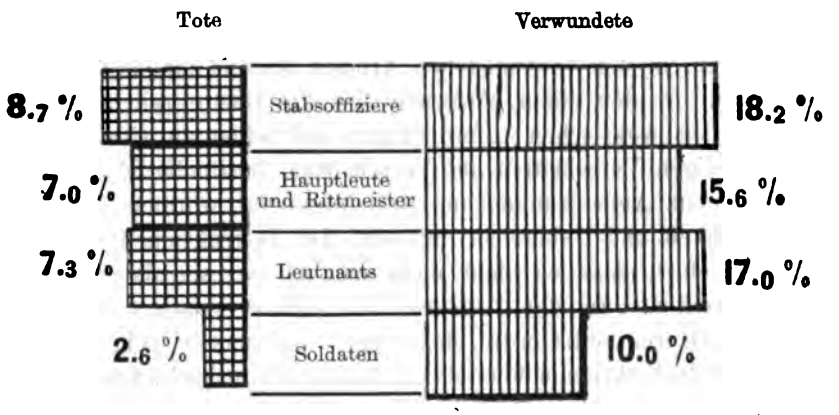
„Vor Paris wurde bei Vertreibung des Feindes aus einem Dorf der Kirchhof von einer Halb-Kompagnie eines unserer besten Regimenter besetzt. Unerwartet nahm der Feind durch einen neuen Angriff diesen Kirchhof wieder ein, der also unsrerseits auf's Neue genommen werden

[1]) „Catéchisme de l'instruction technique de campagne."
[2]) „Die Entscheidungskämpfe im chilenischen Krieg." 1891.

musste. Ich fragte später die Leute dieser Halb-Kompagnie, wie sie dem Feinde den Kirchhof überlassen konnten. In rührender Einfachheit erwiederten sie: „Sämtliche Offiziere waren bei uns kampfunfähig gemacht, niemand war mehr da, uns zu befehlen, was geschehen sollte und da gingen wir eben hinaus."

Verluste an Offizieren.

Im deutschen Heer waren die Verluste an Offizieren während des Krieges von 1870/71 sehr bedeutend[1]), wie aus folgender graphischer Darstellung zu ersehen ist:



Verluste des deutschen Heeres im Kriege von 1870 in Prozenten.

Der Verlust an Getöteten unter den Offizieren war also zweimal, der an Verwundeten dreimal so gross wie die entsprechenden Zahlen an Mannschaften.[2])

Dies führt uns mithin zu dem Schluss, dass infolge der Verbesserung der Vernichtungsmittel jeder Zusammenstoss mit dem Feinde sich in viel drohenderer Weise darstellt als bisher, und dass jeder Irrtum, jede Verzögerung viel ernstere Folgen haben wird.

Mängel der Instruktionen und Reglements zur Gefechtsführung. Die Vorbedingungen des Gefechts sind ausserordentlich komplizierte geworden, und dabei kommen auf je 100 Mann Soldaten an Reservisten, die noch eingestellt werden müssen:

in Italien . . . . . 260 Mann,
„ Oesterreich . . . . . 350 „

	Stabsoffiziere	Hauptleute und Rittmeister	Jüngere Offiziere	Soldaten
[1]) Getötet wurden:	8,67 Prozent	7,03 Prozent	7,3 Prozent	2,6 Prozent
verwundet „	18,22 „	15,6 „	17 „	9,98 „

[2]) Kapitän Martynow.

in Deutschland	566	Mann
„ Frankreich	573	„
„ Russland	361	„

Die Mehrzahl der Reservisten hat das während der Ausbildungszeit Gelernte vergessen; auch von den Reserveoffizieren wird nur ein kleiner Teil auf der Höhe seiner Aufgabe stehen.

Die in Friedenszeiten gegebenen taktischen Anweisungen sind mangelhaft.

Es könnte scheinen, dass unter diesen Umständen in Friedenszeiten schon Vorschriften und Reglements für den Feldzug ausgearbeitet werden müssten, welche Hinweise auf die taktischen Bewegungen in allen Fällen enthalten; aber in dieser Beziehung sind, wie wir schon an anderer Stelle bemerkt haben, in den verschiedenen Armeen Mängel mannigfacher Art zu bemerken. In den einen entfernen sich die theoretischen Hinweise zu sehr von den praktischen Anforderungen und leiden an Einseitigkeit,[1]) in anderen folgen Vorschriften auf Vorschriften, beständig Ergänzungen und Erklärungen, Anmerkungen und Berichtigungen, woraus ein Mangel an Einheitlichkeit und Uebersicht entsteht. Die Instruktionen werden so häufig abgeändert, dass es nicht mehr möglich ist, sie als etwas Endgiltiges anzusehen. In der französischen Armee existiert sogar das Sprichwort: „Ordre, contre-ordre, désordre“[2]) und das ist sehr natürlich, da noch keine Instruktionen über das Gefecht mit rauchschwachem Pulver existieren.

Einige Schriftsteller sind der Meinung, dass zur Führung eines Gefechts in Zukunft allgemein bindende Vorschriften und Regeln nicht aufgestellt werden sollten, da ihre buchstäbliche Befolgung zuweilen sehr schlimme Folgen haben könnte.

Jedes Versehen in den taktischen Anordnungen rächt sich jetzt viel schwerer als früher.

In früherer Zeit, als das Feuern bedeutend mehr Zeit in Anspruch nahm, die Geschosse viel geringere Durchschlagskraft hatten und die Gewehre nur auf kurze Entfernung trugen, so dass man schnell aus der Feuerzone kommen konnte, hatte irgend eine unrichtige taktische Bewegung nicht so enorme Verluste zur Folge, wie unter den jetzigen Umständen, die der Art sind, dass ein Versehen die vollständige Vernichtung eines Truppenteils im Verlauf einiger Minuten herbeiführen kann. Die Gefahr ist um vieles gewachsen und zu gleicher Zeit haben sich auch die Bedingungen für eine regelrechte Orientierung vermindert; der Rauch zeigt nicht mehr die Stellung des Gegners an und Rekognoszierungen sind wegen der weittragenden Gewehre schwierig. Dabei ist noch zu beachten, dass der Angreifer die Aufgabe hat, sich dem Verteidiger auf so kurze Entfernung zu nähern, in der die ballistische Kraft der Geschosse

[1]) Skugarewski: „Der Angriff der Infanterie.“

[2]) Abel Wangler: „Revue encyclopédique.“ 15. Juli 1895.

nicht mehr zur Geltung kommen kann, so dass, ebenso wie in früheren Schlachten, auf diese Entfernung das Bajonett das entscheidende Element bilden muss.

Aber wie gross müssen die Opfer auf Seiten des Angreifers sein, um eine solche Annäherung zu erreichen bei den Verlusten, denen er ohnehin stets ausgesetzt ist?! Es ist begreiflich, dass bei der stark entwickelten Front und der bedeutenden Ausdehnung, welche der angreifende Heeresteil einnimmt, die Vorwärtsbewegung unter Beobachtung aller nur möglichen Vorsichtsmaassregeln ausgeführt werden muss.

Dauer der Schlachten. Die Annäherung an den Gegner, der hinter starken Deckungen steht und auf schon früher eingeschossene Entfernungen feuert, ist sehr schwierig und kann sogar zwei Tage zur Ausführung erfordern. Am ersten Tage geht der Angreifer bis zur Grenzlinie des Feuers der feindlichen Artillerie vor und sendet bei Anbruch der Dunkelheit bis zur Wirksamkeitsgrenze des Infanteriefeuers kleine Abteilungen, z. B. Kompagnien, voraus, welche hierzu aus den zum Sturm bestimmten Truppen, jedenfalls nach der Reihenfolge ihrer Stellung in der Tiefe ausgewählt werden.

Die vorausgesandten Truppenteile begeben sich nach den bezeichneten Punkten und graben sich dort sofort ein. Und so kommt es, dass der Kampf erst am folgenden Tage beginnt. Aber solcher Angriffspunkte wird es nicht wenige geben!

Es ist daher gar nicht unmöglich, dass — nach Ansicht einiger militärischer Autoren — eine Schlacht künftig 3—4 und selbst 14 Tage dauern kann.[1]) Die Dauer der künftigen Schlachten 3—4, ja selbst 14 Tage.

Andere Schriftsteller finden es durchaus nicht unwahrscheinlich, dass wir zur Epoche der Belagerungen zurückkehren werden: Belgrad, Mantua, Plewna können eine Wiederholung finden. Es ist sehr leicht möglich, dass der Angreifer, wenn er keine Möglichkeit sieht, einen vollständigen Sieg zu erringen, sich wenigstens bemühen wird, den Feind an der Stelle einzuschliessen, wo er ihn findet, indem er beim Angriff selbst Schanzen aufführt, um dem Belagerten solange die Zufuhr abzuschneiden, bis dieser durch Hunger überwunden wird.[2])

Wie wir bereits erwähnten, wird in den zukünftigen Schlachten eine rasche Entscheidung wenig wahrscheinlich sein. Wir haben die Ansicht eines bekannten deutschen Schriftstellers, des Obersten Liebert, angeführt, dass selbst die schlecht eingeübte französische Mobilgarde 1870

[1]) Kapitän Nigotte: „La bataille de Vesles".
[2]) Hönig: „Die Taktik der Zukunft".

nur selten mit einem Schlag zu werfen war, und dass sie am andern Tage aus einer von ihr eingenommenen neuen Stellung geworfen werden musste.[1])

Die erhöhte Widerstandskraft der Truppenteile wird dem Kampf eine weit grössere Hartnäckigkeit und Dauer verleihen.

Die neueste Vervollkommnung in der Bewaffnung der Infanterie und Artillerie, sowie die Einübung der Soldaten in der Benutzung aller Deckungen des Terrains, haben die Widerstandskraft der Truppenteile bedeutend erhöht. Das jetzige Gewehr hat eine furchtbare Kraft und seine Handhabung ist einfach und bequem. Eine sich verteidigende Infanterie-Abteilung, die sich in einer guten Deckung befindet und die Ruhe nicht verliert, ist sehr schwer aus ihrer Stellung zu vertreiben; und wenn sie sich darin auch nicht halten kann, so wird sie doch schnell irgend eine Erhöhung des Terrains, eine Vertiefung oder eine Baumgruppe finden, und sich hinter der neuen Deckung festsetzen. Die gefährliche Zone des Feuers ist jetzt bedeutend breiter als früher und der Kampf wird hartnäckiger und von längerer Dauer sein. Es ist jetzt nicht mehr daran zu denken, den Feind mit einem Schlag, im Verlauf einiger Minuten, zu werfen, wie bei Rossbach. Man kann ihn nur nach und nach zurückdrängen, und während dieser Zeit wird er Gelegenheit finden, seine zunächst stehenden Kolonnen zur Unterstützung heranzuziehen. Die gesteigerte Widerstandskraft jedes Truppenteils erlaubt jetzt einer Division kühn den Kampf mit einem feindlichen Korps aufzunehmen, wenn sie nur die Ueberzeugung hat, dass eine andre Division in kurzer Zeit herankommen wird. Selbst wenn sie schon vom Kampf erschöpft wäre, so wäre doch so viel Zeit nötig, um ihren Widerstand endgiltig zu brechen, dass sie sich bis zur Ankunft starker Unterstützungen hielte, und dann könnte sich der Verlauf der Schlacht gänzlich ändern.

Als Beispiel kann man einen Fall anführen, der bei den Manövern von 1894 in Ostpreussen in Gegenwart des Kaisers beobachtet wurde. Die zwei Divisionen des ersten Armeekorps standen einen Tagemarsch von einander entfernt. Die erste Division vermochte sich gegen den Angriff des ganzen 17. Armeekorps so lange zu halten, bis die zweite herankam, worauf es den sich verteidigenden Divisionen gelang, selbst einige Vorteile über den Gegner davonzutragen.[2])

Ausserdem kann der Fall eintreten, dass bei der Dislokation der Truppenmassen auf einer bedeutenden Ausdehnung der Erfolg des Angriffs an einem Punkt durch die daselbst konzentrirten überlegenen Streitkräfte dennoch bloss ein teilweiser bleibt und nicht einen allgemeinen Druck mit Besiegung der Hauptkräfte der Verteidigung nach sich zieht. Ebenso kann in strategischem Sinn auch ein vollständiger Sieg an einer Stelle

[1]) Liebert: „Die Verwendung der Reserven in der Schlacht". „Militärisches Wochenblatt". 1895.

[2]) v. d. Goltz: „Kriegführung".

nicht immer durch weitere Konzentrierung von Streitkräften in einen Kampf verwandelt werden, der den Gang des ganzen Krieges beeinflussen könnte.

Unentschiedener Sieg und Widerstand beim Rückzug. Wenn in früherer Zeit eine der kämpfenden Parteien erkannte, dass das Uebergewicht auf der anderen Seite lag, so verzichtete sie auf die Fortsetzung des Kampfes. Das Resultat und das Symbol des Sieges war die Einnahme des Schlachtfeldes. Jetzt aber hält die Mehrzahl der Militärschriftsteller die Erreichung eines solchen Ausgangs für ziemlich zweifelhaft, da man nicht mit Bestimmtheit annehmen kann, dass sich der Sieger im entscheidenden Augenblicke zu einem energischen allgemeinen Vorstoss auf den Gegner entschliesst. Ohne einen solchen aber kann man weder das Schlachtfeld behaupten, noch die feindlichen Kräfte verfolgen.

Ein wirklicher Sieg lässt sich in Zukunft ausserordentlich schwer erringen.

Aus den von uns in einem anderen Teil dieser Arbeit angeführten Ansichten von Militärschriftstellern geht der Schluss hervor, dass bei der ausserordentlichen Tragweite der Gewehre und der erhöhten Kraft des Feuers, sowie bei den Schwierigkeiten, mit denen der entscheidende Vorstoss verbunden ist, ein wirklicher Sieg der einen Partei über die andere bei gleicher Anzahl wohl nur dann möglich ist, wenn dem einen der Gegner die Patronen ausgehen. Aber bei der jetzt in Aussicht genommenen Patronenzahl in den Händen des einzelnen Soldaten und im Vorrat auf den Wagen, werden, bevor noch alle Patronen verschossen sind, die Menschenverluste so grosse sein, dass die Fortsetzung des Kampfes unmöglich wird.

Vielleicht wird die Nacht den Kampf unterbrechen, doch werden auch in Bezug hierauf Ansichten laut, dass mittels Anwendung von elektrischem Licht der Kampf nicht selten noch während der Nacht fortdauern oder erneuert werden wird.

In allen Heeren sucht man den Mannschaften die Ueberzeugung einzuflössen, dass es hinreiche, den Angriff mit fester Entschlossenheit durchzuführen: der Gegner werde dann nicht standhalten, sondern zurückweichen.

So ist in dem französischen Feldreglement geradezu gesagt, eine furchtlose und energisch geführte Infanterie könne unter dem stärksten Feuer selbst gut verteidigte Schützengräben angreifen und einnehmen. Aber wir haben schon oben genügend kompetente Aeusserungen über die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens angeführt.

Nehmen wir schliesslich an, der Feind beginne sich zurückzuziehen, so wird doch der Rückzug künftig ein wesentlich anderes Aussehen als früher haben. Von dem Augenblick an, wo der Sieger seine Reihen zum Sturm und zur Einnahme des Schlachtfeldes schliesst, beginnt auf seiten

der Verteidigung eine Thätigkeit, die man Parteigängerkrieg nennen könnte.

Vorteile des rauchschwachen Pulvers.

Thatsächlich begünstigt das rauchschwache Pulver diesen sehr, da auch eine geringe Anzahl Truppen, die sich bald hinter dieser, bald hinter jener Deckung niederlegt, schon auf grosse Entfernungen eine sehr fühlbare Wirkung ausüben kann. Vor dem Angreifer wird die dünne, gebogene erste Linie der Verteidiger langsam zurückweichen. Sie wird den Gegner durch ihr Feuer ermüden, ihn sich zu entwickeln nötigen, und dann wird sie wiederum zurückgehen und das gleiche Manöver an anderen Punkten wiederholen.

Eigenartiger Rückzug.

Während die vordere Linie der Verteidiger zur Nachhut geworden ist und auf diese Weise den Angriff verzögert und erschwert, wird das Gros der Verteidiger die Möglichkeit haben, sich aufs neue zu formieren und dann den Umständen gemäss zu handeln. Dabei wird sich der Angreifer, der schon fest an den Sieg glaubte, davon überzeugen müssen, dass es ihm nicht möglich ist, die Nachhut des Gegners anzugreifen, die an verschiedenen Punkten bald verschwindet, bald aufs neue auftaucht, bald in den Flanken, bald vorn, und wird seine Zuversicht verlieren; die Verteidiger aber, die den Rückzug antraten, werden wieder Mut und Vertrauen zu ihren Führern fassen.

Es ist klar, dass bei dem früheren Pulver, dessen Rauch die Schlachtfront des Gegners kennzeichnete und sogar annähernd die Zahl der in den Kampf geführten Truppen verriet, ein solches Manöver, da zu gefährlich, undenkbar war.[1])

Man darf jedoch nicht glauben, dass zur Ausführung der erwähnten Operation besonders ausgewählte Truppen notwendig seien. Es genügen dazu einfach geübte Soldaten. Ein jeder der Verteidiger wird natürlich einsehen, dass zwei, drei in Schützenketten aufgelöste Brigaden nicht im Stande sind, den Angriff einer ganzen Armee gänzlich aufzuhalten; aber wenn sie sehen, dass man den Angriff derartig erschweren kann, dass er täglich nur 5—7 Kilometer vorwärts rückt, so werden sie Mut fassen, indem sie auf eine für sie günstige Wendung hoffen.

Daraus ersieht man, welchen Nutzen das rauchschwache Pulver für die Verteidigung hat. Zwar kamen auch in früherer Zeit Beispiele von hartnäckigen Rückzugsgefechten vor, die einen geordneten Rückzug ermöglichten, aber in diesen Fällen war der Sieg klar ersichtlich, und das elektrisierte die Angreifer. Der Besiegte bemühte sich, so schnell als möglich aus dem Bereich des Feuers zu kommen; hinter ihm ertönte aus allen Angriffslinien das Hurrah, das dem Sturm noch mehr Nachdruck

[1]) „Rückzugsgefecht und rauchschwaches Pulver." „Militärzeitung" No. 94.

verlieh. Jetzt aber, wo bei dem weittragenden und schnellschiessenden Gewehr sich die ersten Kilometer des Rückzugs gefährlicher erweisen als die weitere Behauptung der Stellung für kurze Zeit, und wo die Schützenkette, die den Rückzug deckt, den Sturm stark verzögern kann, wendet sich der Verteidiger nicht zur Flucht und der Angreifer wird nicht jenen raschen Durchbruch erzielen wie früher, wo er triumphierend vorwärts stürzte und jeden Versuch des Gegners, sich zu halten, mit dem Bajonett niederwarf.

Erleichterter Rückzug.

Es muss auch noch der Umstand berücksichtigt werden, der die Verteidigung beim Rückzug erleichtert, dass nämlich jede der kämpfenden Parteien sich schon beim Vorgehen auf jeden Fall den Rückzug durch entsprechende Verteidigungswerke sichern muss. Infolge dessen wird der sich Zurückziehende aus der ersten Stellung sogleich in eine neue übergehen, die im Rücken der ersteren vorbereitet wurde, und dort wird er sich bemühen, die ermatteten Streitkräfte des Angreifers aufzuhalten, die schon vorher viel grössere Verluste erlitten haben, als die Verteidiger.

Der bekannte talentvolle Schriftsteller, Kapitän Nigotte, sagt:

Die Schlacht im zukünftigen Krieg unterscheidet sich wesentlich von allen früheren Kämpfen.

„Der traditionelle Gang der Schlacht, der uns in den Manövern so graziös vorgeführt wird, hat entschieden seine Zeit überlebt. Wir stützen uns auf den Ausspruch eines bekannten Taktikers und ehemaligen Professors der Kriegsschule: „Eine Schlacht in der früheren Bedeutung kann nur im offenen Feld vorkommen. Was ist das für eine Schlacht, wo der Gegner nicht zu sehen ist, mit andern Worten, wo der Gegner hinter Befestigungen steht und sein Uebergewicht so gross ist, dass es nutzlos wäre, sich mit ihm in einen Kampf einzulassen; aber mag er ins offene Feld hinauskommen, so dass er zu sehen ist, dann werden sich die Chancen ausgleichen, und es wird der Mühe wert sein, sich mit ihm zu messen.“

Er fährt weiter fort:

„Die Mehrzahl unserer Taktiker gleicht in ihrer Vorliebe für die alte Tradition, Leuten, die sich ins Feuer stürzen, um ein einstürzendes Geschäftshaus zu retten, anstatt nach dem Feuer das Haus neu aufzubauen. Aber vergebens strengen sie sich an, das alte napoleonische Prinzip zu retten, wonach die Ueberzahl auf dem entscheidenden Punkte immer den Sieg verleiht. Kann man etwa daran zweifeln, dass in jetziger Zeit eine Brigade, die eine befestigte Stellung inne hat, wenn sie das Lebelgewehr und einige Batterien besitzt, die ganze Armee von Wagram und Austerlitz zurückschlagen könnte, und dass ein tapferer Kompagniechef, der sich in den Bergen festgesetzt hat, Hannibal mit seinen Scharen nicht in das Rohnethal herunterlassen und dadurch die römische Republik retten würde?“

Wenn in diesen Worten auch ein wenig Uebertreibung liegt, so ist darin doch die Wahrheit ausgesprochen, dass die jetzige Waffe die Möglichkeit giebt, sich mit Erfolg gegen einen starken, zahlreichen Gegner zu behaupten und ihm grosse Verluste zuzufügen.

Der Angreifer wird zu den höchst gefährlichen Nachtgefechten übergehen müssen.

Nachtgefechte. Die Kraft der Verteidigung ist infolge der Vervollkommnung der Waffen so sehr gewachsen, dass der Angreifer zu solchen Mitteln greifen muss, die seine Chancen etwas ins Gleichgewicht bringen können, nämlich — zu den Schützengräben, zu Deckungen jeder Art und endlich zum Dunkel der Nacht. Aber nächtliche Kämpfe sind mit sehr bedeutender Gefahr für den Angreifer verbunden. Wie schon in der Abteilung „Auf dem Schlachtfeld" erwähnt wurde, können die Kämpfenden im Nachtgefecht einander nicht erkennen, und in nervöser Aufregung schiessen sie auf die eigenen Truppen.

Nervosität. Proudhon sagt, dass „der Soldat, der fürs Vaterland in den Kampf zieht, sich über sich selbst erheben soll, nicht nur an Energie und Tapferkeit, sondern auch an Tugend."[1])

Aber Marschall Saint-Cyr behauptet, dass „tapfere Truppen zu einem Drittel aus wirklich tapferen Leuten bestehen, zum zweiten Drittel aus Leuten, die unter besonderen Umständen tapfer sein können, und der Rest aus Feiglingen."

Man muss jedoch noch in Betracht ziehen, dass mit den Fortschritten der Kultur und des Wohlstandes auch die Nervosität bedeutend gewachsen ist, und überdies werden sich in den heutigen, besonders in den westeuropäischen Armeen nicht wenig Leute finden, die nicht an die Strapazen und Gewaltmärsche gewöhnt sind. Zu diesen Leuten sind die meisten Fabrikarbeiter zu rechnen.

Nervosität.

Die Nervosität äussert sich besonders auch noch deshalb, weil die von vielen Militärschriftstellern lebhaft empfohlenen nächtlichen Angriffe unzweifelhaft öfter stattfinden werden als in früheren Kriegen. Das blosse Erwarten eines etwaigen nächtlichen Kampfes wird teilweise schon eine heftige Aufregung hervorrufen, welche Leute in den Zustand nervöser Erregung versetzen kann.

Die Frage über den Einfluss der Nervosität auf die Verluste in Kriegszeiten hat die Aufmerksamkeit einiger Aerzte auf sich gezogen, und sie haben die Vermutung ausgesprochen, dass eine beträchliche Anzahl der Leute in Geisteskrankheit verfallen werde. Der bekannte preussische Kriegsminister v. Roon schrieb 1866 aus Nikolsburg folgendes: „Die vermehrten Strapazen, die grosse Zahl und Mannigfaltigkeit der Ein-

[1]) Das Citat ist den Werken des Generals Jung „La guerre et la société" entnommen.

drücke haben meine Nerven so zerrüttet, dass ich bald hier, bald dort Feuerchen flimmern sehe."[1])

Schwierigkeit der Verproviantierung.

Die Schwierigkeit der Verproviantierung. Die Fortschritte der militärischen Technik, welche die Verteidigungskraft erhöhen, berechtigen zu der Vermutung, dass die künftigen Kriege länger dauern werden als früher. Dagegen spricht nur ein Umstand: die Schwierigkeit der Verproviantierung der ungeheuren Heere und die Wahrscheinlichkeit einer Hungersnot in den Ländern, welche der Zufuhr an Brot und Getreide bedürfen.

Ausser Russland und Oesterreich-Ungarn ist kein Land in Europa im Stande, seine Bevölkerung mit eigenem Brot zu ernähren. Aber schon Montecucculi hat gesagt, dass der Hunger stärker sei als Eisen und der Mangel an Proviant mehr Armeen vernichtet habe, als die Schlachten.

Friedrich II. sagte: „Im Kriege können die prächtigsten Pläne durch den Mangel an Proviant vernichtet werden"; aber das Heer Friedrichs II. erscheint nur wie ein Häuflein von Soldaten im Vergleich mit den Heeren unserer Zeit. Die Schwierigkeit, die Truppen bei ihren schnellen Bewegungen rechtzeitig mit regelmässiger Zufuhr zu versehen und die Teuerung der Lebensmittel nötigen die Armee zu Requisitionen. Auch in dieser Beziehung kann man nicht aus früheren Beispielen auf die Zustände des künftigen Krieges schliessen. Die Proviantvorräte im Innern des Landes werden bald erschöpft sein.

Bei längerer Dauer des Krieges werden auch die Feldarbeiten eingestellt oder bedeutend beschränkt werden, da die Blüte der Bevölkerung unter den Fahnen steht.

Die langdauernden Kriege der neueren Zeit sind als eine Reihe einzelner Kriege anzusehen.

Zwar zeigt auch die alte Geschichte einige Beispiele, wo ganze Völkerstämme Krieg begannen. Aber diese Kriege wurden durch einige Schlachten entschieden, da weder rasche Verbindungen für die Verstärkung solcher Heerscharen durch neue Streitkräfte, noch systematische Verteidigungslinien vorhanden waren. Weiter hat auch die neuere Geschichte Beispiele von lang dauernden Kriegen aufzuweisen. Man muss aber bemerken, dass sowohl der 30-jährige wie der 7-jährige Krieg nicht ohne Unterbrechung geführt wurden. Die Truppen bezogen Winterquartiere, erhielten Proviant aus den Magazinen und erst im Frühjahr wurden die kriegerischen Operationen wieder aufgenommen, die nur zu teilweisen Erfolgen, zum Gewinnen einer Schlacht, zur Wegnahme einer Festung etc. führten und dann wieder unterbrochen wurden. Daher

[1]) Dr. J. L. A. Koch: „Die Bedeutung der psychopathischen Minderwertigkeiten für den Militärdienst."

können die langdauernden Kriege der neueren Zeit eher als eine Reihe von Feldzügen oder einzelnen Kriegen angesehen werden.[1])

In der neuesten Zeit sind neben den langdauernden Kriegen in der Krim und in Nordamerika auch kurze Kriege vorgekommen, wie der italienische von 1859 und der preussisch-österreichische von 1866. Auf Grund gerade dieses Krieges ist der deutsche Militärschriftsteller Rüstow mit der Theorie von der Kürze der Kriege hervorgetreten, die angeblich durch die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und der Bewaffnung bedingt sei. Unsere Theoretiker wundern sich über die Thatsache, dass der deutsch-französische Krieg 1870/71 doch im Ganzen 7 Monate gedauert hat, obgleich man auch ihn in Anbetracht der entfalteten bedeutenden Streitkräfte und der grossen Bedeutung der erzielten Resultate zu den kurzdauernden rechnen kann.

Verteidigungsmittel gegen die angreifende Armee.

In der Zukunft werden zufolge der abgeschlossenen Verträge gleichzeitig mehrere grosse Völker in den Kampf eintreten, von denen jedes seit einer Reihe von Jahren ungeheure Mittel zur Befestigung seiner Grenzen aufwendet. So hat Frankreich während der letzten 10 Jahre 1 Milliarde Franken für Befestigungen ausgegeben und sie gänzlich geändert. Anstatt der früheren von fern sichtbaren Festungen, isolierten Forts u. s. w., die mit den heutigen Belagerungsmitteln leicht umgangen oder eingenommen werden können, besitzt es jetzt von fern kaum bemerkbare Lager, Polygone mit kasemattierten Unterkunftsräumen, die ganzen Armeen Unterkunft gewähren. Teilen dieser Armeen wird es möglich sein, weit über die Befestigungslinie, welche der Feind belagern will, hinauszugehen ihn selbst anzugreifen und durch ihre Unternehmungen den von ihm vorgesehenen Gang der Ereignisse zu ändern.

Wie die Kriegsführung auch geplant sein mag, so wird doch jede Partei, die den Krieg auf feindliches Gebiet hinüberspielt, dort schon vorbereitete schreckliche Verteidigungsmittel gegen die angreifende Armee vorfinden. Unzählige Millionen werden von den Staaten darauf verwendet, um ungeachtet des Unterschiedes in der Schnelligkeit der Mobilmachung nicht von einer zu grossen Uebermacht des Gegners überfallen zu werden. Die Vorbereitungen dafür haben den Zweck, den Feind, wenn nicht an der Grenze selbst, so doch auf dem Gebiet nahe der Grenze aufzuhalten.

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Heeresverwaltung wird die Hauptsorge für die Verproviantierung der Armeen den Höchst-

[1]) A. Dittrich: „Betrachtungen über die Dauer zukünftiger Kriege und deren Mittel."

kommandierenden zufallen, welche in Friedenszeiten dieser Sache und den damit verbundenen Zuständen fernstehen. Aber je zahlreicher die Heere und je langsamer ihre Bewegungen sind, desto schwerer wird es sein, sie mit allem Notwendigen zu versehen.

Erhöhte Schwierigkeit der Verproviantierung.

In jetziger Zeit aber, bei der ungeheuren Grösse der Heere und bei ihrem wahrscheinlich längeren Verweilen in befestigten Lagern, vor befestigten Pässen an den Grenzen und vor anderen Verteidigungslinien des Gegners, erhält die Frage der Verproviantierung eine gewaltige Bedeutung und stösst auf bisher noch nicht gekannte Schwierigkeiten.

In früheren Zeiten war es verhältnismässig leicht, die Truppen zu leiten und zu erneuern; die Heere waren klein und bewegten sich rasch von einem Punkt zum andern. Jetzt aber ist die Sachlage, wie wir eben zeigten, eine ganz andere, und eine grössere oder kleinere Verzögerung in der Verproviantierung der Heere kann nicht nur grosse Schwierigkeiten verursachen, sondern auch zur Vergrösserung der Verluste beitragen.

Das Bergen der Verwundeten äusserst schwierig.

Verzögerung des Sammelns der Verwundeten. Die Zahl der Verluste muss notwendigerweise auch infolge des Umstandes wachsen, dass das sofortige Bergen der Verwundeten während der Schlacht sehr schwierig geworden ist. Bei den früheren schlechten Gewehren konnten die ersten Verbandplätze nahe hinter der Gefechtslinie angelegt werden. Das weittragende Gewehr aber bedingt eine grössere Entfernung, und in einem künftigen Kriege mit einem noch mehr verbesserten Gewehr müssen die ersten Verbandplätze noch weiter von der Feuerlinie entfernt werden. Früher trug man die Verwundeten unter den Augen des Feindes weg, jetzt aber ist es wegen der Tragweite und Treffsicherheit der Gewehre kaum möglich, sich mit dem Fortschaffen der Verwundeten während der Schlacht zu beschäftigen, wenn die Entfernung vom Feinde nicht gross ist. Sowohl die Krankenträger wie auch die von ihnen fortgetragenen Verwundeten können von feindlichen Geschossen getroffen werden. Der verwundete Soldat wird sich infolge des Selbsterhaltungstriebes verbergen und sich nicht dem Feind zeigen, da er die Eigenschaften des neuen Gewehres kennt. Auch das Niederlegen in der Schützenkette erschwert den Krankenträgern das Aufsuchen der Verwundeten sehr. Infolge dessen werden weit weniger Verwundete vom Schlachtfeld während der Schlacht fortgebracht werden können; sehr oft werden Verwundete bis zum Ende der Schlacht oder bis zum Eintritt eines günstigen Augenblickes zur Fortschaffung der Fürsorge eines benachbarten Kameraden überlassen bleiben. Dabei aber dauert der Hagel von hunderttausend Geschossen und Shrapnelkugeln fort.

Je länger der Verwundete auf dem Schlachtfeld liegen bleiben muss, desto wahrscheinlicher ist die Vermehrung der Todesfälle infolge von

Verblutung, von neuen Verwundungen und ähnlichen Ursachen. Die Anzahl der tötlich verlaufenden Verwundungen wird notwendigerweise bis zu einem gewissen Grad durch die verspätete Hilfeleistung vermehrt. Die Durchschlagskraft der jetzigen Geschosse ist so gross, dass sie einen Menschen seiner ganzen Körperlänge nach durchbohren können, wenn sie nahe der Erdoberfläche fliegen und einen dort Liegenden treffen. Dr. Habart sagt, dass ein Mantelgeschoss von 8 mm, das einen Menschen in horizontaler Lage in die Schulter getroffen hat, die Milz oder die Leber und wahrscheinlich auch die Eingeweide durchbohrt. Bei der ungeheueren Anzahl von Patronen (150 Stück in den Patronentaschen und 150 auf den Munitionswagen) kann es leicht geschehen,[1]) dass ein Mensch in einem Gefecht mehrere Wunden erhält.

Der Prozentsatz der Getöteten wächst bedeutend.[2]) Nebenstehende graphische Darstellung zeigt, in welchem Maasse die jetzigen Gewehre ungeachtet ihres kleinen Kalibers gefährlicher sind als die früheren Gewehre.

So würde von dem Gesamtverluste, wenn bei allen Truppen das Manlicher-Gewehr eingeführt wäre, die Zahl der Toten 49,4 % betragen, also der Zahl der Verwundeten gleichkommen.

Diese Angaben sind insofern nicht ganz genau, da sie nach der Gesamtzahl der Verluste gebildet sind, so dass in ihnen auch die durch Artilleriegeschosse sowie die durch die blanke Waffe Verwundeten enthalten sind. Aber, wie wir schon dargelegt haben, rühren die Hauptverluste von dem Gewehrfeuer her, und demnach geben die angeführten Zahlen dennoch einen annähernd richtigen Begriff.

Der schweizerische Oberst Bircher stellte auf Grund der Angaben über die Verluste im Krieg von 1870/71 eine Berechnung an, wonach auf den Bestand eines schweizerischen Armeekorps in einer Hauptschlacht ungefähr 8000 Mann kampfunfähig würden, von der ganzen Armee von 200 000 Mann aber ungefähr 30 000 Mann, wobei er annahm, dass infolge der Fortschritte der Chirurgie die Zahl der Verstümmelten, die am Leben bleiben, sich vergrössert.[3])

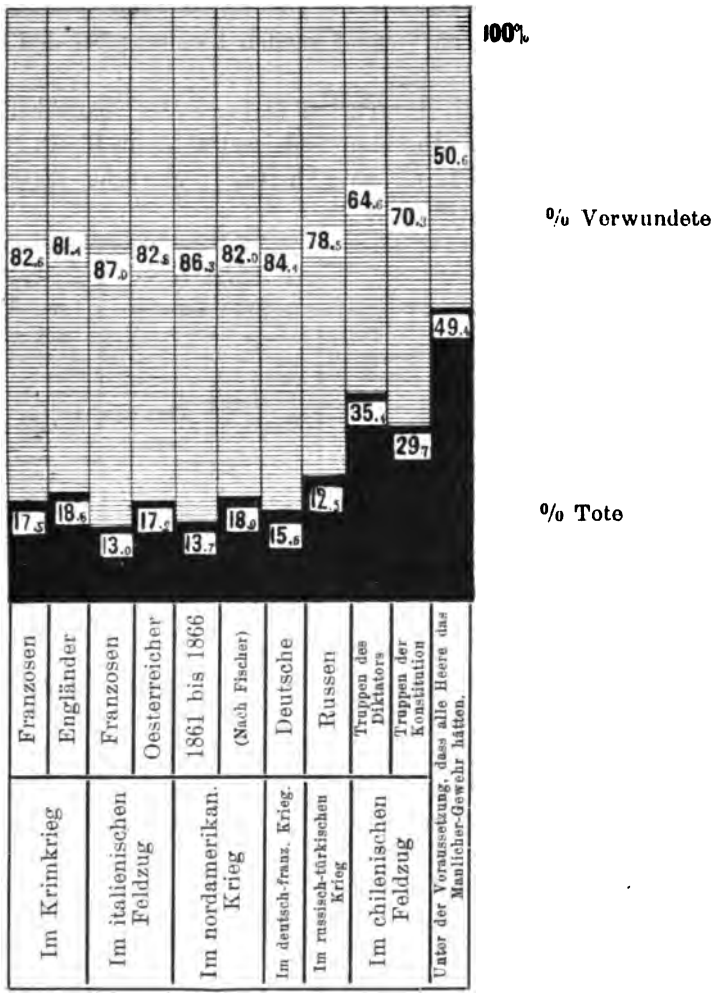
Verlust durch Krankheiten. Die Verluste durch Verwundungen bilden nur den kleineren Teil der Verluste der Truppen zur Kriegszeit. In den früheren Kriegen betrugen sie etwa $^1/_5$, während die übrigen $^4/_5$ Verluste durch Krankheiten und Erschöpfung veranlasst waren. Napoleon

[1]) Dr. J. Habart: „Die Geschosswirkung der 8 Millimeter-Handfeuerwaffen auf Menschen und Pferde." Wien 1892.

[2]) v. Bardeleben: „Ueber die kriegschirurgische Bedeutung der neuen Geschosse. Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens." 2. Heft. Berlin 1892.

[3]) „Schweizerische Zeitschrift für Artilleriewesen." 1894. „Die Schusswirkung der kleinkalibrigen Infanteriegewehre."

verlor in dem Feldzug bis Moskau schon $^2/_3$ seines Heeres, obgleich nur eine einzige Hauptschlacht stattgefunden hatte. Die russische Armee aber, die gegen ihn operierte und auf 209 800 Mann gebracht worden war, war im Verlauf von $5^1/_2$ Monaten auf 40 290 wirklich unter den Fahnen stehende Soldaten zusammengeschmolzen.



Einfluss der Eigenschaften des Gewehrs auf das Verhältnis zwischen Toten und Verwundeten.

Während des Sezessionskrieges beliefen sich die Verluste der Armee der Nordstaaten im Laufe von 2 Jahren (Juni 1861 bis Juni 1863) auf 53,2 Todesfälle von je 1000 Mann der Heeresstärke, darunter nur 8,6 infolge von Verwundungen und 44,6 infolge von Krankheiten. Dabei betrug bei den Offizieren die Sterblichkeit infolge von Verwundungen $11^1/_2$ auf

Die Verluste infolge von Krankheiten.

1000, bei den Soldaten aber nur $8^1/_2$. Die Todesfälle infolge von Krankheiten aber erreichten unter den Offizieren 22, bei den Soldaten 46 auf 1000.[1])

Im französisch-deutschen Kriege betrugen die Verluste bei den Deutschen 34,7 Prozent durch Waffen und nur 30,1 Prozent durch Krankheiten. Dies erklärt sich durch die kurze Dauer des Feldzuges, sowie auch dadurch, dass die Deutschen, die eine grosse numerische Uebermacht besassen, die Kranken in die Heimat senden konnten; bei den Franzosen war das Verhältnis umgekehrt.

Im letzten Kriege mit der Türkei verloren die russischen Truppen in Europa aus ihrem Gesamtbestand von 592 000 Mann 16 578 Mann durch die Waffen und 44 431 durch Krankheiten. Morache giebt folgende Zusammenstellung der Verluste:[2])

Kriege	Zahl der Truppen	Verluste		Zahl der Todesfälle auf 1000 Mann	
		durch Wunden	durch Krankheiten	durch Wunden	durch Krankheitsfälle
Der Krimkrieg (1853—56)	in der französischen Armee 309 268 Mann	20 240	75 375	64	236
	in der englischen Armee 97 864 Mann	4 607	17 580	47	179
Italienischer Krieg (1859)	Franzosen 128 225 Mann	5 498	2 040	42	15
Mexikanischer Krieg (1862—66)	Franzosen 35 000 Mann	1 729	4 925	49	140
Französisch-Deutscher Krieg (1870—71)	Deutsche 900 000 Mann	30 491	14 259	33	15
Russisch-Türkischer Krieg (1877—78)	Gesamtzahl: Russen an der Donau und im Kaukasus 737 355 Mann	36 455	83 446	49	113
Bosnische Expedition (1878)	Oesterreicher 260 000 Mann	1 326	2 168	5	8

[1]) „A report, to the secretary of war upon the sanitary condition of the volunteer army, by Ferd. Law Olmsfed.“ „Mortality and sickness of the U. St. volunteer forces,“ by E. B. Elliot.

[2]) Morache: „L'hygiène militaire.“ 1886.

In den künftigen Kriegen muss man aus verschiedenen Gründen noch weniger günstige Verhältnisse erwarten. Schon wegen der Grösse der Heere wird die regelmässige Verproviantierung ausserordentlich schwierig sein, umsomehr, als die Truppen lange Zeit in Verteidigungsstellung bleiben. Infolge der schlechten Ernährung und der Anhäufung, die unvermeidlicher ist als je, verbreiten sich die Krankheiten, und es erfolgt eine Anhäufung von Kranken an gewissen Punkten, welche ihrerseits den Verlauf der Krankheiten kompliziert, sowohl der durch Ansteckung als der durch Wunden entstandenen, und die Sterblichkeit vergrössert.

Nachteile der schweren Ausrüstung.

Ferner muss man vor Augen haben, dass die jetzigen Heere aus Leuten bestehen, die weniger an die Anstrengungen und Entbehrungen eines Feldzuges gewöhnt sind, und dass dabei der Infanterist ungeachtet der viel grösseren Leichtigkeit der Gewehre doch eine grössere Last zu tragen hat, als in früherer Zeit. Ein deutscher Schriftstiller Turnwald, der die Frage der Belastung des Soldaten speziell vom gesundheitlichen Standpunkt aus untersucht hat, findet, dass sie 26 Kilogramm nicht überschreiten darf, das heisst, den dritten Teil des eigenen Körpergewichts des Soldaten, während in jetziger Zeit der Infanterist 40 Kilogramm trägt. Die Schwere der jetzigen Ausrüstung hat jedenfalls eine Rolle in allen den Fällen gespielt, wo bei den Manövern in Friedenszeiten an den Leuten eine besondere Erschöpfung und eine bedeutende Empfänglichkeit für Krankheiten bemerkbar wurde. So ist bei einem zweitägigen Manöver der Strassburger Garnison ein ganzes Drittel des Bestandes kampfunfähig geworden. Die Hospitäler waren mit Kranken überfüllt. Das war zur Winterszeit, und viele kamen mit erfrorenen Gliedern in die Spitäler.[1])

Gestützt auf die Erfahrungen von 1870/71 bemerkt v. d. Goltz, der an diesem Krieg teilnahm: „Bei einem länger dauernden und schweren Krieg vermindert sich nach und nach die Qualität der Truppen. Ermüdungen und Entbehrungen kann man mehrere Wochen lang ertragen, aber nicht mehrere Monate hindurch. Es ist schwer, ein Held und beständig bereit zur Selbstaufopferung zu bleiben bei alltäglichen Kämpfen und beständiger Gefahr, wenn man lange Märsche im Schmutz machen und die Nächte auf der feuchten Erde zubringen muss. Alles das vermindert die Kühnheit."

Schon Friedrich der Grosse sagte: „Die Kriege müssen lebendig geführt werden und dürfen nur kurze Zeit dauern. Ein langdauernder Krieg würde unsere vortreffliche Disziplin vernichten, die Bevölkerung vermindern und unsere Mittel erschöpfen."

[1]) „L'écho de l'armée."

4. Schluss.

Indem man die ganze Gesamtheit der neuen Faktoren in Betracht zieht, die auf die Vergrösserung der Verluste an Menschen Einfluss haben, muss man notwendiger Weise zu der Ueberzeugung gelangen, dass der Zukunftskrieg unerhört drohende Umstände mit sich bringt, welche ernsten Anlass geben, an der Möglichkeit der Kriegsführung selbst zu zweifeln. Wir lassen hier die Erschütterungen auf ökonomischem und sozialem Gebiet, die dem Krieg in kurzer Zeit ein Ende machen können, ausser acht. Wir sprechen jetzt nur von den furchtbaren Menschenverlusten, die bei den heutigen Vernichtungsmitteln unvermeidlich sind. Der Kriegsapparat hat, infolge einer beständigen Vervollkommnung und Verstärkung eine solche Macht erlangt, dass selbst die Verluste innerhalb einer kurzen Zeit die Fortsetzung des Kampfes für die standhafteste Armee unmöglich machen können.

Ausnahmefälle aufopfernden Heldenmuts dürfen bei derartigen Schätzungen nicht berücksichtigt werden.

Zwar hört man nicht selten die Bemerkung, dass auch in früherer Zeit blutige Kriege stattgefunden hätten, und in der Zukunft tüchtige Truppen es verstehen würden, ihre Kaltblütigkeit auch in der grössten Gefahr zu bewahren, und dass der Krieg in seinen Grundgesetzen derselbe sein würde, wie er in der Vergangenheit war. Wir leugnen nicht, dass diese Ansicht ihre Berechtigung hat, aber doch nur eine sehr bedingte. Wir erkennen vollkommen an, dass die sittliche Kraft eine grosse Macht ist, und dass Fälle von unbedingter Selbstaufopferung möglich sind. Es ist vorgekommen, dass sich Festungsgarnisonen in die Luft gesprengt haben, dass alle wie ein Mann den unvermeidlichen Untergang der Streckung der Waffen vor dem Feinde vorgezogen haben. Aber eine einigermaassen lehrreiche Schätzung des wahrscheinlichen Verlaufs des Kampfes kann man nicht auf solche Ausnahmefälle gründen. Aus einem solchen Beispiel, wo eine Gruppe Tapferer sich bis zum letzten Mann verteidigte, folgt keineswegs, dass der Kampf zwischen zwei Heeren von Hunderttausenden noch fortdauern kann, wenn schon die Hälfte der Leute kampfunfähig geworden ist.

Die jetzige Bewaffnung ist derart, dass die Vernichtung des Feindes in ungeheurem Maassstabe erfolgen kann. In früheren Kriegen betrug, wie schon oben erwähnt, die Zahl der Verluste durch Gewehrfeuer 18 Prozent der Gesamtzahl. Ferner haben wir dargelegt, dass bei den heutigen Gewehren mit ihrem Schnellfeuer und der Vermehrung der Patronen, der Durchschlagskraft der Geschosse, der Vergrösserung ihrer Rotationskraft und ihrer Treffsicherheit, sowie durch Beseitigung der Versager und des Feuchtwerdens der Patronen, weiter durch die vorzüglichen Distanzmesser der Prozentsatz der Verluste durch Gewehrfeuer

wahrscheinlich bis auf 63 Prozent anwächst. Die Kraft des Artilleriefeuers ist im Vergleich zu früher 15 mal stärker geworden, und auch die Zahl der durch Sprenggeschosse möglichen Verluste müsste durch Zahlen ausgedrückt werden, die den Bestand der feindlichen Armee übersteigen würden.

Eins aber können jedenfalls auch die Optimisten nicht leugnen, nämlich, dass es an dem Punkt, wo sich das Feuer hauptsächlich konzentriert, unmöglich ist, sich lange zu halten, ohne dass der ganze Heeresteil bis auf den letzten Mann seinen Untergang findet.

Eine veränderte Taktik kann die voraussichtlichen Verlustenicht wesentlich herabsetzen.

Diese Optimisten sprechen auch die Hoffnung aus, dass sich die Verluste durch taktische Formen vermindern lassen. Ueberzeugen wir uns aber, wie weit bei den heutigen Millionenheeren die Rechnung auf künstliche taktische Formen gerechtfertigt ist.

Die Frage bezüglich der Veränderungen der Taktik ist von allen Seiten in verstärktem Maasse betrachtet und besprochen worden, besonders nach Einführung der schnellfeuernden kleinkalibrigen Gewehre und des rauchschwachen Pulvers. Die Verstärkung der Bewaffnung hat auch das Uebergewicht der Verteidigung erhöht. Dennoch aber verteidigen viele Fachleute eifrig die Behauptung, dass der Angriff vorzuziehen sei, da er die vorteilhafteste Kampfweise sei, wenn er nur rationell geleitet und durch die Truppen mit Energie ausgeführt werde. Dabei lassen sie aber ausser acht, dass man auf die Erfahrung und die unbedingte Befähigung der Kommandierenden nicht rechnen kann, da im Laufe von 20 Jahren kein grosser europäischer Krieg stattgefunden hat, und was die „Ausführenden", d. h. die Soldaten betrifft, so ist bei den Millionenheeren, welche teilweise aus mangelhaft ausgebildeten Leuten zusammengesetzt sind und eine bunt zusammengewürfelte Masse bilden, wie sie bei der Mobilmachung ausgehoben wurde, denen der nötige Zusammenhalt fehlt und die unter der Anführung von Kommandeuren stehen, die der Mehrzahl der Leute unbekannt sind — kaum eine ungewöhnliche Standhaftigkeit unter schwierigen Umständen zu erwarten.

Einleitung der Schlacht.

Aus den Erörterungen über die Abänderungen der taktischen Formen geht die Thatsache hervor, dass der einleitende Teil des Kampfes von längerer Dauer und demzufolge auch von grösseren Verlusten begleitet sein wird. Dabei muss die Infanterie mehr als früher an der vorbereitenden Thätigkeit teilnehmen; zwar hat sich die Rolle der Kavallerie im Aufklärungsdienst nicht vermindert; sie wird auch ferner die Bestimmung der feindlichen Streitkräfte in allgemeinen Zügen zu ermitteln haben, aber eine genauere Aufklärung auf dem wahrscheinlichen Schlachtfelde kann die Kavallerie nicht unternehmen, eben wegen der jetzigen weittragenden Gewehre. Einige hinter Deckungen verborgene Schützen

genügen, um aus bedeutender Entfernung Reiter nach Belieben wegzuschiessen. Deshalb wird die nähere Aufklärung der feindlichen Stellungen Kundschafterabteilungen der Infanterie zufallen, die sich heranschleichen und auf kurze Strecken im Lauf vorgehen müssen, um die Auskünfte zu erhalten, die notwendig sind, um einen Angriff mit Aussicht auf Erfolg vorbereiten zu können. Ohne diese Dienste der Kundschafterinfanterie würde entschieden das ganze Uebergewicht auf seiten der Verteidigung liegen, die im Voraus das Terrain erforscht hat und im Besitz einer beherrschenden Stellung einfach mit Hilfe von Fernrohren ihre Stösse gegen den Gegner richten kann.

Für diese Kundschafterdienste und zur Einholung von Nachrichten, auf die man sich verlassen kann, sind nicht nur kühne, sondern auch gewandte Soldaten nötig; anderenfalls kann ein Angriff zu einem vernichtenden Resultat führen. Aber es ist zu bemerken, dass es bei der jetzigen Zusammensetzung der Heere noch schwieriger geworden ist, Leute zu finden, welche dieser Aufgabe vollkommen gewachsen sind.

Durchführung der Schlacht.

Gehen wir nun zur Schlacht selbst über. Der Verteidiger kann schon auf eine Entfernung von 7000 Meter den zum Angriff vorgehenden Abteilungen fühlbare Verluste beibringen, während diese Truppen genötigt sind, sich etwas zusammenzuschliessen, wie das nicht nur in Schlachten, sondern auch auf offenem Terrain bei Umgehung irgendwelcher Hindernisse vorkommen kann. In früherer Zeit trugen die Handwaffen nicht auf solche Entfernungen, und demzufolge waren die Verluste geringer. Besonders gefährdete Punkte müssen die Angreifer so schnell als möglich durchlaufen und dabei die auf sie gerichteten Shrapnels zu vermeiden suchen, da ein jedes dieser Geschosse 300 Splitter giebt, die eine grosse Strecke bestreichen und gleichfalls bedeutende Verluste verursachen.

Angenommen, dass sich die angreifende Kette der feindlichen Stellung bis auf Gewehrschussweite genähert hat, so muss sich der Angreifende doch unbedingt die Ueberlegenheit des Feuers verschaffen. Die Einen raten, sich zu diesem Zweck methodisch zu nähern, nach und nach die Kette durch Reserven zu verstärken und ein immer heftigeres Feuer auf den Gegner zu richten, die anderen ziehen ein dünnes Netz von Schützen vor, das anfangs zur Einnahme einer günstigen Stellung entschlossen vorgehen und von dort ein ununterbrochenes Feuer unterhalten soll, unter dessen Schutz andere Abteilungen nachfolgen und sich auf die Stellung des Gegners stürzen können.

Wie auch die Vorzüge der einen oder der anderen Methode sein mögen, so verlangen doch beide zu ihrer erfolgreichen Ausführung von den Leuten Gewandtheit in der Benutzung der Deckungen und in der

Ueberwindung der Hindernisse, sowie die Befähigung, sich rechtzeitig zur Erde zu werfen und im günstigen Moment aufs Neue vorzugehen. Dass dabei in jedem Fall die Verluste gross sein werden, unterliegt keinem Zweifel. Aber höchst wahrscheinlich werden sie noch dadurch vermehrt werden, dass ein grosser Teil der Leute nicht dazu geeignet ist, sich abwechselnd Deckung zu suchen und dann wieder mit Erfolg einen Vorstoss zu machen.

Das Stärkeverhältnis des Angreifers zu dem des Verteidigers.

Man behauptet, dass zur Eroberung einer verteidigten Stellung eine Abteilung wenigstens achtmal stärker sein müsse als der Verteidiger. Mit anderen Worten bedeutet dies, dass man Verluste erwartet, welche die Stärke des Gegners um das siebenfache übersteigen. Nach General Skugarewski werden bei der Verteidigung einer Schanze durch eine halbe Kompagnie von 100 Mann, die durch eine Kompagnie von 200 Mann angegriffen wird, von diesen nur 23 Mann übrig bleiben, bevor der auf 800 Schritt begonnene Angriff bis auf 300 Schritt herangekommen ist, während in der durch eine halbe Kompagnie verteidigten Schanze noch 50 Mann übrig bleiben. Das heisst also, dass die Angreifer Verluste von 177 Prozent der Gesamtstärke der Verteidigung erleiden, oder 88,5 Prozent der eigenen Stärke. Nach den Angaben des preussischen Generals Rohne[1]) muss ein angreifendes Bataillon von 1000 Mann aus der Reserve noch 4908 Mann heranziehen, damit in dem Augenblick, wo die Schanze erreicht wird, noch 1000 übrig bleiben, dagegen braucht ein sich verteidigendes Bataillon dazu nur 798 Mann heranzuziehen. Dieses Verhältnis zeigt, dass der Angreifer Verluste in Höhe von 500 Prozent seiner ursprünglichen Stärke erleiden würde.

Aus anderen Versuchen geht hervor,[2]) dass der aus einer Entfernung von 200 Meter Angreifende ganz und gar vernichtet sein wird, ehe er auf 100 Meter Entfernung herankommt, während die hinter den Schanzen stehenden Verteidiger nur 9 Prozent ihrer Stärke verlieren.

Nach den Angaben des Generals Skugarewski[3]) werden, — angenommen, dass der zum Bajonettangriff aus einer Entfernung von 250 Schritten Vorgehende eine Stärke von 400 Mann hat, der Verteidiger in den Schanzen aber nur 100 Mann, — dem Angreifer zum Bajonettangriff nur 74 Mann übrig bleiben, das heisst, seine Verluste werden sich auf 326 Prozent der Stärke des Verteidigers belaufen.

Märsche werden infolge der stark angewachsenen Anzahl der Truppen in dichten Marschkolonnen ausgeführt. Aber am Ende jedes Tagmarsches

[1]) Rohne: „Das Schiessen der Feldartillerie". 1881.
[2]) Oméga: „L'art de combattre."
[3]) „Der Angriff der Infanterie."

muss man kleine Abteilungen voraus senden, um Quartiere zu bestellen, darauf folgt für solche Kommandos noch ein weiter Marsch am anderen Tage, um zu ihrem Heeresteil zurückzukehren.

Infolge der grossen Stärke der jetzigen Armeen müssen sie mehr Märsche machen, da sie sich verteilen müssen, um die Einquartierungen und die Verproviantierungen zu ermöglichen, und dann müssen die einzelnen Teile sich wieder bei der Hauptmacht sammeln, wenn sich ein Gegner von überlegener Stärke nähert.

Gesamtbild der verschiedenen Ursachen, die eine Steigerung der Verluste herbeiführen.

Aber die Zunahme der Verluste in der Zukunft wird nicht nur durch die Vervollkommnung der Bewaffnung, sondern noch durch eine ganze Reihe anderer Ursachen bedingt sein. Diese Ursachen haben wir schon oben in derselben Abteilung unserer Arbeit erwähnt. Doch wird es nicht überflüssig sein, sie hier noch einmal kurz anzuführen.

Da das rauchschwache Pulver die Stellung des Gegners nicht zu beurteilen erlaubt, und da die weittragenden Gewehre die Gefahr unerwarteter Zusammenstösse vermehren, so müssen sich die Heere mit einem Netz von Freiwilligen-Abteilungen umgeben und den kleinen Krieg zur Deckung ihrer Flanken und ihres Rückens sowie auch zum Angriff auf die Verbindungen des Feindes bedeutend entwickeln. Diesen kleinen Krieg kann man sich als eine Reihe von Zusammenstössen vorstellen, deren Gesamtzahl sich in bedeutenden Menschenverlusten ausdrücken wird. Eine sehr grosse Bedeutung zur Vergrösserung der Verluste wird das jetzt viel häufiger als je zuvor angewandte Aufwerfen von Feldschanzen haben; alle Truppen sind jetzt mit Schanzzeug ausgerüstet, und von Fachleuten wird die Meinung ausgesprochen, dass ein künftiger Krieg den Charakter eines Kampfes um befestigte Stellungen haben wird. Während des Krieges selbst werden dazu an allen geeigneten Punkten Befestigungen entstehen, die nicht leicht und nicht sogleich einzunehmen sind und die bei längerer Belagerung in ebenso drohendem Maasse wachsen können, wie das bei Plewna zu sehen war.

Das Schiessen über die Köpfe der eigenen Truppen weg, das in gewissen Fällen vorkommen kann und die Möglichkeit von Explosionen von Protzkasten und von Geschoss-Magazinen werden auch zur Vergrösserung der Verluste mitwirken, wenn auch vielleicht nicht in grossem Maasse; sie werden aber dafür Anlass zu gegenseitiger Beschuldigung geben.

Der Verlust an Offizieren und demzufolge die Schwächung der Leitung der Truppen ist eine direkte Folge der grossen Treffsicherheit des neuen Gewehres, das dem Schiessenden die Möglichkeit gewährt, seine Opfer auszuwählen. In zwei Schlachten des chilenischen Krieges betrug der Verlust an toten Offizieren 23 Prozent und an

Soldaten 13 Prozent, an verwundeten Offizieren 75 Prozent und an Soldaten 60 Prozent. Da jetzt ferner die Mehrzahl der Leute aus den Reserven einberufen werden (nämlich auf 100 Mann im russischen Heer kommen 361 Reservisten, im deutschen 566, im französischen 573 Mann), so ist es nunmehr noch unvergleichlich wichtiger als in früherer Zeit, dass eine rationelle Ausarbeitung und Feststellung der Kriegsregeln stattfindet; aber noch bleiben viele streitige Fragen, und darum finden sich Mängel in den Instruktionen und Reglements über die Führung des Gefechts. Es macht sich zwar eine Abänderung der Regeln und eine Einführung neuer Vorschriften bemerkbar, doch ruft dies nur Verwirrung hervor. Bei der heutigen Bewaffnung muss jeder taktische Irrtum viel teurer bezahlt werden als früher: es genügen einige Augenblicke zur Vernichtung eines ganzen Truppenteils durch Gewehrfeuer.

Lang andauernde Schlachten.

Zur Vergrösserung der Zahl der Verluste muss notwendig auch die lange Dauer der Schlachten beitragen. Einige Schriftsteller behaupten, dass die Schlachten einige Tage dauern werden. Die erhöhten Vorteile der Verteidigung geben die Möglichkeit, sich zuweilen lange gegen überlegene Streitkräfte zu halten in der Hoffnung auf die Ankunft von Verstärkungen; die Folge davon sind unentschiedene Siege und die vergrösserte Möglichkeit zum Widerstand beim Rückzug. Das verbesserte Gewehr macht die Führung eines allgemein entscheidenden Schlages sehr schwierig. Der Verteidiger, der den Rückzug schon begonnen hat, wird sich bemühen, sich in einer zweiten Verteidigungs-Linie festzusetzen, und wird so manövrieren, dass er durch sein Feuer den Gegner nötigt, sich bald an der einen, bald an der anderen Stelle zu entwickeln, und dadurch seine Vorwärtsbewegungen verzögern. Um den Gegner auch aus seiner zweiten, früher vorbereiteten Verteidigungslinie zu vertreiben, ist eine zweite Schlacht nötig. Das vergrössert notwendig die Verluste und kann bei den angreifenden Truppen Ermüdung und selbst Entmutigung hervorrufen.

Die Vermehrung der Nervosität in der jetzigen Generation wird durch alle Gelehrten und Forscher bestätigt. Die Nervosität muss besonders bei Nachtgefechten und infolge der Ermüdung der Leute, überhaupt durch einen lange dauernden Kampf wachsen. Einige Aerzte sprechen die Meinung aus, dass die Nervosität nicht nur zur Vergrösserung der Verluste beiträgt, sondern auch viele Leute zum Wahnsinn bringt. Dieser Umstand kann geradezu vernichtende Folgen für ihre Kameraden oder für ihre Untergebenen haben.

Dann kann auch die Schwierigkeit der Verproviantierung der Millionen-Heere zur Vergrösserung der Verluste sehr stark beitragen.

Schwierigkeit der Verproviantierung.

Die Verluste infolge von Entbehrungen können zuweilen sogar die Verluste infolge von Gefechten übertreffen. Die lange Dauer der Kriege bedingt eine vollkommene Erschöpfung der Mittel zur Verproviantierung, und die Zufuhr kann nicht immer gleichmässig und rechtzeitig eintreffen, besonders bei den Anstrengungen des Gegners, die Verbindungen zu unterbrechen.

Ferner müssen zur Vermehrung der Verluste unbedingt die Verzögerungen im Einbringen der Verwundeten beitragen, die bei den jetzigen weittragenden Gewehren unvermeidlich sind. Die Verbandplätze müssen aus den Feuerlinien entfernt sein, d. h. viel weiter abgelegen sein als früher. Schon das Einbringen der Verwundeten unter dem feindlichen Feuer wird sehr schwierig sein. Die Krankenträger müssen sich mit den Tragbahren, hinter Deckungen gebückt, heranschleichen ebenso wie die Schützen selbst, da sonst auch sie und die von ihnen getragenen Verwundeten getroffen werden können. Das Auflesen der Verwundeten wird noch dadurch erschwert, dass man die Verwundeten hinter Deckungen aufsuchen muss, wo sie sich niedergelegt haben. Gleichzeitig veranlasst das verzögerte Einbringen der Verwundeten einen grossen Prozentsatz von Verlusten durch Verblutungen.

Verlust durch Krankheiten.

Endlich wird der Verlust durch Krankheit bei der langen Dauer des Krieges, der Unmöglichkeit geeigneter Unterbringung und regelmässiger Verproviantierung der kolossalen Armeen unbedingt wachsen. Zur Ergänzung des Verlustes durch Krankheiten, der auch in früheren Kriegen immer die Verluste durch die Waffen übertraf, muss man in die aktive Armee immer ältere Altersklassen einberufen, was auf das Verhalten der Bevölkerung sehr ungünstig einwirkt.

Das ist das Bild von der Gesamtheit jener Ursachen, die unfehlbar bedeutend grössere Verluste in einem künftigen Kriege hervorrufen müssen, als bisher. Diesen Unterschied zahlenmässig darzustellen ist unmöglich, schon deshalb, weil die Kriegsmittel sich gänzlich geändert haben. Dazu kommt noch jener charakteristische Zug eines künftigen grossen Krieges, dass er gleichmässig vorbereitete Staaten treffen wird und dass die beiden Bündnisse, zwischen welchen ein bisher beispielloser Kampf entbrennen kann, über annähernd gleiche Streitkräfte verfügen.

Man muss alle Illusionen beiseite lassen, dass irgend ein Staat eine entschiedene Uebermacht über die anderen in der Zahl seiner Streitkräfte und in der Qualität seiner Kriegsrüstungen haben werde. Teilweise Vorzüge können natürlich vorkommen. Dann aber werden sich unzweifelhaft auch Mängel zeigen, die diese Vorzüge wieder aufwiegen.

Im Vorgehenden haben wir eine ganze Reihe von Fragen gestellt, über die Grösse der Opfer des zukünftigen Krieges, über seine

Folgen für die Völker und im Hinblick darauf auch über die Möglichkeit selbst, ihn unter den heutigen Umständen zu führen. Zu einer Antwort auf diese Fragen konnten wir uns nicht entschliessen, sondern wir stellten sie nur zu dem Zweck, dass sie von Fachmännern — von Offizieren — beantwortet würden. Alle von uns angeführten Ansichten gründen sich auf Aeusserungen von Militär-Schriftstellern.

Wir wiederholen, man hört zuweilen die schablonenhafte und wortreiche Bemerkung, dass auch in früheren Kriegen Vervollkommnungen der Technik und Vergrösserungen der Heeresstärken stattgefunden haben und die Kriege dennoch möglich gewesen seien, dass man sich auch auf irgend eine Weise den Umständen eines künftigen Krieges anzupassen wissen werde, und dass die Völker neue Kriege durchmachen werden, ungeachtet aller Opfer und Erschütterungen. Aber nachdem die Zahl der bewaffneten Menschen, die in den Kampf eintreten sollen, schon bis auf 10 Millionen und mehr gestiegen ist und zu den Milliarden, die für Bewaffnungen und Befestigungen ausgegeben wurden, noch immer neue Milliarden hinzukommen, ist es wohl erlaubt, über die Möglichkeit einer weiteren Verfolgung dieses Weges bis auf unbestimmte Zeit nachzudenken.

Am Ende des ersten Bandes der vorliegenden Arbeit wurde ausgesprochen, dass bei den neuen Zerstörungsmitteln, so weit schon Angaben über dieselben in die Oeffentlichkeit gekommen sind, schon die Vereinigung der Truppen auf dem offenen Feld und selbst unter dem Schutz von Befestigungen schwierig geworden ist, und dass noch fernere Verbesserungen die Führung eines Krieges zwischen Staaten, die auf gleicher Stufe der Macht und der Kultur stehen, unbedingt unmöglich machen können. Ueberhaupt wird die Vergrösserung des Kriegsapparats dazu führen, dass sich niemand mehr dazu entschliessen wird, einen Krieg hervorzurufen. Die vorliegende Abteilung unserer Arbeit, die den Verlusten gewidmet ist, bietet eine faktische Grundlage für den Schluss, dass, wenn ein grosser europäischer Krieg in unserer Zeit ausbrechen sollte, die Opfer zu ungeheuer sein werden und dass man um jeden Preis auf die Stimmung der Regierungen und Völker Europas einwirken soll, indem man sie zu allen möglichen Anstrengungen veranlasst, um das Schreckensbild eines künftigen Krieges zu verscheuchen.

VIII.

Die Verwundungen durch die heutigen Feuerwaffen.

Wirkung der heutigen Gewehre und Geschütze auf die Beschaffenheit der Wunden.

Verschiedene Ansichten über den Unterschied in den Wunden, welche von den alten und neuen Gewehren hervorgerufen werden.

Die Verwendung der weittragenden Geschütze und der kleinkalibrigen schnellfeuernden Gewehre, die gegen früher ihre Geschosse mit vierfach überlegener Kraft entsenden, giebt zu der Befürchtung Anlass, dass nicht nur die Verluste in den Schlachten bedeutend grösser sein werden als in vergangenen Kriegen, sondern dass auch die Hilfeleistung für die Verwundeten beschwerlicher sein wird. Sachverständige sind der Meinung, dass Wunden durch heutige Geschosse unvergleichlich schlimmer sein müssen, als die durch die alten Kugeln veranlassten. Gleichzeitig damit würden die Verwundeten wegen der grossen Entfernung, aus der die furchtbare Wirkung des Streichfeuers die Verletzungen bewirkt, lange auf dem Schlachtfelde bleiben müssen; da die Hilfeleistung so spät erfolgt, so werde die Zahl der Todesfälle eine grössere sein, als früher; zur Vermeidung dieses Uebelstandes würde der Sanitätsdienst erheblich vergrössert werden müssen. Einige gehen sogar so weit, zu sagen, dass die Zahl der Sanitätsbediensteten der Zahl der Kämpfer fast gleichkommen müsse. Andere teilen solche pessimistische Anschauungen nicht; nach ihrer Meinung fällt der Unterschied in den Wunden, welche von den alten und neuen Gewehren hervorgerufen werden, — zum Vorteil der letzteren aus. Die durch das neue Geschütz zugefügten Wunden sollen angeblich leichter zu heilen sein; selbst wenn diese Verwundeten längere Zeit hilflos daliegen, so wäre der Blutverlust ein schwächerer und die Zahl der Verwundeten nicht so bedeutend. Nach dieser Anschauung wird das Blutvergiessen auf den Schlachtfeldern nicht allein durch die Gewalt der Geschütze, sondern auch durch die taktischen Maassregeln beeinflusst, welche die Heere sich aneignen, namentlich aus Anlass der in der Bewaffnung vor sich gegangenen Veränderungen. Da wegen der Vervollkommnung der Geschütze die Truppen natürliche Deckungen suchen, oder solche künstlich herrichten würden, da die Truppen ferner in auf-

gelöster Kampfordnung zum Angriff schreiten und das Gefecht auf grossen Entfernungen ausgekämpft wird, so müsste dies Alles die Zahl der Verwundungen vermindern; ausserdem werde jeder Soldat mit Verbandsmitteln ausgerüstet. Dieses hätte zur Folge, dass nach Ansicht von Optimisten in der Gegenwart, da die Wissenschaft weit sicherere Mittel zur Vorbeugung der Folgen von Verwundungen besitze und die Zahl der Aerzte und Sanitätsbeamten bei den Armeen gegen früher bedeutend vermehrt sei, die Hilfeleistung für die Verwundeten gesichert wäre.

In der That sehen wir gegenwärtig einen förmlichen Wettlauf, einerseits, um ein neues Verfahren zur Minderung der steigenden Wirkungen der Gewehre zu ersinnen, andererseits, um eine weitere technische Vervollkommnung zu erzielen, welche die totbringenden Wirkungen des Feuers vermehre und die Aussicht herabsetze, den Verwundeten Hilfe zu leisten.

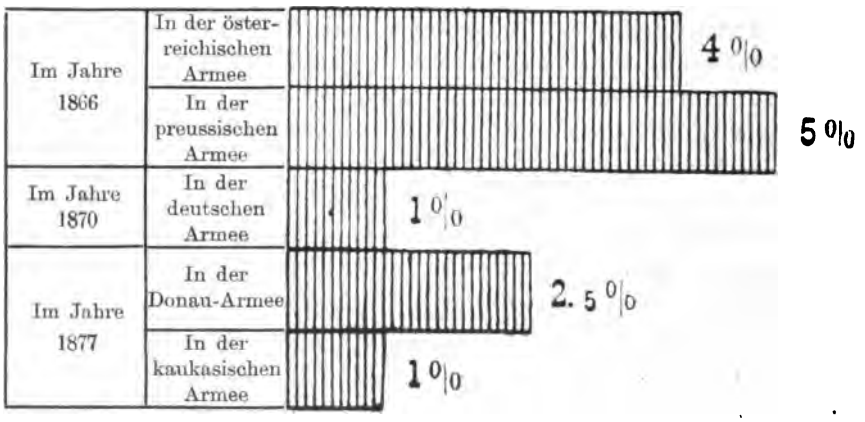
Um dem Leser die Möglichkeit zu bieten, sich zu orientieren, bemühen wir uns darzulegen, in welcher Richtung sich die Erfindungen am bestimmtesten entwickeln.

Verletzungen mit der blanken Waffe.

Der Stoss beziehungsweise Hieb mit dem Bajonett, dem Säbel, dem Gewehrkolben oder der Lanze ist immer und überall der gleiche und auch im künftigen Kriege wird er hinsichtlich seiner Folgen sich nicht verändern.

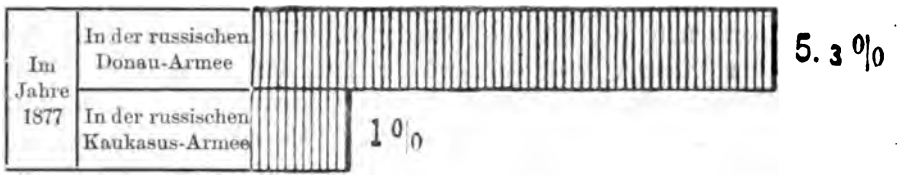
Die Verwundungen durch die blanke Waffe verhältnismässig gering.

Fischer stellt fest, dass die Verletzungen, die im Kriege des Jahres 1866 mit der blanken Waffe verursacht wurden, in der österreichischen Armee 4 Prozent, in der preussischen 5 Prozent aller Verwundungen betrugen. Im Kriege 1870/71 dagegen machte die Zahl der in der deutschen Armee durch die blanke Waffe Verwundeten bloss 1 Prozent aus. Im russisch-türkischen Kriege betrug die Zahl dieser Verletzungen in der Donau-Armee 2,5 Prozent (bis Plewna im ganzen 0,99 Prozent).



Der Prozentsatz der durch die blanke Waffe zugefügten Verletzungen.

Der Prozentsatz der Todesfälle auf dem Schlachtfelde infolge von Verwundungen durch blanke Waffen ist gleichfalls höchst unbedeutend; so fielen während des russisch-türkischen Krieges in der russischen Donau-Armee im Ganzen 5,3 Prozent, auf dem kaukasischen Kriegstheater dagegen kaum 1 Prozent.



Der Prozentsatz der durch die blanke Waffe Erschlagenen.

Bei der Bedeutung, die in der Gegenwart die Lanze mehr und mehr als Angriffs- und Verteidigungswaffe beansprucht, kann man mit grosser Wahrscheinlichkeit voraussetzen, dass in Zukunft die durch diese Waffe veranlassten Wunden häufiger sein werden, als früher.

Da aber die moderne Heilmethode für Wunden dieser Art unvergleichlich bessere Aussichten auf Heilung darbietet, so darf man zugestehen, dass die Verluste durch blanke Waffen auch in Zukunft unbedeutend sein werden.

Verletzungen durch Gewehr- und Geschützfeuer.

Ganz anders liegt die Sache bei den Feuerwaffen. Das gegenseitige Verhältniss der durch das Gewehr- und Geschützfeuer hervorgerufenen Verletzungen ist hinsichtlich ihrer Zahl und Eigentümlickeiten schon in den zahlreichen vorhergegangenen Kriegen verschieden, aber im künftigen Kriege wird der Unterschied noch bemerkenswerter sein. In der Vergangenheit trugen die durch Artilleriegeschosse hervorgerufenen Verwundungen einen bei weitem gefährlicheren Charakter, als die durch Gewehrkugeln veranlassten, in der Gegenwart aber haben gerade diese die überwiegende Bedeutung erworben. Das Geschoss eines modernen Gewehrs besitzt, obwohl es nur einige Gramm wiegt, eine solche Gewalt, dass es 5 bis 6 Personen verwunden und schwerere Verletzungen zuwege bringen kann, als Bomben- und Granatsplitter.

Das Verhältnis der Verletzungen durch Gewehr- und Geschützfeuer wird im künftigen Kriege von der Methode der Kriegführung abhängig sein, d. h. davon, ob vorwiegend offene Schlachten stattfinden, oder ob der Krieg den Charakter von Belagerungen tragen wird.

Vor der Einführung der gezogenen Gewehre konnte das Feuer durchgängig bis zur Entscheidung der Schlacht unterhalten werden. Die

Vor Einführung der gezogenen Gewehre richtete das Artilleriefeuer die grössten Verheerungen an.

Zahl der abgeschossenen Kanonenkugeln in den Schlachten jener Epoche war überraschend. Die französische Artillerie verbrauchte bei Borodino 60 000 Geschosse, die österreichische bei Aspern (im Laufe von 2 Tagen) 53 000 und bei Leipzig — sogar 64 000. Die Einführung der gezogenen Gewehre veränderte mit einem Schlage die Sachlage, und es äusserte sich dieses vor Allem in den Verlusten der Armeen. Zur Zeit der Herrschaft der glatten Geschütze, namentlich zur Zeit der napoleonischen Kriege, war der grösste Teil der Verwundeten dem Artilleriefeuer zum Opfer gefallen, und daher entstand die Bezeichnung: „Kanonenfutter". Einer der Teilhaber an der Schlacht bei Borodino, der Hauptmann der französischen reitenden Garde-Artillerie, Chambres, erzählt, dass Napoleon, als er am Morgen des 27. August das vom Blute der Toten und Verwundeten getränkte Schlachtfeld umritt, er die Körper der Erschlagenen umzuwenden befahl, um festzustellen, welche Verletzungen ihnen den Tod gebracht haben. Fast alle Leichname trugen Spuren von Wunden, die durch Kanonenkugeln veranlasst worden waren.

Nach Einführung der gezogenen Gewehre werden die meisten Kämpfer durch Gewehrkugeln kampfunfähig gemacht.

Seit der Zeit, da die gezogenen Gewehre das volle Bürgerrecht erlangt haben, sehen wir, dass die Streiter hauptsächlich durch Gewehrkugeln kampfunfähig werden. Das Wort „Kanonenfutter" hat seinen Platz der Bezeichnung „Kugelfutter" abgetreten. So wurden in der Schlacht bei Jnkerman (24. Oktober 1854) 91 Prozent aller Verwundeten durch Gewehrfeuer verletzt. In der Schlacht am schwarzen Flusse (4. August 1854) erreichte die Zahl der durch das Gewehrfeuer Verwundeten 75 Prozent, ungerechnet den beträchtlichen Verlust, der den russischen Truppen von französischen Kartätschen zugefügt wurde. Dasselbe sehen wir im italienischen Feldzuge, ferner bei Düppel (1864) und bei Königgrätz (1866). Im Kriege 1859 betrug die Zahl der durch das Gewehrfeuer Verwundeten 80 Prozent, beim Sturm auf die Düppeler Schanzen aber waren es 80,6 Prozent und zwar bei den Preussen.

Statistik der Verletzungen durch Artillerie-Geschosse und der durch Gewehrkugeln.

Im Jahre 1866 wurden nach der Statistik Weygands in der österreichischen und sächsischen Armee folgende Verluste durch das preussische Gewehr festgestellt:

	Bei der Hauptarmee	Bei der Mainarmee
Verletzungen durch Artillerie-Geschosse	3 %	5 %
Verletzungen durch die langen Bleikugeln	90 %	90 %

Die preussische Armee litt in diesem Feldzuge etwas mehr durch das Artilleriefeuer, aber diese Verluste erscheinen unbedeutend im Vergleich zum Schaden, den die Gewehrkugeln anrichteten, wie aus folgendem ersichtlich:

Verletzungen durch Artilleriegeschosse	16 %
Verletzungen durch Gewehrkugeln	79 %

Derselbe Verfasser stellt die Verluste beider feindlicher Armeen im Kriege 1870—1871 durch folgende Ziffern fest: das Artilleriefeuer vernichtete bei den Franzosen 25 % und bei den Deutschen 5 %, das Gewehrfeuer bei den Franzosen 70 % und bei den Deutschen 94 %.

Die Statistik des letzten russisch-türkischen Krieges 1877—1878, welche 21 227 Verletzungen in den Haupthospitälern der russischen Donau-Armee nachweist, verteilt die Verwundungen nach der Art der Gewehre auf folgende Weise:

Verletzungen durch Artilleriegeschosse 2 % (davon 52,3 % tötlich).
Verletzungen durch Gewehrkugeln . . 77 % (davon 20,9 % tötlich).

Die angeführten, durch das Artilleriefeuer veranlassten 2 % Verwundungen erscheinen als ganz unbedeutend, indess sind es, nach den Worten Professor Pawlows, nur die reinen Verwundungen, ohne anderweitige komplizirte Verletzungen. In der Statistik giebt es noch eine Rubrik von Verletzungen durch Feuerwaffen (4,4 %) zu welchen vornehmlich Verletzungen durch Teile der Artilleriegeschosse gehören, deren Splitter nicht weit fliegen und, indem sie rasch ihre Kraft verbrauchen, eine ernste Kontusion bewirken. Kontusionen durch Gewehrkugeln sind eine seltene Erscheinung. Hätte man die Möglichkeit, die Zahl aller durch Artilleriegeschosse hervorgerufenen Kontusionen zu kennen, so würde man unter Hinzurechnung des Erwähnten einen etwas höheren Prozentsatz für diese Art Verletzungen erhalten, aber immerhin noch kaum 5—6 %.

Sehr lehrreich ist auch das Verhältnis des Ausganges mancher Wunden. Während die durch Gewehrkugeln veranlassten Wunden in 20,9 Fällen zum Tode führen, erhöht sich die Sterblichkeit bei Verletzungen durch Artilleriegeschosse auf 52,3 %.

Was die russische Armee auf dem kaukasischen Kriegstheater anbetrifft, so ergeben sich folgende Daten:

	Genesen	Gestorben
Verletzungen durch Artilleriegeschosse	75,8 %	24,2 %
Verletzungen durch Gewehrkugeln	81,2 %	18,8 %
Verletzungen durch Feuerwaffen	99,2 %	0,8 %

Heutzutage verfügen die Geschütze aller europäischer Staaten fast über die gleiche Wirkungskraft und versenden fast gleiche Geschosse. Von den durch sie hervorgerufenen Verletzungen, werden die schwersten durch Granatsplitter veranlasst (Granaten mit Ringen im Innern und Granaten für den Schuss auf ein lebendiges Ziel; lange Granaten für den Schuss auf ein totes Ziel). Kartätschen kommen nur bei unbedeutenden Entfernungen zur Anwendung.

Was das Shrapnel anbetrifft, so wird es eine zerstörende Wirkung ausüben, dank der in ihm enthaltenen Kugeln und Splitter.

Im Abschnitt „Geschütze und Geschosse" haben wir gesehen, dass die Stärke des Schlages verschieden ist; da hiervon aber die Wirkung der Splitter abhängt, so ist auch die Art der Verletzungen mannigfach. Als eine unanfechtbare Thatsache kann man es bezeichnen, dass im künftigen Kriege die Verletzungen durch ganze unzerstörte Geschosse zu den grössten Seltenheiten gehören werden.

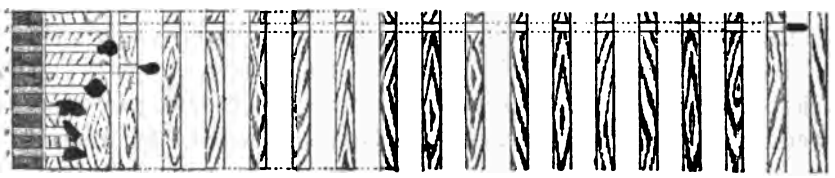
Ebenso wird man kaum besondere Kontusionen wichtiger Körperteile, auf welche Pirogow während des Krimkrieges seine besondere Aufmerksamkeit lenkte und welche er als Wirkung grosser Geschosse, die ihre Kraft bereits eingebüsst haben, darstellt, bemerken können, denn die Kraft der Granatsplitter wird stets gewaltige Zerstörungen des Körpergewebes zur Folge haben. Andererseits wird die Anzahl der Wunden bei ein und demselben Objekte viel bedeutender sein, als früher; denn bei der Gewalt, mit welcher das Shrapnel explodiert, bildet sich eine grosse Zahl von Splittern, weshalb ein bestimmter Raum in erhöhtem Maasse von ihnen getroffen werden muss.

Wirkungen der Mantelgeschosse.

Dank der Einführung des rauchschwachen Pulvers, der Verminderung des Kalibers und der Sicherung der Kugel durch einen Stahlmantel, hat sich das Infanteriegewehr — eine Waffe, die im Kriege die grösste Bedeutung gewann — derart vervollkommnet, dass sie von allen Seiten erregte Meinungsverschiedenheiten über die Verluste in künftigen Kriegen veranlasste. Besondere Unruhe rief die gewaltige durchschlagende Kraft der Mantelgeschosse im Vergleich zu früheren Kugeln hervor.

Die beigefügte Zeichnung, dem Aufsatz von Lorentz: „Kompoundgeschoss" entnommen, giebt die Resultate des Feuers der 11 mm-Gewehre wieder.

Die Schüsse wurden auf eine 15 mal zusammengelegte Ochsenhaut gerichtet, alsdann auf harte, buchene Bretter, in der Dicke von 9 Centimeter und schliesslich auf Tannenbretter von $2^1/_2$ Centimeter Durchmesser; alles geschah auf eine Entfernung von 10 Meter.

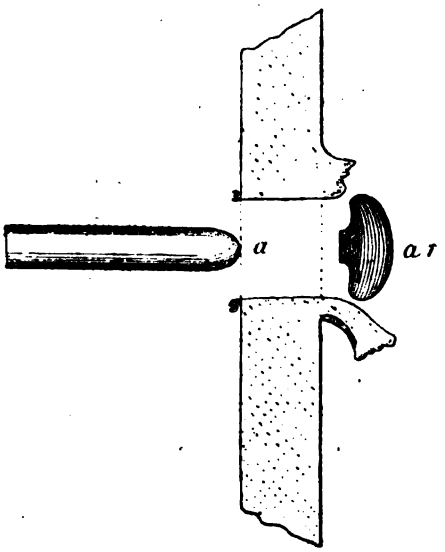


Die Resultate des Feuerns mit verschiedenen Kugeln.
(3 Kompound — 4, 5 und 6 harte Bleikugeln — 7, 8 und 9 weiche Kugeln.)

Auf diese Weise sehen wir, dass die Mantelgeschosse bei weitem stärkere Wirkungen erzielen.

Gewöhnlich nimmt man an, dass eine Kugel, die ein Fichtenbrett von einem Zoll Dicke durchschlägt, stark genug ist, um einen Menschen oder ein Pferd zu töten oder zu verwunden. Beim Vergleich des Typus des letzten Berdangewehrs, das in der russischen Armee während des Krieges 1877—78 im Gebrauch war, mit den neuen kleinkalibrigen Gewehren (vergl. B. I S. 40), sahen wir, dass das Mantelgeschoss eine weit grössere Anzahl Bretter durchbohrt, und dass seine Durchschlagskraft wächst, je mehr man sich dem Ziele nähert.

Aber auch hierbei ist die Technik nicht stehen geblieben. Wir gehen in Nachstehendem aus dem neuesten Aufsatz Birchers die Abbildung einer Kugel wieder, welche aus einem 5,5 Millimeter-Gewehr abgefeuert ist und eine Anfangsgeschwindigkeit von 800 Meter besitzt.



Die Wirkung einer 5,5 Millimeter-Kugel auf eine 14 Millimeter starke Stahlplatte.

Die Gewalt des Schlages ist derart heftig, dass die 14 Millimeter (etwas mehr als $^1/_2$ Zoll) starke Stahlplatte auf eine Entfernung von 25 Meter durchschlagen wird. Hierbei nimmt die mit einem Mantel versehene, längliche Kugel eine pilzförmige Gestalt an. Im Hinblick auf den kleinen Durchmesser der Kugel und die Kraft, mit welcher sie den Körper durchdringt, haben die deutschen Chirurgen, hauptsächlich Roeger und Beck, teilweise auch Bruns vorausgesetzt, dass die Wunden, welche die neuen Kugeln verursachen, leichter sein werden, sie haben sie deshalb als „humane" bezeichnet. Roeger sagt in einem Vortrage, den er im Jahre 1885 in der Berliner militärisch-medizinischen Gesellschaft hielt: „Ich begrüsse die neuen Kugeln mit grosser Freude und glaube, dass die Menschheit sich beglückwünschen kann, wenn dieses vorzügliche Geschoss auf Grund einer internationalen Vereinbarung eingeführt wird." In ähnlichem Sinne drückt sich Bruns aus, indem er spricht: „Das neue kleinkalibrige Gewehr mit seinen Hartgeschossen ist nicht nur die beste, sondern auch die humanste Waffe, welche gestattet, die Schrecken des Krieges nach Möglichkeit zu mildern."

„Humane" Wunden.

Wunden der kleinkalibrigen Kugel anscheinend nicht so gefährlich.

Die kleinkalibrige Kugel, welche aus härtestem Material hergestellt ist und deshalb einer Umgestaltung erfolgreich Widerstand leisten kann, durchbohrt bei ihrer bedeutenden Flugkraft mit Leichtigkeit die flachen elastischen Knochenbildungen und hinterlässt eine Oeffnung mit glatten Rändern. Die glatte Oberfläche der Kugeln schliesst es aus, dass Stücke der Kleidung abgerissen und in die Wunde getrieben werden. Beim raschen Eindringen der Kugel in den Körper ist die Möglichkeit eines Brandes undenkbar, ebenso verhindert die Stärke des Anschlages das Schmelzen. Die Verwundungen der Weichteile tragen einen günstigeren Charakter, als es bei früheren Kugeln der Fall war.

Das Zusammentreffen der erwähnten Resultate mit den Gesichtspunkten der Regierungskreise führte naturgemäss dazu, dass die „humanen" Eigenschaften der neuen Geschosse urbi et orbi verkündet wurden, und diese Anschauung wurde allmählich zur herrschenden in allen Kreisen der Bevölkerung.

Die Methode zur Feststellung der Wirkungen der Kugeln an Menschen- und Tierleichen.

Da ein europäischer Krieg nicht ausgebrochen ist, haben die militärischen Chirurgen keine Möglichkeit, die Wirkungen der neuen kleinkalibrigen Mantelgeschosse am lebendigen menschlichen Körper zu erproben. Um so eifriger trugen sie daher Material zusammen, um diese für die Zukunft so wichtige Frage durch Experimente an Leichen zu entscheiden. von Beck, Bruns und Kraske in Deutschland, Habart in Oesterreich, Bowe und Bircher in der Schweiz, Breton, Cheveau, Nimier, Delorme in Frankreich, Pawlow, Tiehle und Morosow in Russland, machten eine Reihe von Versuchen sowohl an den Leichen von Menschen und Tieren, als auch an lebenden Tieren.

Experimente mit der „verminderten Ladung".

Lange Zeit konnte gleichwohl die todbringende Wirkung der neuen Gewehre durch die gemachten Erfahrungen nicht festgestellt werden. Fast alle wurden sie mit verminderter Ladung „Charge rédnite" ausgeführt. Die Experimentierenden schossen der Bequemlichkeit halber aus ganz naher Entfernung und verminderten dementsprechend jedesmal die Ladung. Der Kugel sollte dadurch beim Eindringen ins Ziel die gleiche Wirkung gegeben werden, welche sie bei voller Ladung und grösserer Entfernung besitzt. So giebt z. B. Delorme, um auf einer Entfernung von 12 Meter die Wirkungen grösserer Strecken zu erzielen, für das Lebel-Gewehr und das neue Pulver als Gewicht der Ladung 0,65 bis 2,70 Gramm an.

Alle Experimentierenden, die diese Methode der verminderten Ladung anwandten, waren überzeugt, dass sie sicherlich damit auf kurzen

Entfernungen dieselben Verletzungen verursachen, wie sie auf weiten Strecken durch eine volle Ladung erzielen würden.

Natürlich musste diese Methode Widersprüchen begegnen, und diese ergaben, dass, obwohl man durch die Verminderung des Pulvers auf gewisse Entfernungen die entsprechende endgiltige Schnelligkeit der Kugel erreichen kann, dieselbe gleichwohl nicht die Möglichkeit besitzt, die notwendigen Drehungen zu vollziehen. Und gerade die Schnelligkeit der Drehungen ist eine der maassgebenden Eigenschaften des neuen Gewehrs.

Schnelligkeit der Drehungen.

Die nachstehenden Ziffern beweisen uns besser als alles andere, um wie sehr sich in der Gegenwart, verglichen mit der Vergangenheit, die Schnelligkeit der Drehungen der Kugeln und Geschosse geändert haben:

	Zahl der Wendungen	Schnelligkeit an der Oberfläche d. Kugel in Metern
Das Gewehr Minié gab der Kugel in einer Sekunde	280	8
Das Zündnadelgewehr des Typus vom Jahre 1841	390	19
Das verbesserte Zündnadelgewehr nach dem Kriege 1870	791	27
Das deutsche Gewehr Modell 1888	2625	65
Das Gewehr Modell 1892	3257	76
Das preussische 9 Centimeter-Gewehr, das im Kriege 1870 im Gebrauch war	68	19
Das deutsche Gewehr Modell 1873	100	27
Das französische Gewehr vom Typus des Jahres 1890	187	53

Auf diese Weise ist es klar, dass die verminderte Ladung keine klare Vorstellung von der Kraft der Wirkungen der neuen Gewehre bieten konnte.

Als aber das preussische Kriegsministerium sich mit der Sache zu beschäftigen begann, nahm dieselbe eine weit günstigere Wendung.

Untersuchungen des preussischen Kriegsministeriums.

Es erschien der Aufsatz: „Ueber die Wirkung und die kriegschirurgische Bedeutung der neuen Handfeuerwaffen", herausgegeben im Auftrage des preussischen Kriegsministers, Generals Bronsart von Schellendorff, vom Generalstabsarzt der Armee und Flotte und Chef der Medicinal-Abteilung, Professor von Coler.

Die Versuche wurden auf Entfernungen bis 2000 Meter und nicht nur an Leichen, sondern auch an lebenden Tieren vorgenommen.

Für die Schüsse wurde eine volle Ladung Pulver genommen; ausserdem füllte man, um frühere Fehler zu vermeiden, die Gefässe des Leichnams unmittelbar vor den Versuchen mit blutigen Molken und goss in

sie Wickersheimers Flüssigkeit, die zur Konservierung anatomischer Präparate dient, um den Grad der Muskelspannung, wie zu Lebzeiten, hervorzurufen.

Birchers Versuche mit Ziegen.

Bircher schoss ausserdem (in Ballenstedt) auf zwei Ziegen aus einer Entfernung von 300 Meter. Die eine derselben war durch Chloroform getötet worden, damit kein Organ verletzt würde; die andere dagegen diente lebend als Ziel; beide wurden gleichmässig stehend postiert. Um eine grosse Zahl von Schüssen zu ermöglichen, benutzte Bircher das Magazingewehr. Es ergab sich, dass die erste Ziege 15 und die zweite 8 Wunden erhalten hatte, die von rechts nach links durch und durch gingen. Die Schusskanäle waren sowohl in den Weichteilen, als in den Knochen bei der früher getöteten, wie bei der erschossenen Ziege die gleichen.

Auf diese Weise ergaben sich Thatsachen, mit deren Hilfe man einen systematischen Umriss über die Wirkungen des neuen Gewehrs herzustellen, und ein vollständiges, von Lücken freies Bild zu schaffen vermochte, das ein abschliessendes Urteil über die Verletzungen durch Feuerwaffen gestattete, mit denen uns der künftige Krieg bedroht.

Die sprengähnlichen Wirkungen der neuen Kugeln.

Es fehlte gleichwohl nicht an entgegengesetzten Aussprüchen. Schon während des französisch-deutschen Krieges 1870—71 wurde in beiden feindlichen Lagern der Vorwurf erhoben, dass der Gegner Sprengkugeln für die Handfeuerwaffen in Anwendung bringe; als Grund dieses Vorwurfes diente der Umstand, dass die Wunden häufig den Charakter von Verletzungen trugen, die durch Sprenggeschosse verursacht werden; durch internationale Vereinbarung der Petersburger Konvention war aber schon am 16. November 1868 der Gebrauch von Sprenggeschossen für Handfeuerwaffen verboten worden.

„Sprengähnliche" Wirkung der neuen Kugeln.

Eine genauere Kenntnis der Wirkungen der Gewehrkugeln hätte so entsetzlichen gegenseitigen Vorwürfen vorgebeugt, ebenso die rechtzeitige Veröffentlichung der schon vor 1870 bekannten Beobachtungen über die explosiven Wirkungen der Gewehrkugeln bei Schüssen aus naher Entfernung. Im Uebrigen war eine nützliche Folge des allgemeinen Irrtums die, dass man anfing, Versuche anzustellen, welche in befriedigendster Weise das vollkommen Unbegründete der Anschuldigungen ergaben. Es wurde mit vollster Klarheit erwiesen, dass es thatsächlich in manchen Fällen angebracht ist, von der „sprengähnlichen" Wirkung der neuen Kugeln zu reden. Wie sollte man auch den Ausdruck „sprengähnlich" nicht anführen, da die Gewehrkugel, die mit einer Schnelligkeit

von 500 Metern aus dem Rohre fliegt, den Schädel in zahllose Stücke zerschmettert und das Gehirn auf einen Meter im Umkreise zerstreut.

Zahlreiche neue Versuche bestätigten die interessante Thatsache, dass eine Kugel mit einer grossen Anfangsgeschwindigkeit (nicht weniger als 250—300 Meter) eine der Explosion ähnliche Wirkung äussert.

Man suchte den Grund dieser Erscheinung auf verschiedene Weise zu erklären. Am meisten war die Meinung verbreitet, dass die sprengähnliche Wirkung dann eintritt, wenn die Kugel ein Organ erreicht, das reichlich Flüssigkeit besitzt. Das erklärt sich daraus, dass Organe mit geringer Flüssigkeit nicht im Stande sind, bei so heftiger Gegenwirkung zurückzuweichen, ähnlich wie die harten Körper nach allen Seiten auseinandergestreut werden und ihrerseits auf die benachbarten Organe eine zerstörende Wirkung äussern. Die Theorie des hydraulischen Druckes ist namentlich gründlich von Roeger bearbeitet worden.

Die Theorie des hydraulischen Druckes.

Es ist bekannt, dass die Flüssigkeiten sich als nicht compressible Körper darstellen; dank der grossen Beweglichkeit ihrer einzelnen Teilchen können sie unter dem Einfluss des Druckes ihre Gestalt verändern, aber nicht ihren Umfang. Wenn die Flüssigkeit in einem leeren Raume eingeschlossen ist, und wenn der Druck dieser oder jener Grösse auf sie einwirkt, so wird dieser Druck sich auf alle Teile der Flüssigkeit gleichmässig übertragen; er wird überall in dem erwähnten Raume empfanden. Stellen wir uns jetzt den Druck auf ein System vor, das aus Flüssigkeit und dem dazugehörigen Gefässe besteht, einem elastischen oder harten; in solchem Falle wird die Wirkung des Druckes ablhängen: 1. von seiner Grösse, 2. von der Grösse der Oberfläche, auf welche er sich erstreckt, 3. von der Geschwindigkeit des Druckes und 4. vom Zusammenhang der Grenzen des betreffenden Gefässes.

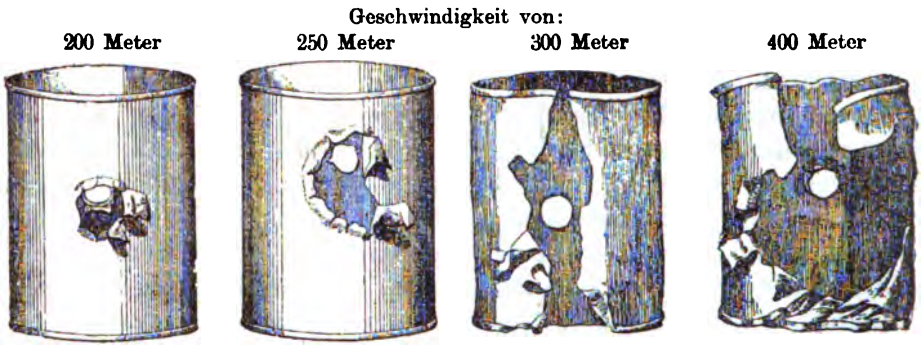
Wenn die Wände des Gefässes dehnbar sind, so werden sie sich zunächst auseinanderziehen, aber bei weiterer Einwirkung des Druckes werden sie zerreissen; wenn die Geschwindkraft des Druckes unbedeutend ist, seine Kraft aber genügt, so wird die Umhüllung anfangs zurückgedrängt, hierauf aber zerstört und die Flüssigkeit wird durch die auf diese Weise gebildete Oeffnung heraustreten. Wenn die Geschwindkraft des Druckes dagegen nicht so gross ist, dass er sich nach allen Seiten hin verteilen kann, bevor die Flüssigkeit ihre Lage verändert und herausfliesst, so wird die Umhüllung auch in allen den Teilen, die dem Widerstande weichen müssen, zerstört.

Bircher hat in diesem Sinne völlig überzeugende Versuche gemacht.[1])

[1]) Bircher. „Neue Untersuchungen über die Wirkung der neuen Handfeuerwaffen."

Bircher's Versuche über den hydraulischen Druck.

Um zu beweisen, in welchem Grade die Vermehrung des hydraulischen Druckes sich mit der Vermehrung der Geschwindkraft der Kugel verbindet, schoss er auf eine mit Wasser gefüllte Blechbüchse, wobei die Kugel aufeinander folgend die Geschwindigkeit von: a) 200, b) 250, c) 300, d) 400 Metern erhielt.



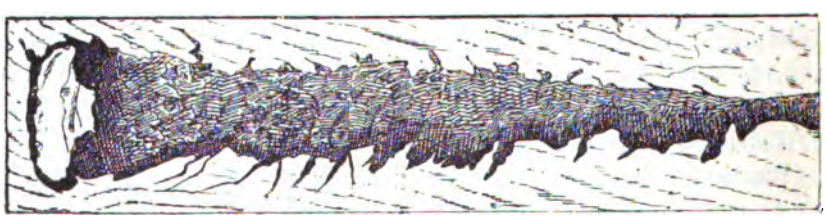
Die Wirkung der Kugel auf eine mit Wasser gefüllte Blechbüchse.

Die Versuche mit dem 11 mm-Gewehr ergaben die gleiche Wirkung auch auf kleinere Entfernungen, bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 430—450 Metern.

Hieraus ist zu ersehen, dass die zerstörende Kraft der modernen Geschosse unvergleichlich bedeutender ist, als die der früheren Gewehre; denn wenn die moderne Kugel den Knochen mit ausserordentlicher Gewalt trifft, so wird dieser nicht nur an der Stelle des Eindringens des Geschosses gebrochen, sondern erhält auch an weiteren Stellen Risse. Bei der Verletzung innerer Organe ist die Wirkung noch furchtbarer.

Die Eingangs- und Ausgangsöffnungen.

Bircher hat vor kurzem gezeigt, dass die moderne Kugel, wenn sie mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 400 Metern auf einem Balken abgefeuert wird, einen Kanal in der Länge desselben verursacht, der sich immer mehr erweitert, wie solches die untenstehende Abbildung zeigt:



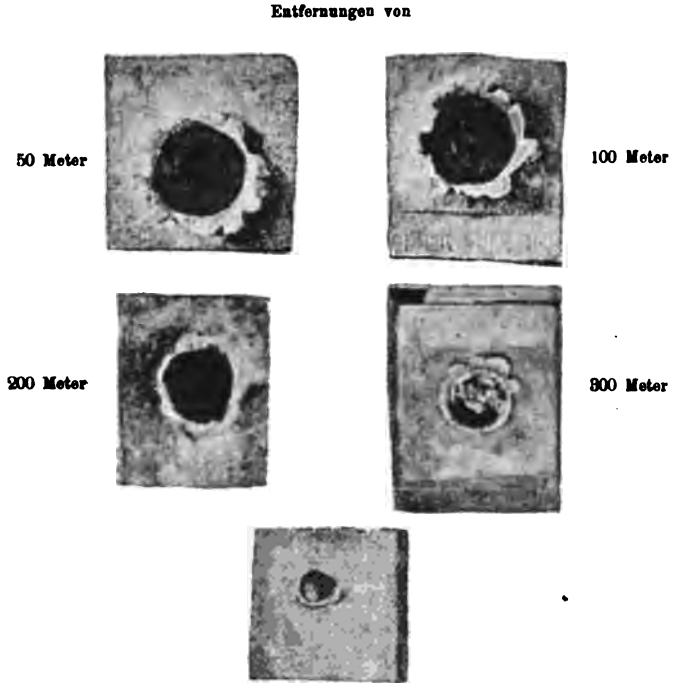
Kanal in einem Balken von einer Gewehrkugel verursacht.

Ausserdem zeigten weitere Versuche, dass die Grösse der Eingangsöffnung in der Rinde sich entsprechend der Vergrösserung der Entfernung bis zu 2000 m vermindert und dementsprechend auch die Flugkraft der Kugel.

Schiessversuche mit 8 mm-Kugeln auf Bleiplatten.

In hohem Maasse interessant sind die Schiessversuche mit den 8 mm-Kugeln (Gewehr vom Jahre 1888) auf Bleiplatten. Sie zeigten, dass der Grad der Deformierung der Kugeln und der Grad der Zerstörung der Bleiplatten direkt proportional sind. Die untenstehenden Abbildungen zeigen den Grad der Zerstörung der Bleiplatte durch 8 mm-Kugeln, welche aus verschiedenen Entfernungen abgefeuert sind.

Die in eine Bleiplatte von 5 Centimeter Dicke hineingeschlagene Höhlung ist um so grösser und tiefer, wenn eine Kugel von ausserordentlicher Durchschlagskraft sie verursacht hat; bei der Verminderung der letzteren wird die Deformierung der Kugel geringer und ebenso der Umfang der Zerstörung der Bleiplatte. Ebenso wachsen bei dünnen Bleiplatten mit der Vermehrung der Kraft sowohl die Breite des Schusskanals, als die Grösse der herausgeschlagenen Stücke, als endlich auch die Deformierung des Geschosses.



Grad der Zerstörung einer Bleiplatte.

Gestalt der Ausgangsöffnung.

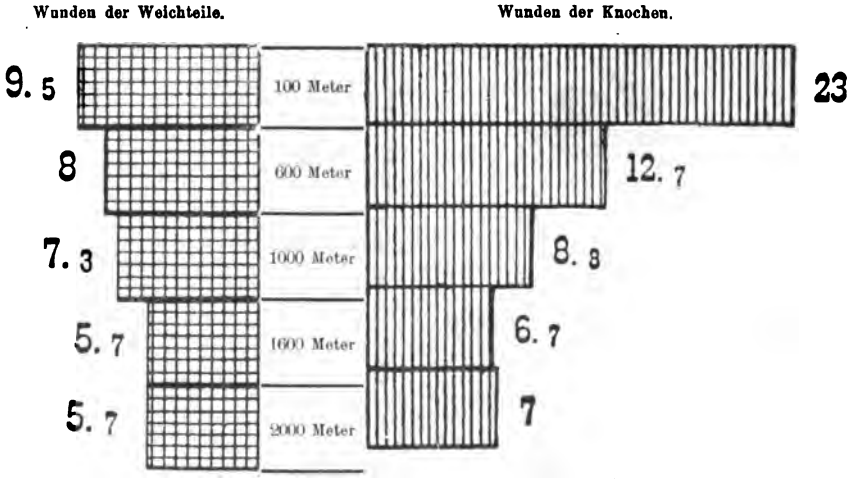
Ausgangsöffnung der Kugel.

Die äussere Ausgangsöffnung offenbart noch zahlreichere und bemerkenswertere Schwankungen in der Gestalt und Grösse, als die Eingangsöffnung. Während diese mit ganz unbedeutenden Ausnahmen allein von der Entfernung und der Art des Eindringens der Kugel abhängt, wird die Gestalt der Ausgangsöffnung durch den Zusammenhang der verletzten Teile und den Umfang der im Innern vor sich gegangenen Zerstörung beeinflusst.

Die untenstehenden Ziffern zeigen uns die mittleren Grössen der Eingangs- und Ausgangsöffnungen bei Wunden, die durch Feuerwaffen verursacht sind; die hier beigefügte Zeichnung stellt uns die Ausgangsstelle einer aus nächster Nähe abgeschossenen Kugel an der flachen Hand dar.

	Eingangsöffnung	Ausgangsöffnung	
		Wunden d. Weichteile	Knochenwunden
Bei 100 Metern Entfernung	7,6 Millim.	9,5 Millim.	23 Millim.
„ 600 „ „	6,0 „	8 „	12,7 „
„ 1000 „ „	6,08 „	7,31 „	8,8 „
„ 1600 „ „	5,5 „	5,7 „	6,7 „
„ 2000 „ „	5,7 „	5,7 „	7 „

Beziehung. Die wechselseitigen Beziehungen der Eingangsöffnung bei Wunden der Weichteile und Knochen erläutert nachstehende Zeichnung.



Grösse der Ausgangsöffnung in Millimetern.

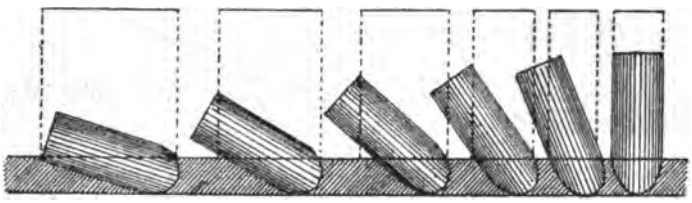
„Im allgemeinen", sagt Habart,[1]) „maskieren die von den Kugeln hinterlassenen unbedeutenden Eingangsöffnungen und kleinen Ausgangsöffnungen grössere Verletzungen und gestatten beim ersten Blick nicht einen richtigen Schluss über den Charakter und Umfang einer durch Feuerwaffen veranlassten Wunde."

Wenn die Kugel ausserdem den Körper nicht in gerader Richtung, sondern schräge getroffen hat, so ist die Eingangsöffnung gewöhnlich oval, dreieckig oder viereckig.

Die verwundende Wirkung der Kugel ist abhängig von dem Winkel, in dem sie trifft.

Im allgemeinen lässt sich sagen, dass, je kleiner der Winkel ist, welcher durch die Richtung der Kugel hervorgerufen wird, desto grösser ist der Schaden, welcher durch die Eingangsöffnung veranlasst wurde.

Das Grössenverhältnis der durch die Kugel veranlassten Eingangsöffnung zum Winkel, der durch die Richtung der Kugel und die Oberfläche des von ihr getroffenen Körpers gebildet wird, wird anschaulich in der untenstehenden Zeichnung dargestellt.



Grössenverhältnis der durch die Kugel gebildeten Eingangsöffnung zum Winkel, welcher durch die Richtung der Kugel und die Oberfläche des von ihr getroffenen Körpers hervorgerufen wird.

Die Uebertragung der Wirkung der Kugel auf die Weichteile um den Schusskanal herum genau festzustellen ist nicht möglich.

Die Schusskanäle in den Muskeln zeigen im allgemeinen ein sehr verschiedenartiges Verhältnis. Sie stellen sich als Zylinderröhren dar, welche gleichsam durch Hammerschläge hergestellt sind und die bei Schüssen aus naher Entfernung einen das Kaliber der Kugel etwas übersteigenden Durchmesser besitzen; bei Schüssen aus weiteren Entfernungen ist der Durchmesser etwa 4—5 Millimeter. Auf der Oberfläche gefrorener Präparate dieser Art erscheinen die Kanäle als Linien, mit Rissen von 1—3 Millimeter. Ihre Wände sind glatt und die Umgebung mehr oder weniger mit Blut getränkt, je nach der Anzahl der verletzten Gefässe.

[1]) Seydel, Lehrbuch der Kriegschirurgie.

Abdruck einer Schusswunde der Weichteile des Schenkels.

Die beiliegende Abbildung stellt den Abdruck einer Schusswunde in die Weichteile des Schenkels dar, die durch eine 8 mm-Kugel in einer Entfernung von 100 Metern veranlasst worden ist.

Fremde Körper findet man im Schusskanale durchaus nicht so selten, wie dieses gewöhnlich angenommen wird. Wenn die Kugel, welche aus einer Entfernung von 1200 Metern abgefeuert wird, die röhrenförmigen Knochen trifft, zerschlägt sie sie durchschnittlich 58,7 mal in winzige Teile, von denen einige im Schusskanal verloren gehen. Wird aus einer Entfernung von 1000 Metern geschossen, so können im Schusskanal schon ganze Kugeln verschwinden und zwar ebensowohl deformierte als auch an der Spitze abgeplattete.

Verletzungen des Schädels.

Die neue 8 mm-Kugel zerschlägt den Schädel aus einer Entfernung von 2000 Metern; durchdringen kann das Geschoss ihn bei dieser Entfernung nicht. Aus einer Entfernung von 50 Metern dagegen zertrümmerte ein Schuss vollkommen den Schädel; Haut und Knochen wurden auseinandergerissen und die einzelnen Teile flogen in weite Entfernungen. Der gesamte Schädel platzte in Splitter, deren Linien nur zum Teil den natürlichen Verbindungsknochen entsprachen. Vom Gehirn blieb nur eine mit Knochensplittern vermischte Masse, in der man an einzelnen Stellen blosse Spuren gesonderter Gehirnkrümmungen erkennen konnte.

Schädelverletzungen.

Diese Verletzungen sind auf der unten folgenden Zeichnung dargestellt.

Bei einer Entfernung von 1100 Metern waren sowohl die Eingangs- als Ausgangsöffnung von einer grossen Anzahl Splitter umgeben. Die erste glatte Hauptöffnung wurde am Schädel der Leiche nach einem aus einer Entfernung von 1600 Metern abgefeuerten Schusse beobachtet. Indes ist diese Erscheinung bei 1600 Metern durchaus nicht etwas gewöhnliches; wir können nur sagen, dass von dieser Entfernung an die gefährlichen Schüsse mit Sicherheit beginnen. So ergaben von drei Schüssen, die auf einen Schädel in einer Entfernung von 2000 Metern

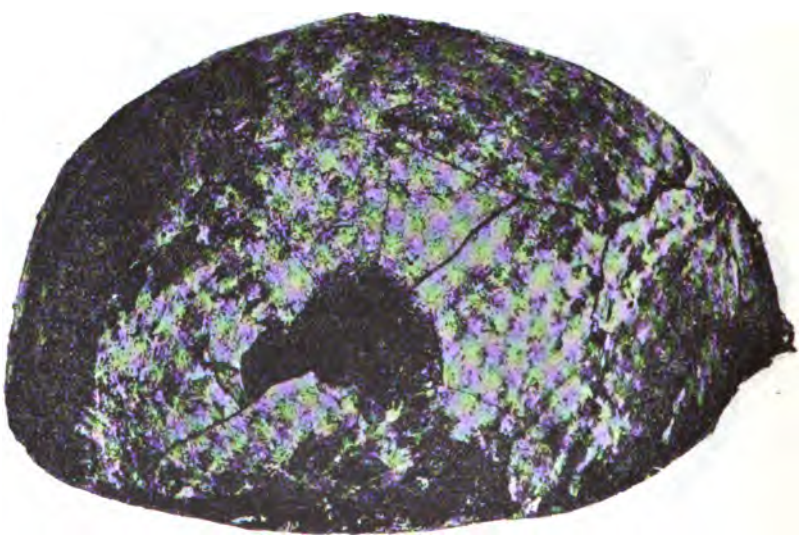
abgefeuert wurden, nur zwei Wunden mit Höhlungen, im dritten Fall dagegen, wo sich der Schädel durch ungewöhnliche Feinheit der Knochen auszeichnete, bemerkte man zwischen den Eingangs- und Ausgangsöffnungen die Bruchlinien. Bezüglich derjenigen Schüsse, die aus einer Entfernung von mehr als 2000 Metern abgefeuert sind, verfügen wir nur über eine auf den Schädel eines lebenden Menschen abgegebene Schusswunde (in einer Entfernung von 2400 Metern); diese zeigte weder Knochensplitter, noch eine Ausgangsöffnung im Knochen. Der Schädel unterliegt auf diese Weise durch den Schuss einer 8 mm-Kugel in einer Entfernung von 50 Metern einer furchtbaren Zerstörung, die sich aber je nach der Entfernung vermindert: gleichwohl vollzieht sich diese Minderung so allmählich, dass es unmöglich ist, sichere Grenzen festzustellen, die das Verhältnis zwischen der Entfernung und der durch sie bedingten Verwundung klarlegen.

Verletzung eines Schädels durch eine 8 mm-Kugel in einer Entfernung von 50 Metern.

Erst aus einer Entfernung von 1600 Metern zeigt der Schädel durchschlagende Schüsse, wie aus nachstehenden Zeichnungen ersichtlich.

Eingangsöffnung der Kugel.

Ausgangsöffnung der Kugel.



Schädelverletzung bei einer Entfernung von 1600 Metern.

Infolge dieser zerstörenden Wirkung der neuen Kugeln werden die Schädelverletzungen im künftigen Kriege eine grössere Zahl Getöteter ergeben, namentlich im Hinblick auf die Verwundeten. Während die früheren Bleikugeln bei Entfernungen von 800 Metern und noch näher an den Schädelknochen abplatteten und verloren gingen, durchbohren die Mantelgeschosse den Schädel, d. h. verursachen tötliche Verletzungen.

Da schon vorher erwähnt worden ist, wie gross die Kopfverletzungen früherer Kriege waren, so ist es klar, dass unter der Kriegführung mit den neuen Gewehren, die den Charakter des Angriffs verändern müssen, die Zahl dieser Verletzungen sich wesentlich erhöhen muss.

Verletzungen des Herzens.

Verletzungen des Herzens.

Durch Verletzungen des Herzens werden, falls die Kammern gefüllt sind, die Wände zerrissen; im entgegengesetzten Falle beobachtet man bei Schüssen aus weiten und nahen Entfernungen glatte, löcherige Wunden.

Verletzungen der Blutgefässe.

Die durch Panzergeschosse verursachten Verletzungen unterscheiden sich in bemerkenswerter Weise von denen, welche die früheren Kugeln hervorriefen, und zwar namentlich in folgendem: Während die früheren Verletzungen sich als Stosswunden darstellten, tragen die von den neuen Kugeln verursachten Verletzungen die Merkmale von Schnittwunden an sich, wodurch sich namentlich der reichliche Bluterguss innerhalb des Körpers und in das Zellengewebe unter der Haut erklärt.

Verletzungen der Blutgefässe.

Kleinere Blutgefässe werden von den Kugeln meist ganz durchbohrt, wobei ihre Enden weit auseinanderklaffen. Den starken Blutorganen werden die schweren Verletzungen nicht unmittelbar durch die Kugeln, sondern durch die Wirkung der Knochensplitter in der Nähe der Schusswunden zugefügt.

In allen Fällen, wo wegen der Lage der Ausgangs- und Eingangsöffnung der Wunden eine Verletzung der grossen Blutgefässe vorausgesetzt werden konnte, erforschte man mit besonderer Sorgfalt den Schusskanal; es war aber nicht möglich, direkte, durch eine Kugel stattgehabte Verletzungen nachzuweisen. Habart versichert, dass die Blutungen im künftigen Kriege grosse Verluste herbeizuführen drohen. Die Mannschaften, die Verletzungen der Blutgefässe davontragen und gleichwohl am Leben bleiben, sollen nicht früher transportiert werden, als bis das Blut endgiltig durch kunstgerechte Verbände gestillt worden ist.[1])

[1]) Habart: „Ueber die Einwirkung des 8 mm-Geschosses auf die Gefässe und die Knochen der Lebenden." Wien. Med. Presse No. 14.

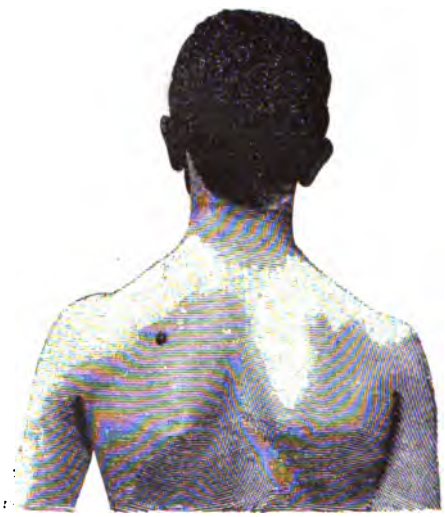
Das Panzergeschoss zerschneidet die Blutgefässe wie ein Messer.

Auf diese Weise bleiben die Verletzungen der grossen Blutgefässe und der Blutverlust auf dem Schlachtfelde nicht ohne Einfluss auf die Vermehrung der Sterblichkeit. In früheren Kriegen trugen sich diese Verletzungen seltener zu und hatten nicht diesen traurigen Ausgang. Das erklärt sich sehr einfach. Die deformierten Bleikugeln ziehen eine intensive Zerreissung des Zellgewebes nach sich, die der Blutstillung günstig ist, während die Panzergeschosse wie ein Messer die Blutgefässe zerschneiden und jede Möglichkeit des Zusammenschlusses ihrer Wände verhindern; daraus entsteht ein unaufhaltsamer Bluterguss nach innen und nach aussen, der schliesslich den Tod im Gefolge hat.

Verletzungen der Lungen.

Lungenschüsse verhältnismässig gutartig.

Lungenschüsse erweisen sich nach 22, an lebenden Menschen angestellten Beobachtungen als gutgeartet: 1. wenn die Lunge nicht von einer Prellkugel durchbohrt ist, die quer eingedrungen ist; 2. wenn die Kugel in die Lunge keine Knochensplitter trieb; 3. wenn kein wichtiges Blutgefäss oder keine Schlagader verletzt ist und 4. wenn die Lungenspitzen intakt geblieben sind.



Durch eine Kugel verursachte Wunde nach 6 wöchentlicher Heilung.

Wir fügen hier eine Zeichnung[1]) bei, welche eine Schusswunde in die Lungen nach 6 wöchentlicher Heilung darstellt.

Das Ausehen der Lunge selbst, die aus verschiedenen Entfernungen von Kugeln durchbohrt ist, stellt (nach in der Schweiz angestellten Versuchen) die weiterhin wiedergegebene, von Bircher entnommene Zeichnung dar.

Auf dieser Zeichnung ist die erste, oben befindliche Wunde ein reiner, glatter Kanal, den ein aus einer Entfernung von 1000 Metern abgegebener Schuss gebildet hat; die zweite Wunde ist ein Kanal mit glatten Wänden und unbedeutendem Bluterguss (aus einer Entfernung von 700 Meter); die dritte Wunde ist ein glatter Kanal mit reichlichem Bluterguss (aus einer Entfernung von

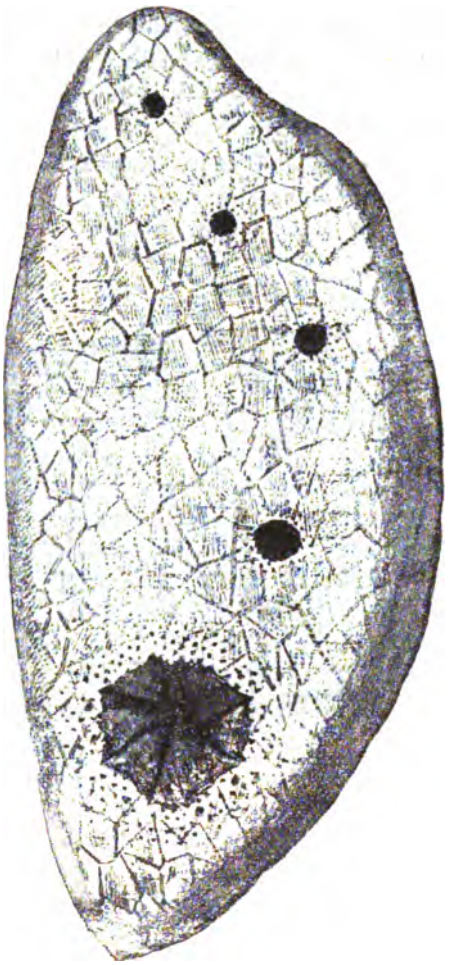
[1]) Dums Handbuch der Militärkrankheiten.

300 Metern); die vierte Wunde ist eine glatte Eingangsöffnung, doch besitzt der Kanal in seinen hinteren Teilen heftig auseinandergerissene Wände (aus einer Entfernung von 25 Metern); die fünfte Wunde ist die Ausgangsöffnung derselben Wunde mit einem Durchmesser von vier Centimeter.

Verletzungen der Bauchhöhle und der Blase.

Wunden der Bauchhöhle sehr gefährlich.

Der Sitz wichtiger Lebensorgane in der Bauchhöhle giebt den Schusswunden dieses Körperteils eine besondere Bedeutung. Die Schüsse in die grossen Drüsen des Darms riefen bei allen Entfernungen gewaltige Zerstörungen hervor; einfachen, glatten Lochwunden begegnet man hier überhaupt nicht. Ebenso zahlreich sind die Verletzungen der Wände des Verdauungskanals. Mag die Kugel sie nun direkt, oder längs der Berührungslinie durchdringen, sie werden entweder in grosser Ausdehnung durchschlagen, oder mehr oder weniger ungleichmässig zerrissen. Dieser Fall findet stets dann statt, wenn der verletzte Teil mit Flüssigkeit angefüllt ist (es tritt ein hydraulischer Druck ein). In diesem Falle ist die Ausgangsöffnung der Kugel weit grösser als die Eingangsöffnung, da der hydraulische Druck in den meisten Fällen sich in der Richtung der Kugel ausbreitet. Das Angeführte tritt in Kraft bei einer Entfernung von 1000 Metern und mehr. Wie sehr der hydraulische Druck hier von Einfluss ist, ergiebt sich daraus, dass dieselbe Kugel im gefüllten Darm lange Risse verursacht, in den leeren dagegen nur runde Oeffnungen hineinschlägt.



Verletzung der Lunge aus verschiedenen Entfernungen.

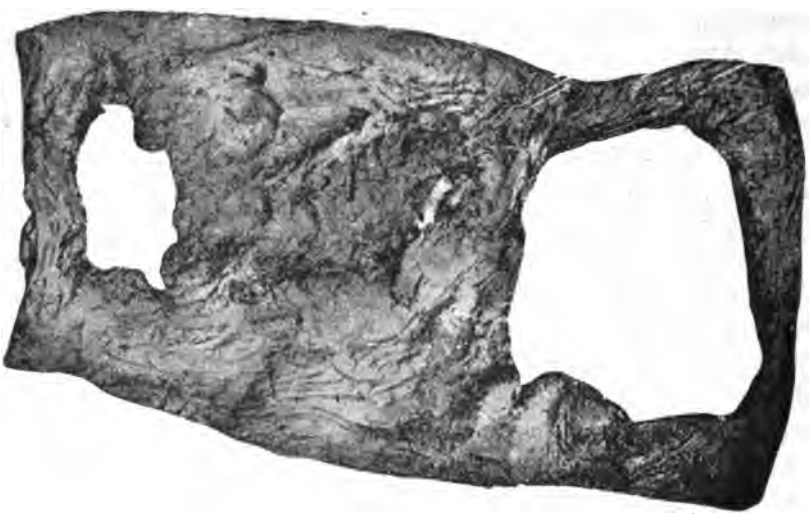
Das wird uns anschaulicher werden, wenn wir die in der Beilage A. enthaltene Abbildung betrachten, welche dem Aufsatz Habarts[1]) entnommen ist; dieselbe stellt die Verletzungen eines lebenden Pferdes durch ein 8 mm-Geschoss auf eine Entfernung von 100 Meter dar.

Dasselbe Verhältnis ist bei der Harnblase zu bemerken, doch ist dieselbe selten so gefüllt, dass der hydraulische Druck diese elastische und leicht zusammenziehbare Haut zerreissen könnte.

Verwundungen des Verdauungskanals, sowie der Harnblase lassen selten Hoffnung auf Rettung zu.

Die Verwundung des Verdauungskanals, welche den Austritt seines Inhalts in die Bauchhöhle veranlasst, führt gewöhnlich nicht sofort zum Tode, sondern im allgemeinen erst nach 48 Stunden. Bei Schüssen in die Harnblase kann man ebenfalls selten auf Rettung hoffen. Im allgemeinen liefern die Wunden, welche die Bauchhöhle durchdringen, im Kriege traurige Resultate.

Die nachfolgende, dem Aufsatz Habarts: „Die Geschossfrage" entnommene Abbildung zeigt eine auf eine Entfernung von 450 Meter durchschossene Bauchhöhle.



Wiewohl manche der Meinung sind, dass auch diese Wunden zu heilen sind — vermöge einer rechtzeitigen operativen Behandlung — so steht dem die Thatsache entgegen, dass die Anwendung einer derartigen Therapie auf dem Schlachtfelde doch wohl unmöglich ist.

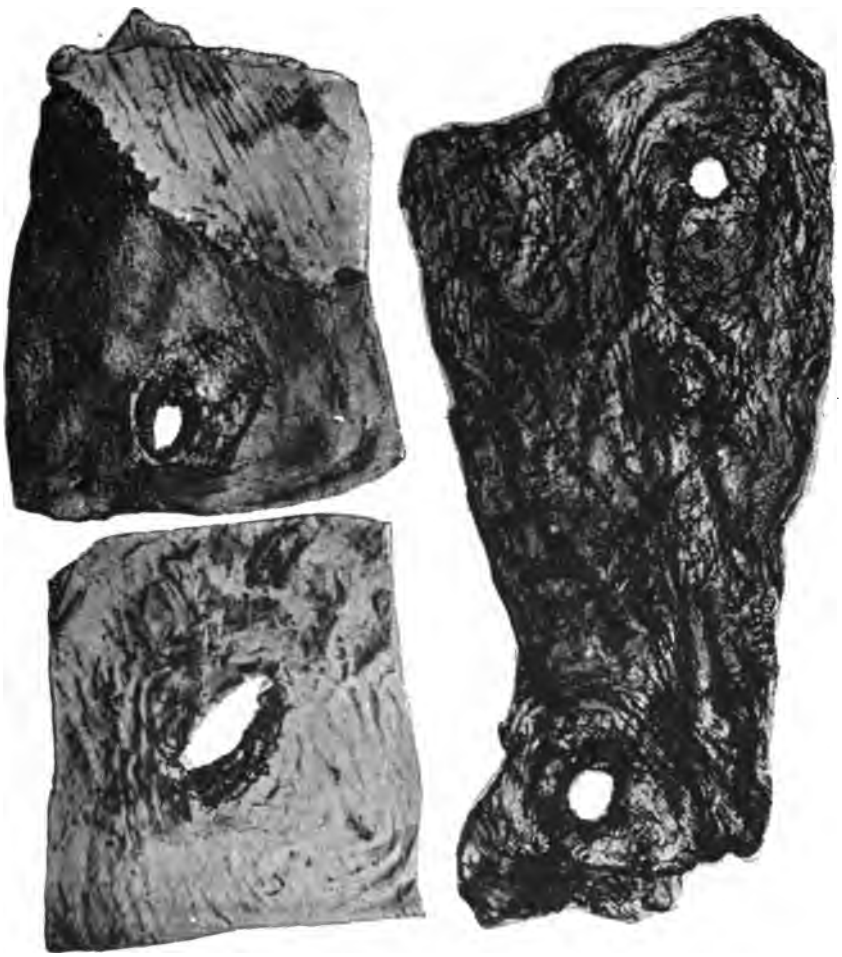
---

[1]) Dr. Habart: „Geschossfrage".

Verletzung der Bauchgegend eines lebenden Pferdes durch ein 8-Millimeter-Geschoss auf eine Entfernung von 100 Meter.

No. 1.

No. 2.



No. 3.

No. 1 stellt die Eingangsöffnung des Schusses (8-mm-Kugel) in der Schleimhaut des Magens dar (2 cm lang und 1 cm breit).

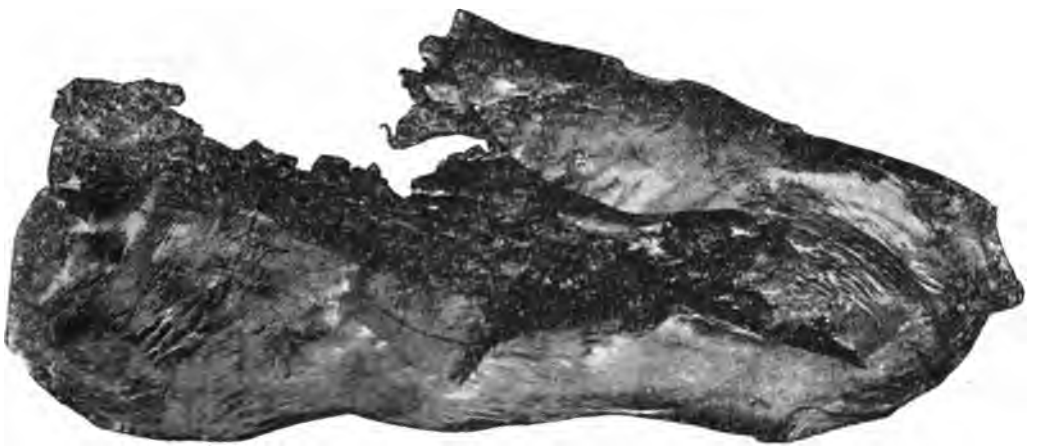
No. 2 stellt die Ausgangsöffnung des Schusses (8-mm-Kugel) auf dem Boden des Magens dar (2,5 cm lang und 1,5 cm breit).

No. 3 stellt Eingangs- und Ausgangsöffnung am Ende des Blinddarmes dar (1,0 und 1,4 cm im Durchschnitt).

Verletzungen der Leber, der Milz und der Nieren.

Die grossen Drüsen des Bauches, die Leber, die Milz und die Nieren bestehen aus sehr zarten Fasern, die von einem dünnen Gewebe umgeben sind. Sie können deshalb nur schwachen Widerstand leisten und erleichtern die Zurückdrängung des auf dem Wege der Kugel befindlichen Gewebes und die Mitzerstörung benachbarter Organe. Deshalb sehen wir auch, dass selbst bei grossen Entfernungen der im Zellgewebe wahrnehmbare Schaden das Kaliber des Gewehres übersteigt und dass die Wände des Schusskanals unregelmässig und zerrissen sind. Der hydraulische Druck tritt bei solchen Geweben in physischem Sinne auch bei schwachen Schüssen ein.[1])

Die nachfolgende Zeichnung stellt die Verletzungen der Leber eines Pferdes durch ein 8 mm-Geschoss dar.[2]) Verletzungen der Leber.



Verletzungen der Knochen.

Die Schussverletzungen der Knochen bieten ein ungewöhnliches Interesse im Hinblick auf ihre Häufigkeit. Nach einer Gegenüberstellung Fischers kommen aus der allgemeinen Zahl der Wunden auf die Schusswunden 21 %, auf Knochenverletzungen durch Feuerwaffen dagegen allein 13,8 %.

---

[1]) Bircher. „Neue Untersuchungen."
[2]) Habart. „Geschossfrage."

Diese Frage, besonders über den Grad der zerstörenden Wirkung der Stahlhautgeschosse auf die Knochen wurde gründlichen Versuchen unterzogen.

Häufigkeit der Knochenverletzungen.

So finden wir im „Journal of the Royal United Service Institution" 1894 (Januar) die Resultate der Wirkung der Lee Metford'schen Kugel auf die Knochen der Pferde nach den Untersuchungen des Hauptmannes F. Schmidt (eines Veterinärs). Die Versuche wurden aus einer Entfernung von 50—1000 Yards (45—900 Meter) angestellt. Wie die in der Beilage enthaltenen Bilder zeigen, wurden die Knochen bei allen Entfernungen bis 800 Yards teils zu Pulver (Knochenpulver) und teils zu kleinen Splittern zerschlagen.

Bei Entfernungen von 900 und 1000 Yards vermindern sich die Splitter an Zahl und wachsen an Grösse.

Noch genauere Untersuchungen wurden in Preussen vom Dr. Keller gemacht. Es wurde zunächst die Thatsache festgestellt, dass die Knochenverletzungen durch Schusswunden sich verschieden darstellen und vom Knochenbau, von der Kraft der Kugel, ihrer Deformation und dem Winkel, unter dem die Kugel dem Knochen begegnet, abhängig sind.

Bei Entfernungen bis zu 600 Meter wird der Knochen völlig zerschlagen, und diese Wirkung wird hauptsächlich durch den hydraulischen Druck erzielt.

Die Sprengwirkung der Kugel durch den hydraulischen Druck erklärlich.

Damit ist der Aufschluss zu der lange rätselhaft gebliebenen Thatsache von der Sprengwirkung der Kugel gegeben.

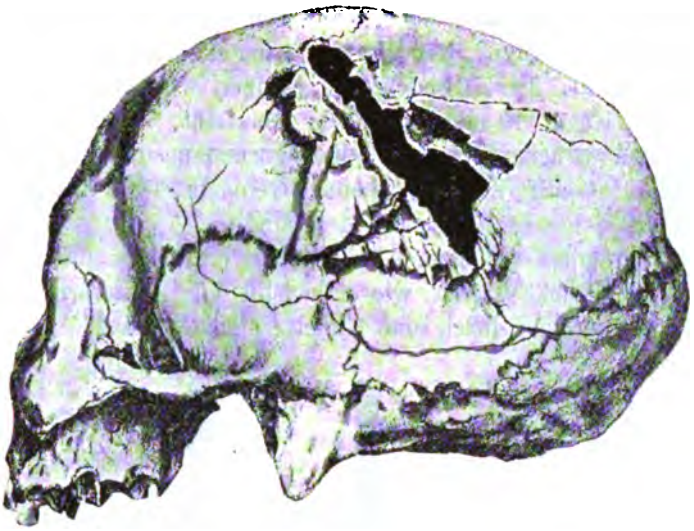
Der mit Mark gefüllte Knochen ist nichts anderes als eine Röhre, welche eine halbflüssige Knochenmasse in sich birgt; sobald eine schwere Kugel in diese Röhre eindringt, verbreitet sich der Druck nach allen Seiten, die Knochenhöhlung platzt und ein heftiger Stoss setzt die einzelnen Splitter in Bewegung. Indem die Splitter sich mit ihren Zacken, Spitzen und Kanten in die Weichteile, der Richtung des Schusses entsprechend, festsetzen, die Haut bei der Eingangsöffnung zerreissen und so das furchtbare Bild der Zerstörung offenbaren, unterstützen sie ihrerseits die vernichtende Wirkung der Kugel.

Um anschaulich darzuthun, wie gross der Unterschied der Einwirkung auf den Knochen ist, beim Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Mark in demselben, hat Bircher in seinem Atlas (nach Coler) zwei Bilder von Schüssen mittelst der deutschen 8 mm Kugel gegeben, die in einer Entfernung von 1200 Meter gegen 2 Schädel abgefeuert sind; von diesen enthielt der eine Gehirnmasse, der andere keine.

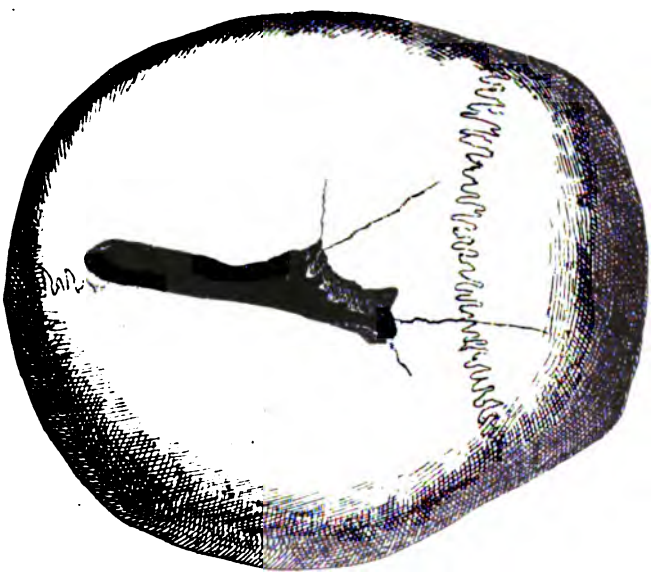
Die Versuch wo die Entfernung unter 800 Yards war, verwandelten sich die Kn ger an Zahl, grösser und hängen sie mit der Knochen-

Die Zeichnungen geben wir hiermit wieder:

Schädel mit Gehirn.



Schädel ohne Gehirn.

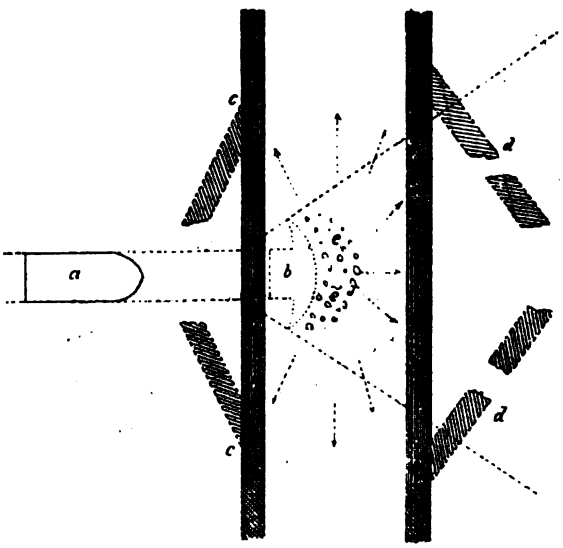


Schädelverletzungen durch die deutsche 8 mm-Kugel aus einer Entfernung von 1200 Metern.

Die Abbildungen zeigen, dass die Kugel den Knochen an dem Schädel mehr zerstörte, der Gehirn enthielt; es erklärt sich dieses durch den hydraulischen Druck.

Natürlich kann man noch nicht von einer zerstörenden Wirkung reden, wenn die Kugel den glatten, trichterförmigen Kanal in kleine Stücke zerschlägt. Etwas anderes ist es aber, wenn der Schusskanal das Kaliber der Kugel 10 mal und mehr übertrifft, wenn das Ziel Risse offenbart und Brüche sich an Stellen vorfinden, die von der Wirkung der Kugel recht entfernt sind; ebenso, wenn die Teile des Zieles in der Richtung des Schusses fortgeschleudert sind.

Auf der untenstehenden Abbildung giebt Roeger das Schema des hydraulischen Drucks wieder, wie er sich in den röhrenförmigen Knochen bei den Verletzungen durch eine Kugel entwickelt hat.[1])



Schema des hydraulischen Drucks in den röhrenförmigen Knochen.
a) Die Kugel im Augenblick der Verletzung des Knochens. b) Die Kugel beim Eintritt in den Knochen. c) Knochenwand mit der Eingangsöffnung. d) Knochenwand mit der Ausgangsöffnung. e) Knochenpulver.

Die Verwundung der Weichteile hinter der im Knochen befindlichen Ausgangsöffnung befindet sich in voller Abhängigkeit vom Charakter und der Ausbreitung der Knochenbrüche. Die Intensität dieser in den kompakten Knochen zeigt wiederum eine bemerkenswerte Verminderung nach Maassgabe der Vergrösserung der Entfernung, natürlich mit den Einschränkungen, welche durch die Festigkeit der Knochen bedingt werden.

[1]) Seydel, „Lehrbuch der Kriegschirurgie".

Verwundung eines Schafsknochens durch eine 8-Millimeter-Kugel.

Eingangsöffnung.

Ausgangsöffnung.

Schüsse aus naher Entfernung rufen starke Knochenbrüche hervor.

Die Schüsse aus sehr naher Entfernung kennzeichnen sich durch starke Knochenbrüche und die hinten liegenden Weichteile. Der stark zertrümmerte Knochen besteht nur noch aus kleinen und abgesonderten Stücken, welche häufig auf dem Platze der Zerstörung liegen; ein grosser Teil derselben hängt sich aber an die hinten befindlichen Weichteile, zerreisst und zerstört sie und dringt bis zu der an der Haut befindlichen Ausgangsöffnung vor, ja sogar aus derselben hervor.

Auf der ganzen Oberfläche der Ausgangsöffnung liegt Knochenpulver, vermischt mit Muskelgeweben. Auch findet man hier Splitter von der Grösse einer Erbse bis zu 5 Zentimeter. Dicht dabei hat der Knochenbruch einen solchen Grad erreicht, dass es unmöglich ist, genau den Ort des Eintritts der Kugel in den Knochen festzustellen, weil die Splitter alles in Unordnung brachten. Nur bisweilen ist es möglich, aus grossen zerschossenen Stellen, deren Abschnitte dem Kaliber der Kugel entsprechen, den Ort des Eindringens des Geschosses zu erkennen.

Bei einem Schuss aus einer Entfernung von 100 Metern sind fast alle Splitter abgesondert; die Splitter, welche die Eingangsöffnung umgeben, stehen noch in Verbindung mit den über den Knochen befindlichen Teilen, sind aber aus ihrer Verbindung mit den Weichteilen herausgerissen; die kleinen Splitter überwiegen. Bei einem Schuss aus einer 200 Meter betragenden Entfernung haben sich die die Ausgangsöffnung umgebenden Splitter grösstenteils in ihrer Lage befestigt.

Schuss einer 8 mm-Kugel in den Schenkel eines Schafes.

Anbei geben wir die Abbildung der Schenkelverwundung eines Schafes durch eine 8 mm-Kugel aus einer Entfernung von 200 Metern (schwache Ladung); in der Beilage befindet sich eine Zeichnung, von welchen die erste die Eingangsöffnung, die zweite die Ausgangsöffnung der Kugel darstellt.

Bei 1000 m Entfernung vermag die Kugel nicht mehr den Knochen zu durchschlagen.

Bei einem Schuss aus 600 Meter Entfernung sind die Splitter in noch grösserem Umfang vorhanden, dagegen ist die Zerstörung der Weichteile geringer. Bei 700 Metern wird die Ausgangsöffnung an der Haut immer geringer und ihr Durchmesser hört fast auf. Bei 1000 Meter ist die Kugel nicht mehr im Stande, einen harten Knochen zu durchschlagen und wird durch seinen Widerstand von ihrer Richtung abgelenkt. Die Zerstörung ist infolge dessen noch sehr umfangreich und die Splitter, die sehr gross sind, bleiben in Verbindung mit den Weichteilen. Bei einem Schuss aus 1200 Meter Entfernung verändert sich das Bild kaum und zeichnet sich nur durch grössere Intensität aus.[1])

Mit einer Entfernung von 1600 Metern beginnt die Kraft des Geschosses nachzulassen. Die meist grossen und in geringer Zahl vorhandenen Splitter werden nicht fortgeschleudert; dem entsprechend ist die Verletzung der Weichteile hinter der im Knochen befindlichen Eingangsöffnung weniger bemerkenswert und in diesen setzen sich nur einige Körner Knochenpulver fest.

Bei einer Entfernung von 2000 Metern ist das Verschwinden der Kugel schon häufiger, bildet aber gleichwohl nicht die Regel. Die Splitterbildung ist hier eine gewöhnliche Erscheinung, obwohl die Verbindung mit den Weichteilen nicht verletzt ist. Durchlöchernde Schüsse in einem kompakten Körper kommen niemals bei dieser Entfernung vor. Die Zerstörung der Weichteile hinter der im Knochen befindlichen Ausgangsöffnung beschränkt sich im schlimmsten Falle auf das Zerreissen der Oberfläche, was hervorgerufen wird durch Splitter, die sich dann selbst festsetzen, oder durch eine Kugel, die quer eingedrungen ist.

Wenn sich auch mit der Vergrösserung der Entfernung die Intensität der Spitterbildung vermindert, so lässt sich dasselbe nicht von einer Verminderung des förmlichen Zerstückelungsgürtels sagen, der bei allen Entfernungen unverändert bleibt, beginnend mit 50 und abschliessend mit 2000 Metern. Die Wirkung einer von ihrer Richtung abgelenkten Kugel äussert sich bei allen Erscheinungen in gewaltigen Zerstörungen, wobei indes etwas Sicheres in dieser Richtung nicht wahrnehmbar ist.

Was das Knochenmark anbelangt, so verschwand es bei Entfernungen bis 600 Meter innerhalb des ganzen Gebietes der Knochenzersplitterung; hinter dem eigentlichen Fundorte der Splitter blieb das Mark bisweilen erhalten.[2])

[1]) Lickomski: XIV. Sektion der Kriegsmedizin und Chirurgie auf dem Kongress zu Rom 1894.

[2]) Bruns: Ueber die kriegschirurgische Bedeutung der neuen Feuerwaffen 1892.

Die Wirkung des kleinkalibrigen Gewehrs (— 5 mm).

So ist also die Wirkung des 8 mm-Gewehres. Aber im unentwegten Bestreben, die Anfangsgeschwindigkeit zu erhöhen, begnügte man sich nicht mit diesem Kaliber und schritt weiter auf dem Wege seiner Verminderung. Das 8 mm-Gewehr musste den 7,5, 7, 6,55 mm

Bild 1.

Die Kugel durchdrang den kompakten Bestandteil der Knochen des linken Schienbeins.

Bild 2.

Die Kugel streifte den kompakten Bestandteil des linken Schienbeins.

weichen, und die französische Armee schickt sich bereits an, bei sich selbst 5 mm-Gewehre einzuführen; dem Beispiele Frankreichs werden selbstverständlich die anderen Staaten rasch folgen. Auf diese Weise erscheint eine neue Frage — die Frage der Wirkung dieses vervollkommneten Gewehrs.

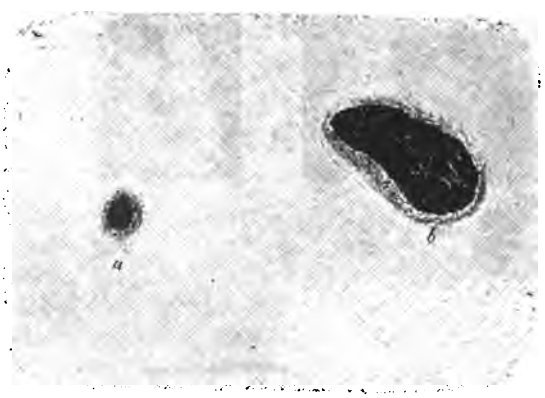
Versuche mit 5 u. 6 mm-Kugeln.

Die Versuche, die in Deutschland in dieser Richtung gemacht wurden, ergaben folgendes: 5 und 6 mm-Kugeln rufen Eingangsöffnungen von gleicher Gestalt und Eigenschaft hervor. In der Mehrzahl der Fälle sind diese Oeffnungen rund, als seien sie mit einem Hammer durchgeschlagen, doch sie haben geringe Dimensionen. Ihre Gestalt und Grösse gestatten bis zu einem gewissen Grade den Schluss über die Richtung und den Charakter der Kugel, ja selbst über die Entfernung, von der aus der Schuss erfolgte. Aber sie erlauben gar keine Vermuthungen über den Charakter und die Schwere der Verwundungen innerhalb der Körpers, die zweifellos viel ernster als die durch die 8 mm-Kugel veranlasst sind.

Die vorstehende Zeichnung, welche eine Verletzung des Schienbeins durch das 5 mm-Geschoss auf eine Entfernung von 35 Meter darstellt, erweist dieses vollkommen deutlich.

Ueber die Deformierung der Hautgeschosse.

Die anfangs mit grossem Optimismus begrüssten Hautgeschosse erwiesen sich deswegen als sehr gefährlich, weil sie einer grösseren Deformierung wie die Bleikugeln unterliegen. Wenn die Kugel den Körper nicht unmittelbar als Ziel durchbohrt, sondern vorher die Erde trifft, oder ein Hinderniss streift, und erst dann durch einen Prellschuss in den Körper gelangt, dann entspricht schon die Eingangsöffnung mehr oder weniger dem Längenschnitt der Kugel, wie solches die nachstehende Abbildung zeigt. Dieselbe stellt Eingangsöffnungen dar: a. von einer Kugel, die senkrecht die Oberfläche der Haut traf, b. von einer Kugel, die seitwärts in die Haut eindrang.



Verletzungen durch Kugeln, die einen Körper senkrecht und seitwärts trafen.

Der Versuch hat gezeigt — und das ist von der grössten Bedeutung — dass keine der früheren Kugeln eine solche Neigung während des Fluges bekundete, ihre senkrechte Lage in eine seitliche zu verwandeln, wie dieses die modernen Hautgeschosse thun.

Ausserdem kann die Kugel, die auf ihrem Wege verschiedenen Hindernissen begegnet, bisweilen an der einen Seite ausgleiten, während die andere Seite gar keinen Widerstand findet; alsdann kann es sich ereignen, dass die Kugel durch eine Reihe von Körpern dringt, die in mannigfacher Weise widerstandsfähig sind; diese Bedingungen finden sich namentlich im menschlichen Körper, der aus Geweben verschiedener Dichtigkeit besteht.

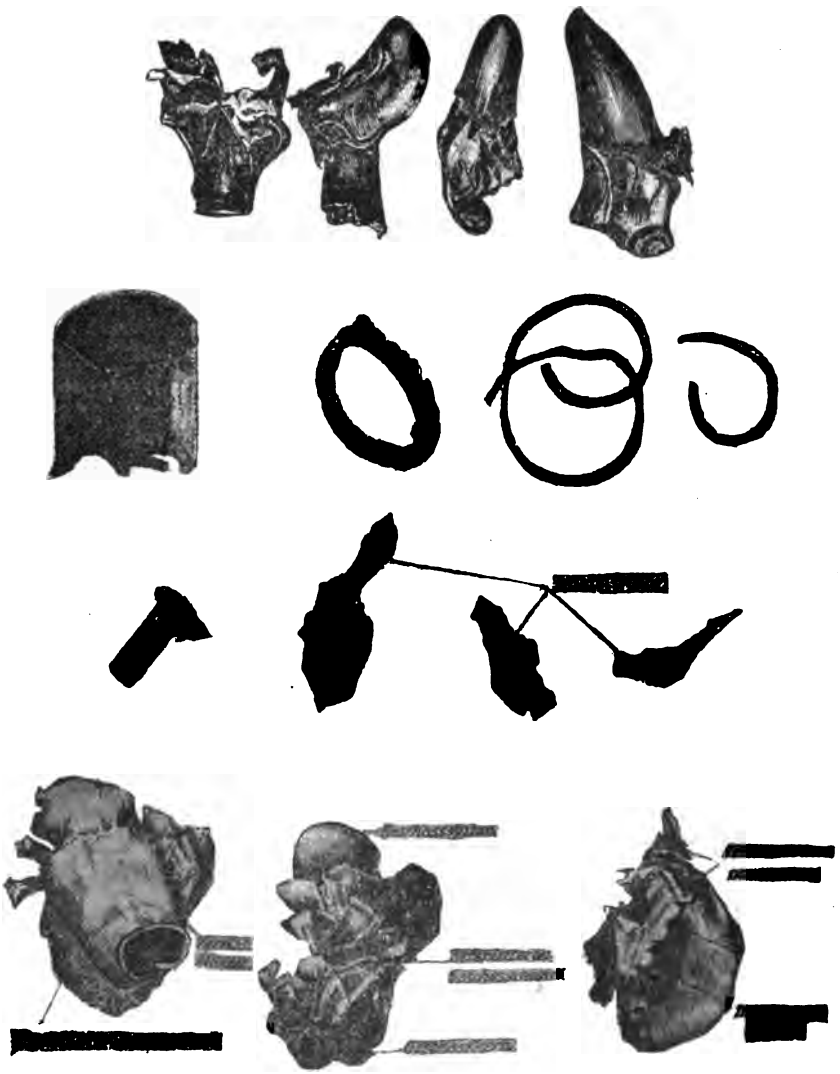
In allen diesen Fällen weicht die Kugel sofort zur Seite, oder sie wendet sich zurück. Wenn der Widerstand im Körper die Vorwärtsbewegung der Kugel hemmt, so wird sie unter dem Einfluss der Drehkraft, die ihr durch die Züge im Gewehrrohr verliehen ist, von einer Seite zur andern schwanken. Sie wird sich im Körper in grösserem oder geringerem Maasse zurückwenden, dabei aber die Drehbewegung beibehalten; sie wird, obwohl sie vielleicht nicht im Stande ist, die gleichen Bewegungen den losgerissenen Stücken mitzutheilen, ihren Weg fortsetzen, der bei der immer noch vorhandenen Kraft und den energischen Drehungen so weit ist, dass er gewaltige Verwüstungen anrichten und Stücke von Muskeln und Knochen mit sich nehmen kann.

Die nachstehenden Zeichnungen führen vor Augen, bis zu welchem Grade verschieden die Deformierungen der Kugel sein können.

Deformierung der Kugeln.

Diese Deformierung der Kugel hat eine grosse Bedeutung. Die Geschichte der Kriegschirurgie beweist es deutlich, dass man noch im Anfang des 19. Jahrhunderts kaum eine Vorstellung von Deformierungen der Bleikugeln im menschlichen Körper hatte; erst später mit dem Wachsen der Kraft der Geschosse wandte man seine Aufmerksamkeit den häufigen Veränderungen der Gestalt der Kugel beim Eindringen in den Körper zu; die Masse und das Material änderten sich im wesentlichen nicht, ebenso wie die Eigenschaften der Hemmnisse — z. B. die Gewebe des menschlichen Körpers — die gleichen blieben. Es erwies sich, dass bei den gleichartigen Geschossen die Deformierung der Kugeln im allgemeinen von der Schnelligkeit ihres Fluges abhängt; bei den verschiedenartigen Geschossen geben ihre Härte oder Weichheit uns nur dann die Berechtigung, über ihre grössere oder geringere Möglichkeit sich zu deformieren zu urtheilen, wenn sie die gleiche Schiesskraft besitzen. Trotzdem bei gleichen Entfernungen das kleinkalibrige Gewehr und das rauchschwache Pulver der Panzerkugel eine grössere Kraft verleihen, als das alte Gewehr der Bleikugel zu geben vermochte, so kann man

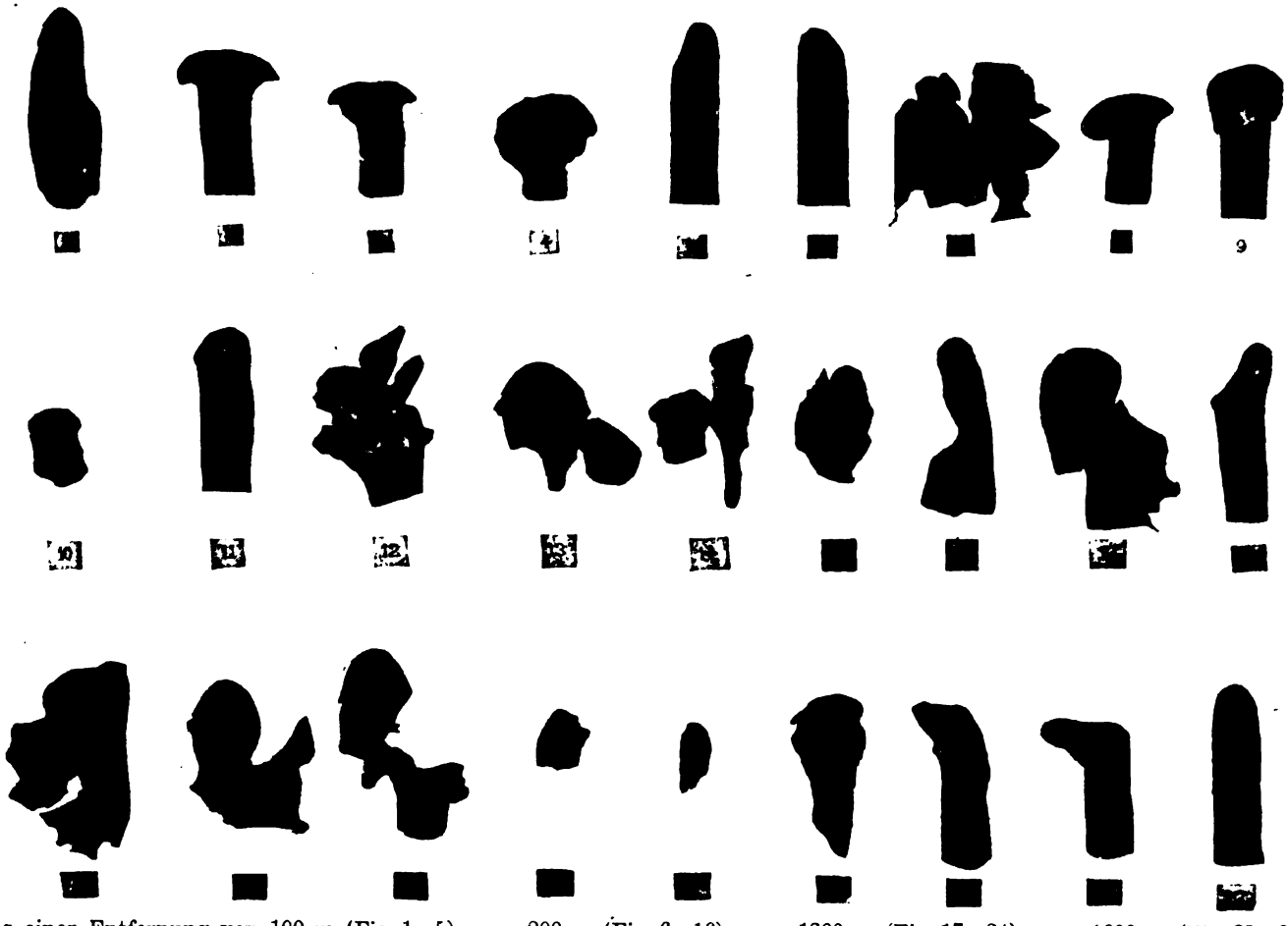
gegenwärtig noch nicht die Annahme als sicher gelten lassen, dass der Panzerkugel eine geringere Neigung zur Veränderung ihrer Gestalt beim Zusammentreffen mit dem menschlichen Körper inne wohnt, als der Bleikugel.



Aussehen deformierter Kugeln.

Habart stützt sich auf viele an Pferden vorgenommenen Versuche und widerlegt die herrschende Ansicht, als würden sich die öster-

Deformierung des Mantelgeschosses beim Schiessen auf röhrenförmige Knochen.



Aus einer Entfernung von 100 m (Fig. 1—5); von 200 m (Fig. 6—16); von 1200 m (Fig. 17—24); von 1600 m (Fig. 25—27).

Arm mit Verwundung durch eine deformierte Kugel.

reichischen Panzerkugeln leichter deformieren, und dabei nur bei Schüssen aus nahen Entfernungen. Bei Schüssen in die harten Knochen des Pferdes (Schädel, Hüfte, Schienbein) hat er Abplattungen und alle möglichen Formen von Rissen und Spalten in den 50 Hautgeschossen wahrgenommen, gleichviel aus welcher Entfernung die Schüsse abgefeuert wurden.

Habart stellt etwa 15—20 Prozent solcher Veränderungen der Kugelgestalt unter den abgegebenen Schüssen fest. Bei weiteren Versuchen mit Panzerkugeln an Pferdeleichen, beobachtete Habart ähnliche Deformationen des Geschosses.

Versuche über Deformierungen in Preussen.

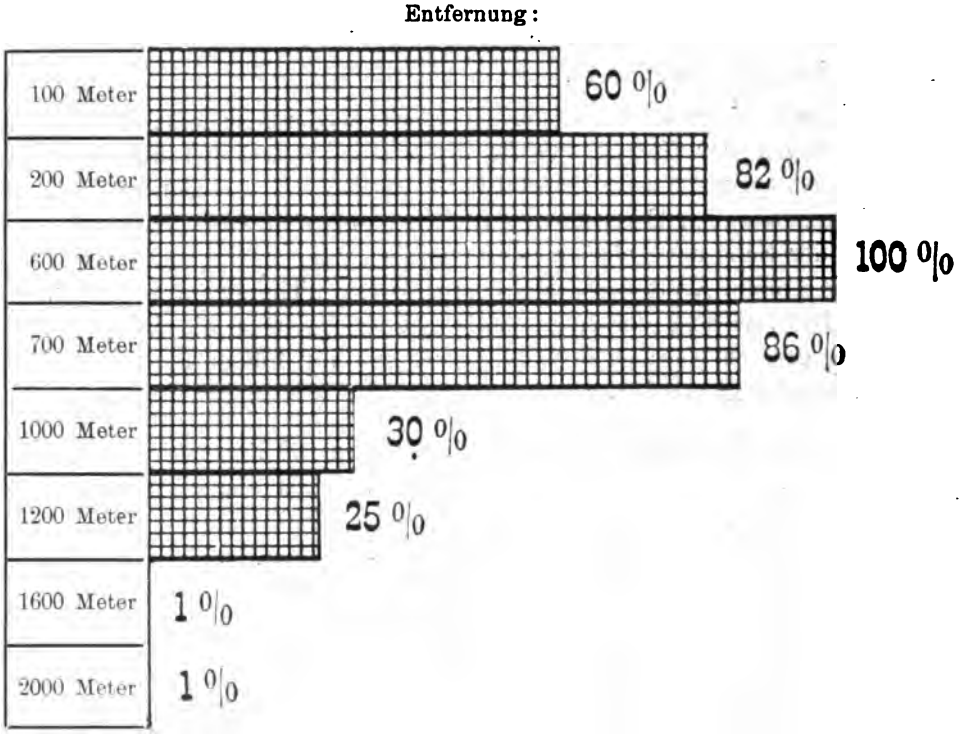
Die in Preussen vorgenommenen Versuche zeigen gleichfalls, dass die Veränderungen der Gestalt, welche die 8 mm Panzerkugel bei einem Zusammenstosse mit menschlichen oder tierischen Körperteilen erleidet, bei Schüssen aus allen Entfernungen entstehen und zwar vorzugsweise bei den aus der Nähe abgegebenen Schüssen, also unter Bedingungen, unter denen die grösste Kraft der Kugel dem grössten Widerstande begegnet. So fand Deformierung der Kugel statt bei Schüssen in die kompakte Mitte der grossen Knochen in folgender Anzahl von Fällen, die prozentweise ausgedrückt werden:

bei	einer	Entfernung	von	100	Metern	60	Prozent
„	„	„	„	200	„	82	„
„	„	„	„	600	„	100	„
„	„	„	„	700	„	86	„
„	„	„	„	1000	„	30	„
„	„	„	„	1200	„	25	„
„	„	„	„	1600	„	1	„
„	„	„	„	2000	„	1	„

In den beiden letzten Fällen, d. h. bei Schüssen aus einer Entfernung von 1600 und 2000 Meter gingen die deformierten Kugeln je 1mal in den Knochen verloren. Zur grösseren Klarheit geben wir in Nebenstehendem die Resultate dieser Versuche wieder.

Die in der Beilage enthaltene Zeichnung giebt uns in anschaulicher Weise die Deformierung des Hautgeschosses bei Schüssen auf die grossen röhrenförmigen Knochen aus verschiedenen Entfernungen wieder. Bei Schüssen aus einer Entfernung von 100 Metern (siehe Figur 1—5) bestehen diese Deformierungen in einer einfachen Abplattung der Spitze, in einer mannigfachen Veränderung der Konturen, im Platzen des Mantels und endlich in vollem Bruch der Kugel selbst. Aehnliche Veränderungen der Gestalt nimmt man wahr bei Schüssen aus einer Entfernung von

200 Metern (siehe Figur 6—16). Es ist beachtenswert, dass Schüsse, welche dicht bis zur Entfernung von 1200 Meter incl. (siehe Figur 17—24) abgefeuert werden, diese Zerstörungen der Kugel, d. h. Bersten des Stahlmantels und Bruch des Innern veranlassen, die sich ihrerseits als Kennzeichen einer gewaltigen Kraft des Geschosses und einer grossen Widerstandsfähigkeit des menschlichen Körpers erweisen. Erst von der Ent-

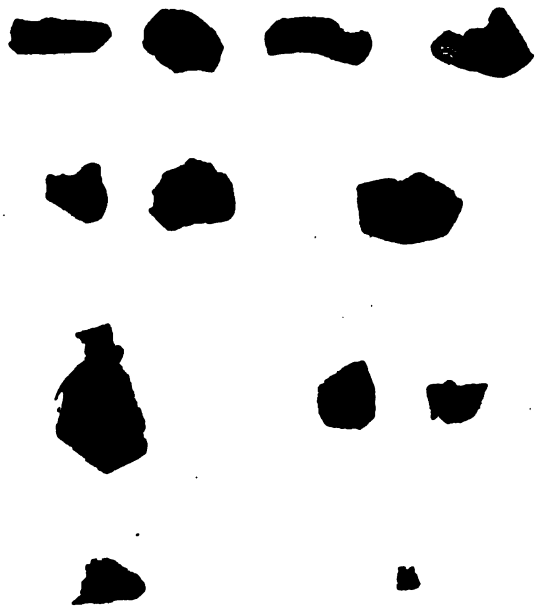


Deformierungen von 8 mm-Panzerkugeln bei Schüssen in die grossen röhrenförmigen Knochen in Prozenten ausgedrückt.

fernung von 1600 Metern an (siehe Figur 25—27) hören die auffallenden Deformierungen der Kugel auf und auch der Stahlmantel bleibt meistenteils unversehrt.

Die Frage ist gestattet: inwiefern entspricht die Wirklichkeit diesen Versuchen? In der That ist es vorgekommen, dass bei Salven, die bei Gelegenheit von Strassenunruhen in die Menge abgefeuert wurden, der Kugelmantel zerbrach und die Kugel eine Missgestalt annahm, wodurch Wunden hervorgerufen wurden, die aussehen, als ob die Gewehre mit rubelgrossen Bleistücken geladen worden wären.

Wir geben in Nachstehendem eine aus der „Geschosswirkung der Mannlicher-Gewehre“ (Modell 1888) entnommene Zeichnung solcher aus menschlichen und tierischen Körpern herausgenommenen Kugeln wieder.



Deformierung von Kugeln bei Gewehrsalven, abgefeuert in eine Volksmenge zur Zeit von Strassenunruhen.

Herr von Coler teilt mit, dass der Prozentsatz der Deformierungen von Kugeln bei allen auf Menschen und Tiere abgegebenen Schüssen 4,5 betrug (bei Pferden waren es selbst 14 Prozent). Deformierungen, ähnlich denen, welche wir früher erwähnt haben, liefert auch das Gewehr, womit Bircher[1]) vor 10 Jahren seine Versuche anstellte, nur mit dem Unterschiede, dass die Deformierung dieser Kugeln infolge der geringeren Festigkeit ihres Kupfermantels weit stärker war.

Die Gefährlichkeit der Schutzwehren infolge der Deformierung.

Im künftigen Kriege wird man häufig Schutzwehren benutzen; aber wenn diese Schutzwehren aus harten Körpern, z. B. aus fester oder steiniger Erde, aus Holz oder aus Ziegeln, sich nicht fest genug erweisen, um die Kugeln aufzuhalten, so werden sie nur dazu beitragen, die Gefährlichkeit dieser bedeutend zu erhöhen. Der Mantel wird zerbrochen, das Geschoss seine Gestalt verändern und pilzartige, zusammengedrückte Formen annehmen oder in viele Teile zerplatzen.

[1]) Bircher: „Neue Untersuchungen über die Wirkung der Handfeuerwaffen.“

Verseuchung der Wunden durch Kleidungsteile.

Anfangs war man der Meinung, dass die Hautgeschosse, da sie glatt sind und eine grosse Kraft besitzen, nicht im Stande sein werden, Teile von Kleidungsstücken in die Wunden zu reissen; auf diese Weise sollten die Wunden rein und von Krankheitskeimen verschont bleiben. Aber diese Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch.

Hineinreissen von Kleidungsfetzen in die Wunden.

Nach Mitteilungen preussischer Sachverständiger wurden in 12 Fällen unter hundert Schusswunden bei Leichen und in 2 Fällen bei Lebenden Fasern eines Leinengewebes in den Verletzungen festgestellt; dieses hatte die Leichen bedeckt und auf den Verwundeten gelegen. Auf diese Weise erwies es sich, dass auch das Hautgeschoss, das an der Stelle des Eindringens die Haut verletzt, ähnlich einem Hammer Stücke der Kleidung mit sich in den Körper führt und dieselben gewöhnlich dort zurücklässt, wo es selbst im Knochen verschwindet. Delorme hat bei der Mehrzahl der Verletzungen durch Feuerwaffen Teile eines Gewebes gefunden, die in Schichten übereinander lagen und einen Durchmesser von 3—5 mm. besassen, entsprechend den von der Kugel durchschossenen Teilen der Kleidung.

Bruns indes ist es niemals gelungen, Stoffteile in Wunden, die unverändert gebliebene Kugeln veranlassten, zu ermitteln; Habart dagegen bemerkte bei der Untersuchung der Schusswunden, dass die Eingangsöffnungen kleiner waren als die Ausgangsöffnungen und dass die Stoffteile immer herausgerissen waren, wie solches auf den in der Beilage enthaltenen Bildern zu sehen ist.[1])

Besonders bemerkenswert sind die Verletzungen und das Abreissen von Stoffteilen, wenn die Wunden durch Prellschüsse erfolgten. Die nebenstehende Abbildung zeigt, wie ein Stoffteil, 4 Centimeter lang und $1^1/_2$ Centimeter breit, aus der Bluse eines Arbeiters herausgerissen wurde.

Nichtsdestoweniger haben die Versuche Habarts, Messners und anderer und ebenso die Beobachtungen, die Bergmann zu Kriegszeiten machte, dargethan, dass Wunden, die das kleinkalibrige Gewehr hervorrief, nicht zu denen zu rechnen sind, die Krankheitsstoffe in sich bergen. Es ereignet sich selten, dass der Keim eines Uebels sofort mit der Kugel eingeführt wird; häufiger kommt es bei deformierten Kugeln und Prellschüssen vor. Im übrigen ist es sehr wohl möglich, dass die gesunden Elemente im Körper aus dem Kampfe mit dem Ansteckungsstoffe als Sieger hervorgehen, denn für eine Entzündung

[1]) „Die Geschosswirkung der Manlicher-Gewehre" (Modell 1888).

Durch die Kugel zerrissene Stofftheile.

Eingangsöffnung. **Ausgangsöffnung.**

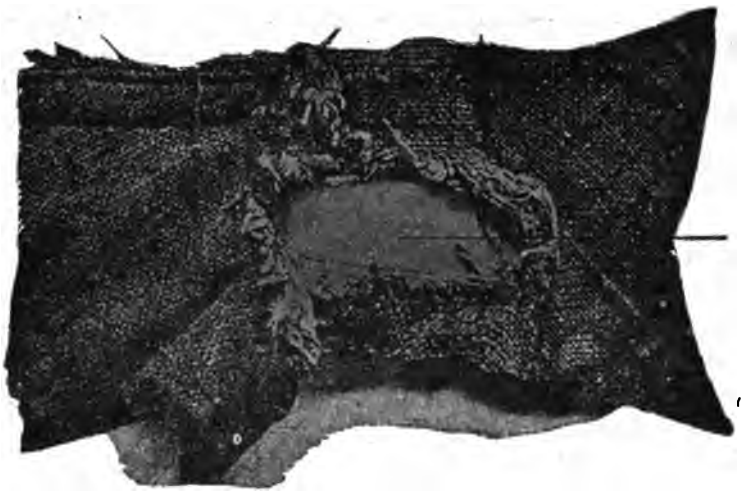
In der Unterjacke.

In den Hosen.

Im Hemd.

ist der Boden in den glatten Schusskanälen nicht so günstig, wie in den durch die früheren Kugeln veranlassten mit den zerrissenen Wänden. Es müssen Ansteckungsstoffe und Krankheitskeime in grosser Menge vorhanden sein, um die Weiterentwickelung zu fördern. Entstehen in einer Wunde Krankheitskeime, so geschieht dieses seltener auf dem Schlachtfelde als vielmehr später und wird in der Regel bedingt durch das Eindringen von giftigen Stoffen von innen aus dem Verdauungskanal, aus der Blase, aus einer verletzten Wand der Mundhöhle oder des Schlundes, oder endlich aus den Athmungsorganen der Lungen; in der Mehrzahl der Fälle durch

Die glatten Schusskanäle begünstigen die Entwickelung von Krankheitskeimen nicht.



Stoffteil, herausgerissen durch einen Prellschuss.

Hautverletzungen. Die Bazillen können auch aus freier Luft in eine Wunde geraten, aber im ganzen ist das selten der Fall. In der Regel vollzieht sich die Ansteckung wie im gewöhnlichen Leben, d. h. durch die Berührung mit unreinen Händen oder Verbandgegenständen.[1])

Die Wirkung der neuen Kugeln auf lebende menschliche Körper.

Wir werden jetzt bekannte Fälle anführen, aus denen sich die Wirkung des neuen Gewehres im Kriege unschwer erkennen lässt; diese Fälle haben, wie aus Nachstehendem ersichtlich, die Resultate der oben angeführten wissenschaftlichen Untersuchungen durchaus bestätigt.

[1]) Bircher: „Neue Untersuchungen über die Wirkung der Handfeuerwaffen."

Das kleinkalibrige Gewehr beim Arbeiteraufstand in Galizien.

Der Arbeiteraufstand in Galizien gab der österreichischen Regierung Gelegenheit, ihr kleinkalibriges Gewehr zu erproben. Die mit den kleinkalibrigen Mannlichergewehren bewaffneten Truppen gaben auf eine Entfernung von 40—180 Schritt längs der Strasse eine Reihe von Salven ab. Die Mehrzahl der Kugeln prallte von den Wänden ab und verursachte nach der Darstellung Bogdaniks zum Teil furchtbare Verletzungen, die sich durch grosse, unregelmässige Knochenöffnungen kennzeichneten; eine Ausgangsöffnung war selten zu bemerken, da die abgerissenen Stücke des Hautgeschosses in den meisten Fällen schwere Wunden hervorriefen.[1]) 43 Menschen wurden durch 23 Schüsse getötet und verwundet; es war klar, dass fast alle Kugeln, nachdem sie den Körper des ersten Opfers durchbohrt hatten, noch Kraft genug besassen, auch ein zweites zu verletzen. Leichte Wunden wurden überhaupt nicht ermittelt, was sich wohl daraus erklärt, dass die Arbeiter sie aus Furcht vor Strafe verheimlichten. Alle verletzten Knochen waren zertrümmert und die Muskeln auseinandergerissen. Ein Schuss in den Schenkel am Knochen vorbei riss gleichwohl ein Stück Fleisch vom Knochen herab.

In Nirschau (20. Mai 1890) verletzte eine Kugel durchschnittlich 3—4 Personen.

In Nirschau gab am 20. Mai 1890 eine aus 16 Mann bestehende Abteilung Soldaten auf Arbeitermassen fünf Salven (zum grössten Teil wurden die Schüsse über die Köpfe abgefeuert) aus einer Entfernung von 30—80 Schritt ab. Zehn Kugeln töteten und verwundeten 32 Personen, sodass jede Kugel 3—4 Personen verletzte; von den Angeschossenen blieben 7 tot auf dem Platze, 6 starben nach einigen Tagen und die übrigen genasen.[2])

Die Verwundungen im Feldzuge der Engländer gegen Chitral.

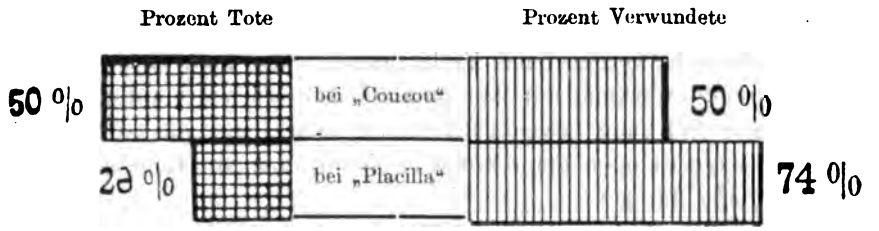
Im Feldzuge der Engländer gegen Chitral im Jahre 1895 wurde ebenfalls das neue Gewehr erprobt. Die Aerzte wiesen darauf hin, dass bei Schüssen aus einer Entfernung bis zu 300 Yards eine Sprengwirkung sich einstelle, dass die Ausgangsöffnung gross und zerrissen wäre, und dass die verletzten Knochen völlig zertrümmert erschienen. Bei mittleren Entfernungen veranlassten die Kugeln glatte, einfache Wunden mit unbedeutenden Eingangs- und Ausgangsöffnungen; die verletzten Knochen erwiesen sich als glatte löcherige Durchschüsse ohne Splitter[3]).

Der Aufstand in Fournier in Frankreich (1. Mai 1891) gab ebenfalls Anlass, das Lebel-Gewehr in Aktion zu setzen. Die durch nah abgegebene Schüsse verursachten Verletzungen wurden „furchtbare" genannt; bei vielen Getöteten war der Schädel völlig zerschmettert.[4])

[1]) Bruns: „Ueber die kriegschirurgische Bedeutung der neuen Feuerwaffen." 1892.
[2]) Löbell: „Militärische Jahresberichte 1895."
[3]) Hönig: „Untersuchungen über die Taktik der Zukunft."
[4]) Wille: „Fortschritte und Verwendung des Waffenwesens."

Einige Zahlen, die sich auf den Bürgerkrieg von Chile im Jahre 1891 beziehen, wo das kleinkalibrige Gewehr zum erstenmale in den Vordergrund trat, sind recht beunruhigend. Nach den vorhandenen Daten[1]) verlor die Armee des Diktators bei Coucou und bei Placilla 5011 Mann; bei Coucou verteilte sich der Verlust gleichmässig auf Tote und Verwundete; bei Placilla dagegen kommen auf die Toten 26 Prozent, auf die Verwundeten dagegen 74 Prozent.

Das kleinkalibrige Gewehr im chilenischen Bürgerkriege (1891).



Die Resultate der Wirkungen des kleinkalibrigen Gewehrs im chilenischen Bürgerkriege 1891 (in Prozenten).

Diese Zahlen können im Hinblick auf die Unsicherheit statistischer Erhebungen nicht Anspruch darauf machen, unbedingte Beweiskraft zu besitzen.

Die Berichte des Obersten Georges Boonen, Rivera's, Talavera's und anderer über den chilenischen Krieg beweisen einstimmig, dass beim neuen kleinkalibrigen Gewehr die Zahl der Toten und Verwundeten weit grösser ist, als bei Gewehren der alten Systeme.

Andererseits erwiesen sich die Wunden besser geartet und ihre Heilung verlief günstiger. So wurden bei einem Verwundetentransport von 2000 Personen, die durch Gewehre alter Systeme verletzt worden waren, 300 für unfähig zur Beförderung ins Krankenhaus erklärt, während die durch Mannlicher-Gewehrkugeln Verwundeten teils genasen, teils in die Lazarette übergeführt wurden.[2])

In Nachstehendem geben wir eine interessante Schilderung des Angriffs gegen die Position Dodds in der Dahomeyschen Expedition wieder die dem Aufsatz des Hauptmanns Nigotte entnommen ist.[3])

„Dieser Angriff der Wilden im Dunkel der Nacht machte in Wahrheit einen grausigen Eindruck, und wer weiss, was sich bei weniger beherzten Truppen ereignet hätte, als es unsere Seeleute und braven Infanteristen sind. Die geringste Unentschlossenheit hätte uns zu Grunde

[1]) „Die Entscheidungskämpfe im chilenischen Bürgerkriege." Wien 1892. Verlag der „Reichswehr".
[2]) Bruns: „Ueber die kriegschirurgische Bedeutung der neuen Feuerwaffen."
[3]) Nigotte: „La bataille de Vesles."

Angriff gegen die Position Dodds in der Dahomey-schen Expedition.

gerichtet. Zum Glück erfüllten alle ihre Pflicht mit ungewöhnlicher Kaltblütigkeit. Es waren nicht zwei Minuten vom Augenblick des Angriffs an verstrichen, als zwei Kompagnien unserer Infanterie die Linie besetzt hatten, und jetzt erfüllte das Lebel-Gewehr seine furchtbare Zerstörungsaufgabe, indem es die zusammengedrängten Wilden in Brei verwandelte; in wenigen Minuten war die ganze Ebene bis zum Waldessaume mit Leichen besät. . . . . .

„Wir waren die Herren des Schlachtfeldes, welches ein entsetzliches Bild darbot. Die Lebel-Kugeln erzeugen Wunden, ähnlich den durch Sprenggeschosse hervorgerufenen Verletzungen. Man kann sich unmöglich ihre zerstörende Wirkung auf den menschlichen Körper vorstellen. Für alle war diese Wirkung etwas vollkommen neues; die stärksten Bäume konnten unseren Feinden keine Zuflucht bieten, denn die Kugeln drangen durch sie völlig durch."

Sind weitere Kommentare erforderlich? Dienen nicht diese Gewehre, die ihre Wirkung bei ungeordneten Truppen begannen, was in nächtlichen Schlachten nun einmal unvermeidlich ist, und gleichwohl eine solche Verwüstung in den Reihen des angreifenden Feindes anrichteten, als überzeugender Beweis dessen, dass von nun an das Schlachtfeld den Kräften der Geschützkunst gehört?

Unwahrscheinlich leichte Verwundungen.

Den gleichen Beweis finden wir im Unterschiede der Verluste, welche auf beiden Seiten in diesem Kriege erlitten wurden: bei uns kaum 200 Tote, dort — fast die völlige Vernichtung der Armee.

Es drängen sich aber auch ganz andere Schlüsse auf; so wird mitgeteilt, dass das Licketfordsche 7,7 mm-Gewehr in der Schlacht bei Chitral kleine, reine Wunden veranlasste, mit einer kleinen schnittähnlichen Veränderung der umliegenden Teile. In die Knochen schlug das Gewehr unbedeutende Oeffnungen, ohne sonderliche Spalten; sprengähnliche Wirkungen wurden nicht beobachtet. Der Tod erfolgte nicht so leicht und es fand nur eine leichte Erschütterung statt, wenn die Kugel in den Körper drang. Der Verwundete stürzte nicht sofort zu Boden, sondern blieb aufrecht stehen und konnte weiter kämpfen. So erzählte ein Eingeborener, dass er beim Uebergang über den Malokand sechs Schusswunden erhielt, darunter eine in den Nacken, wobei die Kugel bis zum Kinn vordrang und ihm einige Zähne entriss. Trotz seiner heftigen Verwundung ging dieser Soldat selbst zum Verbandsplatze, wo man ihn verband. In der Folge genas er vollständig. Später erzählte General Lowe, dass die Gefangenen, von welchen jeder durch 2 bis 3 Kugeln verwundet war, ohne sonderliche Mühe 10 bis 12 Kilometer marschierten; sie hatten gemeint, dass nur die Schüsse in den Kopf und Bauch tötlich seien und dass nur Schüsse in die Gelenke der unteren Extremitäten

kampfunfähig machten. Bei der Füsilierung eines Spions aus einer Entfernung von 15 Schritt fielen 6 Kugeln, von denen 3 seine Brust vollständig durchbohrten. Als man ihn hierauf, in der Meinung, dass er tot sei, von der Hinrichtungsstätte fortschleppte, erhob er sich und lief fort. Er wurde erst in einer Entfernung von 300 bis 400 Meter von einem Reiter eingeholt und erschlagen. Nach der Meinung des General Lowe hat das grosskalibrige Gewehr der Truppen von Tschitral eine weit grössere Anzahl Leute kampfunfähig gemacht.

Aber nach den Untersuchungen über die Wirkungen der neuen Gewehre, welche von so ernsten Gelehrten, wie Coler, Bruns, Bardeleben, Habart, Keller, Bogdanik angestellt worden sind (wobei als Basis der Untersuchung die bei der Niederwerfung der Unruhen und Aufstände erfolgten Verwundungen dienten), erscheinen die angeführten Erzählungen wenig wahrscheinlich.

Ergebnisse.

Die modernen Gewehre durchaus nicht „humane" Waffen.

Da die modernen Gewehre auf einer höheren Stufe als die alten stehen, sowohl was die Schussweite und die Treffsicherheit, als was die Kraft des Geschosses betrifft, so muss man in Zukunft eine grössere Zahl schwere und tötliche als leichte Wunden erwarten. Aus diesem Grunde verdienen sie keineswegs die ihnen erteilte Bezeichnung „humane" Waffen.

Allem zuvor muss man die Thatsache feststellen, dass bei der gewaltigen Kraft der Kugel der menschliche Körper ihre Bewegung nicht aufzuhalten vermag.

Die Versuche Bruns, wobei ein und dieselbe Kugel auf einer Entfernung von 800—1200 Metern 2—3 hinter einander aufgestellte menschliche Leichen durchbohrte und bei einer Entfernung von 400 Metern 4—5, wobei die stärksten Knochen in zahllose Splitter zerfielen, wurden nicht nur bestätigt, sondern durch die neuesten Untersuchungen noch erweitert. Die letzteren ergaben, dass auch bei grösseren Entfernungen (bis 2000 Meter) die Kraft des Hautgeschosses noch ausreicht, um mehrere Knochen zu durchschlagen.

Alle Versuche machen es klar, dass eine Teilung der Wirkung der Kugel auf bestimmte Gebiete durchaus nicht unmöglich ist. Die Gegenüberstellung der Schusswunden an Knochen, Weichteilen und verschiedenen Organen zeigt, dass mit der Vergrösserung der Entfernung eine ganz allmähliche Abschwächung der Wirkung der Kugel eintritt.

Die Zahl der Verwundeten wird im künftigen Kriege unverhältnismässig grösser sein, selbst wenn das prozentuale Verhältnis der Streiter unverändert bleibt. Gründe giebt es dafür genug; wir wollen nur auf

Die Zahl der Verwundeten im künftigen Kriege unverhältnismässig grösser.

die grosse Anzahl der Geschosse hinweisen, die in der Schlacht abgefeuert werden, ferner auf das Schnellfeuer, auf die vergrösserte Schussweite, die grosse Treffsicherheit, die durch das rauchschwache Pulver hervorgerufen wird, endlich auf die grössere Zerstörungskraft der Kugeln, wodurch viele Schutzwehren, welche früher treffliche Deckungen waren, nunmehr alle Bedeutung verlieren.

Auch die Zahl der Toten wächst.

Professor Bardeleben[1]) hat uns ein sehr trauriges Bild von der Wirkung der neuen Geschosse entworfen. Er erkennt auch an, dass die Zahl der Verwundungen im Laufe der Zeit wachsen wird und zwar nicht deshalb, weil das Magazingewehr häufiger zu schiessen gestattet, sondern deshalb, weil ein und dieselbe Kugel nicht einen Menschen, sondern 3—4 hintereinander stehende, vielleicht sogar noch mehr zu durchdringen vermag. Andererseits muss sich, nach den Worten desselben Gelehrten, die Zahl der Toten auf dem Schlachtfelde gleichermassen vermehren und zwar infolge der Durchschlagskraft der Kugeln. Auf Entfernungen, bei denen die frühere Kugel vom Schädel, vom Brustknochen oder von den Rippen abglitt, überwindet das moderne Geschoss alle Hindernisse und durchbohrt das Herz, die Lungen und die Wirbelknochen. Weiter spricht er die Meinung aus, dass man in jeder Schlacht eines künftigen Krieges nicht nur eine grosse Anzahl Verletzungen erwarten kann, sondern namentlich eine ungewöhnlich grosse Zahl von Verwundungen, die unbedingt tödlich sind, oder doch das Leben bedrohen. Dagegen erhöht sich die Wahrscheinlichkeit der Heilung der Verwundeten, die zeitig vom Schlachtfelde fortgebracht werden, gegen früher erheblich.

Schwieriges Fortschaffen der Verwundeten.

Das Fortschaffen der Verwundeten vom Schlachtfelde bietet unvergleichlich grössere Schwierigkeiten, als in der Vergangenheit, namentlich infolge der Schussweite des modernen Gewehrs, der Rauchfreiheit des Schlachtfeldes und, was das Wichtigste ist, infolge der Rasanz der Gewehre. Fragen wir hier bei den Sachverständigen nach — auf welchen Entfernungen werden mehr Opfer fallen?

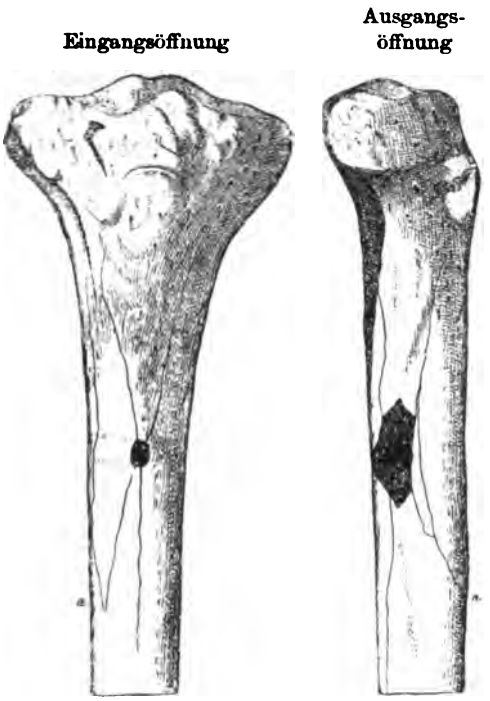
Der tödliche Ausgang wird häufiger auch durch matte Kugeln veranlasst, da solche noch bis zur Entfernung von 3000 Metern den menschlichen Körper zu durchdringen und ihm reichlichen Blutverlust zuzufügen, oder die Verletzung eines wichtigen Lebensorgans herbeizuführen vermögen.

Bircher bringt in Bestätigung dessen in seinem Atlas Zeichnungen von Verletzungen menschlicher Knochen und Rinderknochen, die nach

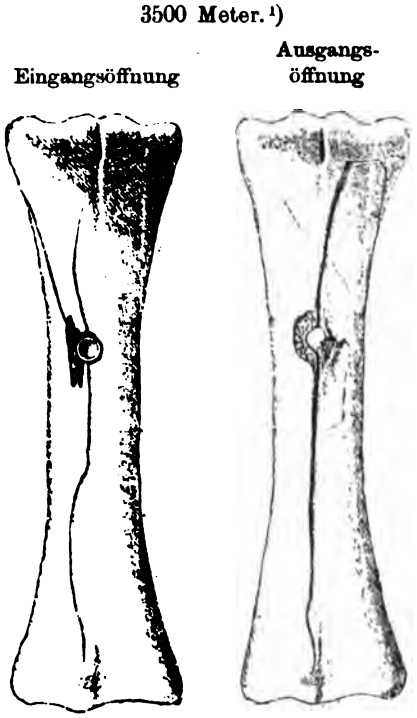
[1]) Bardeleben: „Ueber die kriegschirurgische Bedeutung der neuen Geschosse". 1892.

Versuchen mit der 7,5 mm-Kugel auf eine Entfernung von 3000 und 3500 Metern in der Schweiz hergestellt sind.

Verletzung eines menschlichen Schienbeins auf eine Entfernung von 3000 Meter.



Verletzung eines frischen Ochsenknochens auf eine Entfernung von 3500 Meter.[1])



Schwere Knochenbrüche werden auf Entfernungen von 3000—3500 Metern verhältnissmässig seltener sein und jedenfalls gefahrloser, als innerhalb des wirklichen Schussbereiches. Dort werden die Knochenbrüche stärker und todbringender sein und auch Verwundungen werden häufiger vorkommen, da die Blutungen in Folge der unmittelbaren Verletzungen der grossen Gefässe einen weit ernsteren Charakter annehmen.[2])

[1]) Bei der Eingangsöffnung an einem frischen Ochsenknochen zeigte sich ein Riss von 1,5 mm Breite, bei der Ausgangsöffnung dagegen von 3,5 mm.

[2]) Bircher. „Neue Untersuchungen über die Wirkung der Handfeuerwaffen."

Gegen das furchtbare Gewehrfeuer wird man versuchen, sich durch einen verdeckten Angriff zu schützen; wo solches möglich ist, wird man sich alsdann in gesonderte Trupps und Linien aufzulösen, Deckungen vor der Wirkung des Feuers ausfindig zu machen, oder als erster das Gewehrfeuer zu eröffnen suchen.

Schätzung der Verwundungen im zukünftigen Kriege.

Es wird sehr schwierig sein, die Verwundeten bei solchen Positionen ausfindig zu machen und dort, wo man sie sieht, wird es nicht möglich sein, sie aufzuheben. Man darf nicht vergessen, dass der künftige Krieg vorwiegend ein Kampf hinter befestigten Stellungen ist und deshalb wird sich der Kampf lange auf ein und demselben Fleck hinziehen. Aus diesem Grunde werden sich bezüglich der Verwundungen auf dem Schlachtfelde Zustände ergeben, wie sie beim Belagerungskriege die herrschenden sind.

Diese Zustände bestehen in Folgendem:

	Am Kopf	Am Rumpf	Obere Extremitäten	Untere Extremitäten
Prozente der bisherigen Verwundungen auf dem Schlachtfelde	12	18	30	40
Prozente der bisherigen Verwundungen beim Belagerungskriege	30	15	25	30
Prozente der Verwundungen auf künftigen Schlachtfeldern	20	15	30	35

Das heisst, dass es bei weitem mehr unbedingt tödliche Wunden geben wird, als in der Vergangenheit.

Prellwirkung der Kugeln.

Hier muss hinzugefügt werden, dass im künftigen Kriege noch eine Erscheinung — eine fast neue — hinzutritt, die Prellwirkung der Kugeln.

Die Kugeln treffen bei nahen Entfernungen so heftig, dass sie 5 bis 6 Personen, wie mit einer Sense niederwerfen; stossen sie dagegen auf Widerstand, so nehmen sie Deformierungen an und veranlassen hierdurch furchtbare Verwüstungen.

Die Kugeldeformierung wird dadurch veranlasst, dass in den meisten Fällen das Gewehrfeuer von Truppen, die gedeckt stehen, unterhalten wird.

Die Kriege der Vergangenheit geben uns keine Hinweise bezüglich derartiger Verletzungen durch Handfeuerwaffen, da die früheren, durch Prellschüsse veranlassten Wunden gar keine scharfen, in die Augen springenden Unterschiede darboten.

Im nächsten Kriege wird es nicht schwer fallen, diese Verletzungen durch Prellschüsse an der Grösse der zerschmetterten und zerrissenen Eingangsöffnungen zu erkennen und sie der Gruppe der schweren Verletzungen zuzuweisen.

Verhältnissmässige Schwere der Wunden an verschiedenen Körperteilen.

Besonders anschaulich giebt die von Bircher angefertigte und hier wiedergegebene Zeichnung die verhältnissmässige Schwere der im nächsten Kriege wahrscheinlichen Verletzungen verschiedener Körperteile wieder. Bircher teilt sie folgendermaassen ein: Verwundungen der Körperteile, welche auf dem Bilde schwarz dargestellt sind und welche 25 % des ganzen Körpers ausmachen, nämlich: der Kopf, die Brust, der Bauch, die Arterien und Venen. Diese müssen zu den unbedingt tödlichen gerechnet werden. Es folgen die Verletzungen der Körperteile, welche auf dem Bilde schraffiert sind; diese umfassen die Knochen, machen 15 % des Körpers aus und gelten als schwere.

Die Verletzungen der übrigen Körperteile sind leichte und betragen 60 %.

Da aber die Verwundungen dieser Körperteile auch in vergangenen Kriegen zu den leichten gerechnet wurden, so müssen wir betonen, die Entfernung des Feindes nach dem Obigen vorausgesetzt, dass die Wunden, die das kleinkalibrige Gewehr verursacht, schwerer sind, als die Wunden der alten Gewehre, sodass die Zahl der Getöteten im Vergleich zu den Verwundeten erheblich grösser sein wird.

Prof. Kocher gegen die modernen Feuerwaffen.

Die Ueberzeugung von der furchtbaren, todbringenden Wirkung des kleinkalibrigen Gewehres veranlasste Professor Kocher auf einem Kongresse zu Rom mit der Erklärung hervorzutreten, dass das moderne Gewehr die Grenzen des Erlaubten weit überschreite. „Der Krieg zwischen zivilisierten Nationen", sagte Prof. Kocher, „ist kein Krieg zwischen Wilden, wo Alles auf die Vernichtung einer möglichst grossen Anzahl Menschen gerichtet ist; die Aufgabe der Feuerwaffe darf nur darin bestehen, mittels der Kugel, sowie es früher durch die Lanze geschah,

die Menschen so weit zu verletzen, dass aus dem kampfbereiten Gegner ein kampfunfähiger wird, der den Rückzug sucht. Aber die modernen Gewehre überschreiten die Grenzen dieser Aufgabe; sie zerstören Teile des Körpergewebes, zerreissen diese und erschweren teils, teils verhindern sie die Wiederherstellung der normalen Funktion dieses oder jenes Organs, teils bedrohen sie das Leben durch Verletzung von Organen, die an sich keine hervorragende Bedeutung besitzen. Die Gewehrkugeln sind in Wahrheit Sprengkugeln geworden, welche durch ein internationales Abkommen ganz verboten werden müssten." Zum Schluss empfahl Prof. Kocher den Gebrauch von Stahl- oder Kupferkugeln.

Jetzt können wir zu einer Frage von ungewöhnlicher Bedeutung übergehen, die früher und jetzt die Gemüter Vieler beschäftigte, nämlich zur Frage, über die den Verwundeten zu leistende Hilfe.

IX.

Hilfeleistung für die Verwundeten im Kriege.

Hilfeleistung für die Verwundeten und Kranken in den Kriegen früherer Zeit und in zukünftigen.

In den Kriegsbeschreibungen werden wohl die Verluste auf den verschiedenen Schlachtfeldern in Zahlen angeführt, es wird jedoch die Höhe der Verluste durch Krankheiten, d. h. die Sterblichkeit in den Feldhospitälern und bei ihrer Evakuation mit Stillschweigen übergangen. Wenn indessen die Höhe der Verluste im Kampfe auf dessen Ausgang einen Einfluss hat, so ist der allgemeine Verlust an Menschen nicht ohne Bedeutung für den Gang des ganzen Krieges.

Die Sterblichkeit im künftigen Kriege voraussichtlich viel grösser als jetzt.

An genauen Angaben über den Verlust von Menschen im Kampfe und durch Krankheiten fehlte es in den Kriegswerken bisher eben so sehr wie an einer Kennzeichnung der Ursachen, welche die grössere oder mindere Verbreitung von Krankheitserscheinungen und Sterbefällen herbeiführen; dies hatte zur Folge, dass bei Vorbereitungen zu einem neuen Kriege oft Fehler wiederholt wurden, infolge deren die Armeen in früheren Kriegen Entbehrungen und einer grossen Sterblichkeit ausgesetzt waren. Indessen hat der Verlust an Menschen durch Krankheiten stets die in den Schlachten erlittenen Verluste wesentlich übertroffen. In einem künftigen Kriege aber wird diese Erscheinung voraussichtlich noch greller hervortreten

Dieser Umstand ist von grosser Bedeutung für unsere Arbeit: vergleichen wir die Bedingungen und möglichen Folgen eines Zukunftskrieges mit denen der früheren, so würde sich eine bedeutende Lücke zeigen, falls wir gar keine Daten über die Höhe der Verluste durch Krankheiten in früheren Kriegen, sowie über die Ursachen, welche eine besonders starke Sterblichkeit in den Armeen hervorriefen, besässen.

Um Daten für einen solchen Vergleich und für einigermaassen begründete Mutmaassungen betreffs der Zukunft zu erhalten, müssen wir daher die Verhältnisse des Sanitätswesens in den verschiedenen neueren Kriegen erörtern.

Organisation des Medizinalwesens während des Krieges.

Die Aufgabe und die ausübende Thätigkeit des militärischen Medizinalwesens sind grundverschieden in Kriegs- und Friedenszeiten. Die ärztliche Hilfeleistung während des Friedens beschränkt sich einfach darauf, dass jeder Truppenteil, vom Regiment angefangen, einen Oberarzt nebst Gehilfen und ein Lazarett besitzt. In Kriegszeiten dagegen wird nicht allein der Etat und die Thätigkeit der ärztlichen Abteilung, wie in der Intendanz, vergrössert, sondern es verändern sich auch die Aufgaben und die Arbeitsverhältnisse des Sanitätswesens. In erster Reihe steht hier das Forträumen der Verwundeten vom Schlachtfelde, und das wird durch die jetzige Ausrüstung, den zeitgemässen Charakter des Kampfes, und durch die weite Ausdehnung des Schlachtfeldes wesentlich erschwert. Somit muss also das Medizinalwesen während des Krieges eine Organisation erhalten, die ihm gestattet, einen jeden Truppenteil bei allen seinen Bewegungen zu begleiten und bei dem Kampfe selbst zugegen zu sein. Die militärisch-ärztliche Feldabteilung umfasst zwei Elemente: den ärztlichen Bestand und die Sanitätsbedienung. Die Basis des Medizinaletats im Felde bilden dieselben Aerzte mit ihren Gehülfen. Diese aber sind nicht mehr ausreichend, um den Verwundeten während und nach der Schlacht Hilfe zu leisten, darum werden zum Beistand für die Militärärzte, unter deren Anleitung, Aerzte der städtischen Abteilungen hinzugezogen. Zur Disposition der Aerzte stehen bei den einzelnen Truppenteilen Sanitätsdetachements, welche die Verwundeten aufsuchen und diese auf Verbandstationen ausserhalb der Feuerlinie bringen. In den Sanitätswachen befinden sich Lazarettwagen, auf denen die Verwundeten in die Feldhospitäler überführt werden. Diese Wagen sind je nach dem Vorrücken der Armeen vorzuschieben. In diesen Hospitälern befinden sich die Verwundeten schon unter Obhut der älteren Aerzte.

Die militärisch-ärztliche Abteilung wird nach Militärgruppen eingeteilt und steht unter Kriegsdisziplin. Sie befindet sich unter der allgemeinen Leitung des Generalarztes, der wiederum dem kommandierenden General subordiniert ist; ausserdem rekrutiert sich diese Abteilung noch aus Abteilungsvorstehern, Militär-Abteilungs-Aerzten, Heilgehilfen und zuletzt aus Sanitätsdetachements. Die Mittel zur Erteilung ärztlicher Hilfe bestehen erstens aus denjenigen chirurgischen Gegenständen und Einrichtungen, die im Sanitätslager vorhanden sind, zweitens, aus pharmazeutischen Materialien, welche von der Intendanz verfertigt und teils demselben Sanitätslager, teils den ständigen Apotheken, die bei den Lazaretten und Feldhospitälern bestehen, übergeben werden.

Die Organisation der militärisch-ärztlichen Abteilung und die Instruktionen für ihre Thätigkeit werden stets vervollkommnet, und neuer-

dings wurde diese Thätigkeit sowie die militärärztlichen Einrichtungen auf Grund der Genfer Konvention unter das Protektorat des internationalen Gesetzes gestellt. Der Grad, in welchem diese oder jene Armee die durch die Konvention festgestellten Regeln beobachtet, dient einigermaassen als Maassstab der Kultur der Völker.

Mit den eigentlichen militärischen Einrichtungen für ärztliche Hilfeleistung vereinigt sich in der letzten Zeit die allgemeine gesellschaftliche Mithilfe, und wenn es leider vorauszusehen ist, dass der zukünftige Krieg blutiger sein wird als die vorigen, so muss man es gleichzeitig anerkennen, dass noch niemals so viel Organe und Mittel zur Erleichterung der Leiden der Kriegsopfer vorbereitet wurden, als jetzt.

Um die Bedingungen eines Zukunftskrieges betreffs der Hilfeleistung an Verwundete mit früheren zu vergleichen, müsste man folgende Angaben besitzen: über die Thätigkeit der ärztlichen Einrichtungen in früheren Zeiten, über bestimmte Daten der Verluste, über die Mittel, welche für die Ueberführung der Verwundeten in die Hospitäler vorhanden waren, über die Zahl und Placierung der letzteren, sowie über deren Umfang, über das genügende Versehen mit Wäsche und Hospitalkleidung, Verproviantierung, Medikamente und Bedienung, über die Eigenschaften der Hospitalfuhrwerke und dergleichen. Es ist begreiflich, dass wir alle diese Fragen nur in allgemeinen Umrissen beantworten können. Nichtsdestoweniger wird der Charakter, den die ärzliche Hilfeleistung in vorigen Kriegen getragen hat und ferner tragen wird, auch durch diejenigen Angaben aufgeklärt, die wir anzuführen in der Lage sind, ohne aus dem Rahmen unserer Arbeit herauszutreten.

1. Allgemeiner Ueberblick über das militärärztliche Wesen des Auslandes in früherer Zeit.

Vor mehreren Jahrhunderten, namentlich bis zu Ende des XVI. Jahrhunderts, existierte in den Armeen überhaupt keine organisierte ärztliche Hilfe. Chirurgen und Aerzte standen nur den Vornehmen der Armee, und manchmal auch den Abteilungschefs zur Verfügung. Ausser ihnen befanden sich im Lager Quacksalber und Charlatane, die verschiedene Salben und Elixiere verkauften.

Die Kranken und Verwundeten blieben teils auf dem Schlachtfelde und auf den Wegen, teils in den Städten und Dörfern, die die Heere passierten zurück.

Die ersten militärischen Hospitäler im Jahre 1594 jedoch nur als ganz vereinzelte Erscheinung.

Die ersten militärischen Hospitäler entstehen in Frankreich auf Initiative des bekannten Ministers Sully während der Belagerung von Amiens im Jahre 1594, und zwar waren es mobile Krankenhäuser für Erteilung der ersten Hilfe an Verwundete, und stabile, in welche die Verwundeten aus den ersteren gebracht wurden. Das menschenfreundliche Unternehmen Sullys blieb indessen vereinzelt und ward vergessen.

Die nächstfolgenden Krankenhäuser wurden während des Krieges unter Richelieu gegründet. Er war es auch, der die ständigen Lazarette bei den Regimentern einführte. Die Zahl der Militärhospitäler vermehrte sich unter Ludwig XIV, sie wurden aber schlecht verwaltet und dienten viel mehr zur Bereicherung der Vorsteher und Lieferanten, als für die Hilfeerteilung an Kranke und Verwundete. Vor Lieferungen an Proviant und anderen Sachen aber scheuten sich selbst Würdenträger nicht, weil diese Lieferungen sehr gewinnbringende Geschäfte bildeten. Giber äussert sich über jene Hospitäler als über „Charniers", d. h. Knochenmagazine.

Unter den darauf folgenden Regierungen wollte man die Pflege und den Unterhalt der Lazarette der unmittelbaren Verwaltung der Regimentskommandeure gegen ein besonderes Gehalt anvertrauen, jedoch kam die Idee nicht zur Ausführung. Man kam auf dieses Projekt unter Ludwig XVI. zurück, der Versuch war aber auch misslungen, die Missstände verminderten sich nicht, und die Kosten wuchsen. Infolge dessen wurden die beständigen grossen Krankenhäuser wieder hergestellt und der Kriegsverwaltung untergeordnet.

Die Pflege der Verwundeten erst nach der Schlacht.

Die Hilfeerteilung an Verwundete auf dem Schlachtfelde selbst blieb bis zu Ende des XVIII. Jahrhunderts unorganisiert. Es entstand aber seit der Zeit in allen europäischen Ländern die Sitte, die Pflege der Verwundeten nicht eher zu beginnen, als nach der Beendigung der Schlacht. Der preussische König Friedrich Wilhelm I. erliess folgende Bestimmung in seinen „Reglements vor die Infanterie": „Wenn die Schlacht zu Ende ist, hat jedes Regiment unverzüglich seine Verwundeten aufzusuchen, und dieselben auf einen bestimmten Platz zu bringen, wo sie verbunden und mit nötiger Pflege versehen werden können. So lange aber die Schlacht währt, darf kein Verwundeter vom Schlachtfelde fortgeschafft werden; eine Ausnahme ist nur dann zulässig, wenn ein Offizier seinen Bedienten befiehlt, ihn fortzubringen oder wenn der Verwundete noch genügend Kraft besitzt, um selbst das Lager zu erreichen."[1]) Ebenso war es unter Friedrich dem Grossen.

[1]) „Jahrbücher für die deutsche Armee." 1893. Die Sorge für unsere Verwundeten in einem zukünftigen Kriege.

Mit wenigen Ausnahmen wurde der Verband erst nach der Schlacht bewirkt, und wenn diese erst am Abend ihr Ende erreichte, so mussten die Verwundeten die ganze Nacht ohne Pflege und irgend welche Bequemlichkeit zubringen.

In der Schlacht bei Torgau die Verwundeten die ganze Novembernacht unter freiem Himmel.

Die in der Schlacht bei Torgau Verwundeten, 9742 Mann an Zahl, lagen die ganze kühle Novembernacht hindurch unter freiem Himmel, auf sumpfigem Boden, bar aller Hilfe, abgerissen, fast ohne Hemden und nur wenigen ist es geglückt, in das nächstliegende Dorf zu gelangen, wo sie dem König begegneten, der gleichfalls in derselben Schlacht verwundet wurde.

Es existierten fast keine vorbereiteten Mittel für den Transport; man behalf sich damit, was gerade bei der Hand war. Gewöhnlich wurden zu dem Zwecke Proviantwagen, Offiziersbahren oder Equipagen benutzt. Nach der Schlacht bei Leuthen im Jahre 1760 befahl Friedrich II. dem Dragoner-Regiment, sich zu beeilen, 500 Verwundete auf die Pferde zu setzen und sie nach Breslau zu expedieren. In anderen Ländern waren die Verhältnisse bei der Hilfeleistung an Verwundete auch nicht in besserem Zustande. So lesen wir in den österreichischen Berichten, dass zur Zeit des siebenjährigen Krieges nach der Schlacht bei Torgau 3000 Verwundete wegen der zu grossen Entfernung der Krankenhäuser von Ort zu Ort ohne Nahrung und ärztliche Hilfe während 6 Tagen geschleppt wurden.

Erst die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht rief in Frankreich eine Reform des Sanitätswesens im Kriege hervor.

Die Einführung der Konskription in Frankreich, d. h. die Aufbietung der ganzen Bevölkerung zur Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht, regte während der Revolutionskriege dazu an, für die Verbesserung der militärärztlichen Zustände Sorge zu tragen. Es wurde ein Sanitätswagen erfunden, bei welchem 8 Heilgehilfen zu Pferde und 4 Diener auf den Kästen, welche vorn und hinten am Wagen angebracht waren, sassen; noch 4 Heilgehilfen ritten auf den am Wagen angespannten Pferden.

In den oben erwähnten Kästen waren Verbandstoffe für 1200 Mann und Tragbahren für Verwundete untergebracht. Jedoch blieben die für die Verwundeten selbst bestimmten Wagen nach wie vor schwer und unbequem.

Einrichtung einer „fliegenden Ambulanz".

Larrey, der später Hauptchirurg der Napoleonischen Armee wurde, hat in Anbetracht dessen, dass die Uebertragung der Verwundeten erst nach beendigter Schlacht bewirkt wurde, so dass viele während 24, oft auch 36 Stunden hilflos liegen blieben, eine „fliegende Ambulanz" geschaffen, d. h. einen beweglichen Verbandsort, der den Verband noch während der Schlacht ermöglichte. Zur selben Zeit hat Persi eine Tragbahre für den Transport der Verwundeten erfunden. Die Bemühungen

von Larrey und Persi waren Ausgangspunkte für eine gewissermaassen organisierte Hilfeleistung auf dem Schlachtfelde.

Napoleon I. traf keine besondere Vorkehrungen zur Rettung der Verwundeten.

Man könnte annehmen, dass, als Napoleon Herrscher von Frankreich wurde, auch die sanitäre Hilfeleistung in den Armeen eine genügende Organisation erhielt in Anbetracht der organisatorischen Begabung dieses Feldherrn. Doch Napoleon missachtete dieses Talent, wie er auch überhaupt das Leben seiner Soldaten wenig schätzte. Bekannt ist die Antwort, die er Metternich gab, als dieser ihn beim Friedensvorschlag auf die Verluste aufmerksam machte, die ein Fortführen des Krieges hervorrufen müsste: „Vous n'avez pas l'âme d'un soldat; vous n'avez pas appris à mépriser la vie d'autrui: Que me font à moi deux cent mille hommes!“[1]) Nach der Aeusserung Chateaubriand's hatte Napoleon das Gefühl, dass „Verwundete eine Last wären.“

In der im Jahre 1814 herausgegebenen Broschüre von Hapde, welcher Direktor der Kriegshospitäler war, finden wir eine Beschreibung, aus welcher wir einige Zeilen hier anführen wollen: „Die Zahl der Leichen in Mainz war so bedeutend, dass man täglich 60 Francs an Totengräber zahlte. Es starb eine Menge Verwundeter, und der Rhein wurde ihr Grab. Wir waren Augenzeugen, wie die von Verwundeten überfüllten Ambulanz-Fourgons im schnellsten Tempo dahinrasten. Gleich nach der Schlacht bei Lützen floh die ganze Familie Bonapartes in 60 Equipagen im rasendsten Galopp über das Schlachtfeld, während die Hufe ihrer Pferde ohne Schonung die Verwundeten zermalmten. Weder das herzzerreissende Geschrei der Unglücklichen, noch die entstellten Körper auf diesem Totenfelde, noch das entsetzliche Knochengerassel, noch die Blutströme die bis zu den Kutschern hinaufspritzten, nichts konnte den totsäenden Trab dieser entmenschten Bestien hemmen!“

„Dieses verwirrende Beispiel, — so fährt Hapde fort, — gab zuerst Bonaparte beim Einzuge in Eylau. Die zum Schlosse führenden Strassen waren von Toten und Sterbenden besät. Die eigene Equipage des Siegers zertrat und zerstörte alles, was ihr auf dem Wege begegnete. Der Hof des Schlosses war von Verwundeten und Leichen überfüllt. „Verschonet mich mit diesem Anblick!“ rief Napoleon aus, als er aus dem Wagen stieg, und bald wurde zur Ausführung dieses Befehls eine Reihe von Fuhrwerken, jedes für 6 Verwundete berechnet, herbeigeschafft; die pflichttreuen Bedienten Napoleons hatten die Grausamkeit, auf jeden Wagen je 20 Verwundete aufzuladen, einen auf den andern,

[1]) „Sie besitzen nicht die Seele eines Soldaten, Sie lernten es nicht, fremdes Leben zu verachten. Was sind für mich zweihunderttausend Menschen!“ J. B. Hapde: „Le sépulcre de la grande armée.“ Paris 1814.

Lebendige und Tote ohne Unterschied. Nicht genug daran: um das Stöhnen der Verwundeten zu ersticken, schloss man die Fourgons hermetisch und brachte die Pferde in Trab. Von 800 Verwundeten, welche aufgeladen waren, wurden kaum 150 in die 3 bis 4 Meilen von Eylau entfernten Hospitäler eingeliefert."

Dies ist keine Phantasie eines Pamphletisten, sondern der wahrhafte Bericht eines Augenzeugen. Wir hörten von diesem „Knochengerassel" der Verwundeten auch bei Stendal in „Correspondance" und in vielen anderen zeitgenössischen Beschreibungen. Auch in den deutschen Heeren war die Fürsorge für die Verwundeten nicht besser.

Preussen und Oesterreicher sorgten ebenfalls nicht viel besser für ihre Verwundeten.

Auch die Preussen liessen ihre Verwundeten auf dem Schlachtfelde oft einige Tage liegen, bis erst von weit entfernter Umgegend eine genügende Anzahl gewöhnlicher Bauernwagen für den Transport herbeigeschafft wurde. Die leicht Verwundeten schleppten sich hinter ihren Regimentern her, manche krochen auf allen Vieren, und geriethen unter die Hufe der Pferde oder unter die Räder der Wagen. Nach der Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember des Jahres 1805 blieben auf dem Felde nahezu 9000 Verwundete und erst am 6. Dezember wurden aus der Umgegend 800 Wagen für deren Transport herbeigeschafft. In demselben Zustande befanden sich die österreichischen Verwundeten nach Wagram. Erst nachdem Napoleon in Frankreich schon bedeutend den Vorrat an Menschen erschöpft hatte und den Zug nach Russland unternahm, erachtete er es als nützlich, mehr Sorge für das Leben seiner Soldaten zu tragen. Die Krankheitserscheinungen und die Sterblichkeit im Heere beim Betreten der russischen Grenze waren, wie wir es ferner ersehen werden, ganz immens. Hierin jedoch fällt nur ein Teil der Schuld auf Napoleon zurück, das Hauptverderben dagegen kam durch ungenügende Verproviantierung, den grossen Frost, die engen Hospitäler, durch den Mangel an Aerzten, Medikamenten und Verbandmitteln.

Die französischen Soldaten trugen einschliesslich der Bewaffnung 38 Pfund, darunter für 4 Tage Brot und Zwiebäcke und für 7 Tage Mehl. So wurde es zum mindesten angenommen. Jedoch unweit von Wilna zeigte sich im Heere ein solcher Mangel an Proviant, dass die Menschen vor Hunger starben. Im Kriegsbulletin aus Wilna schrieb Napoleon: „Le voilà donc cet empire de Russie, de loin si redoutable. C'est un désert, où ses peuples dispersés sont insuffisants; ils seront vaincus par son étendue, qui devrait les défendre."[1])

[1]) Dies ist also das russische Reich, das so drohend aus der Ferne sieht. Es ist eine Wüste und ihre zerstreuten Völker sind ungenügend (zur Verteidigung); sie wird durch ihren Umfang besiegt, welcher eigentlich zu ihrer Verteidigung dienen sollte.

Das Loos der Verwundeten im Russisch-Französischen Kriege im Jahre 1812.

Doch der Mangel an Bevölkerung und die geringe Kultivierung des Bodens wurden auch die Ursache der schrecklichsten Entbehrungen und des späteren Unterganges der französischen Armee selbst.

Die fliegenden Magazine und Hospitäler, die Vorräte an Medikamenten und Hospitalsartikeln blieben hinter den Heeren zurück, wogegen die Zahl der Kranken und Verwundeten sich stets vermehrte. In Wilna und in Witebsk starben Kranke und Verwundete, sowohl Russen als Franzosen, aus Mangel an Nahrung, welche sie sich selbst aufsuchen mussten, und schwer Verwundete waren ohnehin nicht im Stande, auf die Fouragierungsplätze zu gelangen. „In Smolensk wurden 15 Steingebäude für Hospitäler verwendet, und den Armeen die beweglichen Vorrats-Hospitäler angereiht; sie waren jedoch ungenügend im Verhältnis zur Zahl der Kranken. Die Mediziner verbanden die Wunden ohne Unterbrechung Tag und Nacht; aber schon am nächstfolgenden Tage reichten die Bandagen, Kompressen und Charpien nicht aus, und man musste sie durch das in den Archiven der Stadt vorgefundene Schreibpapier ersetzen. Die Unordnung war so gross, dass man eine Abteilung des Hospitals, in welcher sich 100 Verwundete befanden, während 3 Tagen gänzlich vergessen hatte. Die Verwundeten lagen auf blossem Boden, ohne jede Ausbettung, und spähten auf den Verband aus, ohne irgend welche Hilfe zu erhalten. Die Entbehrungen, die Hitze, die verpestete Luft von den Leichen, die bei Smolensk umherlagen, schufen epidemische Krankheiten, wodurch mehr Menschen zu Grunde gingen als durch Wunden.

„In den Krankenhäusern wurden nur Verwundete aufgenommen, die anderen Kranken schleppten sich hinter ihren Regimentern her, so lange ihre Kräfte aushielten, fielen vor Müdigkeit und Erschöpfung hin, und starben dann auf dem Wege oder in Biwaks. Russische Verwundete lagen auf den Strassen umher, auf den Plätzen, in Gärten, ohne jede Hilfe und starben vor Hunger.

„Während der Schlacht bei Borodino waren in der französischen Armee, ausser den Gefallenen, 20 000 Verwundete, mit denen das ganze Feld besät war. Nach der Schlacht irrten die Verwundeten zwischen den Leichen umher, und suchten Brotreste in den Ranzen ihrer toten Kameraden. Auf Verlangen des Generalstabsarztes Larrey wurde zu dem Transport der Leichen die ganze Armee, mit Ausnahme der Avantgarde verwendet. Die Kranken wurden in das Kolockische Kloster oder in die Dörfer der Umgegend gebracht. Obgleich sich ein Teil der beweglichen Hospitäler an die Armee anschloss, so reichten auch diese nicht aus. Alle Dörfer waren von Verwundeten überfüllt, und diese lagen ohne Stroh auf den Dielen umher.

„Es fehlte Wäsche, Medizin, und sogar Brot. Einige Tage nach der Schlacht fand man in der Umgegend Verwundete, welche ohne jede Fürsorge zurückgeblieben waren. Viele von ihnen starben mehr vor Hunger als durch Wunden. Ganze Mengen Verwundeter schleppten sich bis Moschaisk hinter ihren Regimentern her, wo sie auch blieben. Ueber die Lage der russischen Verwundeten äussert sich Chambré: „Wenn dies das Loos der französischen Verwundeten war, so kann man es sich vorstellen, in welcher Lage die russischen waren!“ Larrey sagt später, dass er gar keine Ordre empfangen hätte, in den Dörfern der Umgegend Verbandstoffe zu sammeln, und deswegen musste man was gerade unter der Hand war dazu verwenden.“

Mangelnde Fürsorge für die Verwundeten.

Wie sehr die aufreibenden Märsche die französische Armee geschwächt haben, kann man aus folgenden Zahlen ersehen:

„Bei der Einnahme von Moskau bestand die Linie der französischen Armee aus 90 000 Mann, davon 20 000 Kranke und Verwundete. Die Verluste in den Schlachten, welche die Franzosen bis zur Besetzung von Moskau lieferten, konnten sich ungefähr bis auf 90 000 Mann belaufen; folglich fielen von der grossen 250 000 Mann starken Armee, die den Njemen passierte, während dreimonatlicher Erschöpfung, Entbehrungen und Krankheiten 100 000 Mann. In den Moskauer Hospitälern hinterliessen sie nicht mehr als 1200 Kranke. Mit jedem Tage vergrösserte sich die Anzahl der Kranken und Zurückgebliebenen. Bei Smolensk zählte die französische Armee 25 Tage nach dem Rückzug aus Moskau nicht mehr als 36 000 Mann, und hatte bis 60 000 Zurückgebliebene, ohne irgend welche Bewaffnung. An den Transport der Kranken konnte gar nicht mehr gedacht werden, weil man keine Zeit hatte, um Fuhrwerke zu suchen und solche auch nirgends finden konnte.

Die ungeheuren Verluste der französischen Armee.

„Nach dem Rückzug von Smolensk begann die französische Armee sich infolge des eingetretenen starken Frostes, des Mangels an Proviant, warmer Kleidung und an Schuhen, gänzlich aufzulösen. Dies war gar keine Armee mehr, sondern ein bewegliches, wanderndes Hospital, ohne Brot, ohne Medikamente: ein Hospital, das einen schrecklichen typhösen Keim in sich barg.

„Nach der Ankunft in Wilna befand sich die Armee in der schrecklichsten Lage: es waren Verwundete, Kranke und Erfrorene bis 20 000 an der Zahl. In Wilna gab es wohl Mehl und Brot für 40 und Fleisch für 36 Tage für 100 000 Mann; diese Vorräte jedoch wurden als unantastbar betrachtet, und niemand wollte die Verantwortung auf sich laden, jene Vorräte ohne die nötigen Formalitäten an das Heer auszuliefern. Menschen starben also vor Hunger neben den wohlgefüllten Speichern, die später der Raub der Russen wurden. In den Hospitälern fehlte sogar Stroh

Mangelnde Verpflegung in Wilna.

zum Ausbetten und Holz zum Erwärmen, und die Kranken wälzten sich auf blossem Boden, in feuchten und kalten Stuben, nicht nur ohne jede Pflege, sondern ohne Lebensmittel und Wasser. Von allen Kranken, welche sich in den Hospitälern Wilnas befanden, ist kaum ein Zehntel gesundet. Von der 700 000köpfigen Armee, welche Russland betraten, gingen binnen 6 Monaten bis 630 000 Mann zu Grunde. Den Njemen passierten auf dem Rückwege im Dezember nicht mehr als 70 000 Mann. Zur Kennzeichnung der Lage, in welcher sich die französische Armee während ihres Rückzuges im Jahre 1812 befand, bringen wir in der Beilage eine Zeichnung, welche eine Gruppe rückkehrender französischer Soldaten darstellt, die im Schnee im stärksten Frost waten und in Kostümen, die in nichts an eine Soldatenuniform erinnern. „Der Rückzug der Franzosen im Jahre 1813 nach dem Rhein, nach der Schlacht bei Leipzig, war ebenso entsetzlich, wie der Rückzug im Jahre 1812. Bis zum Rhein gingen fast alle diejenigen Reservetruppen am Typhus unter, die als Ersatz für die in der französischen Armee während ihres Feldzuges nach Russland entstandenen Verluste gesammelt waren. Als die französischen Truppen am Rhein anlangten, waren nicht mehr als 60 000 Mann bewaffnet, und diese waren von einer grossen Menge zurückgebliebener Soldaten begleitet, welche unbekleidet den Keim einer ansteckenden Krankheit mit sich führten, und ihn überall, wo sie sich aufgehalten, verbreiteten. Besonders gross war die Sterblichkeit in Mainz und in Reims. Von 60 000 Mann, die in Reims standen, gingen 25 000 am Typhus zu Grunde. Doktor Hapde sagt in der Beschreibung der Zustände der beweglichen Hospitäler im Rücken der Armee in demselben Werke „Le sépulcre de la grande armée," dass nach der Schlacht bei Leipzig viele Verwundete erst in Frankreich verbunden wurden; dass die Fuhrleute, die mit dem Aufladen dieser unglücklichen Märtyrer beauftragt waren, diese unterwegs hinauswarfen, um es ihren Pferden zu erleichtern; „die Kranken-Transporteure machten aus Angst, die Epidemie in die Dörfer zu verschleppen, nachts Rast ausserhalb derselben an Scheunen und die armen Dulder schrieen umsonst ihre Seufzer und Hülferufe in die Luft. Selbst in Frankreichs Grenzen, als die aus allen Schrecknissen geretteten Verwundeten auf offene Bote geladen und die Seine entlang in die am Ufer liegenden Dörfer und Ansiedelungen geführt wurden, ist der Maire der Stadt Mélun selbst an den Hafen hinausgekommen und stiess die ans Ufer landende Barke mit verstümmelten Körpern, die nur noch durch Seufzer und Flüche Lebenszeichen von sich gaben, ins Wasser zurück."

Aehnlichkeit des Rückzuges im Jahre 1813 nach dem Rhein mit dem vom Jahre 1812.

Die Verluste der verbündeten Armee im Krimkriege vom Jahre 1853 bis 1856 waren ebenfalls sehr bedeutend. Man hat die französischen

Die Verluste der verbündeten Armee im Krimkriege.

Gruppe französischer Soldaten auf dem Rückzuge im Jahre 1812.

Soldaten, die krank oder leicht verwundet waren, nach Konstantinopel übergeführt, wo es genügend Hospitäler gab. Und somit könnte man glauben, dass sich die Franzosen bei Sebastopol in besseren sanitären Verhältnissen hätten befinden müssen, da sie doch das Meer zu ihrer Verfügung hatten. Indessen brach in den Hospitälern während der letzten Tage der Belagerung Sebastopols der Typhus und die epidemisch auftretende Ansteckung der Wunden (Brand) aus.

Im Krimkrieg ging ein Drittel der französischen Mannschaften zu Grunde.

In dem Werke: „La guerre de Crimée", heisst es, dass sich der medizinischen Statistik der Hospitaleinrichtungen zufolge, die Zahl der in Krankenhäusern und Lazaretten während des ganzen Feldzuges Verstorbenen auf 63 000 beläuft; davon 31 000 in der Krim und 32 000 in Konstantinopel. Ausserdem wurden nach Frankreich 60 317 Kranke gebracht. Davon starben 9352. Wenn man hier noch die auf dem Schlachtfelde Gefallenen hinzufügt, so kann man mit einer gewissen Bestimmtheit behaupten, dass von der Zahl 309 268 Mann, Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine, die aus Frankreich nach dem Osten zu zogen, bis 100 000 Mann, d. h. ein Drittel zu Grunde gingen.

In der englischen Armee sind vom Oktober des Jahres 1854 bis 30. April 1855, während 7 Monaten von 28 939 Mann, die in der Krim waren, zu verschiedenen Zeitpunkten 53 913 Mann in Hospitäler gebracht, d. h. von 1000 sind 1863 Mann ins Hospital gebracht worden, oder im ganzen ist jeder Mann fast zweimal im Hospital gewesen. Die Zahl der Toten, wenn wir noch die in Scutari Verstorbenen hinzufügen und die in den Schlachten Gefallenen ausser acht lassen, beläuft sich bis auf 10 784, oder vom 1000 372 Mann. Sollte eine derartige Sterblichkeit während 16 Monaten fortdauern, so würde die ganze Armee nur an Krankheiten allein untergehen. Aber dadurch, dass die englische Gesellschaft selbst an der Hilfeleistung an die Armeen teilgenommen hatte, wurden alle Missstände rasch beseitigt.

Die englischen sanitären Privatexpeditionen.

Bei der weiten Verbreitung des Stimmrechts und der Gepflogenheit der englischen Gesellschaft, sich selbst zu helfen (self-help), hat sich dieselbe in Grossbritannien, sobald sich die Unzulänglichkeit der Regierungsmaassregeln erwiesen hatte, damit befasst, Privatexpeditionen nach der Krim zur Pflege der Kranken und Verwundeten zu gründen.

Zur schnellen Beseitigung der Mängel des militärärztlichen Wesens in England hat viel die Mitwirkung einer energischen und klugen Frau, Miss Nightingale, beigetragen. Sie diente allen als Beispiel und gab der allgemeinen Wohltätigkeit einen starken Impuls.

Ausser den Regimentslazaretten wurden 4 bewegliche Hospitäler gegründet, die sich durch besondere Sauberkeit auszeichneten. Bemerkenswert war die angenommene Regel, dass es vom Arzt abhängt,

Ausserordentlich gute Verpflegung der Verwundeten in den englischen Hospitälern.

den Kranken Thee, Braten, Pudding, Bier, alle Sorten Weine, Rum, Cognac und alles was er für notwendig erachtet, zu geben, wenn er ihnen dies nur am Tage zuvor verschrieben hatte. In den englischen Magazinen der freiwilligen Assoziation für Hilfeleistungen an Verwundete gab es sogar Champagner. „In den englischen Hospitälern erhielten die Kranken dreimal täglich Nahrung, und zwar: um 8 Uhr früh 192 Gramm Brot, 500 Gramm Theewasser auf 4 Gramm Thee-Essenz aufgebrüht, und 24 Gramm Zucker; mittags 500 Gramm Suppe, 384 Gramm gekochtes oder gebratenes Fleisch, 128 Gramm Brot, 500 Gramm Kartoffeln und andere Früchte, und ausserdem — je nach dem ärztlichen Rezept — Bier oder Wein, und endlich um 6 Uhr nachmittags dasselbe, was sie zum Frühstück bekommen hatten."

Die Hospitäler in Piemont waren auf 1600 Mann berechnet, da sich in der Linie 15 000 bis 18 000 Mann befanden. In diesen Hospitälern aber blieben stets einige Freistellen übrig.

Die Mängel in der Einrichtung der Sanitätsabteilung im Krimkriege zeigten sich besonders nach der Schlacht an der Alma, bei Balaklawa und bei Inkerman.

Ein französischer Schriftsteller schreibt unter dem Eindruck der Schlacht bei Inkermann: „In Haufen wälzten sich die Körper der Tapferen dreier Nationen untereinander. Man fand noch nach 8 Tagen Verwundete vor! Und wieviel Schwierigkeiten noch nach dem Transport der Verwundeten in den Verbandstationen! Das ärztliche Personal war den Aufgaben, die seiner harrten, nicht gewachsen, und die unglücklichen Verwundeten, welche haufenweise in die Zelte geworfen waren, mussten oft 8 bis 10 Tage warten, ehe man sich mit ihnen befassen konnte."[1])

Die Schlacht von Solferino die äussere Veranlassung zur Gründung der Genfer Gesellschaft des „Roten Kreuzes".

Die traurigen Folgen einer ungenügenden sanitären Einrichtung im Krimkriege dienten dennoch zu keiner genügenden Belehrung für die französische Kriegsverwaltung, und während des Krieges mit Oesterreich im Jahre 1859 machte sich wieder die Unzulänglichkeit der sanitären Mittel fühlbar. Nach der Schlacht bei Solferino blieben zehntausend Verwundete auf dem Schlachtfelde, und nur ein Teil von ihnen wurde sowohl von den Heilgehilfen, als auch von den Bewohnern der Umgegend aufgelesen. Viele dagegen blieben mit den Toten zusammen liegen, und bald wurde das ganze Feld unter dem Einflusse der brennenden Sonne zu einem Herde von Epidemien, die auch die benachbarten Dörfer bedrohten. Unter der Zahl der mitleidigen Einwohner, welche die Verwundeten in ihre Häuser brachten, befand sich auch der Genfer Bürger

[1]) Ch. Fay: „Souvenirs de la guerre de Crimée."

Henri Dumont. Er beschrieb die bei Solferino erlebten Schrecknisse in einem Buche, benannt „Souvenirs de Solferino", und dieses Buch eben gab den Anlass zur Gründung der Genfer Gesellschaft des „Roten Kreuzes" und zur Genfer Konvention selbst, welche die Neutralität der militärärztlichen Einrichtungen begründet und dieselben unter den internationalen Schutz gestellt hatte.

Wir erwähnten oben die englischen sanitären Privatexpeditionen in der Krim Wir müssen hinzufügen, dass auch in Deutschland im Jahre 1813 und dann auch in den 1848er Jahren Privatgesellschaften zur Hilfe von Verwundeten während des Krieges entstanden. Nach Beendigung der Kriegsthätigkeit wurden jedoch diese Gesellschaften geschlossen, und selbst das Andenken daran ist in der Gesellschaft verschwunden. In der uns näher liegenden Zeit fingen die Regierungen an, dafür zu sorgen, dass die zur Hilfe für Verwundete im Kriege gewonnene Privatthätigkeit eine ständige Organisation erfuhr, wobei diese Privatthätigkeit der militärärztlichen untergeordnet wurde.

Private Hilfsthätigkeit in den neueren Kriegen.

Die private Hilfeleistung für die Kriegsopfer erscheint auch im dänischen Kriege im Jahre 1864 und tritt besonders während des Bürgerkrieges der Vereinigten Staaten im Jahre 1864 hervor. Dort wurden Zentralkommissionen für Hilfe gegründet, und diese entwickelten ihre weitgehendste Thätigkeit durch ihre Organe, die oft früher am Kriegsschauplatze erschienen, als Kriegshospitäler gegründet waren. Die Kommission richtete musterhafte Sanitätslazarette mit ca. 130 000 Betten ein, sie schaffte mittels Sanitätswagen eine grosse Anzahl Kranker und Verwundeter vom Schlachtfelde fort, und reichten diese Mittel noch nicht aus, so nahm sie die Ozeandampfer, die in Hospitäler verwandelt wurden, zur Hilfe. Die Kommission sammelte und verausgabte für das Werk der Menschenliebe über 300 Millionen Rubel. Ihre Thätigkeit war im höchsten Grade bemerkenswert, unter anderen auch deshalb, weil sich dabei das Pavillon- und Barackensystem als das Beste für Hospitäler erwies, ebenso wie verschiedene Verbesserungen bei der Art des Transports der Verwundeten auf Dampfern und Eisenbahnen.

2. Das militärärztliche Wesen in Russland.

a) Vor Beginn dieses Jahrhunderts.

Die russische Regierung trug längst Sorge für die Hilfeleistung an ihre kranken und verwundeten Krieger und bestimmte zu diesem Zwecke grosse Geldmittel. Wenn also die Einrichtung der militärärztlichen, besonders aber der ärztlichen Feldabteilung, nicht immer den ins Auge

1706 Gründung eines militärischen Hospitals in Russland.

gefassten Anforderungen entsprach, so waren die Ursachen einerseits in der ungenügenden Selbständigkeit der Aerzte, andererseits aber in den Mängeln der Verwaltung im allgemeinen zu suchen. Der Anfang für das militärärztliche Wesen in Russland war von Peter dem Grossen gemacht worden. Bis zu seiner Zeit fungierten nur Ausländer als Aerzte. Er erkannte die Notwendigkeit einer medizinischen Ausbildung im Lande. Im Jahre 1706 wurde in Moskau ein militärisches Hospital gegründet, bei dem russische Schüler und Unterärzte angestellt wurden, die bei den aus dem Auslande verschriebenen Aerzten die lateinische Sprache, Anatomie, Chirurgie und Pharmacie erlernt hatten. Diese Lehranstalt, welche für 50 Zöglinge bestimmt war, wurde von Nikolaus Bidleau geleitet. Der Kursus dauerte einige Jahre, und nach Bestehen des Examens wurden die Schüler als Aerzte oder Gehilfen vorzugsweise bei der militärischen Verwaltung angestellt.

1716 richtet Peter der Grosse eine militärärztliche Verwaltung ein.

Im Jahre 1715 gründete Peter auch in Petersburg ein Hospital auf dem Lande und eins zur See, die beide ebenfalls mit Lehranstalten versehen waren. Nachdem der Anfang zur Gründung dieses ärztlichen Wesens in Russland gemacht war, schritt Peter zur Errichtung einer militärärztlichen Verwaltung. Durch den Erlass vom Jahre 1716 wurde befohlen, dass bei jeder Division ein Divisionsarzt und ein Stabschirurg, bei den Regimentern je ein Arzt oder ärztlicher Gehilfe, und in den Bataillonen Heilgehilfen angestellt wurden. Das Jahresgehalt für die russischen Aerzte war im ganzen auf 30 Rubel, das für die ausländischen aber auf mindestens 10 Thaler pro Monat bestimmt. Da es aber bei der Besetzung der für Flotte und Armee bestimmten militärischen Vakanzen an Aerzten mangelte, so war der grössere Teil von ihnen noch lange kontraktlich angestellt. Auf Grund desselben Erlasses wurden in jeder Division 2 Apotheken für die Kavallerie und Infanterie mit je einem Apotheker, 2 sogenannten „Gesellen" und 4 Schülern gegründet. Im Jahre 1722 verlieh Peter den medizinischen Ständen gleiche Rechte wie den militärischen. Der Rang des Präsidenten des medizinischen Kollegiums war dem Rang des General-Majors gleichgestellt, der des älteren Leibarztes dem des Obersten und der der anderen Leibärzte dem Rang des Oberstlieutenants.

Die Aerzte in den militärischen Abteilungen wurden den Kapitäns und den Fähnrichen gleichgestellt, wobei „die Doktoren", d. h. die ausländischen Aerzte zu höherem Range als die russischen gerechnet wurden.

Die Lage des ganzen medizinischen Bestandes keine sonderlich gute.

Die Lage des ganzen medizinischen Bestandes, sowie der militärärztlichen Abteilung, war äusserst ungenügend. Die ausländischen Aerzte bekümmerten sich wenig um die sanitären Verhältnisse der Armeen, die Kommandeure beachteten nicht die Bedeutung der Aufsicht über

dieselben, und die russischen Aerzte waren meistens zu wenig ausgebildet, da infolge des Personalmangels nicht selten Unterärzte noch vor Beendigung der Kurse als Aerzte entlassen wurden, und dies hinderte sie nicht, mit der Zeit die Anstellung als Stabs-Chirurgen zu erhalten. Man muss auch noch hinzufügen, dass die Behandlung der Aerzte durch Kommandeure und Offiziere auch für das Heranziehen befähigter medizinischer Kräfte zur Armee nicht förderlich war.

Verfall der militärärztlichen Abteilung.

Unter den Nachfolgern Peters wurde die Lage der militärärztlichen Abteilung nicht allein nicht besser, sondern kam im Gegenteil in Verfall. Zum Untergang der Hospitäler trug der Umstand bei, dass ihr Unterhalt aus den Abzügen von den Gehältern der militärisch Dienenden bestritten wurde.

Unter dem Kaiser Paul kam es so weit, dass in einem Hospital nicht einmal 200 Kranke beherbergt werden konnten. Die Nachlässigkeit der älteren Aerzte führte dahin, dass der Vorstellung des damaligen Präsidenten der Medizinal-Kanzlei Kondoidi zufolge der Befehl erlassen wurde, Inspektoren an den Hospitälern anzustellen; dies war auch der Anfang der Doppelnatur in der Verwaltung, die sich in das militärmedizinische Wesen in Russland hineinschlich.

Die Heilgehilfen im jetzigen Sinne erschienen in den Heeren erst nach dem Jahre 1741. Bis dahin wurden die Funktionen der Feldschere in den Hospitälern von ihren Lehrlingen ausgeführt, d. h. wie wir es jetzt nennen würden, von den Studenten, was diese natürlicherweise von ihren Studien abhielt. Infolge des Vorschlags des Hauptmilitärarztes in Petersburg, Englert, man möge besondere Feldschere aus den lesekundigen Soldatenkindern heranbilden, stellte ihm das Militär-Kollegium zu diesem Zwecke 10 Zöglinge der Garnisonschule zur Verfügung. Den Feldscheren wurde ein Jahresgehalt von 6 Rubel und der Unterhalt bewilligt.[1])

Die Lage der Hospitäler am Ende des XVIII. Jahrhunderts.

Ueber den Zustand in den Hospitälern am Ende des XVIII. Jahrhunderts können wir nach der Aeusserung Ssuworows urteilen: In der Hauptbelehrung an die Soldaten sagt er: „Fürchtet die Hospitäler! Die deutschen Medikamente kommen von weit her, sie riechen und sind unwirksam oder schädlich. Der russische Soldat ist nicht an sie gewöhnt. Ihr habt in euren Artjels Gräser, Wurzeln, Pflanzen u. dergl. Der Soldat ist wertvoll! — Hütet die Gesundheit, reinigt den Magen, wenn dieser verlegt ist, der Hunger ist der beste Arzt! Wer den Menschen nicht behütet — verdient als Offizier Arrest — als Unteroffizier und Gefreiter Prügel, und Prügel auch verdient, wer sich selbst nicht schont.

[1]) Myrdaer, „Das russische Militär-Sanitätswesen". 1896.

Ssuworows Verhaltungsmaassregeln.

„Ist der Magen schwach, so genügt nach Sonnenuntergang etwas leichte Grütze und Brot, ist er kräftiger, gieb ihm Buchweizengrütze in warmem Wasser oder Sauerampfer-Wurzel. Denken Sie, meine Herren, an die ärztlichen Feldregeln des Stabsarztes Bielopolskij; „In der Hitze iss garnichts, selbst bis zu zwanzig Tagen, trinke nur unseren Soldatenkwas, natürlich gesäuertes russisches Getränk, er ist die beste Arznei! . . . Im Fieber trink und iss nichts, das ist Strafe! Warum hast du dich nicht gehütet! . . . In den Krankenhäusern ist's: ersten Tag — weich gebettet, am zweiten — Wassersuppe, am dritten möchtest du fliehn! Einer stirbt, da saugen zehn seinen Todeshauch ein! . . . Im Lager liegen Kranke, Schwache und Hinfällige in den Zelten und nicht in — den Dörfern, die Luft ist hier reiner, wenngleich es kein Lazarett ist. Man muss kein Geld für Arzneien sparen, wenn man es dazu hat, auch nicht für andere Bequemlichkeiten, die kein Luxus sind. Das alles aber ist Nebensache! Wir verstehen uns in acht zu nehmen. Wo anders stirbt von hundert Leuten einer — bei uns nicht einmal soviel von fünfhundert. Für den Gesunden ist die Luft — Nahrung und für den Kranken ist sie — ein Trank, sagt das Sprichwort. Helden! der Feind zittert vor Euch! Es giebt aber einen ärgeren, und das sind die Hospitäler!" . . . Als Ssuworow im Jahre 1792 die Armeen in Finland kommandierte, wurde ihm die Schuld an der schlechten Lage der Hospitäler zugeschrieben, aber er erwiederte: „Die Hospitäler führen schon seit langem zum Missbrauche, ich kann sie nicht leiden. Die Regiments- und Bataillonskommandeure verstehen sich oft auf die Gesundheit der Soldaten schlecht und schicken sie in die weit entfernten Krankenhäuser, auch bei unbedeutenden Anfällen; oft treten die Leute, erst durch den Transport halbtot gemacht, in diese verderbliche Luft von Sterbenden ein."

Im übrigen führte Ssuworows Abneigung gegen die Hospitäler ihn viel zu weit, wie wir es aus dem Briefe de Ribazs im Jahre 1794 an eine sehr einflussreiche Persönlichkeit Petersburgs ersehen. De Ribazs schrieb folgendes: „Um Gottes willen, zähmt den Mann. Seine Launen übersteigen jedes Maass. Wahrscheinlich war er auch bei Ismail nur deshalb gut, weil man ihn dort nicht heran liess. . . . Man muss darauf achten, was er mit den Hospitälern anstellt. Die armen Krüppel oder die Kranken und Invaliden werden aus den Hospitälern ohne irgend welche Bekleidung vertrieben, denn die Aufseher hatten den Befehl, die Hospitalkleider zu behalten. Wie sollten sie nun alle auf ihre Plätze gelangen? Die Wechselfieber, gewöhnlichen und Wundfieber, sowie Ruhr sind aus den Krankheitskategorien ausgestrichen; die Hospitäler durften nur solche Kranken annehmen,

die von der Wassersucht oder von venerischen Krankheiten befallen waren. Schliesslich blieben die Hospitäler fast leer, und in den Räumen, wo früher 100 Kranke gelegen hatten, zeigen sich jetzt kaum 12–15, ein Wunder, das nur den Drohungen der Kommandeure und Aerzte zu verdanken war. Es ist das eine Unmenschlichkeit und ich bin überzeugt, dass sie auch die Kaiserin schmerzlich berühren würde; alle beklagen auch diese rohen Zustände, ohne es zu wagen, darüber zu schreiben, aus Angst vor Spionen Petersburgs." . . .

Es wurden für die russischen Heere, die im Jahre 1799 mit den Franzosen in Italien, der Schweiz und in Holland unter dem Kommando von Ssuworow, Rimskij Korsakow und Herman kämpften, ausser den fliegenden Hospitälern bei den Armeen, von Engländern und Oesterreichern stehende Hospitäler gegründet, wohin man die Verwundeten auf Wagen schaffte. In den Heeren, die in Holland kämpften, war die Sterblichkeit durch Entbehrungen sehr bedeutend.

b) Vom Anfang des XIX. Jahrhunderts bis zum Krimkriege.

Die Thronbesteigung des Kaisers Alexander I. schuf eine neue Aera für das Medizinalwesen in Russland.

Reform des Medizinalwesens in Russland unter Alexander I.

Im Jahre 1802 wurde das medizinische Kollegium dem Ministerium des Innern untergeordnet. Im nächsten Jahre wurde das medizinische Kollegium aufgehoben und dessen laufende Geschäfte wurden einem der Departements des Ministeriums übertragen; für die Beratungen über allgemeine Fragen und über Maassregeln zur Erhöhung der wissenschaftlichen medizinischen Kenntnisse wurde in Russland von demselben Ministerium ein medizinischer Rat gegründet. Später im Jahre 1805 wurde die militärisch-medizinische von der staatlich-medizinischen Verwaltung gänzlich getrennt. Ausserdem wurde auch die militärärztliche Abteilung in 2 Teile getrennt und zwar für das Landheer und für die Marine. Die Hospitäler für die russischen Armeen während des Krieges mit Napoleon im Jahre 1805 wurden wieder von den Oesterreichern eingerichtet. Im Jahre 1806 war die russische Regierung, die sich verpflichtet hatte, die Hospitäler und die russischen Armeen mit Proviant zu versorgen, nicht im Stande, dies zu erfüllen. Infolge dessen kamen Missbräuche vor. Wir wollen hier die Schilderung eines russischen Schriftstellers anführen:

Die Hospitäler der russischen Armee während des Krieges mit Napoleon.

„Die Regimentskommandeure nahmen von den Lieferanten Geld an und stellten ihnen Quittungen über die in natura empfangenen Lebensmittel aus, und da sie selbst nicht in der Lage waren, alles zu kaufen, was nötig war, so nahmen sie das, was sie nicht kaufen konnten, den Einwohnern mit Gewalt weg, und gaben ihnen dagegen Papierfetzen, auf

denen sie statt das in Wirklichkeit entnommene aufzuschreiben, verschiedene Schimpfwörter, Lieder u d. gl. aufschrieben. Da sich aber die Mittel des Landes schnell erschöpften, so nahmen sich die Generäle oft gegenseitig mit Gewalt die Lebensmittel ab; das Brod gelangte selten bis zur Avantgarde. Der englische General Wilson, der sich im Hauptquartier befand, nennt in seinem Werke die Hospitäler, die er gesehen, „Schrecknisse der Menschheit", und dieser Ausdruck ist nicht übertrieben. Die Bewohner der Gegenden, wo die Armee stand, irrten wie Schatten umher. Kinder starben an den vor Hunger ausgedorrten Brüsten der Mütter. Die Pferde fielen bei den Kavallerie-Regimentern vor Hunger, sogar während der Musterungen, da sie keine Kraft mehr hatten, die Reiter zu tragen. Nachdem sie zuletzt noch die Strohdächer der Häuser aufgefressen hatten, besäten ihre Leichen den ganzen Weg von der Avantgarde bis zum Hauptquartier Bartensteins, in welchem aus Petersburg eine grosse Anzahl Damen ankamen, und wo ein Fest das andere jagte!"

Die Memeler Kommission.

„Der Kaiser nahm den Beamten der Proviant- und Kommissariatsabteilung das Recht, die Armee-Uniform zu tragen, indem er sie beschuldigte, dass der grösste Teil nur auf eigene Bereicherung bedacht, zusammen mit den geldgierigen Lieferanten die Preise aller Lebensmittel erhöhte, die Ausgaben vergrösserte, während die Heere Not leiden mussten, und die wichtigen Unternehmungen dadurch zum Schaden des Reiches aufgehalten wurden. Zur Prüfung der verabreichten Quittungen wurde nach dem Kriege die sogenannte Memeler Kommission einberufen; aber sie existierte so lange, und that so wenig, dass sie sprichwörtlich wurde, und zwar pflegte man, um irgend eine Verzwicktheit, aus der man sich nicht herausfinden konnte, zu bezeichnen, zu sagen: „die Sache muss man an die Memeler Kommission senden!" In den Jahren 1806 und 1807 beliefen sich die Verluste in den russischen Heeren auf ca. 9666 Tote und 19334 Verwundete. Die Zahl der durch Krankheiten Verstorbenen war unbekannt; aber nach der Jahreszeit, in der die Schlachten stattfanden, nach dem Mangel an Lebensmitteln und nach der schlechten Lage der Hospitäler zu urteilen, muss man annehmen, dass die Sterblichkeit durch Krankheiten bedeutend grösser war als die Verluste in den Schlachten; dies ist teilweise daraus zu schliessen, dass auch in der französischen Armee zu derselben Zeit nach Berichten von Chambré eine abnorme Sterblichkeit an Fieber und Typhus zu konstatieren war. Im türkischen Kriege vom Jahre 1806—1812 verloren die russischen Heere bis 100000 Mann, von denen kaum $^1/_5$ im Kampfe fiel. Trotz der Sorge der Regierung seit der Thronbesteigung Alexanders I. für die Vergrösserung des medizinischen Bestandes und für die Verbesserung des

militärärztlichen Wesens im Allgemeinen, waren doch im Kriege 1812 zu wenig Militärärzte, und man musste wieder städtische Aerzte anstellen und ausländische hinzuziehen.

Einrichtung dreier verschiedener Arten von Lazaretten im Kriege 1812.

„Zugleich wurde bei der Ausarbeitung der „Bestimmung über die Verwaltung der aktiven Armee" auch dem medizinischen Teil derselben Armee eine neue Richtung gegeben. Auf Grund dieser Bestimmung sollte man bei Bildung der Armee für dieselbe drei verschiedene interimistische Lazarette einrichten, und zwar: fliegende, bewegliche und interimistische Hauptlazarette; die ersten waren aus Lazarettfuhrwerken gebildet und dienten zur ersten Hilfeleistung an Verwundete auf dem Schlachtfelde und zu deren Transport in die beweglichen Hospitäler; die zweiten dienten zur Behandlung der Kranken und Verwundeten während des Marsches, und die letzten wurden hinter der Linie der beweglichen errichtet. Die beweglichen Hospitäler wurden je nach Gutdünken des Generalkommandeurs und die interimistischen durch das Kriegsministerium errichtet. Bei der Bestimmung der Quantitäten der medizinischen Vorräte, der Zahl der Mediziner, der Bedienung und der Arzneien, wurde als Regel angenommen, dass die Kranken den zehnten Teil der Armee betragen können; für je 200 Kranke berechnete man einen Arzt und sechs ärztliche Gehülfen. Für hundert Kranke war je ein Hospitalbeamter und für je zehn Kranke ein Krankenwärter bestimmt.

„Im Anfang des Krieges wurden ein fliegendes und ein bewegliches Hospital mit dem Notwendigsten errichtet, aber die Fuhrwerke waren unbequem und wenig haltbar, und ausserdem fehlten erfahrene Beamte, militärische Aufsicht, sowie die erforderliche Bedienung und deshalb konnten sie die gewünschte Vollkommenheit nicht erreichen.

„Für die Verproviantierung der Kranken während des Transports wurde vom General-Kommissar Tatischtschew und dem Hospitaldirektor Bielgorodsky das Projekt eines Kontraktes mit den Lieferanten ausgearbeitet.

Der Kaiser fügte bei dessen Bestätigung hinzu: „wenn der Lieferant nicht korrekt die Lebensmittel liefert, so ist er vor das Kriegsgericht zu stellen."

„Dies jagte allen Lieferanten einen derartigen Schrecken ein, dass niemand es übernehmen wollte, die Kranken zu verproviantieren, und erst nachdem Tatischtschew besonders überzeugend eine gerechte Verteidigung versprochen, übernahm ein Lieferant Sluzki die Lieferung. Dieser erfüllte, so viel bekannt war, seine Sache gut, und die Kranken litten unterwegs keine Not."

Bei der Eile, in der die russischen Heere den Rückzug antraten, ist es selbstverständlich unmöglich gewesen, alle Kranken und Verwundeten fortzubringen, und ein grosser Teil derselben blieb daher ohne jede Hilfsmittel auf den Strassen und Plätzen und in den Gärten liegen. „In der Schlacht bei Borodino waren offiziellen Berichten zufolge im Ganzen circa 27 000 Verwundete. Wenn die Franzosen ebensoviel aufzuweisen hatten, so beläuft sich die Gesamtzahl der Verwundeten auf 54 000 Mann. Wenn wir annehmen, dass sich darunter $^1/_3$ schwer Verwundeter befand, so finden wir, dass die bewegungsunfähigen, ungefähr 18 000 an Zahl, auf dem Schlachtfelde liegen blieben.“ Es waren so wenig Mittel vorhanden, um die Verwundeten fortzubringen, dass dieselben ebenso wie viele Invaliden, wenn sie einige Tage auf den Schlachtfeldern, in den Scheunen oder Speichern verblieben waren, entweder verbluteten oder vor Hunger und Durst starben.

Bei der Belagerung von Moshaisk durch die Franzosen fanden diese dort nach der Behauptung von Chambré über 10 000 russische Kranke und Verwundete.

Um die Plätze für ihre Kranken und Verwundeten, mit denen die Stadt und die Umgegend angefüllt war, zu räumen, trugen die Franzosen die Kranken und Verwundeten auf die Strasse, wo dieselben ohne jede Pflege liegen blieben.

Unzureichende Mittel, um die Kranken aus Moskau fortzuschaffen.

Der herausgegebenen Verordnung zufolge sollten die Verwundeten nach ihrer Einlieferung in Moskau von der Armeeverwaltung in die Pflege des Ministeriums des Inneren übergehen.

Sogleich nach dem Beschluss, Moskau zu verlassen, hat die Fortschaffung der Verwundeten aus den Moskauer Krankenhäusern begonnen. Man sammelte aber nur eine zu geringe Anzahl von Fuhrwerken. Die Kranken wurden auf diese in Eile verteilt und schon am nächsten Tage waren, nach Angaben Kankrins, die Kommissionäre und die Bedienung der Moskauer Hospitäler davongelaufen.

Infolge der ungenügenden Anzahl von Transportmitteln in Moskau blieben dort nach den Berichten von Bernhardi über 10 000 russische Kranke und Verwundete. Der Weg, den die Armee beim Rückzug nahm, war mit ganzen Kolonnen von Soldaten bedeckt, zwischen denen sich in grösster Unordnung die Lager, die fliehenden Einwohner und eine Menge mit Kranken überfüllter Fuhrwerke befanden. Das alles bildete ein förmliches Chaos. Auf vielen Wagen führte man statt der Verwundeten die Frauen der Wächter, Spinde, Koffer und Möbel. Alle wähnten sich erst dann vor dem Feinde sicher, wenn sie sich zwischen dem Militär befanden, und deshalb schleppte sich alles nach der Richtung, die die Armee einschlug.

Die Heere mussten den Fluss Moskwa bei dem Dorfe Kulakowo passieren, wo eine steile Böschung den Uebergang sehr erschwerte. Um den Weg von den Transporten, die die Heere am ordnungsgemässen Marsche hinderten, zu befreien, wurde befohlen, alle Kranken- und Verwundeten-Transporte nach Kassimow und Jelatma zu schaffen und dort Hospitäler zu errichten.

Errichtung von Hospitälern in Kassimow und Jelatma.

Die Ausführung dieser Angelegenheit wurde dem Generalintendanten Kankrin übertragen, der über nicht mehr als zwei bis drei Beamte verfügte, weil sich alle ihm untergebenen Beamten des Ministeriums des Inneren verborgen hielten. Ungeachtet aller Schwierigkeiten wurden nach Kassimow und nach Jelatma Beamte zur Errichtung neuer Hospitäler und auf die Strassen dorthin Kosaken geschickt, um die Transporte mit Verwundeten nach Kassimow zu dirigieren. Wenn damit auch alles mögliche geschah, so gingen doch volle 24 Stunden damit verloren, die Transporte einzuholen und ihnen eine andere Richtung anzuweisen.

Kankrin sagt, dass zu diesem Zwecke einige hundert Zettel ausgestellt wurden, in denen vorgeschrieben war, dass die Verwundeten diese oder jene Plätze bis nach Kassimow passieren sollten, wo sie alles Nötige vorfinden würden. Die dazu abgesandten Soldaten verteilten diese Zettel unter die alten Soldaten oder unter die, welche lesen konnten.

Bei Beginn der Verfolgung des Feindes war das Hospitalwesen das denkbar traurigste und schwierigste. Das Land war derartig ruiniert, dass man weniger an die ärztliche Behandlung, als daran denken konnte, dass die Kranken und Verwundeten nicht vor Hunger und Kälte starben.

Bei der Beschreibung der Hospitallage im Jahre 1812 sagt Kankrin: „Derjenige, welcher nicht dabei war und es nicht selbst sah, kann niemals ahnen, wie schrecklich die damalige Lage der Franzosen und die unsrige war. Die Regierung aber hielt an ihren vorgeschriebenen Forderungen ebenso fest, als ob alle Mittel vorhanden wären.“ So geschieht es oft. Man sagt: „man muss das Unmögliche fordern, damit das Mögliche geschehe.“

In Bezug auf solche Forderungen sagt Vauchelle: „Demander dans l'état de guerre et en campagne tout ce qui se demande dans l'état paisible et commode de la paix, ce n'est vouloir rien d'exact et vrai.“ (Cours d'administration militaire.)

Aber, um das Mögliche zu fordern, muss man die Verhältnisse kennen, und dazu ist ein tiefes Eindringen in diese und nicht ein nur oberflächlicher Einblick notwendig.

Trotz aller vorher getroffenen Maassregeln starben von 30 000 kranken und verwundeten Franzosen 25 000.

Zu Beginn des Krieges im Jahre 1812 waren auf der westlichen Grenze bis 20 000 russische Soldaten versammelt, und es kamen noch vor dem Rückzug nach der Tarutinoschen Position etwa 55 000 Mann der Reservebataillone als Ergänzung hinzu. Von dieser Zahl blieben nach dem Ausmarsch aus dem Tarutinoschen Lager kaum 97 112 Mann, und nach der Ergänzung der Heere durch Rekruten waren damals in der Armee bis 102 254 Mann. Nach zwei Monaten zählte die Armee bei der Ankunft in Wilna nicht mehr als circa 42 000 Mann. Auf dem Wege blieben also 48 000 Gefallene, und infolge von Wunden starben demnach zirka 12 000.

Vernichtendes Urteil über das Hospitalwesen.

In dem allerunterthänigsten Bericht war nur die allgemeine Meinung über das militärärztliche Wesen ausgedrückt: „Man muss es bekennen, dass das Hospitalwesen bei uns überhaupt noch nicht in die erforderliche Ordnung gebracht ist, die Wirtschaft ist übermässig kompliziert und entzieht sich der nötigen Kontrolle; diese Abteilung der Feldverwaltung, welche die Hospitäler betrifft, ist im Verhältnis zu den anderen nicht genügend bearbeitet, und ausserdem hatten wir, die wir mehr Kriege gesehen als alle anderen Völker, bis zu unserer Zeit weder Anstalten für Verproviantierung, noch Feldkommissariate, noch Verwaltungen und nicht einmal solche Einrichtungen, wie sie andere Nationen für ihre Hospitäler besitzen. Mit der Ankunft im Ausland wechselte auch die Art und Weise des Unterhalts der Hospitäler. In Plotzk hatte der General-Intendant, der Direktor und der Generalstabsarzt eine besondere Bestimmung für die ausländischen Hospitäler ausgearbeitet, nach der man sich während des ganzen Krieges richtete. Die Zählung der Leute, die Polizei und das Bestehen darauf, dass die Vorschriften richtig ausgeführt würden, war besonderen Kommissaren anvertraut worden, die aus den Regimentern entnommen und der Aufsicht der Bezirksverwalter unterstellt waren. Der wirtschaftliche Teil hing von der Ortsverwaltung ab, und es wurde bei dem Hospital ein Komitee aus Ehrenbürgern ernannt; die Portionen und alle Hospital-Gegenstände erhielten ihre Regeln und Bestimmungen.

Weitere Bestimmungen über Aenderung im Hospitalwesen.

Im Jahre 1816 erfolgte die Allerhöchste Bestimmung über die Errichtung von ständigen Hospitälern während der Friedenszeit, sowie von Regiments-Lazaretten, von Corps- und Divisions-Hospitälern, damit im Falle eines Krieges die Bedienung und die Reservegegenstände, welche während des Friedens in den Corpshospitälern zu haben sein sollten, in bewegliche Hospitäler verwandelt werden könnten. Endlich sind unter dem Kaiser Nikolaus I in den Jahren 1828 und 1829 Bestimmungen über die unbedingte Gründung von ständigen und fliegenden Militär-Hospitälern erlassen worden.

In den Feldzügen gegen die Türkei in den Jahren 1828 und 1829 waren 118745 an verschiedenen Krankheiten Verstorbene, während die höchste Zahl der in der Linie befindlichen Soldaten nicht 142000 überstieg (April 1828). Die Sterblichkeit in den Jahren 1828, 1829 u. 1849.

Die relative Sterblichkeit war folgende: Von 1000 Mann starben:

Im Jahre 1828 während 8 Monaten 146 was pro Jahr 219 ausmacht,
„ „ 1829 „ 8 „ 461 „ „ „ 691 „
„ „ 1830 „ 7 „ 97 „ „ „ 166 „

Die Verluste durch Krankheiten waren auch beim medizinischen Personal gross: über 300 Aerzte starben an Fieber und an der Pest. Die Resultate des Krieges im Jahre 1831 in Polen waren auch nicht günstiger. Es waren 7122 Mann im Jahre 1831 in den Schlachten gefallen, und 92888 starben an Wunden und Krankheiten. Zu derselben Zeit wurden die ersten Instruktionen in Russland über die Vorbereitung der Armeen für den Kriegsfall erteilt, und im Jahre 1833 stellte der Generalstabsarzt Tscheetyrkin über die sanitären Maassregeln in den Heeren Regeln auf, die sich im Besitze eines jeden Militärarztes befinden mussten.

In dem ungarischen Feldzuge im Jahre 1849 sind bei der kurzen Dauer des Krieges, der während der besten Jahreszeit stattfand, im Ganzen 10253 Mann gestorben, davon 7414 an der Cholera-Epidemie und 2839 Mann an gewöhnlichen Krankheiten.

c) Während des Krim-Feldzuges im Jahre 1854—1855.

Wenngleich im Feldzuge der Jahre 1854—1855 das Los der Verwundeten und Kranken im Vergleich mit den vorhergehenden Kriegen ein etwas besseres war, so hat sich gleich am Anfang desselben der Mangel an Sanitätspersonal stark fühlbar gemacht.

Mangel an Sanitätspersonal.

Die Akademie in Wilna wurde noch im Jahre 1834 geschlossen, die Moskauer im Jahre 1846 mit der Uebergabe sämtlicher Kabinette und Lehrmittel an die medizinische Fakultät der Moskauer Universität. Die medizinische Akademie entliess im Durchschnitt je 30, und die Universitäten je 50 Aerzte jährlich. Es ist begreiflich, dass eine so geringe Zahl unmöglich das notwendige Bedürfnis an Aerzten nicht einmal während des Friedens befriedigen konnte.

„Die Pharmaceuten und Thierärzte wurden an denselben Anstalten ausgebildet. Heilgehilfen lernten an Spezialschulen, die an mehreren Hospitälern bestanden. Für diese Schulen wurden vorzugsweise ausgehobene Rekruten bestimmt."

Am 1. Januar des Jahres 1853 befanden sich auf den Militärvakanzen: 2007 Aerzte, 3393 Feldschere und 850 Heilgehilfenlehrlinge.

Zur Besetzung aller Staatsvakanzen fehlten 193 Aerzte, 172 Feldschere und 292 Lehrlinge.

„Aus den hier angeführten Zahlen kann man ersehen, dass es noch vor dem Kriege an den notwendigsten Aemtern, wie an Aerzten und Feldscherern mangelte. Mit der Fertigstellung der Armee für den Kriegsfall musste man die mangelhaft besetzten Aemter ergänzen und es war kein genügendes Personal vorhanden, aus dem man diese Lücken ausfüllen konnte.[1])

Infolge der erleichterten Prüfungsbedingungen erwies sich ein grosser Teil der angeworbenen Aerzte als unfähig.

Man ergriff vor allem die gewöhnlichen Maassregeln: Es wurde den Studenten des fünften Semesters erlaubt, ihr Examen zu machen; dann wurde befohlen, schon die des vierten Semesters vorzubereiten und die ausländischen und frei praktizierenden Aerzte aus dem ganzen Reiche und aus dem Königreich Polen hinzuzuziehen.

Im Ganzen gelangte während des ganzen Krieges in den Kriegsdienst folgende Anzahl von Medizinern, darunter auch Studenten mit einem Diplom, welche noch nicht den vollen Kursus absolviert hatten:[2])

Aus der medizinisch-chirurgischen Akademie	449
„ den Universitäten	375
Von den frei Praktizierenden	142
„ verschiedenen Verwaltungen	55
„ Ausländern auf besonderer und allgemeiner Basis	22
„ Ausländern mit Kontrakt	99
Zusammen . . .	1142

Die Folge eines solchen Anwerbens von Aerzten war, dass eine bedeutende Zahl von ihnen sich als unfähig erwies, den wissenschaftlichen, sowohl wie den dienstlichen Anforderungen zu genügen.

Talentierte Aerzte wie Pirogow, Hübbenet, Obermüller u. a. bildeten einzelne Ausnahmen in der Gesamtzahl der Aerzte, und konnten trotz aller Fähigkeiten die Lage der Dinge nicht verbessern. Die ungenügende Vorbereitung der Aerzte empfand man umsomehr, als es auch an erfahrenen Feldscherern mangelte.

Während der Dauer von 4 Jahren vom Jahre 1853—1856, traten in den militärischen Dienst 2270 Feldschere, von denen 2684 während der schwersten Jahre 1854—55 eintraten; zu derselben Zeit schieden aber 1664, d. h. ca. 50 Prozent durch Krankheiten und Sterbefälle aus. Dieser Mangel an ärztlichen Gehilfen machte sich stets fühlbar, besonders

[1]) Hübbenet: „Ueberblick über das Medizinalwesen in der Krim im Jahre 1854—56."

[2]) Hübbenet a. a. O.

aber im Anfang, so dass die ärztliche Verwaltung der Krim gezwungen war, die Feldschere von den anderen Teilen des Heeres herbeizuschaffen, in denen ohnehin wenige vorhanden waren, und endlich musste man sich sogar mit den gewöhnlichen Barbieren der Infanterie-Divisionen begnügen.

Die schwierige Lage der medizinischen Verwaltung der Armee wurde noch dadurch erhöht, dass man betreffs der Richtung, die der Krieg annehmen konnte, in völliger Ungewissheit schwebte.

Misliche Lage vor Sebastopol.

Wie wenig man in der allgemeinen Verwirrung betreffs des Schicksals von Sebastopol unterrichtet war, ist daraus ersichtlich, dass man die Verwundeten gerade in der Richtung des Kriegsschauplatzes fortschaffte, anstatt sie von ihm zu entfernen, sodass beim Beginn der Belagerung Sebastopols sich dort schon mindestens 2000 Verwundete befanden. Man kann sich leicht vorstellen, welche Pflege und welche Behandlung das Los dieser Verwundeten wurde, deren Anzahl mit dem Anfang der Belagerung stets im Zunehmen begriffen war. Es war weder ein genügender Raum, noch Betten und Wäsche, selbst keine genügende Nahrung für Kranke vorhanden.

Dabei war die Zahl der Aerzte aufs äusserste beschränkt. Sie entsprach so wenig den alltäglichen Bedürfnissen, dass auf 300 Kranke und Verwundete, namentlich aber auf diese, kaum ein Arzt kam. Es fragt sich nun, was ein Arzt bei einer solchen Anzahl von Kranken vermag?

Die Lage der Aerzte war um so schwieriger, als man die Räumlichkeiten, Wäsche, Leinwand, sogar Trank und Nahrung nur schwer erlangen konnte.

„Nach der Bestimmung vom Jahre 1846 gab es in den Armeen weder Sanitätsdetachements, noch Träger für das Aufsuchen der Verwundeten und deren Transport auf Verbandstationen. Man kann es sich leicht vorstellen, wie viel Unglückliche auf dem Schlachtfelde verbluteten, und nur deshalb, weil sie nicht sogleich die nötige Hilfe erhielten. Das Geschick der Verwundeten an der Alma ist noch bis jetzt in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Kranken erzählten in den Hospitälern, dass sie 5 bis 6 Tage lang auf dem Schlachtfelde lagen, mitten in der kahlen Steppe unter freiem Himmel, ohne Verband, unbedeckt, ohne Wasser und Nahrung. Die erste wenn auch nicht genügende Hilfe erteilten den Verwundeten die Engländer. Trotzdem fand man noch nach einigen Tagen auf dem Schlachtfelde 240 Verwundete, die nach Sebastopol transportiert wurden.

Ausserdem brachte man auf einem französischen Dampfer nach Odessa 423 an der Alma Verwundete. Ueber die Einrichtung der medizinischen Verwaltung während des Krim-Krieges kann man nach folgenden Fakten

Schreckliche Lage der Verwundeten vor Sebastopol.

urteilen. Am 13. (25.) September, als der militärischen Hauptverwaltung ihre eigene Lage ebenso wie die Bedürfnisse der Kranken klar wurden, erging nach Simferopol der Befehl, eine Unterkunft für mindestens 6000 Verwundete ausfindig zu machen. Aber zu derselben Zeit wurde der Chersoner Kommissariats-Kommission anbefohlen, sobald als möglich nach Simferopol Hospitalsachen für nur 2000 Kranke zu schicken. Solche Befehle dienen schon an und für sich als Beweis der schlechten Lage des Hospitalwesens. Diese Lage war aber dadurch bedingt, dass die Chersoner Kommissariats-Kommission unter der Aufsicht des Fürsten Gortschakow stand, der sich in der Moldau befand, und dass man deshalb seine Bestimmungen von dort aus erwarten musste. Ausserdem lag eine unbedingte Störung für die sofortige Ausführung dieser Befehle in den schrecklichen Zuständen der Kommunikationen.

Der berühmte Chirurg Pirogow[1]) sagt in der Beschreibung seiner Reise durch die Krim im November des Jahres 1854: „Der ganze Weg von Bachtschissaraj, an 30 Werst entlang, war durch Krankentransporte, Werkzeuge und Fourage förmlich gesperrt. Der Regen goss in Strömen, und Kranke, darunter auch Amputierte, lagen zu zweien oder zu dreien auf den Tragbahren, stöhnten und zitterten vor Feuchtigkeit und Nässe; Menschen und Tiere konnten sich kaum in dem bis zum Knie reichenden Schmutz bewegen. Tote Pferde lagen allenthalben umher, aus tiefen Pfützen ragten die aufgeblähten Leiber der toten Kühe, um mit lautem Knall zu platzen; man vernahm zugleich Schluchzen der Verwundeten und das Gekrächze der Raubvögel, die in grossen Schwärmen auf die Opfer zuflogen, das Geschrei der ermüdeten Treiber, und den entfernten Donner der Sebastopoler Geschütze."

So schrecklich dieses ganze Bild der menschlichen Qualen schon an und für sich war, so wurde es noch unerträglicher durch die unpassierbaren Wege, die schlecht gebaut und äusserst vernachlässigt waren. Und auf diesen Wegen mussten eine grosse Anzahl von Kranken und Verwundeten transportiert werden und zwar in den für solche Transporte gänzlich unvorbereiteten offenen Wagen der Einwohner.

Nebenstehend bringen wir eine Zeichnung, die den Transport der Verwundeten auf den tatarischen sogenannten „Mascharen", des südlichen Ufers der Krim darstellt.

Kaum war es gelungen, die an der Alma Verwundeten, so gut es eben ging, zu bergen, als das erste Bombardement am 5. (17.) Oktober die Heere wieder in eine schwere Lage, die fast keinen Ausweg liess, brachte.

---

[1]) Pirogow: „Die Anfangsstadien der allgemeinen militärischen Chirurgie." Dresden im Jahre 1865.

Im Oktober wuchs die Anzahl der Kranken in dem Landheere bis 5683 und zur See bis 2451 Mann, ohne die an inneren Krankheiten Leidenden mitzurechnen, über deren Anzahl aus jenem Zeitabschnitt gar keine bestimmten Angaben vorhanden sind. Hierzu kam noch Balaklawa am 9. (21.) November und die Schlacht bei Inkerman am 27. Oktober (5. November). In diesen beiden Schlachten erlitt die Armee, den Berichten zufolge, einen Gesamtverlust von 11341 Mann, darunter 7500 Verwundete, sodass allein im Monat Oktober fast 15000 Verwundete hinzukommen.

Welche Mittel waren nun zu jener Zeit zur Pflege der Kranken vorhanden? Anfang November gab es in den Hospitälern der Krim, ausgenommen das Marinelazarett, Platz für 5110, und später für 6000 Kranke.

Die tatarischen „Masharen" des südlichen Ufers der Krim, die zum Transport der Verwundeten dienten.

Aber auch diese Unterkunftsstätten wurden bald in Seuchenherde verwandelt. Ausserdem war ein Teil derselben, je nach Fortschreiten der Belagerungsarbeiten, dem feindlichen Feuer ausgesetzt und deshalb gar nicht als Unterkunft für Kranke und Verwundete geeignet. Die Verwundeten wurden infolge dessen in Soldatenzelten untergebracht.

Pirogow äussert sich darüber:[1]) „Ich erhielt in einer Aprilnacht des Jahres 1855 vom Stabe aus den Befehl, alle Verwundeten und

[1]) Pirogow. „Die Anfangsstadien der militärischen Feldchirurgie." Dresden im Jahre 1865.

Pirogow über die Lage der Verwundeten in der Krim.

Amputierten nach dem zweiten Bombardement der Stadt aus der Nicolajewer Batterie auf die nördliche Seite zu befördern. Es wurde mir versichert, dass dort alles zu ihrer Aufnahme bereit wäre; ich selbst hatte keine Zeit, mich von der Verbandstation zu entfernen, da stets neue Verwundete ankamen. Ich war volle zwei Tage mit deren Transport auf die Dampfer beschäftigt. Bald nach Beendigung dieses Transports fing es an, stark zu regnen, und dies dauerte volle drei Tage. Ich fuhr direkt bei diesem Unwetter nach der Nordseite hin, um meine Amputierten zu besichtigen. Man kann sich vorstellen, wie es einem zu Mute sein musste, mit abgeschnittenen Füssen zusammen zu zweien oder zu dreien auf dem blossen Erdboden zu liegen; die Matratzen schwammen fast in Schmutz, alles unter und neben ihnen war durchnässt, nur die Stelle, auf der sie lagen, blieb trocken; aber bei der geringsten Bewegung mussten sie in die Pfützen geraten. Die Kranken klapperten vor Kälte und Fieber mit den Zähnen; bei vielen erfolgten nachträgliche Blutungen aus den Wunden; die Aerzte und Schwestern konnten nicht anders, als bis zu den Knieen im Schmutz sitzend, helfen. 20 und mehr Amputierte starben täglich und es waren ihrer bis 500. —

Unter solchen Umständen mussten die Kranken und Verwundeten fortgeschafft werden . . ."

Bericht über das Hospitalwesen der Halbinsel Krim.

Um die damalige Lage der Kranken und Verwundeten genau darstellen zu können, ist es am besten, den Bericht der Allerhöchst errichteten Untersuchungskommission für das Hospitalwesen anzuführen: „Die Kranken wurden aus den Hospitälern der Halbinsel Krim mit grosser Anstrengung ohne jedes System und nur in dem Augenblick der äussersten Notwendigkeit herausbefördert.

„Es gab im Anfang keine Etappen, und die schlechten Wege, die unbequemen Transportwagen, der Mangel an Aerzten, Feldscheren und Verbandstoffen, an Arzneien und chirurgischen Instrumenten, und endlich an warmer Kleidung und Kochkesseln, übte einen zerstörenden Einfluss auf die Gesundheit der Leidenden aus, namentlich während ihres Transports im tiefen Herbst und Winter. Es kam sogar vor, dass ein Zehntel der Transportierten auf dem Wege starb, indem sie das Opfer der schrecklichen Entbehrungen und der Unordnung wurden, die auf die Geringschätzung der militärischen Verwaltung für das Leben der niederen Stände zurückzuführen sind.

„Von November des Jahres 1854 bis März des Jahres 1855 langten viele Transporte in Perekop und Feodosia in grösster Unordnung ohne Aerzte und Feldschere und ohne die notwendigsten ärztlichen Mittel an; besonders bemerkenswert in dieser Hinsicht war derjenige Transport von circa 1500 Verwundeten, welcher am 29. Oktober aus dem Simferopoler

Hospital nach den deutschen Kolonieen des Melitopoler Kreises befördert wurde. In diesem Transport befanden sich sehr schwer Verwundete, welche ohne vorherige ärztliche Untersuchung, nur auf Geheiss der Feldscherer, und ohne Winterkleider und Schuhe in blutbesudelten Mänteln und Hemden transportiert wurden und sogar mit Kugeln in den Gliedern, zu deren Entfernung man keine chirurgischen Instrumente besass. Dieser Transport langte nach allen erdenklichen Plagen am 7. November an; jedoch wurden die notwendigsten Operationen erst Ende Dezember an den Verwundeten unternommen. Die Arzneien und Verbandstoffe wurden für sie in den Privatapotheken käuflich erstanden." Am allertraurigsten ist der Umstand, dass das Komitee, das im Jahre 1855 dazu bestimmt wurde, die Frage des Krankentransports zu erörtern, zu keinerlei Resultaten kam, und das Räumen ging, wie bisher, ohne jede Ordnung und jegliche Erleichterung für die Kranken vor sich.

Missbräuche bei den Lieferungen.

Zu den Unordnungen, die durch das natürliche, unausrottbare Uebel eines regelwidrig organisierten Transportes verursacht wurden, kommen noch Missbräuche hinzu. Wir wollen einige Beispiele anführen. Der Verordnung des Generalkommandeurs der südlichen Armee, des Fürsten Gortschakow, zufolge hat die Krementschuger Kommission am 11. (23.) Oktober nach Perekop 100 000 Arschin Bandagen, 200 000 Arschin Kompressen und 100 Pud Charpie für die Krim-Armee abgesandt. Die bezeichneten Gegenstände waren von der Moskauer Kommission nach Krementschug gesandt, und als sie dort ankamen, erwies sich bei der Besichtigung, dass sie von sehr schlechter Qualität waren, die Charpie aber ganz unbrauchbar. Trotzdem konnte man selbst die schlechtesten Verbandsmittel zu jener Zeit nicht geringschätzen.

Auf die darauf folgenden Klagen erliess das Kommissariats-Departement, in Uebereinstimmung mit der Anordnung des militärischen Rates vom 24. November (6. Dezember) unter Nr. 64, einen Befehl, dass von den Lieferanten nur beste Qualitäten Charpie geliefert werden sollten, die aber dann von den Aerzten nicht beanstandet werden dürfte. Natürlich konnte eine derartige Vorschrift die ferneren Missbräuche durchaus nicht abwenden.

Den Heeresabteilungen fehlen die Arzneien.

In betreff der Versorgung der Armeen mit Arzneien herrschte auch die grösste Unordnung; viele Abteilungen kamen daher nach der Krim, ohne überhaupt Arznei zu besitzen. Hierin handelte das Kommissariat ebenso wie mit den Hospitalssachen. Es lieferte dieselben nur nach Simferopol, wo sie unter freiem Himmel lagerten und somit natürlich verdorben wurden.

In der Folge wurden dieselben, da man nicht wusste, wohin man sie liefern sollte, dahin gesandt, wo sie am nötigsten erschienen. Es

kann kaum jemand erwarten, dass die Behandlung der Kranken und Verwundeten unter solchen Umständen von Erfolg sein konnte. Die Hospitäler sowie die Armee litten fortwährend die äusserste Not an Arzneien. Von allen Seiten gingen Klagen darüber ein, sowohl an den Generalstabsarzt, als an den Generalstab, aber niemand kümmerte sich darum. Dabei gab es anscheinend nichts leichteres als diesem Uebel abzuhelfen. Im Anfang des feindlichen Vorgehens in der Krim gab es in Kertsch eine Reserve-Apotheke.

Aber statt diese zu benutzen wurde sie ohne jede Notwendigkeit im April des Jahres 1855 nach Stawropol übertragen. Ebenfalls bestand in Odessa ohne jede Benutzung eine übertragbare Staatsapotheke, die späterhin ohne Grund geschlossen wurde.

Alle diese unbegreiflichen Handlungen sind der Nachlässigkeit des militärärztlichen Departements zuzuschreiben.

Die kläglichen Zustände im Militärhospital zu Simferopel.

Als Beispiel wollen wir den immerfort fühlbaren Mangel an Chinin anführen. Gerade zur Zeit, wo das Chinin, während der vernichtende Typhus und das gelbe Fieber in der Krim grassierten, so sehr nötig war, ist der Mangel daran so drückend gewesen, dass der Kriegsgouverneur des Taurus sich an den Gouverneur von Charkow mit der Bitte wenden musste, ihm wenigstens ein Pfund dieses Präparats zu überlassen. Indessen lagen in Kertsch 176 Pfund Chinin ohne jede Benutzung. Die Einrichtung und der Unterhalt der Militärhospitäler wurden auch nicht besser geleitet. Der Sammelpunkt war in Simferopol. Die Anzahl der Verwundeten vergrösserte sich in Simferopol immer mehr und erreichte die Zahl von 18000; Kranke sammelten sich im März des Jahres 1855 bis 9000, im September — bis 13000 an. Sie wurden alle auf 64 verschiedenen Stellen verteilt. Aber auch hier befanden sich die Kranken infolge Mangels an ärztlichen Mitteln in der traurigsten Lage. Sie mussten oft nach ihrer Ankunft in Simferopol halbe Tage und länger auf den Wagen zubringen.

„Ohne ihnen die blutbesudelten Kleider abzustreifen, legte man sie aus Mangel an Betten auf Stroh oder Matten, auf den Fussboden. Die Hospitalbedienung war im höchsten Grade ungenügend. Obgleich mehr als 1000 Wärter vorhanden sein sollten, waren beständig kaum 100 da; die anderen wurden nur zeitweise aus der Mitte der Genesenden oder der Musikanten angestellt. Kaum gelang es diesen jedoch, sich an den Hospitaldienst zu gewöhnen, so wurden sie bald entlassen, und durch andere ersetzt, die wieder nichts von Krankenpflege verstanden, da die Genesenden zur Front zurückkehrten, und die Musikanten auch bei der Platzveränderung der Armee gewechselt wurden. Zum Waschen der Hospitalwäsche waren 100 Waschfrauen erforderlich, aber alle Bemühungen,

solche zu erlangen und zu erhalten, blieben erfolglos. Es blieb nur ein Ausweg übrig, nämlich das Waschen in dem zur Zeit wasserfreien Flüsschen Salgir der der Sache unkundigen Hospitalbedienung zu überlassen."

Die Lage der Dinge kann am besten durch den Auszug aus einem Bericht des Inspektors des Simferopoler Hospitals an die Untersuchungs-Kommission über die Thätigkeit der Hospital-Verwaltung der russischen Armee im Krimkriege beleuchtet werden:

„Wir erhielten in Simferopol aus dem Stabsquartier (in Sebastopol) Befehl, Betten und Hospitalmaterial für 2000 Kranke und Verwundete vorzubereiten, und dies in einem Augenblick, wo wir kaum über 20 Betten verfügten. Wie sollte man unter solchen Verhältnissen handeln? Es blieb nur ein Ausweg: eine solche Kranken-Ansammlung im Hospital zuzulassen, bei der alle hygienischen Rücksichten bei Seite blieben, oder die Kranken sofort in Zelten, in Privatlogis und in alten Baulichkeiten ohne Wäsche und Decken unterzubringen."

Statistische Angaben über das Sanitätswesen im Krim-Kriege.

„Alles wurde darauf beschränkt, dass für die Ankunft eines neuen Transports Kranker und Verwundeter Nahrung vorbereitet war. Es kam jedoch vor, dass jener weder an dem angekündigten noch am nächsten Tage ankam. Die für 2000 Mann vorbereitete Kost begann zu verderben. Es wird eine Kommission zur Feststellung der Ursachen des Verderbens der Nahrung versammelt, und dieselbe ordnet ihre Vernichtung an; eine Stunde später kommt der Transport der Märtyrer an, die vor Hunger und Durst erschöpft sind. Die Administration des Hospitals kann für kein Geld Fleisch auftreiben. Die verwundeten Offiziere schlagen Lärm. Der erschreckte Oekonom beeilt sich, für unglaubliches Geld so viel als möglich Hühner anzukaufen; nun stellt es sich aber heraus, dass der Koch plötzlich verschwindet, oder dass er so betrunken ist, dass er seinen Pflichten nachzukommen unfähig ist."[1]) Die klarste Beleuchtung der Lage des Sanitätswesens im Krim-Kriege geben jedoch die statistischen Angaben. Vom Anfang an wuchsen die Krankheitserscheinungen und die Sterblichkeit in den Heeren in folgendem Maassstabe: Vor Beginn des Krieges kamen auf je 1000 Mann im Jahre 692 Kranke (ohne die Schwächsten der Armee mitzurechnen), von diesen starben 38 Mann d. h. 3,8 %. Mit Beginn der Operationen des Krim-Krieges, d. h. von der Hälfte des Jahres 1853 an, betrugen die Krankheitserscheinungen und die Sterblichkeit auf je 1000 Mann, nach den Zähltabellen der Heere vom 1. Januar 1859, — 1 068 Krankheits- (die Schwächsten mitgerechnet) und 63 oder 6,3 % Sterbefälle.

[1]) General Pierron. „Stratégie et grande tactique."

Im Jahre 1855 und 1856 nahmen die Krankheiten noch zu: „Im Jahre 1855 kamen auf je 1000 Mann nach der Zahlliste 1099 Kranke; es starben von diesen 103 Mann, d. h. circa 10,3%; im Jahre 1856 kamen auf je 1000 Mann 986 Kranke und es starben 100 d. h. 10%.“ Dieser erwähnte Durchschnitt erfordert einige Aufklärungen: Die angeführten Zahlen der Kranken und Verstorbenen sind nach dem Zählbestand der Heere zum 1. Januar 1856 gesammelt worden. Wenn man berücksichtigt, dass die Mannschaftszahl der Heere im Jahre 1855 stets im Wachsen begriffen war, sich aber im Jahre 1856 im Gegenteil zum Herbst bedeutend vermindert hatte, so kommt man zu dem Schluss, dass die Krankheits- und Sterbefälle in den Heeren im Jahre 1856 grösser als im Jahre 1855 waren, und das sie überhaupt ihren Höhepunkt im Anfang des Jahres 1856 erreicht haben.

Grosse Sterblichkeit der Aerzte im Krimkriege.

Fast alle Aerzte, die bei den Heeren und in den Hospitälern angestellt waren, waren am Typhus erkrankt; viele von ihnen sind ihm zum Opfer gefallen. Im ganzen verschieden während des Krieges 540 Aerzte. Davon starben im Dienst 359, oder 12,5% der Gesamtzahl der Aerzte. Der Verlust ist kolossal und zeugt direkt von dem vorzüglichen Diensteifer der Mediziner während der Kriegszeit. Von 359 sind kaum 5 Mann durch die Waffe gefallen.[1])

Wir bemerken noch, dass auch nach den Kriegen die Folgen derselben einen ungünstigen Einfluss auf die sanitäre Lage der Heere ausübten.

Von dem Bestand der Heere auf je 1000 Mann sind:

	Erkrankt	Gestorben
Im Jahre	1857 . . . 830	33 oder 3,3 Prozent
„ „	1858 . . . 720	24 „ 2,4 „
„ „	1859 . . . 878	26 „ 2,6 „
„ „	1860 . . . 716	22 „ 2,2 „
„ „	1861 . . . 710	21 „ 2,1 „

In Anbetracht solcher sprechenden Ziffern und Thatsachen kann man sich auch über den Schluss nicht wundern, zu dem Pirogow kam. „Ich bin überzeugt und spreche aus Erfahrung,“ sagt er, „dass zur Erreichung günstiger Resultate in den Militär-Feldlazaretten weniger die wissenschaftliche Chirurgie und die ärztliche Kunst, als eine pflichttreue und gut eingerichtete Verwaltungsbehörde erforderlich ist. Wozu nützen alle noch so kunstvollen Operationen und alle Behandlungsmittel, wenn die Kranken

[1]) Hübbenet. „Umrisse des medizinischen Wesens in der Krim im Jahre 1854—1856.“

und Verwundeten durch die Verwaltungsbehörde in eine Lage geraten, die selbst für Gesunde schädlich ist?"

Verhängnisvolle Folgen der dualistischen Organisation des Sanitätswesens.

Sehr begünstigt wurde diese Lage durch die Doppelnatur der Sanitätsorganisation. Durch die Stellung unter zwei Ministerien waren die Aerzte abhängig und unselbständig geworden. Allerdings wurde der medizinische Teil augenscheinlich der selbständigen Leitung der Aerzte überlassen, aber bei der grossen Anzahl der Kommissionen konnte eine erfolgreiche Thätigkeit nur dann stattfinden, wenn die ökonomischen Fragen in vollem Einverständnis mit den speziell-medicinischen Erfordernissen gelöst wurden, worauf man am meisten Wert legen musste; doch wurde diese Bedingung bei der dualistischen Organisation augenscheinlich nur in ganz seltenen Fällen erfüllt.

Bei dem zu jener Zeit herrschenden Büreaukratentum und Formelwesen, die stete Schreibereien beanspruchten, als sich die Kriegsverwaltung Verhältnissen gegenüber befand, welche eine rasche und entschlossene Erledigung erforderten, erwies sich deutlich die vollkommene Unbrauchbarkeit der Maschine. In einer Gesellschaft, die gänzlich jeder Initiative entwöhnt war, konnte es keine Persönlichkeiten geben, die befähigt waren, jede Verantwortung auf sich zu nehmen. Wie infolge von ernsten Fragen, so entwickelte sich auch wegen kleinlicher unbedeutender Umstände ein Tintenkrieg, und inzwischen gingen tausende von Kranken und Verwundeten unter den schrecklichsten Qualen zu Grunde.

Eine der in diesen Angelegenheiten kompetentesten Persönlichkeiten sagt: „Als ich den Verbandplatz betrat, wurde ich durch folgenden Anblick überrascht:

„Der ganze Saal war mit Verwundeten dicht angefüllt, die alle einer Operation harrten: diejenigen, die noch Platz finden konnten, lagen auf den Betten, die anderen auf dem Fussboden in langen, Entsetzen erregenden Reihen. In einer Ecke lagen die gefangenen Franzosen, Zuaven oder Soldaten der Linie; sie waren in halbliegender und halbsitzender Stellung an die Wand gelehnt. Selbst der kleine Winkel des Saales, der für die Aerzte bestimmt war, füllte sich auch gleich mit Krüppeln an.

„Ich nahm mit einem Gefühl von Traurigkeit und tiefster Ehrfurcht diesen Haufen von Leidenden in Augenschein. Und als ich auf unsere bleichen, von Pulver geschwärzten Helden schaute, mit ihren blutenden und zerschlagenen Gliedmaassen, und doch mit dem Ausdruck von Ruhe und Ergebenheit, ja selbst einer gewissen Zufriedenheit auf den Gesichtern, da dachte ich unwillkürlich: „mit einer solchen Armee könnte man die Welt erobern!" Man kann sich die Gefühle, mit denen

man diese Opfer des Krieges betrachtet, wohl vorstellen, man kann sie aber nicht beschreiben . . ."

„Für wen zur Erweckung des religiösen Gefühls ein lauter Kirchengesang, Musik oder feierliche Zeremonien nötig sind, der möge hierher eilen: er würde es empfinden, wie jedes leiseste Stöhnen in die feinsten Fibern unseres Herzens dringt: er würde es erfahren, was Töne des Leidens und was die Musik der Seufzer ist, die selbst ohne eine einschmeichelnde Weichheit und süsse Melodie im Stande sind, das innere Gefühl bis zu seinen tiefsten Regungen zu bewegen und die Seele mit geheimnisvollem Beben zu durchdringen.

„Ich hörte oft manchen General sagen: „Hierher auf die Verbandplätze müsste man die Urheber des Krieges führen, damit ihr Herz erfüllt werde von dem Geiste des Friedens und des Einvernehmens!"

---

3. Die Einrichtung der militärischen Sanitäts-Abteilung in den Jahren 1859—1870.

Der Krim- und später der Italienische Krieg weisen in der medizinischen Organisation des Krieges eine grosse Lücke auf. Sie bewiesen sowohl Russland als auch ganz Europa mit einer unzweifelhaften Klarheit, dass die ärztliche Hilfe, die den Verwundeten zu teil werden sollte, sich in den Heeren aller Länder in einem sehr ungenügenden Zustande befand und eine radikale Reform erforderte[1]). Schon im Anfang unseres Jahrhunderts wurden vom General Fua folgende berühmten Worte ausgesprochen:

„Sowohl als Sieger wie als Besiegte haben wir vier mal mehr Volk durch die Unordnungen, die unserem Kriegssystem eigen sind, verloren, als durch das Feuer und die feindlichen Waffen." Seit jener Zeit wiederholte sich diese Wahrheit unaufhörlich. „Die Verluste, welche in den Kriegen durch die blutigsten Schlachten erlitten werden, bilden kaum den vierten Teil der Verluste an Menschen durch Krankheiten in jedem Feldzuge", sagt Scive, der Hauptarzt der französischen Expeditionsheere in der Krim und fügt hinzu: „Man empfindet ein beklommenes Gefühl und wundert sich, dass es im neunzehnten Jahrhundert noch keine sicheren Mittel für die Verringerung der Kriegsopfer giebt. Alle unsere Hospitalmittel befinden sich einzig in den Zelten, das genügt aber nicht, um

[1]) Fedorow und Bojanowski: „Der historische Umriss der Thätigkeit der russischen Gesellschaft des roten Kreuzes."

unsere unglücklichen Kranken vor dem Erfrieren der Zehen und dem drauf folgenden Brand zu schützen. Es war dies schrecklich zu sehen, jedoch bei der völligen Unmöglichkeit einer materiellen Hilfe blieb der Medizin nichts übrig, als wenigstens die moralischen Leiden zu erleichtern."[1])

Während des Krimkrieges (1854—1856) wurde zuerst die Unvollkommenheit der Sanitätshilfe für die Heere erkannt. Die enorme Sterblichkeit in den Reihen der Verbündeten forderte gebieterisch die Notwendigkeit einer gewissenhaften Sorge für die Soldaten. In England unternahm man es, diese Forderung zu erfüllen, und sobald die erste Abteilung von erfahrenen Wärterinnen unter dem Kommando der bekannten Miss Nightingale gesandt war, hatte sich die Lage sofort geändert. Es war dies eine wichtige Erfahrung, die in sehr kurzer Zeit ihre wohlthätigen Resultate offenbaren musste. Und trotzdem zeigten sich während des italienischen Krieges im Jahre 1859 wieder all die Schrecknisse einer ungeregelten Einrichtung der Hilfeleistung für Kranke und Verwundete.

Misstände in sanitärer Hinsicht während des Feldzuges von 1859.

Doktor Bertherand beklagte sich darüber, dass der grösste Teil der Operationen in der französischen Armee, infolge des Mangels an nötigen Instrumenten unterbleiben musste, und dass die Resektionskasten erst am 2. Juli in Valeggio anlangten, d. h. eine Woche nach dem schrecklichen Tage von Solferino. Auf jedem Schritt begegnen wir Beweisen für den Mangel sowohl im Bestande der medizinischen Abteilung selbst, als auch an den notwendigsten Materialien.

Nach Aussage des offiziellen Historikers des italienischen Feldzuges, des Barons Basancourt, hätte bei Magenta und selbst bei Solferino eine einzige Nacht genügt, um alle verwundeten Oesterreicher und Franzosen von dem ganzen blutigen Schlachtfelde zu räumen, damit kein einziger Verwundeter unbekleidet und unverpflegt blieb. Es giebt nichts unkorrekteres als die Geschichten, welche nach Kabinettsansichten geschrieben werden, sagt Leroy-Beaulieu. Die Behauptung des Barons Basancourt wird von den Medizinern und Chirurgen, die den Feldzug wissenschaftlich behandelt haben, bestritten. Am anderen Tage der Schlacht bei Solferino am 26. Juni, erzählt ein Augenzeuge wie folgt: „Nicht alle Verwundeten wurden vom Schlachtfelde aufgelesen, wo sie gestern den ganzen Tag der Wirkung der brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, trotz ihrer Wunden und ihrer Leiden, die niemand gelindert, trotz ihres unerträglichen Durstes, der für Verwundete so qualvoll ist. Niemand ist daran schuld. Es war eine absolute Unmöglichkeit, allen zugleich zu helfen." Was die italienische Armee betrifft, so behaupten sehr glaubwürdige Augenzeugen, dass man während des Krieges im Jahre 1859 gezwungen war, aus Mangel an Aerzten die tödlich Verwundeten ohne Hilfe

[1]) Leroy-Beaulieu: „Les guerres contemporaines."

auf dem Schlachtfelde liegen zu lassen. Indessen sagt Doktor Palasciano, dass ihm viele italienische Aerzte bekannt seien, die vergeblich der Regierung ihre Dienste während des Krieges angeboten hätten.

Aber es geschahen zu jener Zeit noch schrecklichere Dinge: oft wurden schleunigst diejenigen, welche tot zu sein schienen, in die Erde verscharrt, und nicht selten waren Scheintote darunter. Dunan sagt geradezu aus: „Es ist sehr wahrscheinlich, dass bei der in solchen Fällen üblichen Eile und Nachlässigkeit der Bauern mehr als ein Lebendiger mitten unter den Toten begraben wurde!“ In jedem Dienst führt der Mangel an Personal eine gewisse Nachlässigkeit herbei! Im Verlauf der ersten 8 Tage nach einer grossen Schlacht blieben die Kranken, an deren Betten die Aerzte mit der Bemerkung vorbeikamen: „hier ist nichts mehr zu machen“, vollständig ohne die geringste Hilfe und starben verlassen.[1]) Nach Schliessung des Friedens entschloss sich Dunan, als Verkünder einer weiteren und regelmässigeren Organisation der Privathilfe aufzutreten. Er bemühte sich, auf dem Wege seiner persönlichen Beihilfe die Gründung einer regelrecht organisierten Gesellschaft der Privathilfe für die Opfer des Krieges anzuregen.

Die Idee Dunans, einen internationalen Kongress ins Leben zu rufen, war von den Regierungen mit grosser Sympathie aufgenommen worden, da eine Befreiung von all dem, was für die Kriegsführung von keinem Nutzen war, ja sogar störend für die aktiven Armeen erschien, vollständig den Zwecken des Krieges entsprach. Sich aller oder wenigstens eines Teils der Verwundeten und Kranken zu entledigen, die der Willkür des Geschicks überlassen blieben und haufenweise auf den Schlachtfeldern umkamen und auf diese Weise Herde für Seuchen wurden, war für alle eine klare Berechnung.

Die Genfer Konvention.

„Nach dem Aufruf Dunans versammelten sich im Jahre 1863 in Genf 36 Vertreter verschiedener Länder zur vorläufigen Behandlung der angeregten Frage, und am 22. August des Jahres 1864 unterschrieben dieselben Vertreter den berühmten Beschluss, der unter dem Namen der Genfer Konvention bekannt ist, und der sicherlich eine der besten Errungenschaften unseres Jahrhunderts genannt werden kann.

„Auf Grund dieses Beschlusses, der die Basis des roten Kreuzes bildete, geniessen die kranken und verwundeten Kämpfer jeder Nationalität das Protektorat und die Hilfe des roten Kreuzes. Die Konvention brachte in das grausame Kriegswerk das Element des Mitleids hinein. Den Opfern des Krieges zu helfen, dasjenige für die Menschheit zu retten, was zu retten war, die Gefahren einer Epidemie durch Anhäufen der

[1]) Leroy-Beaulieu: „Les guerres contemporaines.“

Opfer zu verringern, das Ungemach, das die Kriege herbeiführen, so viel als möglich zu verringern, — das war die grosse Aufgabe, die sich die neue Gesellschaft gestellt hatte.

„Als Abzeichen wählte diese neue Gesellschaft das gleicheckige rote Kreuz auf weissem Felde. Alles, was dieses Zeichen trägt, geniesst dem Text der Konvention zufolge vollen Schutz vor den kämpfenden Teilen. Das Hospital, über dem die Flagge mit dem rotem Kreuze weht, die Aerzte, die barmherzigen Schwestern, die Heilgehilfen, welche an ihrer Kleidung die Abzeichen tragen, erscheinen im Kriege gleich Vertretern des neutralen Europas. Alle diese Personen können daher ruhig ihre Pflichten auch dann noch weiter erfüllen, wenn das Territorium durch den Feind bereits besetzt ist.[1])

„Das Wichtigste aber war, dass die Versammlung auf drei Punkten ihres Programms bestand, die in ihren Augen einen besonderen Wert hatten, nämlich: die Nichtunterbrechung der Arbeit, die Zentralisierung der vorhandenen Mittel und die Gegenseitigkeit der Fürsorge.

Russlands Anschluss an die Genfer Konvention.

„Russland, das schon längst seine Sympathien für die Grundidee der Genfer Konvention ausgedrückt hatte, das schon seine Vereine der barmherzigen Schwestern der Kreuzemporhebung mit den gleichen Tendenzen hatte, schloss sich natürlicherweise sofort der allgemeineuropäischen Bewegung an. Auf Veranlassung des Leibarztes F. J. Karell bildete sich ein Verein, an dessen Spitze zwei durch ihre Energie berühmte Frauen standen, M. S. Sabinina und die Baronesse M. P. Freedeerikzs. Dieser Verein beschäftigte sich mit der Anwendung der allgemeinen Bestimmungen der Genfer Konvention auf die russischen Lebensverhältnisse; er stellte sich als Aufgabe die Ausarbeitung der rationellsten Organisation einer Fürsorge der russischen Gesellschaft für kranke und verwundete Kämpfer, und erhielt späterhin, im Jahre 1876, die Benennung: „Gesellschaft des roten Kreuzes".

„Am 3. Mai 1867 wurden die Bestimmungen der Gesellschaft in den Staatsrat eingetragen, welcher auch zu jener Zeit allerhöchst bestätigt wurde. Nach der Bestimmung war die Gesellschaft verpflichtet, der Kriegsverwaltung während des Krieges in der Pflege der Kranken und Verwundeten beizustehen, und diesen nach Kräften, sowohl ärztliche als auch jede andere Unterstützung zu teil werden zu lassen. Die Mittel der Gesellschaft waren grösstenteils aus milden Gaben gebildet; der Eintritt war auf Mitgliedsbeiträge (von 1 Rs. bis 10 Rs.) auf milde Gaben

[1]) Fedorow und Bojanowski: „Der historische Umriss der Thätigkeit der russischen Gesellschaft des roten Kreuzes."

und auf Zinsen vom Kapital, das aus denselben Quellen gebildet war, beschränkt."[1])

Bald nach ihrer Gründung bot sich der Gesellschaft des roten Kreuzes Gelegenheit, ihre segensreiche Wirkung zu entfalten.

Der Krieg im Jahre 1864 in Schleswig war von nur kurzer Dauer, und die Zahl der Verwundeten nur gering; deshalb bot sie kein bedeutendes Feld für die Thätigkeit der Gesellschaft, obgleich die preussische Armee, zum mindesten im Anfang des Feldzuges, nicht genügend vorbereitet war.

„Infolge des eingetretenen starken Frostes, schrieb damals einer der preussischen Kommissare, leiden unsere Leute ungemein durch den Mangel an warmer Bekleidung. Viele haben keine wollenen Socken; sie füllen ihre Stiefel mit Stroh oder Lappen und sind ständig in Gefahr, dass ihnen die Zehen erfrieren. Nur wenige haben Wäsche zum Wechseln und eine vor Frost genügend schützende Bekleidung."[2])

Glänzende Bethätigung der privaten Hilfeleistung im amerikanischen Kriege.

Im Gegensatz dazu lieferte der amerikanische Krieg den besten Beweis datür, was bezüglich der Hilfeleistung an Verwundete durch die Initiative von Privatleuten geleistet werden kann, selbst dann, wenn solche nur provisorisch ist. Es wurden 7000 Gesellschaften zur Pflege der Verwundeten und zum Unterhalt des Sanitätspersonals der Vereinigung gegründet.

Es ist vollkommen natürlich, dass ganz im Anfang das Sanitätswesen nicht regelrecht eingerichtet war.

Aber die Gesellschaft, die an Selbsthilfe gewöhnt war, ging sogleich ans Werk, und schon in den 62 bis 63er Jahren konnten die Amerikaner nach ihren Berichten sehr schnell mit ihren Kranken auf den Verbandplätzen fertig werden. Nach der Schlacht bei Antietam am 16. September des Jahres 1862 und am Abend des 19. September waren 25 000 Verwundete endgiltig verbunden, und nach der Schlacht bei Gottenburg vom 1. bis 3. Juli des Jahres 1863 blieb am Morgen des 4. Juli von 21 000 Verwundeten kein einziger auf dem Schlachtfelde zurück und alle wurden per Eisenbahn befördert.

Aber der Hauptzweck der amerikanischen Gesellschaft des Roten Kreuzes war nicht allein die Sorge um die verwundeten und kranken Kämpfer; die Thätigkeit der Vereinigung beschränkte sich nicht auf die Vorschriften der Genfer Konvention allein, welche nur dieses spezielle Ziel verfolgte. § II der Bestimmung der National-Association des Roten Kreuzes bezeichnet als ihren Zweck: die Erteilung von Hilfe in allen

[1]) Fedorow und Bojanowski: „Der historische Umriss der Thätigkeit der russischen Gesellschaft des Roten Kreuzes."

[2]) Leroy-Beaulieu: „Les guerres contemporaines."

Fällen einer allgemeinen Not, die durch Krieg, Epidemie, Feuer, Hunger oder Ueberschwemmung und dergleichen hervorgerufen wird; diese Hilfe besteht in Verteilung von Geld, Sachen, sowie in sanitärem und anderem persönlichen Beistand. Es wird dabei vorausgesetzt, dass der betreffende Notfall von dem in Washington befindlichen Zentralkomitee als ein Nationalunglück erachtet wird.[1])

Im österreichisch-ungarischen Kriege des Jahres 1866 in der Schlacht bei Königgrätz sind 15 Prozent der Gefallenen aus Mangel an sofortiger Hilfe zu Grunde gegangen. Die österreichischen Gefangenen blieben bis zum dritten Tage ohne jede Hilfe auf dem Schlachtfelde liegen. Das Reich konnte dies trotz seiner reichen Mittel und trotz der vollkommeneren Sanitätseinrichtungen nicht verhindern.[2])

Die Thätigkeit der Gesellschaft des Roten Kreuzes im Jahre 1870—1871.

Im Kriege des Jahres 1870 ist es schon bis zu einem gewissen Grade gelungen, zu beweisen, inwiefern die Menschen verpflichtet sind, die Schrecknisse des Krieges wenn auch nicht ganz zu beseitigen, so doch diese zu lindern. Aber leider zeigte es sich auch hier, dass so gross auch die Bestrebungen zur Erleichterung des Geschickes der Kriegsopfer sein mögen, sie stets durch die Zerstörungstechnik bedeutend überflügelt werden.

Es war der internationalen Philantropie, welche zum erstenmal im Jahre 1870 auf dem Felde der praktischen Thätigkeit hervortrat, beschieden, unter besonderen und dringenden Umständen zu wirken. Sie blieb vom Anfang des Krieges an fast ausschliesslich auf seiten der Sieger. Trotzdem sich die Gesellschaften der neutralen Mächte für Pflege der Verwundeten und Kranken die grösste Mühe gaben, ihre Fürsorge auf beide kämpfenden Seiten gleichmässig zu verteilen, so wurde doch mit wenigen Ausnahmen die grösste Hilfe dem deutschen Lager zu teil. Die Ursache hierfür lag selbstverständlich in der schnellen und grossartigen Entwickelung der deutschen Waffen. Trotz der ungewöhnlichen Lage der Dinge im Kriege des Jahres 1870 entsteht doch die Frage: ist es der internationalen Philantropie nicht auch in den Zukunftskriegen beschieden, eine mehr oder minder einseitige Rolle zu spielen? Und kann man auch ferner eine gleichmässige Entwickelung der Waffen beider kämpfenden Teile erwarten, die es den internationalen Gesellschaften gestatten würde, vollständig neutral zu bleiben? Für mich — sagt ganz richtig Pirogow[3]) — ist dies zweifelhaft. Das könnten die neutralen Mächte nur durch gleichmässige Verteilung ihrer Hilfe zwischen den

[1]) Jahrbücher für deutsche Armee und Marine: „Das internationale Rote Kreuz."

[2]) Hübbenet: „Der französisch-germanische Krieg im Jahre 1870."

[3]) Pirogow: „Bericht über den Besuch der militärärztlichen Einrichtungen in Deutschland und in Lothringen." St. Petersburg im Jahre 1871.

Kämpfenden noch „vor dem Beginn des Krieges“ erlangen. Aber wie ist dies auszuführen, falls der Krieg ebenso unerwartet ausbricht, als dies im Jahre 1870 der Fall war? Obgleich die internationale Hilfe sich fast vollkommen dem Sieger zuwandte, befanden sich dessen Verwundete in nicht minder ungünstigen Verhältnissen als in den früheren Kriegen.

Weder die internationale Hilfe noch die Administration selbst konnten einen wesentlichen Einfluss auf das Geschick der Verwundeten „während der Schlacht“ ausüben.

Trotz der vorzüglichen Anordnungen der preussischen Kriegsverwaltung fehlt es im Anfang an Sanitätsdetachements

So vorzüglich und so weitsehend die preussische Kriegsverwaltung auch war und trotzdem sie noch so gut für den Krieg vorbereitet war, hatte sie doch die Armee mit 2700 und mehr Aerzten und Lazarettzubehör für 50 000 Betten versehen, so erwies es sich gleich nach den ersten Schlachten, dass gerade dort Aerzte fehlten, wo sie am nötigsten waren. Nach dem ersten Gefecht bei Saarbrücken, und wir bemerken, dass dieses dicht bei der Stadt vor sich ging, zeigte es sich, dass bei den Regimentern gar keine Sanitätsdetachements vorhanden waren, sie kamen nicht rechtzeitig und wenn sie auch angelangt wären, so hätten sie nicht ausgereicht. Die Verwundeten wurden von den Einwohnern der Stadt auf ihren Wagen während 2 Tagen vom Schlachtfelde fortgefahren und in die ersten besten Häuser gebracht. Nach dem Gefecht bei Weissenburg erzählten mir die französischen Soldaten,[1]) dass sie ebenfalls 2 Tage auf dem Felde liegen geblieben waren. Im Dorfe Remilly zeigte man mir einen Platz und eine Gasse, auf der einige tausende von den bei Gravelotte Verwundeten abgeladen worden waren; man führte sie von dort zwei Tage und zwei Nächte lang auf Bauern- und Gutsbesitzerwagen und für diese tausende von Verwundeten (man sagt bis 10 000) waren in den ersten Tagen kaum 4 Aerzte vorhanden.[2]) Nach der Schlacht bei Metz brachte man auch bis 3000 und mehr Verwundete nach Gorze, wo Professor Langenbeck damals nur 4 Aerzte zur Verfügung hatte und sich während der ersten Tage auf die Sortierung der Verwundeten beschränkte. Endlich wurden die Verwundeten, die auf verschiedene Lazarette verteilt waren, zur Eisenbahn 2 bis 3 Tage lang geführt, wo sie in Güterwagen untergebracht wurden.

Ursachen des geringen Nutzens der unternommenen Maassregeln bei der Deutschen Armee.

Woraus ist es also zu erklären, dass die getroffenen Maassregeln so wenig Nutzen brachten, und dass das Geschick der Verwundeten ebenso beklagenswert als in früheren Kriegen war?

[1]) Pirogow: „Bericht über den Besuch der militärärztlichen Einrichtungen in Deutschland und in Lothringen.“ St. Petersburg im Jahre 1871.

[2]) Nach Aussagen der deutschen Aerzte dauerte das Räumen der französischen Verwundeten volle 6 Tage, während in der deutschen Armee schon binnen 24 Stunden alle geräumt und verbunden waren.

Hierfür gab es mehrere Gründe.

Bequeme Ambulanzen lassen sich jetzt kaum einrichten.

Der erste und hauptsächlichste, sagt Pirogow,[1]) ist der, dass man jetzt nicht so leicht wie früher bequeme Ambulanzen einrichten kann; die Kugeln und Kartätschen fliegen jetzt bedeutend weiter; es ist schwer, in der Nähe der Schlacht eine sichere Stelle zu finden, und selbst die momentan sichere wird durch die rasche Bewegung der Truppen bald gefährlich.

Die grosse Zahl der Verwundungen.

Die zweite Ursache ist die, dass die Verbandplätze in den jetzigen Schlachten sehr schnell von Verwundeten überfüllt werden, die in ganzen Reihen in kürzester Zeit durch die schnellschiessenden Waffen fallen, deswegen ist die schreckliche Anhäufung von Verwundeten in den Ambulanzen nicht zu beseitigen, hier müssen sie notgedrungen liegen bleiben statt laut Verordnung der Behörden sobald als möglich transportiert zu werden. Aber so wichtig auch die angeführten Ursachen sein mögen, so erklären sie immer noch nicht ganz, warum die Hilfe an Verwundete in dem letzten Kriege so ungenügend und nicht rechtzeitig erfolgt ist. Ich schreibe dieses traurige Vorkommnis der Wankelmütigkeit und Unregelmässigkeit der Beziehungen zu, die zwischen der medizinischen und der militärischen Verwaltung sowohl wie zwischen der Gesellschaft der internationalen und Privathilfe herrschten; endlich aber den ungerechten Gesetzen über die Thätigkeit der Aerzte während der Schlacht. Wenn die ärztliche Administration im Anfang des Krieges in einer unabhängigeren Lage gewesen wäre und wenn sie in festen Beziehungen zu den Gesellschaften der internationalen und privaten Hilfe gestanden hätte — so würde sie selbst und zugleich alle anderen besser die schwachen Seiten der militärärztlichen Einrichtungen erkannt haben, vor allem den himmelschreienden Mangel an Sanitätsdetachements, die sich in keinem Verhältnis zu der grossen Anzahl der Verwundeten befanden. Wenn wir ernsthaft die Sachlage erwägen, kommen wir leicht zu diesem Schlusse.

Wenn das schnellschiessende Gewehr die Möglichkeit der Verwundungen im Kriege vergrössert, wenn die Ambulanzen ihre frühere Bedeutung verloren haben, so müsste die Hauptsorge jetzt darin bestehen, die Verwundeten so schnell als irgend möglich aus dem Bereiche des tödlichen Feuers zu entfernen. Die Regierungen, die ihre Armeen mit neuen Zerstörungsmitteln versehen, sind den verteidigungslosen Verwundeten gegenüber moralisch verpflichtet, diese vor neuen Wunden und vor Todschlag zu beschützen. Wenn wir aber erörtern, was für Mittel zu diesem Zwecke in allen europäischen Armeen zur Verfügung stehen, so

[1]) N. J. Pirogow: „Bericht über die Besichtigung der militärärztlichen Einrichtungen in Deutschland und in Lothringen."

sehen wir leicht, wie ausserordentlich unbedeutend diese Mittel sind, und wie gross die Aufgabe ist, diese zu vergrössern und neue zu erfinden. Indessen bemerken wir im Kriege des Jahres 1870, dass die Administration nur unwillig die Privathilfe auf dem Kriegsschauplatz duldete und mit schiefem Blicke Kolonnen von Trägern betrachtete, die aus Studenten, Turnern, Bürgern und anderen zusammengesetzt waren.

Furcht vor dem Spionentum.

Das Hauptmotiv aber waren die Befürchtungen, „dass das Hinzuziehen der Privathilfe auf dem Schlachtfelde keine genügende Gewähr gegen das Spionentum leisten konnte." Solche Befürchtungen aber gehören zu den veralteten Sagen des Mittelalters, die kaum einer Widerlegung bedürfen. Die jetzige Art und Weise der Kriegführung wird weder so geheimnisvoll betrieben wie früher, noch kann betreffs der freiwilligen Sanitätswärter irgend eine Befürchtung gehegt werden; es giebt dagegen sehr viele andere Elemente in der Armee, die viel mehr Grund zu Befürchtungen geben, wie z. B. das Marketenderpersonal und der ganze Bestand des Lagers.

Wenn also diese Sanitätswärter und Trägerabteilungen, sagt Professor Hübbenet, schon während der Friedenszeit und unter der Leitung bestimmter Personen gebildet wären, würden sie denn da nicht eine, wenn nicht grössere, so doch mindestens dieselbe Sicherheit als das Armeekorps selbst leisten? Die Skeptiker vergessen das Programm, das die GenferKonvention vorgeschlagen hatte, insbesonders aber den Paragraphen 10: „Die Sanitätswärter werden den Kommandeuren nur in den dringendsten Fällen zur Verfügung gestellt. Während ihrer Thätigkeit befinden sich diese unter der Verwaltung der Obrigkeiten und sind derselben Disziplin unterworfen, wie die Militärstände."

Zum Schluss weist der Akademiker Pirogow noch auf eine merkwürdige Forderung der preussischen Feldbestimmungen hin und zwar darauf, dass auch die Aerzte mit in den Kampf gehen müssten.

Wozu — fragt er — lässt man sie dort wirken, wo sie absolut keine ernste Hilfe leisten können, während sie ihr Leben und das der Verwundeten einer Gefahr aussetzen? Sind denn soviel Aerzte vorhanden, dass ihr Verlust für die Armee unempfindlich wäre? Sind nicht vor allem erfahrene Krankenträger nötig? Sicherlich giebt es auch Fälle, im allgemeinen aber sind solche selten, wo Hilfe auch im Kampfe notwendig sein könnte — das ist bei Blutstürzen aus den Hauptgefässen der Fall. Aber um in diesen Fällen das Blut radikal zu stillen, sind leider Operationen erforderlich, die kaum auf den Verbandsplätzen selbst ausführbar sind. Indessen führt das Entsenden der Aerzte ins Feuer nicht nur ein materielles, sondern auch ein moralisches Uebel herbei. Die preussischen Aerzte, besonders die jungen, die durch das Gesetz

in die Kategorie der sogenannten „Kombattanten“ gerechnet werden, sind schon an und für sich von kriegerischem Geiste durchdrungen; sie streben schon selbst danach, in den Kampf zu gehen, von dem Wunsche beseelt, sich auszuzeichnen und die Brust mit dem eisernen Kreuz zu schmücken, und bei solchem Bestreben ist es nicht angenehm, längere Zeit auf den Verbandsplätzen und in den beweglichen Lazaretten verbleiben zu müssen.

Ich schliesse dies alles, sagt Pirogow, aus den Berichten darüber, wie wenig Militär-Aerzte es selbst auf solchen Verbandstationen wie Corny und Gorze gab, wo Langenbeck wirkte, und in Remilly, wo die Anhäufung der Verwundeten die Zahl von Tausenden erreichte; indessen gab es in der Armee genug Mediziner, aber sie blieben bei ihren Regimentern und den Reserven.

Dies hing natürlich auch von den Bestimmungen der Regierung ab, die sich auch wohl dem Wunsche der Unterthanen, mit den Heeren in neue Schlachten zu ziehen, kaum widersetzt hätte. Wie dem auch sei, die Verwundeten erhielten nicht immer rechtzeitig Hilfe, weder auf dem Schlachtfelde, noch auf den Verbandplätzen, wo sie aus Mangel an Aerzten bisweilen tagelang warten mussten, während sie sich in keiner beneidenswerten Lage befanden.

Ursachen des geringen Nutzens der unternommenen Massregeln bei der französischen Armee.

Aus dem Angeführten kann man ersehen, „dass es der freiwilligen Hilfe, namentlich aber der internationalen, in diesem Kriege schwer fiel, von Nutzen auf dem Schlachtfelde zu sein, weil die preussische Administration sie nicht gern zuliess, und hätte die französische, ebenso wie die deutsche Armee, fortwährend Siege errungen, so wäre es für die freiwillige Hilfe unbedingt noch viel schlimmer gewesen![1])

Die Lage der verwundeten Franzosen war noch trauriger, als die der Deutschen. Die eignen Aerzte zogen mit den abziehenden Heeren fort, und die private Hilfe war noch schwächer als bei den Deutschen, da Frankreich sich über die Beteiligung der freiwilligen Hilfe auf den Schlachtfeldern noch abfälliger durch Preral, den Intendanten der kaiserlichen Garde, äusserte.

Prerals abfälliges Urteil über die freiwillige Hilfe auf den Schlachtfeldern.

Preral behauptet, dass der Bildung der Gesellschaften eine sehr schöne Aufgabe gestellt ist, wenn sie sich nur mit der Vorbereitung und dem Ansammeln materieller Mittel für den Kriegsfall begnügen wollen.

„Völlig unmöglich erschien es aber für diese Privatgesellschaften, sich in den militärärztlichen Dienst, in die Verbesserungen der Ambulanzen und in die Transportierung der Verwundeten einzumischen. Sollten

[1]) Hübbenet: „Der deutsch-französische Krieg.“

nun diese Gesellschaften nur dazu da sein, um die Wege mit ihrem Lager zu besetzen, und alles Nötige für sich zu beanspruchen? Und wird die Verproviantierung dieser freiwilligen Sanitätswärter nicht der Intendanz zur Last fallen?"

Die Intendanz kümmerte sich wenig um die Kranken und die Verwundeten.

Die Sorge um die Kranken und Verwundeten in Frankreich lag während des Krieges im Jahre 1870 dem Intendanturwesen ob.

„Die Intendanz wurde jedoch mit nichts fertig, und die Oberkommandeure entfernten ihren Kriegsberechnungen zufolge die Sanitätsdetachements bei eingetretener Pause auf den Schlachtfeldern, um bei erster Notwendigkeit in den eventuell folgenden Schlachten wieder über diese verfügen zu können."

„Auf diese Weise kam die Sanitätsabteilung fast nie in Thätigkeit, da sie von einem Punkt nach dem anderen zog und höchstens nur während der Schlacht wirken konnte, oder wenn sie den Deutschen in die Hände fiel, die sie dazu zwangen, sich so viel als möglich der Pflege der französischen Verwundeten zu widmen."

Die Franzosen beriefen sich dann auf die Genfer Konvention und dies geschah erst nach den ersten Schlachten, denn im „Anfang wussten sie nichts von der Konvention," und verlangten die Rücksendung der Sanitätsdetachements."[1])

Räumen der Verwundeten.

Was das Räumen der Verwundeten betrifft, so haben die Sanitätsdetachements während des Krieges im Jahre 1870—71, an Zahl ungefähr 21 und die fahrenden Hospitäler, die Nancy passierten, in 75 Transporten im ganzen 15787 Verwundete und Kranke nach Deutschland übergeführt. Diese fahrenden Hospitäler verfügten im ganzen über 3724 Betten.

Inzwischen transportierten die Krankenzüge, die aus Passagier- und Güterwagen hergestellt waren und nur provisorisch für die Räumung bestimmt waren, 127582 Kranke und leicht Verwundete. Während des ganzen Feldzuges galt als Regel, diejenigen Kranken und Verwundeten, auf deren Gesundheitszustand der Transport einen üblen Einfluss haben konnte, nicht zu räumen.

So z. B. bemühte man sich nicht fortzubringen:

1. Leute, die am Kopfe, an der Brust oder am Leibe verwundet waren und Menschen mit zerschlagenen Knochen, oder bei denen sich der Verband nicht gut halten wollte;

2. entfernte man keinen, der an Blutsturz, Typhus, an Pocken oder Cholera darniederlag;

3. liess man diejenigen zurück, die an inneren, schon in einem gefährlichen Stadium befindlichen Krankheiten darniederlagen.

[1]) Hübbenet: „Der deutsch-französische Krieg."

Der Befehl des Kommandierenden der dritten Armee der deutschen Heere, der in Versailles am 3. Dezember 1870 erteilt wurde, lautete: „Es ist besser, solche Leute liegen zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, dass sie dem Feinde in die Hände fallen. Selbst wenn dieser die Genfer Konvention nicht beachten sollte, kann er nicht grausamer sein, als so ein Transport von Kranken und Verwundeten, deren Lage sich notgedrungen infolge der Anstrengung verschlimmern musste."

Die Sanitätsbedienung der preussischen fahrenden Hospitäler war folgendermaassen organisiert:

Organisation der preussischen fahrenden Hospitäler.

Sie wurden durch die deutsche Kommission der Eisenbahnen an einen der Grenzplätze befördert und zwar nach Weissenburg oder Forbach. In jedem von ihnen verrichtete das Räumungswerk eine besondere Kommission, die diese Züge gewöhnlich nach Epernay beförderte. In dieser Stadt wurden die fahrenden Hospitäler mit den fehlenden Lebensmitteln, Wäsche, Decken, Verbandstoffen und Arzneien versehen. Die Angestellten erhielten dort ihre Gehälter und die fehlenden Vakanzen wurden ergänzt. Daraufhin sandte die Räumungskommission diese fahrenden Hospitäler wieder auf den Kriegsschauplatz zurück, um neue Abteilungen von Kranken und Verwundeten zu holen, mit denen sie wieder nach Weissenburg oder Forbach zurückkehrten und sie dann in irgend ein ständiges Hospital ihres Vaterlandes brachten. Nach jeder solchen Lieferung von Kranken und Verwundeten wurden die Waggons desinfiziert und remontiert, und nachdem sie mit dem notwendigen Material frisch versehen waren, gingen sie wieder leer nach der Grenzlinie hin ab.[1])

Im allgemeinen stellte auch der Krieg im Jahre 1870—71 eine ganze Reihe von schrecklichsten, herzzerreissenden Szenen dar; so schmachteten z. B. tausende von Kriegsopfern auf den Schlachtfeldern hilflos und warteten vergeblich auf Hilfe. Und dies alles fand trotz der vorzüglichen Einrichtung der preussischen Kriegsverwaltung statt!

Nicht umsonst sagt Pirogow:[2]) „Wie früher die auf dem Schlachtfelde Gebliebenen von unseren alten Soldaten als „Bruch und Stückwerk" bezeichnet wurden, ebenso liegen sie auch jetzt zerstreut auf dem Schlachtfelde, bis sie auf irgend eine Weise aufgehoben und fortgetragen werden. Infolge der Schnelligkeit und Trefflichkeit der heutigen Waffen fallen ganze Kolonnen auf einmal und die Anhäufung von Verwundeten erreicht in kurzer Zeit eine enorme Höhe. Wer auch nur von weitem diese Leiden der Kriegsopfer gesehen hat, der wird sicherlich

[1]) General Pierron: „Stratégie et grande tactique."

[2]) N. J. Pirogow: „Bericht über die Besichtigung der militärärztlichen Einrichtungen in Deutschland und in Lothringen." St. Petersburg. 1871.

nicht mit den Chauvinisten die friedensliebende Stimmung der Nationen „ein bürgerliches Glück“ benennen; der Chauvinismus, der die Nationen zum Streit und Untergang aufstachelt, ist wert, von den Völkern verflucht zu werden, und die ganze Menschheit sollte die Könige segnen, die nach keinem blutigen Ruhm streben . . . .“

4. Das Schicksal der Verwundeten während des Feldzuges in den Jahren 1877—78.

Der türkische Krieg wurde bekanntlich von Klagen über die unvollkommene Art und Weise der Ausübung des medizinischen Dienstes während des Krieges begleitet.

Alle zu jener Zeit hervorgetretenen Mängel dieser Art sind teils durch besondere unvorhergesehene Verhältnisse hervorgerufen worden, teilweise aber erschienen sie als Folgen von Fehlern in der Organisation des medizinischen und sanitären Dienstes selbst.

Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der sanitären Missstände im türkischen Kriege.

Um die schwachen Seiten der medizinischen und sanitären Thätigkeit zu erörtern, wurde im Jahre 1879 eine spezielle Kommission gebildet, die damit beauftragt wurde, einen detaillierten militär-medizinischen Bericht über den Krieg 1877—78 auszuarbeiten. Ueber den Charakter dieses Berichts und seine Unparteilichkeit konnte man schon nach den ersten Zeilen des Vorworts urteilen, das von dem Hauptvorstand der militärärztlichen Verwaltung, dem berühmten Arzt Koslow, unterzeichnet war. Von speziellen Berichten der Aerzte ist nach dem Wortlaut dieses Vorworts: „nichts ausgelassen, was irgend welche Bedeutung für den Schutz der Gesundheit der Militärstände haben könnte.“ Es ist nur zu natürlich, dass man in einem solchen Berichte auch die schwachen Seiten der Verwaltung berühren musste. Wir hatten aber kein moralisches Recht, diese zu verbergen, in der Ueberzeugung, dass nur durch eine offene Klarstellung der Dinge die dunklen Seiten dieser ungeregelten Angelegenheit beleuchtet werden könnten, worin sich leider unser militärärztliches, und besonders das Hospital-Wesen befindet. Aus denselben Beweggründen sagte bereits vor 25 Jahren einer unserer berühmten Heerführer: „Es giebt keine Vollkommenheit, aber die unparteiische Klarlegung der Mängel und das Bestreben, diese zu beseitigen, wird die beste Gewähr für die zukünftigen Siege unserer berühmten Armee leisten.“ (Totleben.)[1])

[1]) Der militärmedizinische Bericht über den Krieg mit der Türkei in den Jahren 1877—1878.

Wie dem auch sei, so wird dennoch ein offizieller Bericht stets nicht ohne eine gewisse überflüssige Vorsicht zusammengestellt. Ein richtiges Bild erhält man erst bei Gegenüberstellung des offiziellen Berichts und des erzählenden Materials, ohne dabei die gewöhnlichen Zeitungskorrespondenzen mit in Betracht zu ziehen, die öfter die volle Unkenntnis des zu besprechenden Gegenstandes oder bestimmte Tendenzen verraten. Es ist um so leichter auf diese zu verzichten, als wir gerade hierfür hervorragende Dokumente besitzen, wie z. B. Briefe von C. P. Botkin aus Bulgarien, die Notizen Pirogows, den Bericht über die Thätigkeit der Abteilung des roten Kreuzes, von Richter und Abaza zusammengestellt, den Bericht des Staatskontrolleurs u. a.

a) Die Aerzte, die Hospitäler, die fahrenden Lazarette und Verbandplätze.

Bildung eines jeden provisorischen Hospitals innerhalb 4 Instanzen.

Nach den Worten Pirogows existierten zu Beginn der Kriegsthätigkeit im Jahre 1877 in Russland keine militärisch-fahrenden Hospitäler und es gab gar keine Kadres (Bestand) zu deren Errichtung. Die Bestandteile eines jeden solchen Hospitals waren auf verschiedenen Plätzen des Reiches zerstreut, und es wurde einigen Instanzen überlassen, diese im Anfang des Krieges zu einem Ganzen zu sammeln und ein neues Hospital daraus zu bilden. Wenn wir die Geschichte der Entwickelung eines jeden provisorischen Hospitals erörtern wollten, so würden wir sehen, dass sein ökonomischer und technischer Teil innerhalb vier Instanzen gebildet wurde; in der militärischen Bezirks-Instanz, der militärärztlichen Instanz, im Generalstab und im Stab der aktiven Armee. So wurden z. B. die Personen der wirtschaftlichen Verwaltung des Hospitals (der Aufseher u. a.) von der militärischen Bezirks-Instanz bestimmt; der Vorstand des Hospitals wurde vom Vorstand der aktiven Armee gewählt, der Hauptarzt, der Apotheker u. a. von der militärärztlichen Verwaltung, und die Bedienung vom Generalstab aus.

Somit wurde allein die Wahl des Personals für ein provisorisches Hospital mindestens auf drei verschiedenen Plätzen des Reiches bewirkt (in Petersburg, im Bezirk und auf dem Wirkungsplatz der aktiven Armee); der materielle Teil des Hospitals wurde auf Verordnung dreier Instanzen besorgt: von der militärärztlichen, der Feld- und der militärischen Bezirks-Verwaltung, teils aus verschiedenen Speichern, die im Reiche zerstreut waren, teils auf der Stelle mittels Ankaufs und Lieferungen.

In vieler Hinsicht war das Schicksal der fahrenden Divisions-Lazarette besser; sie besassen auch in Friedenszeiten gewissermaassen den Charakter eines Kadres (System, Etat, Stamm), da die Divisions-Vorsteher Listen von Personen hatten, „die zur Besetzung verschiedener Vakanzen

am Divisions-Hospital, im Falle einer Einrichtung desselben, bestimmt werden sollten.

Einrichtungen für die Donau-Armee.

Für die Erfordernisse der Donau-Armee wurden im ganzen 64 provisorische Militärhospitäler mobil gemacht, insgesammt für 40 820 Betten, davon blieben 8 Hospitäler im Lande. In Odessa und Sebastopol waren Orts-Lazarette für 4000 Kranke eingerichtet, und für die Genesenden und Schwachen wurden besondere Sanitätslager in Odessa, Nikolajewsk, Sebastopol und Feodosia, im ganzen für 7500 Stellen errichtet.

Aber weder im Kriege des Jahres 1877, noch in den früheren, war das Lazarett in vollem Bestand. Bei jeder Division am Kriegsschauplatz bestand nur eine Abteilung eines solchen Lazaretts für 83 Betten, (für 80 untere Chargen und 3 Offiziere), d. h. nur die Hälfte seines eigentlichen Bestandes. Was die Aerzte betrifft, so war deren Zahl in den Jahren 1877/78 in Russland, wie überall, wo die Kultur auf niedriger Stufe steht, nur sehr ungenügend. Es ist begreiflich, dass schon allein deshalb in der Armee ein beständiger Mangel an ärztlichem Personal herrschte.

Mangel an ärztlichem Personal.

In der Annahme, dass der Hauptgrund des Mangels an Aerzten in ihrem ungenügenden Unterhalt zu suchen sei, bestand das Kriegsministerium schon lange darauf, denselben zu erhöhen. Nach den noch im Jahre 1874 zusammengestellten Berechnungen wären zur Erhöhung des Unterhalts der Aerzte mehr als 2 000 000 Rubel nötig gewesen. Obwohl der Staatsrat diese Norm der vorgeschlagenen Erhöhung des ärztlichen Unterhalts als richtig erachtete, überliess er es jedoch dem Kriegsministerium, diese Norm nur nach und nach zu erreichen, je nachdem es die Mittel des Staatsbudgets zulassen würden. Infolge der Beschränkung dieser Mittel war es nur möglich, für's erste den Unterhalt der Aerzte des Finländischen Bezirks (vom 1. Januar des Jahres 1876) zu erhöhen. Der Mangel an medizinischem Personal aller Kategorien erreichte, wie aus der nachstehenden Tabelle ersichtlich ist, folgenden Umfang.[1]) Zu Beginn der Kriegsthätigkeit:

	Sollten zur Staatsanstellung gelangen	Waren nach Tabellen vorhanden	Fehlten	Zum 1. Januar 1878 sollten zur Staatsanstellung gelangen
Aerzte	2385	2160	225	3656
Pharmazeuten . .	253	252	1	471
Thierärzte	184	178	6	304
Feldscherer für Medizin u. Pharmazie	3907	3382	525	4820
Für Bataillone, Eskadronen und Batterieen . . .	3936	1611	2325	4040
Für Thierärzte . .	1280	884	396	1595

[1]) Der militärärztliche Bericht aus dem türkischen Kriege im Jahre 1877/78.

Zur Ergänzung der im Heere und in den Sanitätseinrichtungen fehlenden Aerzte, Pharmazeuten und Thierärzte nach eingetretenen Vakanzen in der Kriegszeit sollte mit der Zeit als alleinige Quelle der im § 63 über die Dienstpflicht bestimmte „ärztliche Vorrat für die Armee" dienen. Da aber dieser Vorrat noch nicht existierte und nicht eher in genügendem Maasse herangebildet werden konnte, als in mehreren Jahren, so ist in der Beilage zum militärärztlichen Bericht gesagt: „dass, wenn man in diesem Augenblicke die Heere und die Sanitätseinrichtungen von sechs Militärbezirken (des von Warschau, Wilna, Odessa, Kiew, Finland und Petersburg) mit Aerzten, Pharmazeuten und Thierärzten nach Vakanzen der Kriegszeit ergänzen wollte, müsste man nach der Meinung der Hauptmedizinal-Kriegsverwaltung unverzüglich zu ausserordentlichen Mitteln greifen und zwar: zu Parforce-Entlassungen aus den Universitäten und zur Heranziehung der frei praktizierenden Aerzte.

Somit wurde in Wirklichkeit, zu Beginn des Krieges im Jahre 1877, die mangelnde Anzahl an Aerzten durch jene Parforce-Entlassungen der Aerzte aus den Universitäten und den ärztlichen Kriegsakademien ergänzt. Im allgemeinen waren während der Jahre 1876 bis 1878 — 502 Aerzte entlassen worden. Ausserdem waren während des zweiten Kriegsjahres 133 Studenten des vierten und fünften Kurses als provisorische Hilfe für die Aerzte auf den Kriegsschauplatz befohlen worden, und 127 Studenten des dritten und vierten Kurses zur Ausführung der Pflichten der Feldscherer.

Ergänzung der Feldscherer.

Hinsichtlich der Ergänzung der Feldscherer zeigten sich noch grössere Schwierigkeiten als bei dem Hinzuziehen der Aerzte in den Dienst. Zur Zeit der Mobilmachung wurden aus den Vorräten über 5000 Feldscherer verschiedener Kategorien berufen, diese konnten jedoch weder nach der Zahl, noch nach ihren Eigenschaften den Anforderungen entsprechen, besonders in der zweiten Periode des Feldzuges, als unter den Feldscherern der aktiven Armee grosse Krankheiten ausbrachen.

Um die Komplettierung der Feldscherer zu erreichen, musste man zu folgenden Mitteln greifen:

1. Zu Parforce-Entlassungen aus den militärischen Feldscherschulen, indem man den Termin der Lehrzeit von 3 auf 2 Jahre herabsetzte.

2. Zur Abkommandierung der Feldscherer aus den inneren Bezirken auf den Kriegsschauplatz.

3. Zur Zulassung von Feldscherern der städtischen Verwaltung in den Dienst der militärärztlichen Reichsanstalten.

4. Zur Zulassung der barmherzigen Schwestern zur Ausübung der Feldscherpflichten in den militärärztlichen Anstalten, und zwar der-

jenigen Schwestern, die mit der Rezeptur vertraut waren, sowie der Zuhörerinnen der medizinischen Kurse in ihrem 4. Lehrjahre.

5. Zur Abkommandierung der Studenten des 3. und 4. Semesters an die militärärztlichen Anstalten der Armee während der Ferien, und endlich zur Berufung der städtischen und freipraktizierenden Feldscherer in den Dienst der aktiven Armee. Die letzte Maassregel wurde nicht ausgeführt, weil der Krieg zu Ende ging, aber die zu diesem Zwecke gesammelten Daten zeigten, dass die Zahl derjenigen, die der Berufung Folge leisten wollten, 800 erreichte. In Anbetracht solcher Daten ist es klar, dass der Mangel an Aerzten und Sanitätswärtern sehr fühlbar sein musste, aber wie wir es später beweisen werden, war er nicht so schrecklich. Anfangs griff man nicht zu den energischen Mitteln, da man nicht auf zu grosse Verluste gerechnet hatte. „Nach Ueberschreiten der Donau," schreibt Botkin, „genossen die Verwundeten eine grossartige Pflege; man rechnete auf eine viel grössere Zahl, und es waren Aerzte und Mittel genügend vorhanden. Am Tage nach dem Uebergange war alles in bester Ordnung, 200 Verwundete waren bereits verbunden und nach Piatra geschafft, wo sie vorzüglich in Zelten untergebracht worden sind. Nun vergrössert sich wohl kaum die Zahl der Verwundeten; ist einmal der Uebergang überstanden — so kann man schwerlich grössere Verluste befürchten . . . ."[1])

Anstatt 77 Aerzte waren in jeder Division nur 17 vorhanden.

Der Fehler war um so grösser, als die Verwaltung selbst die Zahl der Staatsärzte in der Armee als ungenügend betrachtete. Nach der deutschen Norm sollten im Jahre 1877 in jeder Division 77 Aerzte angestellt sein, während die Zahl nur 17 in jeder Division betrug.[2])

Dann kamen, nach Pirogow's Berechnung, in den Divisionslazaretten während ihrer Thätigkeit in 16 Schlachten auf einen Arzt 170 Verwundete.

Da aber ausser jenen Staatsärzten auf den Hauptverbandplätzen noch andere Aerzte wirkten, so kamen auf jeden Arzt nicht 170, sondern 90 Verwundete; wenn wir also die ordinierenden Aerzte, die am Verband nnd bei Operationen keinen Anteil nahmen, und die Transportärzte, die mit den Transporten mitgingen, ausschliessen, so kommen je 143 Verwundete auf jeden Arzt. „Dies ist augenscheinlich ein sehr ungünstiges Verhältnis," sagt Pirogow, „wenn wir in Erwägung ziehen, dass auf dem Hauptverbandplatz Gipsverbände angelegt und Anästhisierungen, Resektionen und Amputierungen u. dergl. vorgenommen werden, die eine grössere Zeit erfordern; um vieles erleichterte das Rettungs-

[1]) S. P. Botkin: „Briefe aus Bulgarien." 1877.

[2]) N. J. Pirogow: „Das militärärztliche Wesen und die Privathilfe."

werk im letzten Kriege die Beihilfe der barmherzigen Schwestern und der Studenten, die nicht nur den Hilfeleistungen beiwohnten, sondern auch bei der Sortierung oder wenigstens bei dem Heraussuchen der am schwersten Verwundeten sich nützlich machten.

Aufopferung der Aerzte.

„Die Thätigkeit des ganzen medizinischen Personals beider Armeen zeugte von einer grossen Selbstverleugnung. Nach vorhandenen Angaben starben in der aktiven Armee 102 Aerzte und in der Armee im Kaukasus 70; fast alle starben am Typhus und an anderen epidemischen Krankheiten. Wenn wir diese Zahlen mit der Gesamtzahl der Aerzte vergleichen, so zeigt es sich, dass in der aktiven Armee von 23 ein Arzt starb, und im Kaukasus einer auf 16. Eine noch viel grössere Anzahl von Aerzten hat so schwere Epidemien durchgemacht, dass diese bei vielen schwere Spuren hinterlassen haben.[1]) Es ist natürlich, das die Befähigung der Aerzte im Allgemeinen nicht besonders war, nach der Art, wie sie zur Ergänzung der Vakanzen herbeigeschafft worden waren, zu urteilen. Aber wichtiger noch ist der Umstand, dass die medizinische Thätigkeit sich nicht genügend entwickelte; wie wir es aus der Uebersicht der ärztlichen Hilfe im Auslande und in Russland ersehen, war das ganze Sanitätswesen von den entsprechenden Verordnungen der Verwaltung abhängig.

Ungenügende Entwickelung der medizinischen Thätigkeit.

„Im Anfang kümmert man sich um nichts: man denkt nicht an zukünftige Forderungen, man sorgt nicht für vorzeitige Beseitigung der Mängel. Botkin schreibt folgendes: Gestern waren wir unter anderem auch auf den Verbandplätzen und fanden dort nur 4 Verwundete und eine ganze Menge Aerzte vor; Korshnewskij, Kade, Grube, Peliochin und Nowazky, lauter Autoritäten auf dem Gebiete der Chirurgie, die einfachen und unbedeutenden gar nicht zu rechnen; die Verwundeten sollten von den Verbandplätzen über Bulgareni, wo ein grosses Hospital ist, und wo sich der Chirurg Sklifassowski befand, geführt werden. Auf dem anderen Verbandplatz war Bergmann. Tsch. lieferte 20 (!!) Fuhrwerke mit Vorrichtungen und denkt viel gethan zu haben, besitzt auch die Anmaassung damit zu prahlen. Bei der endgiltigen Attacke werden wohl tausend Wagen nicht ausreichen. . . ."

Mangel an Fuhrwerken.

Und wirklich gleich nachher kam die Katastrophe bei Plewna; Botkin schrieb darüber: Auf dem Wege zur Position und zurück mussten wir während der ganzen Zeit die Reihen der gehenden und fahrenden Verwundeten passiren. Wer nur an der Hand verwundet war, bat, man solle ihn zu Fuss gehen lassen und nicht aufhalten; viele zogen es sogar vor, trotz der Verwundungen an den Füssen zu gehen, als auf die Wagen

[1]) Der militärärztliche Bericht über den Türkenkrieg 1877/78.

zu warten. Erschütternd war der Anblick der Krüppel, die sich kaum bis Bulgareni schleppen konnten, obgleich diese Stadt nur 30 Werst von dem Verbandplatze entfernt war.[1])

Die Lage der Verwundeten bei Plewna.

Eine klare Vorstellung von der Lage der Verwundeten bei Plewna giebt uns die Zeichnung in der Beilage (siehe Seite 554): „Die Nacht nach der Schlacht bei Plewna."

Infolge der Unfähigkeit der Verwaltung, Befehle zu erteilen, erhielten die am 30. August abends auf den Verbandplätzen eingetroffenen Soldaten die erste Nahrung erst am 31. abends; sie blieben also mehr als 48 Stunden ohne Nahrung, die ersten 24 Stunden kämpften sie und die anderen lagen sie auf der Verbandstation. Die Schwestern und die Aerzte lebten nur von Zwieback, und dies alles geschah, nur weil man zuvor nicht daran gedacht hatte.

Ich gelangte direkt auf den ersten Verbandplatz, wo die erste ärztliche Hilfe von den Regimentsärzten der kämpfenden Teile geleistet wurde. Von ihnen erfuhr ich, dass von gestern bis zu dieser Minute (2 Uhr früh) durch ihre Hände 600 Verwundete gegangen waren, die sie auf die nächste von den Divisionslazaretten eingerichtete Verbandstation gesandt hatten. Die Aerzte arbeiteten die ganze Nacht hindurch, jetzt wurden die Verwundeten nicht mehr in solchen Mengen gebracht, in meiner Gegenwart brachte man nur einen. Ich begab mich auf die Divisions-Verbandstation der 5. Division und fand dort noch 400 Verwundete vor. Es waren noch lange nicht alle untersucht. Die Aerzte, die Schwestern, Studenten, Feldschere und Sanitätswärter arbeiteten seit gestern Abend unaufhörlich. Es waren schon über 600 durch ihre Hände gegangen; über 400 waren noch

[1]) Nach Aussage des Professor Sklifassowski musste man 2000 bei Plewna Verwundete, die sich auf dem Hauptverbandplatz ansammelten (dieser war aus drei Divisionslazaretten zusammengesetzt), in der finsteren Nacht bis 11¼ Uhr abends ohne dieselben eingeteilt zu haben und ohne ihnen irgend welche Hilfe zu leisten (denn alle Aerzte und die Bedienung waren im höchsten Grade von der ununterbrochenen Arbeit am Tage erschöpft), schnellstens auf Wagen laden und sie unverzüglich nach Bulgareni bringen. Es war kaum möglich, unter solchen Verhältnissen 2000 Verwundete aufzusammeln und nachts auf Wagen zu schaffen, deren bei jedem Divisionslager nur wenige waren, und von anderen Fuhrwerken (sowohl von der Intendanz als von den Gutsbesitzern) erwähnt Professor Sklifassowsky nichts. So war es auch bei Schipka, wo, trotzdem auf Befehl des Inspektors der Feldhospitäler Führer und Bulgarenwagen anlangten, viele Verwundeten nicht aus den Klüften der unzugänglichen Umgegend fortgeschafft werden konnten; das Fortschaffen wurde nur nachts mittels Laternen bewerkstelligt; am Tage wurde die Gegend von den feindlichen Batterien und Schanzen beschossen. Bei Plewna am 28. November wurden die Verwundeten im schlimmsten Regenwetter in einer gebirgigen Gegend erst 2 oder 3 Tage nach der Zerstörung der Stadt auf die Verbandstationen gebracht.

geblieben; es waren bereits während des heutigen Tages zwei Transporte Verwundeter nach Bulgareni gesandt; diejenigen, die leicht an Händen oder Fingern verwundet waren, baten es sich aus, zu Fuss ins Hospital gehen zu dürfen; die am schwersten Verwundeten lagen noch in den Zelten, andere lagen im Freien auf der Erde und warteten, bis sie an die Reihe kamen, um verbunden, gewaschen und umgezogen zu werden. Das ermüdete medizinische Personal fuhr trotzdem fort, zu arbeiten, man sah keinen unbeschäftigt, jeder machte sich nützlich. Die Verbandstation bot einen erschütternden Anblick dar: es sind dies nicht die gewaschenen und verbundenen Verwundeten, denen wir im Hospital begegnen, nein, hier fliesst das Blut in Strömen, die Wäsche sieht aus als ob sie aus rotem Stoff genäht wäre; die Aerzte sind alle voll von Gyps und Blut. Die Kranken stöhnen und betteln hier um Wasser, dort um Verband. Ein Entsetzen erregendes Bild! Alle ärztlichen Maassregeln der Kriegsverwaltung mitsamt dem roten Kreuz sind nicht im Stande, den Anforderungen zu genügen, die an sie durch die jetzige Art der Menschenausrottung gestellt werden."

Schilderungen Botkins über das Verpflegungs-System und den Transport der Verwundeten.

Nachdem Botkin alle diese schrecklichen Unordnungen betreffs der Verpflegung der Mannschaften geschildert hat, schreibt er: „Mit einem Wort P. und K. sind im Recht, „schuld daran ist die Mieze Katze", wie wir einst unsere Kinder trösteten. Am meisten Schuld hat der Stab mit seinem Lieferungssystem. Heute könnte ich mich übrigens nur damit trösten, dass die Ernährung wenigstens etwas regelmässiger stattfindet, dass die Amputierten auf den Wagen, auf dem sie befestigt sind, zugleich mit anderen zu essen bekommen . . . .

„Zu der Zeit, wo es in meiner Seele vor Aufruhr gärte, fordert man mich auf, die interessan en Kranken in Augenschein zu nehmen. So wartet doch, bis ich von dem Schreien der hungernden Masse zur Besinnung komme, mein Kopf ist nicht im Stande, das medizinische Interesse mit der Thatsache, dass hier Menschen durch Vernachlässigung und Unordnung hinsiechen müssen, in Einklang zu bringen. . . . Lasst mich zur Besinnung kommen, dann will ich auch eure „interessanten" Fälle besichtigen, erst aber füttert die uninteressanten . . Jetzt sind diese 7 Tausend Verwundete in Partien von je 1000 oder 1500 eingeteilt, nach Sistowo und Simniza gesandt worden, und wird dort wieder dieselbe Vernachlässigung, dasselbe von den Wagen Hinausschleudern, die Sortierung der Verwundeten, der Verband, das Hungern ganze Tage lang und noch länger, sich wiederholen. Heute wohne ich nun den vierten Tag diesen Szenen bei, und du kannst mir nun glauben, dass da alle Nerven ermatten. . . . .

„Heute war bei mir der Gehülfe von P.—L.; er erzählte, dass jetzt im Hospital zu Simniza — scheussliche Sachen vor sich gehen; es ist

mehr als das Doppelte der Krankenziffer vorhanden, wovon nahe dreihundert auf Binsengeflecht untergebracht sind; die Hälfte der Aerzte, der Krankenwärter ist krank und diejenigen, welche noch geblieben sind, halten sich kaum auf den Füssen. Infolge des schlechten Weges bewegen sich die Transporte mühsam und müssen sich stets bis zu Frateschti der Donau entlang fortbewegen, von dort erst beginnt der Schienenweg. Im vorigen Krim-Kriege erreichten die Schrecknisse nicht diesen Umfang."

Und dies ist sehr natürlich: Damals war die Evakuierung der Kranken, die eine grosse Fachkenntnis und strengste Ordnung erheischt, noch nicht eingeführt. —

b) Die Versorgung der Hospitäler mit Lebensmitteln, Medikamenten etc.

Die Lieferanten lieferten schlecht und nicht rechtzeitig.

Die Verproviantierung der Kranken und Verwundeten bildete die schwächste Seite des Krieges 1877—78. „Die Lebensmittel, hauptsächlich die wichtigsten, wie Brot und Fleisch, wurden von der Gesellschaft Greger, Horwitz und Kohan geliefert, oft aber nicht zur Zeit oder von schlechter Qualität, wobei man den Lieferanten eine viel zu grosse Nachsicht angedeihen liess. Gemüse und Früchte wurden in vielen Hospitälern gar nicht geliefert, dagegen benutzte man zur Bereitung der betreffenden Speisen Konserven aus getrocknetem Obst. Statt frischer Milch brauchte man konservierte, und der Kwas, das für den russischen Soldaten so unentbehrliche Getränk, wurde durch den einheimischen Wein ersetzt. Ebenfalls musste man den Mangel an rohem Sauerkraut durch Zitronensäure ersetzen. Um die Hospitäler mit diesen Surrogaten zu versorgen, waren die teuren Lieferungen der Gesellschaften nicht notwendig, da in den Magazinen der Intendanz ohnedies eine Menge verschiedener Arten Konserven lagerte. Die Hospitalwäsche wurde so schlecht besorgt, dass darauf Blut- und Schmutzflecken blieben, und in manchen Hospitälern mussten die Kranken sehr lange auf frische Wäsche warten. Die den Kranken gehörenden Sachen und namentlich die Kleidung und Wäsche waren ungeachtet der ersten hygienischen Regeln in demselben Raume in Verwahrung, wo die Kranken lagen.

In die für diese Sachen eingerichteten Behälter wurden ebenfalls Bandagen und anderes Zubehör der Kranken, ohne vorschriftsmässig gewaschen und gereinigt zu sein, hineingelegt; solche Behälter konnten deshalb leicht Quellen von Epidemien werden, die die Kranken nach dem Verlassen der Hospitäler nur zu leicht verschleppen konnten. Die für die Hospitäler gefertigten Möbel (Betten, Tische) waren grösstenteils von schlechter Qualität und wurden schon nach kurzer Benutzung ganz unbrauchbar. In vielen Hospitälern gab es überhaupt keine Möbel,

und die Kranken wurden auf die Dielen hingelegt. Die als Hospitäler verwendeten Häuser gehörten meistens den fliehenden Türken und waren gar nicht für diese Bestimmung vorbereitet; Feuchtigkeit, Kälte und Rauch waren fast alltägliche Erscheinungen in diesen Unterkunftsstätten. Solch ein trauriges Bild giebt uns der Reichskontrolleur General-Adjutant Greigh, welcher zu jener Zeit den Kriegsschauplatz besucht hatte.

Die mangelhafte Organisation von Anfang an als Quelle aller Missstände.

Wenn aber die wirtschaftlichen Einrichtungen in den ärztlichen Anstalten der aktiven Armee in jeder Hinsicht viel zu wünschen übrig liessen, so erfordert es die Gerechtigkeit, zugeben zu müssen, dass ihrer besseren Einrichtung sich nicht nur ausschliesslich die schweren Umstände der Kriegszeit widersetzt hatten, sondern auch ihre mangelhafte Organisation vom Anfang an. Die Sachen und das Lager, womit die Hospitäler bei ihrer Einrichtung versehen wurden, waren grösstenteils alle von schlechter Qualität, was das schnelle Verderben der Sachen schon bei unbedeutenden Uebergängen auf ebenen Wegen zur Folge hatte und manche Sachen hielten statt eines Jahres kaum einen Monat. Das Vorbereiten der Hospitäler auf dem Marsch, von denen manche nicht mit Zelten oder anderen tragbaren Unterkunftsstätten, trotz der neuesten Vervollkommnungen in dieser Hinsicht, versehen waren, führte dahin, dass man für die Hospitäler, sobald man in Rumänien angelangt war, gleich neue Lokalitäten zu sehr hohen Preisen in Privathäusern mieten oder in Unthätigkeit, ohne sich niederzulassen, verbleiben musste. Bei dem zahlreichen Ortswechsel der Hospitäler wurde für die Miete der Lokalitäten so viel verausgabt, dass die Summe wohl ein für alle Male genügt hätte, um entsprechende bequeme Vorkehrungen für Hospitäler anzuschaffen, eine Art von Zelten oder Baracken, die besser den hygienischen Anforderungen entsprochen hätten. Die fliegenden Militär-Hospitäler wurden bei ihrer Einrichtung nicht mit vervollkommneten Vorrichtungen für Verwundeten- und Krankentransport versehen, und die unglücklichen Opfer des Krieges wurden in schüttelnden Fuhren des freigemieteten Transportes meistens ohne die notwendigsten Bequemlichkeiten übergeführt.

Unglaubliche Zustände in den Lazaretten.

Botkin schreibt auch darüber: Die Organisation war eine unmögliche; war sie besser oder schlimmer wie bei den Türken? — diese Frage stellt man sich oft. Nachdem ich kaum aus dem Hospital herausgekommen bin, treffe ich den Hauptarzt fast in Thränen, er teilt mir mit Entsetzen mit, dass die Kranken bereits den zweiten Tag ohne ein Stück Weissbrod sind; die Gesellschaft hat nicht geliefert; man kann in dieser Wüste für kein Geld etwas kaufen. Fast die Hälfte der Kranken sind ansteckend, und dieselben dürfen nur Weissbrod essen. Mit Thränen in den Augen klagte der Generalarzt über die Lage, die keinen Ausweg bot. Da er kein Chinin und kein Rizinusöl hatte, war er vor einer

Woche nach Sistowo gefahren, wo sich eine Drogenhandlung befinden sollte; er kommt hier an, und es zeigt sich, dass dort zwar eine Niederlage ist, aber nicht für Ausgabe kleiner Quantitäten, folglich nicht für die fahrenden Militär-Hospitäler sondern für die Divisions- und Regiments-Lazarette; das Magazin für Hospitäler soll in Jassy sein. Nun fährt ein Feldscher dahin; wir wollen sehen, was dieser bringt. Inzwischen versorgen die Schwestern die Bedürftigen mit Rizinusöl. Was wird erst geschehen, wenn der Kaiser von hier fortfahren wird, fügt der Generalarzt hinzu. Die beklagenswerte Lage wurde noch durch die schlechte Administration verschlimmert. Botkin schreibt: „Es kam zu mir der Generalarzt des Hospitals in Sgalewia — B., der erste russische Oberarzt, dem ich in Bulgarien begegnete; es war dies ausserdem der erste Mann, der sich ganz offen aussprach; diese halbe Stunde hat mir vieles klar gemacht. Es erweist sich, dass die ganze Macht — die Aufseher besassen; das war der erste Haken, um das Geld aus der Staatskasse zu ziehen; es gab genug Gelegenheit zum Verdienen; der Aufseher hält 118 Pferde und bekommt für Fourage die taxierten Preise; das allein giebt ihm die Möglichkeit, beinahe 400 Rbl. pro Monat fast ganz gesetzmässig sich in die Tasche zu stecken; augenscheinlich sind die Aufseher mit den Lieferanten im Einverständnisse.

Unzuverlässigkeit der Aufseher.

Für das Hospital werden bestimmte Summen für verschiedene Gebrauchsgegenstände verausgabt und dieses Geld wird von dem Aufseher ziemlich freigebig ausgegeben, der seinerseits nur die Rechnungen vorlegt und sein Geld bekommt, was, wenngleich es auch mit Bewilligung des Komitees geschieht, jedoch zu nichts führt; oft ist nämlich das Prüfen der Rechnungen unmöglich. Ich glaube, dass ich endlich bald diesen raffinierten Mechanismus begreifen werde; auf jeden Fall bin ich nun auf dem besten Wege dazu. Als Aufseher werden meistens solche Leute verwendet, mit denen die Regimenter nicht viel anfangen können; ohne Zweifel kommen auch bessere vor, aber der grösste Teil ist nicht viel wert, was menschliche Würde betrifft. Infolge der Unzuverlässigkeit des Aufsehers kann das Hospital stark leiden. Auf Plätzen, wo der Aufseher ein ehrlicher und guter Mensch ist, und wo ihm der Hauptarzt zu Hilfe kommt, können die Hospitäler florieren. Weiter schreibt Botkin nach dem Interview mit derselben Person: „Jedesmal erfahre ich durch ihn eine Neuigkeit wie z. B., dass der Regimentsarzt bei der Besichtigung der Kost wohl das Recht hat, über deren Qualität, aber nicht über die Quantität seine Bemerkungen zu machen; dagegen hat der du jour habende Arzt des Hospitals die Pflicht, sowohl für die Qualität als die Quantität der Kost Sorge zu tragen. Kraft dessen hat der Regimentsarzt gar nicht das Recht, die Kost zu bemängeln; diese kann ihm missfallen, aber der

Geschmack des Regimentschefs ist ein anderer als der des Bataillonschefs; ihnen gefällt sie, nun so schweige. Die zweite Neuigkeit ist für mich die, dass die Divisionslazarette verpflichtet sind, ihre Kranken in der Weise zu verpflegen, dass deren Unterhalt sich auf nur 25 Kop. beläuft, im Hospital dagegen bekommen die Kranken bestimmte Portionen Fleisch, Brot und dergleichen, gleichviel, wie teuer dies kommt. Ohne Zweifel ist bei beiden Arten ein Missbrauch möglich, nur bei jeder müssen andere Maassregeln dafür getroffen werden."

Mangel an Nahrung und Verbandmittel.

In seinem Briefe vom 3. September finden wir folgende Details: „Gestern waren wir in Bulgareni im Hospital, durch das fast alle bei Plewna Verwundeten gehen müssen. Man kann sich dies Bild eines Feldes mit 30 Zelten vorstellen (in jedem 20 Mann), und über 2000 Menschen, wovon kaum 600 unter Dach sind. Der grösste Teil wälzt sich neben den Zelten umher, um Nahrung oder Verband flehend. Viele haben $1^1/_2$ Tag während der ganzen Fahrt vom Verbandplatz nichts gegessen, manche blieben 3 Tage ohne Verband liegen. Im Hospital ist der ganze Betrieb für nur 600 Mann eingerichtet; zehn Aerzte können trotz Tag- und Nachtarbeit kaum fertig werden." Auf den Verbandplätzen sah man überall Blut vor Augen, hier bildeten Hunger und Geruch von den unreinen Wunden die hervorragende Erscheinung. „Wenn man doch wenigstens an die Maschine gelangte!" hört man von allen Enden dieses mit Märtyrern besäeten Feldes, „Ew. Gnaden, befehlen Sie doch, uns Nahrung zu geben." Man muss gestehen, dass diese letzte Phrase bitter klingt, und sie wirkt noch niederschlagender, wenn man bedenkt, dass die Schuld einzig an der mangelhaften Organisation liegt. Und auf die Frage des Kaisers: „Habt ihr gegessen?" schrieen alle einstimmig: „Ja wohl Ew. Majestät!" „Langen denn die Verbandmittel?" fragt er den Generalarzt — „Ja wohl, sie langen Majestät!" Eine halbe Stunde vor der Ankunft des Kaisers wurde mir gesagt, dass kaum noch Verbandmittel geblieben wären, um noch einige Mann zu verbinden, und auch die werden nicht mehr ausreichen. Was will man mit solchem Volk anfangen?"

Die Verproviantierung der Hospitäler wird von der berühmten „Gesellschaft" besorgt, die, wie Botkin sagt, schon unsere Heere Hunger leiden liess und jetzt nun noch unsere Kranken und Verwundeten Hungers sterben lässt. Der Gesellschaft ist es bequem und so lässt sie das Volk ohne Brot und ohne Zwieback, es ist ja genug, wenn sie Fleisch haben. Eine merkwürdige Erscheinung: die Menschen betteln um Brod in einem Lande, das in Korn schwelgt! Heute ging ich an einem Dorf vorüber, das buchstäblich von Aehrengarben besät war. Es ist bemerkenswert, dass diese Erscheinung sich in allen unseren zahlreichen türkischen Kriegen wiederholt hat; die Russen haben es niemals verstanden, aus dem Reich-

tum Bulgariens Nutzen zu ziehen; Vieh, Heu, Brot sind fast immer für uns verloren gegangen; diesmal waren wir, glaube ich, was das Vieh anbelangt, glücklicher gewesen.

Umgehung der Wahrheit dem Kaiser gegenüber.

Man muss nicht vergessen, dass dies alles in Gegenwart des Kaisers Alexander II. auf dem Kriegsschauplatz vor sich ging, aber die Verhältnisse hatten es immer so mit sich gebracht, dass er niemals den wahren Sachverhalt erfuhr.

Am 4. September schreibt Botkin: „Heute war ich wieder mit dem Kaiser im Hospital, und da ich $1^1/_2$ Stunden eher dort eintraf, konnte ich mich augenscheinlich überzeugen, wie frech und gewissenlos man ihn belog. — Wann bist Du angelangt? — fragt er einen Kranken mit einem bluttriefenden und übelriechenden Verbande. „Erst heute," beeilt sich der Generalarzt zu melden, und ich erfuhr später, dass der Kranke bereits den dritten Tag seit dem Transport wartete, bis die Reihe an ihn kam. Natürlich trifft die Aerzte am wenigsten ein Vorwurf, denen es in jenen Tagen zufiel, nahezu 7000 Verwundete zu verbinden und fortzubringen. Aber wozu murren?! Heute waren auch medizinische Oberbeamte da, P. K. und andere. — Bei Euch bleiben ja die Leute $1^1/_2$ Tag ohne Essen, sage ich zu P. „Und in den Kompagnien bleiben sie es sechs Tage lang und gehen dann noch in den Kampf," antwortet mir P. zu seiner Rechtfertigung und meiner Beruhigung. „Warum haben Sie noch kein Hospital eröffnet?" „Ist es denn möglich, mit einem Personal von 10 Mann diese Mengen von Verwundeten durchzubringen?" „Fragen Sie den Hospital-Inspektor K. — antwortet mir P. — er wird Ihnen antworten, dass er keine Zelte für diese Hospitäler hat; die Zelte sind erst vor Kurzem bestellt worden und einige davon sind noch nicht bis Bukarest angelangt . . ."

Lage der Kranken und Zahl der Erkrankungen bei Plewna.

Ueber das Befinden der Kranken und die Zahl der Erkrankungen bei Plewna erzählt Botkin ferner: „auf meine Frage an den Korpsarzt, wie viele jetzt täglich im Korps krank werden, sagte er: „150 Mann in einem allein, viel weniger als früher." Nach früheren Aeusserungen der Behörden hiess es, dass bei Plewna in der ganzen Armee 200 bis 250 Mann täglich erkrankten. Kann man nun daran glauben? Augenscheinlich war die Zahl unrichtig, und nur für den Kaiser bestimmt."

„Heute sah ich im Hospital nichts besonderes, immer dieselben Abscheulichkeiten wie gewöhnlich; auf einen Arzt der inneren Abteilung kommen 130 Kranke, seit langem schon ist kein Löffel Rizinusöl mehr vorhanden (und das bei einer Ruhrepidemie!) Chinin wird schon lange vom Roten Kreuz geliefert, eigenes giebt es nicht, den zu operierenden Kranken sowohl wie den operierten geht es schlecht. Die Kranken leiden meistens wie früher entweder an Fieber oder Ruhr, Typhöse giebt's nicht viele

und auch dies meistens in der Garde, die eben erst eingetroffen und noch nicht durch die hiesigen Krankheitsformen angesteckt werden konnte."[1])

Kosten für die Medikamente.

Aus dem Bericht der medizinischen Hauptverwaltung ist ersichtlich, dass „die Tabellen der Versorgung der Heere mit Gegenständen für ärztliche Hilfe" bereits seit langem als veraltet betrachtet und stets umgearbeitet wurden, und was die ärztlichen Materialien anbetraf, so hatten in Anbetracht der Möglichkeit eines Krieges die Verbandmittel den Hauptwert. Deshalb erachtete es die medizinische Hauptverwaltung als ihre moralische Pflicht, den aktiven Armeen den Vorrat an diesen Mitteln zu sichern und zwar nicht nach früheren, sondern nach neu projektierten und erst im Jahre 1876 bestätigten Tabellen und Bestimmungen, die den Anforderungen der zeitgenössischen Chirurgie entsprachen. Der Rechenschaftsbericht bringt Zahlen über die Anfertigungskosten der Medikamente, der Vorräte und Instrumente, angefangen vom Jahre 1876, als die dafür verausgabte Summe 729 532 Rubel betragen hat und nur für 540 604 Rubel verabreicht wurde. Aber schon im nächsten Jahre 1877 wurde für 1 326 934 Rubel vorbereitet und für 1 529 889 Rubel verabreicht. Im Jahre 1878 wurden für 1 578 397 Rubel vorbereitet und für 1 135 563 Rubel verabreicht. Im Jahre 1879 wurde schon die Vorbereitung auf 813 000 Rubel und die Verabreichung der Verbandmittel auf 890 000 Rubel herabgesetzt. Indessen sagt der Generalbevollmächtigte der Gesellschaft des Roten Kreuzes[2]) P. A. Richter in seinem Bericht:

„Was bedürfen die Kriegshospitäler? Auf diese Frage wäre leichter bei ihrer umgekehrten Stellung zu antworten; es wäre leichter, auf die Gegenstände hinzuweisen, die die Hospitäler nicht brauchten, als alle diejenigen aufzuzählen, die sie brauchten." Weiter kann nach seinen Worten die Schuld „der mangelnden Umsicht und der Unthätigkeit der Militärverwaltung in diesem Falle auch nicht eigentlich der Organisation der Hospitäler zugeschoben werden."

Unter anderen beklagt sich Richter sehr über den Mangel an Bekleidung.

c) Unterkunftsstätten.

Die ausserordentliche Zähigkeit des russischen Soldaten beweist unter anderen auch der Umstand, dass die im Jahre 1877 bestehende Art und Weise des Unterbringens der Kranken und Verwundeten die Sterblichkeit unter ihnen nicht um noch wesentliches ausgedehnt

[1]) S. P. Botkin. Briefe aus Bulgarien 1877.

[2]) Das Rote Kreuz in Rumänien und Nördl. Bulgarien im Jahre 1878. St. Petersburg 1879.

hat. Ueberhaupt hat, wie wir bereits erwähnt haben, die Ueberfüllung der Hospitäler einen entsetzlich hohen Grad erreicht.

Botkin schrieb: „Die bekannte Geschichte aus dem Hospital in Bulgareni, wo viele sich persönlich davon überzeugen konnten, wie ausserordentlich schlecht unsere Administration war, hat einen wohlthätigen Einfluss auf den Inspektor der Hospitäler, General K. ausgeübt, und namentlich entsetzte ihn die Geschichte vom Selbstmord des unglücklichen Hauptarztes in Sistowo. Das alles endlich bestimmte ihn, ein Projekt über die Veränderungen im Sanitätswesen Bulgariens und Rumäniens vorzulegen; es scheint, dass man zu der Ueberzeugung kam, der sinnlosen Evakuation der Kranken, welche von einem Winkel in den anderen auf primitiven Fuhrwerken ohne Nahrung, ohne Aufenthalt geschleppt wurden, müsse ein Ende gemacht werden. Der General führt nun die Idee über die Vergrösserung der Zahl der Hospitäler in Bulgarien und in Rumänien, bis zu 30 000 durch, während jetzt in Bulgarien kaum achttausend und in Rumänien nur fünftausend existieren und auch das erlaube ich bez. Bulgarien zu bezweifeln. Man darf nicht vergessen, dass die medizinische Abteilung in Bulgarien nur über 300 Wagen und 8000 Kojen verfügte; um mit einer solchen Menge von Verwundeten fertig zu werden, war es unumgänglich, die Kranken wie die Schafe von einem Hospital in das andere zu treiben; wo es anging, wurden Fuhrwerke und Pferde gemietet; wo es möglich war, hatte man sich fast mit Gewalt der Intendanzwagen bemächtigt, um die Kranken und Verwundeten befördern zu können, und auf diese Weise wurde für die künftigen Märtyrer Platz gemacht.[1])

Mangel an Schutz gegen Kälte.

Am schlimmsten war der Umstand, dass keine Maassregeln getroffen wurden, um die Kranken und Verwundeten vor Kälte zu schützen. Nach den Berichten von Pirogow überraschte die Kranken und Verwundeten der Winter 1877 nicht in Häusern, Hütten oder Winterstübchen, sondern in Zelten, die ohnehin noch Ende November mit keinen eisernen Ofen versehen waren. In Gornyj Studien z. B. und selbst in der Hauptstadt Bulgariens, Tyrnof, hatten die Hospitäler No. 67 und 62 während unseres Besuches Ende November des Jahres 1877 noch keine Oefen. Wären zum mindesten diese Zelte irgendwie eingerichtet; aber die Hälfte der nach Galatz gesandten erwies sich als unbrauchbar: sowohl das Segeltuch als die hölzernen Teile waren verfault.[2])

Ueber die Kälte schreibt Botkin aus Petersburg: „Heute fragte ich bei der Administration an, was sie gegen die Kälte unternehmen

[1]) S. P. Botkin: „Briefe aus Bulgarien." 1877.

[2]) Das militärmedizinische Journal. 1878. Juli: ein Aufsatz des Professors Sklifassowski. Seite 149.

wolle. „Nun nichts, es sind keine Menschen da, und es fehlt auch an denselben für ein neues Unternehmen; man könnte wohl Oefen hinstellen und etwas Stroh an die Wände der Zelte legen, aber es fehlen Arbeiter," — antwortete der Generalarzt. — Nun und was denkt der Generalinspektor des Hospitals darüber? „Ja, der sagte mir", antwortete der Generalarzt, „denken Sie denn von dort lebendig herauszukommen? Natürlich sagte er dies im Scherz", fügte der Generalarzt hinzu. Kein übler Scherz!

Dann fährt Botkin fort: „Augenscheinlich fängt der niedliche Scherz K.'s an, seine Früchte zu tragen. Erst zum 1. Dezember verspricht man einen Schutz gegen die Kälte einzurichten, und bis dahin kann man ja 2 Monate lang in den Zelten umkommen. Die operierten Kranken beeilten sich während der Kälte wie Fliegen in die andere Welt zu gelangen; jetzt sind alle Operationen unterbrochen; es ist kein Platz, um solche vorzunehmen, und den Operierten geht es zu schlecht. Würde man aber frühzeitig daran denken und ernsthaft die Pflichten erfüllen, so wäre dies alles nicht vorgekommen."

Ueber die Eigenschaften der geheizten Baracken kann man nach der folgenden Beschreibung urteilen, die im Bericht der Generalbevollmächtigten der Gesellschaft des Roten Kreuzes vorkommt:

Eigenschaften der geheizten Baracken.

Bald nach dem Beginn der Thätigkeit des Roten Kreuzes in Ginurgewo ist das Kriegsministerium mit uns über die Abtretung von Zelten an die Hospitäler, in denen sich unser Evakuationspunkt befand, übereingekommen; als Ersatz dafür sollten uns die Baracken, die damals gebaut wurden, abgegeben werden. Diese Baracken, nach ihrem Erbauer die Poljakowschen benannt, wurden auf Bestellung der Verwaltung der Kriegs-Hospitäler gebaut. Jede Baracke bestand aus parallel laufenden auf bestimmten Entfernungen befestigten eisernen Bogen, für die als Material die eisernen Träger verschiedener auseinandergenommener Bauten der Wiener Internationalen Ausstellung im Jahre 1873 gedient haben; die eisernen Bogen bildeten das Skelett des Gebäudes; daran wurden noch doppelte Bretterwände mit Stroh in den Zwischenräumen aufgeführt und mit einem Bretterdach, das mit Wachsleinewand überzogen wurde, sowie einem Bretterboden, doppelten Thüren und Fenstern versehen. Die Baracken waren ein-, zwei- und sogar dreistöckig; eine Etage wurde von der anderen durch eine einfache Bretterbrücke getrennt, die zugleich als Decke für die obere und als Fussboden für die untere Etage diente. Klosetts befanden sich neben den Treppen; die Exkremente wurden in Erdgruben gesammelt, ohne irgend welche Behälter zur Erleichterung der Ausfuhr. Die Heizung wurde mittels eiserner Oefen besorgt; für die Ventilation gab es keinerlei Vorrichtungen.

Eine derartige Einrichtung der Baracken zeigte sehr grosse Unbequemlichkeiten, die den höchsten Grad in den mehrstöckigen Baracken erreichten. Die Luft darin war durch die Nähe der Retiraden vollständig verpestet; der Mangel an jedem festen Zusammenhang zwischen den Etagen führte zur Anhäufung der Wärme in der oberen Etage, während in der unteren die Temperatur nur sehr niedrig war; die Krankheitskeime konnten sich in der ganzen Baracke ohne jedes Hindernis fortpflanzen. Manche von diesen Uebeln hätten leicht beim Bau der Baracken beseitigt werden können, wenn man dabei ärztliche Spezialisten rechtzeitig um ihr Urteilgefragt hätte, da der Erbauer sich bereit erklärt hatte, denjenigen Fingerzeigen zu folgen, die ihm von seiten berufener Personen gegeben würden. Aber dies alles geschah nicht zur rechten Zeit, und infolge des misslungenen Versuchs mit den mehrstöckigen Baracken in Frateschti unterliess die Kriegsverwaltung der Hospitäler die Erbauung von dreistöckigen Baracken vollständig und bestimmte die zweistöckigen nur für das Unterbringen des Personals.

Vorteile der Erdhütten im Krim-Kriege.

Es ist bemerkenswert, dass im Gegensatz zu den Baracken die Erdhütten während des Krimkrieges nach Berichten Pirogows sich als sehr nützlich erwiesen haben. Er sagt im Hinblick darauf, dass unter unseren Aerzten, Administratoren und Kriegsleuten sich wohl noch Teilnehmer an dem vorigen Orientkriege befunden hätten. Warum haben nun jene Personen, die doch auf Grund ihrer Erfahrung die Bauart und die Einrichtung dieser Hütten kannten, nicht ihre Stimme erhoben und warum haben sie, die doch durch die Erfahrung belehrt waren, nicht die Initiative zum Handeln ergriffen? Hat doch einer der Teilnehmer an diesem denkwürdigen Kriege, Dr. A. A. Henrici, laut erzählt (wenngleich etwas spät), und ich kann diese Aussage als Augenzeuge bestätigen, dass jene Hütten im Krimkriege ohne besondere Schwierigkeiten erbaut wurden. Man berief Freiwillige aus den Bataillonen (es wurden keine etatsmässig bestimmt), nur machte man bekannt, dass diejenigen welche für Lazarette arbeiteten, eine Extraportion erhielten, und zwar bestand diese aus einem Stück frischen Brodes, was damals als Leckerbissen galt, und aus einigen Pfeifen Mahorka-Tabak; ausserdem erhielt diejenige Gruppe Soldaten, welche die beste Hütte errichtet hatte, nach Beendigung der Arbeit mit Erlaubnis des Kommandeurs 2 Rubel. Bei solchem System kam es, dass die Lazarette über so trockene und geräumige Erdhütten verfügten, dass oft auch kranke Offiziere sich darin freiwillig behandeln liessen, wobei sie sich von ihren Abteilungen nicht krankheitshalber zu entfernen brauchten.

Wir wollen ferner hoffen, fügt der berühmte Chirurg hinzu, dass die Erfahrung, die von den Aerzten und Administratoren in unseren

Kriegen gesammelt wurde, für die zukünftigen Geschlechter nicht ohne Nutzen bleiben wird.[1])

d) Die Evakuierung der Kranken und Verwundeten.

„Die vom Kriegsschauplatz transportierten Kranken und Verwundeten führen, sagt Pirogow, einen Kampf um die Existenz, und dieser Kampf hat mehrere Phasen.

„Der vom Schlachtfelde gebrachte Verwundete muss vor allem gegen die traumatische Erschütterung, den Blutverlust und die Nervenerregung, die nach jedem Anstossen erfolgte, ankämpfen; dann folgt der Kampf mit den äusseren Schwierigkeiten des Transports. Ausserdem stellt sich das Wundfieber ein, und falls der Organismus durch das übermässige Steigen der inneren Temperatur noch nicht ganz geschwächt ist, steht ihm noch der Kampf mit den Miasmen (den inneren und äusseren) und endlich mit der gänzlichen Erschöpfung des Körpers bevor."[2])

Ansammlung der Verwundeten in Simniza.

Es ist begreiflich, dass wenn ausser diesen gewissermaassen natürlichen Zerstörungsfaktoren noch der Einfluss der Kälte, des Hungers, der Unbequemlichkeiten und anderer derartiger Uebel hinzukommt, ein Organismus, der keinen grossen Vorrat an Kräften besitzt, in einem solchen ungleichen Kampfe ums Dasein zu Grunde gehen muss. Im Kriege 1877 wurden die Kranken und Verwundeten, wie P. A. Richter in seinem Bericht[3]) angiebt, ausschliesslich auf freigemieteten Intendanz-Wagen eingeliefert, für deren Vermieter der Transport der Verwundeten nur eine Nebensache war. Es geschah nicht selten, dass die Transporte alle ihre Kranken in Simniza ausluden, um dort andere Intendanz-Ladungen, die von der Armee gefordert waren, aufzunehmen, und die Kranken verblieben in den Hospitälern von Simniza so lange, bis andere Wagen anlangten, auf denen sie ihren Weg fortsetzten. Dadurch sammelte sich in jenen Hospitälern eine grosse Zahl von Kranken an, die manchmal um 4 oder 5 mal die Mittel übertraf, worüber die Hospitäler etatsmässig verfügten, Ansammlungen, die zu chronischen Erscheinungen wurden. Nicht nur der Verband und überhaupt die Pflege der über Simniza transportierten Kranken, sondern auch die notwendigste von den Hospitalgesetzen vorgeschriebene Versorgung derjenigen, welche sich hier zur Kur befanden, konnte nur selten mit der erforderlichen Exaktheit vor sich gehen, da es an ärztlichem und Sanitätspersonal mangelte.

---

[1]) Das militärärztliche Wesen und die Privathilfe.

[2]) Ebendaselbst.

[3]) Das Rote Kreuz in Rumänien und in Nord-Bulgarien d. J. 1877—78.

Die regelmässige Evakuierung eine Unmöglichkeit.

„Bei so augenscheinlich mangelhaften Hospitaleinrichtungen und bei den täglich wachsenden Anforderungen war die notwendige Regelmässigkeit bei der Evakuierung unmöglich; die Evakuierung nahm einen eiligen, man kann sagen fieberhaften Charakter an. Bei dem ewigen Mangel an Platz in den Hospitälern kam es oft vor, dass man Schwerverwundete und Kranke transportierte, die die Fahrt nicht überstehen konnten und unterwegs starben. Andererseits wurden auch Leichterkrankte und Verwundete, für die einige Tage der Ruhe und Behandlung genügt hätten, infolge des Mangels an Platz und Verpflegung auf weite Entfernungen, oft an die Grenzen Russlands fortgeschickt. Der Zeitverlust durch den Hin- und Rücktransport konnte nicht ohne sichtbaren üblen Einfluss auf den Kriegsbestand der Armee bleiben."

Die Art des Transportes der Kranken und Verwundeten an und für sich hatte auch einen grossen Einfluss auf den eiligen und zufälligen Charakter, den die Evakuierung angenommen hatte.

Die Kriegsverwaltung hatte keine anderen Mittel zur Transportierung der Kranken und Verwundeten als die einfachen, meistens ganz ungedeckten Fuhrwerke, in welche die Kranken auf Stroh hineingelegt und so vom Kriegsschauplatz in die nächsten Hospitäler gebracht wurden; aus diesen wurden sie wieder auf ebensolchen Wagen weiter über die Sistower Brücke nach Simniza und zuletzt nach Frateschti transportiert.

Die Lazarettfourgons, die bei den Heeresabteilungen vorhanden und dazu bestimmt waren, die Verwundeten auf die nächsten Hospitalplätze zu befördern, konnten schon wegen ihres Zweckes selbst nicht für weitere Fahrten beansprucht werden.

Mangel an geeigneten Wagen.

Ebensolche Fourgons, die bei den provisorischen Militär-Hospitälern bestanden, blieben ebenfalls fast unbenutzt und dienten nur von Zeit zu Zeit zur Ueberführung von schwer kranken Offizieren. Alle diese Fuhrwerke waren ausserdem auch viel zu schwer für die schmutzigen und sumpfigen Wege Bulgariens und Rumäniens, die durch die fortwährend passierenden schweren Lasten verdorben wurden; auch war die Zahl jener Wagen, die speziell für Kranke eingerichtet waren, im Verhältnis zu den Anforderungen ganz gering, so dass für den Transport der Verwundeten und Kranken, die zu tausenden fielen, keine anderen Mittel vorhanden waren, als einfache Wagen und Fuhrwerke, aus denen der Intendanz-Transport gebildet war.

Diese Transporte bestanden aus den hiesigen Bauernwagen. Wer sollte sich nicht vorstellen können, sagt Pirogow, wie viel die Verwundeten auf jenen serbischen Wagen mit ihren achteckigen Rädern, die nur dazu bestimmt zu sein schienen, um Stösse und Qualen zu verursachen, auszustehen hatten; wer sollte es nicht einsehen, dass eine derartige Trans-

portierung nur einen schädlichen Einfluss auf den Wundprozess ausüben musste; wer wird dem Professor Sklifassowsky nicht Glauben schenken, dass in Galatz (beim ersten Uebergang unserer Heere über die Donau), wo die Verwundeten nach dem Verband und der Operation im Hospital verblieben, nur eine geringe Anzahl starb, während nach der zweiten Attacke von Plewna von 20 Amputierten, die von der Verbandstation nach Simniza gebracht wurden, alle zu Grunde gingen?“[1])

Die unten angeführte Zeichnung (auf Seite 544) giebt uns eine anschauliche Vorstellung von solchen Transporten. Dies alles geschah unter den Augen des Kaisers.

„Als die neuen Verwundetentransporte in Simniza anlangten, kam der Kaiser sofort aufs Feld, wo sie verbunden und in Zelte und Hospitäler verteilt wurden, und konnte nicht ohne Thränen auf jene Märtyrer schauen, die in den unbequemen Wagen stöhnten.“[2])

Es giebt thatsächlich im Kriege kein entsetzlicheres Bild als den Anblick eines Verwundeten-Transports im Rücken der Armee. Der Kampf, der Angriff, die Flucht und die Verfolgung, dies alles wirkt auf uns nicht so herzzerreissend und bietet keinen so erschütternden Anblick, als die Wagen mit den halbtoten Kriegern.

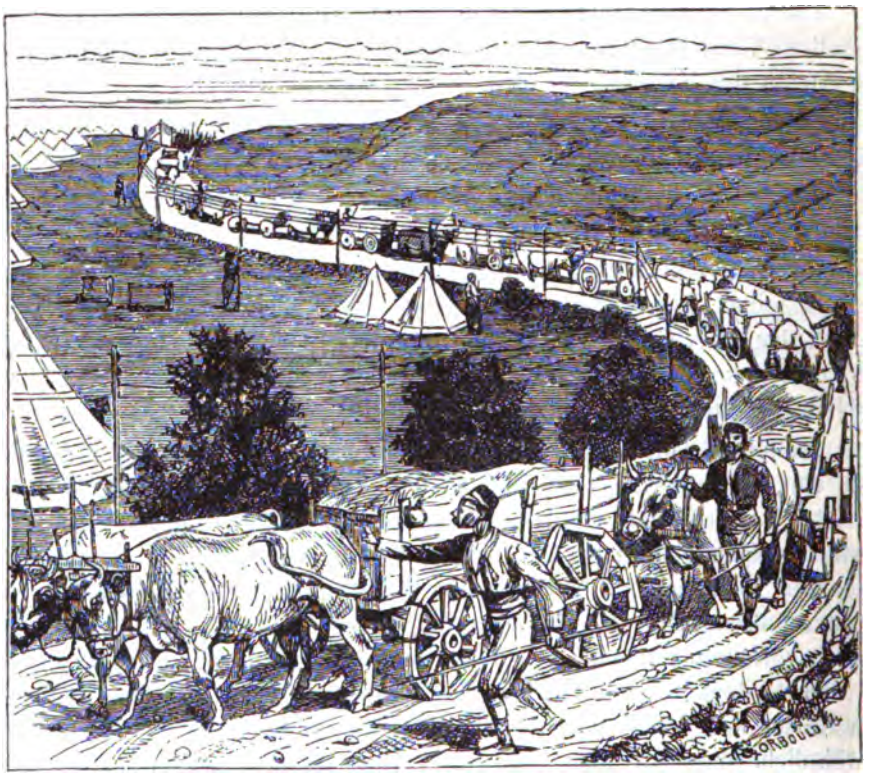
Das entsetzliche Bild eines Verwundeten-Transports.

Stellen wir uns einen staubigen, sandigen oder schmutzigen Landweg vor, auf dem sich in unendlicher Reihe einige hundert Wagen hinziehen, welche mit vor Hunger erschöpften Pferden oder Ochsen der Treiber bespannt sind; bei der Hitze quält die schon ohnehin vom Fieber geplagten Kranken und Verwundeten der Durst und im Regen werden sie durchnässt. Das ist das Los derjenigen Verwundeten, welche die Reihen verlassen müssen. Der Leser entsetzt sich wahrscheinlich schon bei dem Gedanken an die Leiden der tapferen Kämpfer für den Glauben, den Kaiser und das Vaterland, aber dies ist im Kriege so natürlich und gewöhnlich, dass es dem, der viel erlebt hat, nicht einmal sonderbar erscheinen würde. Gott sei Dank, wenn es gelingt, in den Transport zu kommen, da wird man wenigstens gefahren, denn wie ist es, wenn man mit durchgeschossenem Bein oder Magen einige Werst zu Fuss vom Verbandplatz bis zum Lazarett oder Hospital sich schleppen muss, wenn es so viel Verwundete giebt, dass weder Verbandstoffe noch Träger ausreichen! Sich auf den Wagen zu schütteln, oft in Regen und Kälte auf knarrenden Wagen und ohne jede Nahrung, wird im Kriege noch als ein Glück betrachtet. Werfet einen Blick in jene Wagen: Die gemeinen Soldaten

[1]) Tschitschagow: „Das Tagebuch des Zarbefreiers.“

[2]) Das militärärztliche Wesen und die Privathilfe.

und oft sogar Offiziere sitzen oder liegen zu zweien oder dreien in einem Wagen, bleich, halbtot, oft vor Schmerzen ohnmächtig stöhnen sie und schreien in ihren Qualen, während die ermüdeten Pferde, von zerlumpten Bauern getrieben, bald stehen bleiben, bald wieder mit plötzlichem Ruck vorwärts streben, um den im Sumpf eingesunkenen Wagen herauszuziehen.



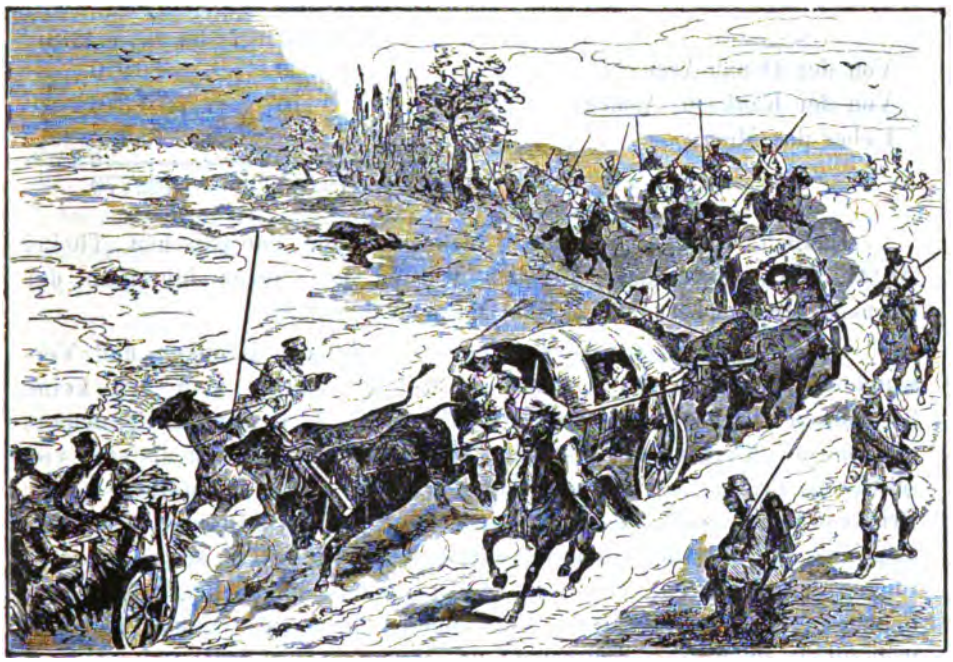
Der Transport der Verwundeten auf serbischen Wagen mit achteckigen Rädern.

Die auf dem Wagen Verstorbenen bleiben zusammen mit den Lebenden liegen, von denen viele bewusstlos phantasieren. Weinen, Schluchzen, — das alles werdet ihr sehen und hören! . . .“

Man kann sich vorstellen, was erst geschieht, wenn eine Panik auf dem Transport entsteht. Die Zeichnung auf Seite 545 stellt solch einen Moment der Panik dar, wie dies am 18. Juni beim Transport der Verwundeten bei Plewna stattfand.

e) Evakuierung der Kranken und Verwundeten innerhalb der Grenzen des Reiches.

Die regelmässige Evakuierung der Kranken und Verwundeten war im Jahre 1877 angeordnet. Anfänglich wurde der Transport der Kranken über Jassy für die Donau - Armee, und über Wladikawkas für die Kaukasus-Armee bewerkstelligt, und nur nach den Bezirken von Odessa, Charkow und teilweise von Kiew; aber mit der Vergrösserung der Heere auf beiden Kriegsschauplätzen hatte sich die Anzahl der zu Evakuierenden rasch ver-



Panik beim Transport der Verwundeten.

grössert und erreichte Ende August einen solchen Umfang, dass alle ärztlichen Anstalten, sowohl wie die Gesellschaften des Roten Kreuzes der genannten Bezirke überfüllt waren; so mussten denn neue Maassregeln zur weiteren Verteilung der Kranken innerhalb der Grenzen des Reiches getroffen werden.

Auf Grund eines neu ausgearbeiteten Reglements wurden zur Aufnahme und zur Verteilung der zu Evakuierenden fast alle inneren Bezirke des Reiches hinzugezogen.

Die Evakuierung der Verwundeten und Kranken aus der europäischen Türkei begann Anfang Juni und aus den Kaukasus-Bezirken Ende Juli und dauerte ununterbrochen während der ganzen Zeit der Bewegung unserer Heere im Auslande; mit der Ankunft der Donau-Armee in die Umgegend von Konstantinopel kamen zu den Eisenbahntransporten der Evakuierten noch der überseeische Transport derselben aus S. Stefano und Burgas nach Odessa, Nikolajew und Sebastopol hinzu; die Kranken der Kaukasus-Armee wurden bei der ersten Gelegenheit auch über die See nach Sebastopol und Odessa transportiert.

Umfang der Evakuierungen.

Der Umfang, den die Evakuierung erreicht hatte, kann durch folgende Zahlen ungefähr ausgedrückt werden:

	im Jahre 1877	im Jahre 1878
Von der Donau-Armee	69 930	56 270
Von der Kaukasus-Armee	5 110	1 370
Ueber das Meer	—	65 130
	75 040	122 770

Endlich wurden im Jahre 1879 aus der europäischen Türkei 20 225 Mann ausgeführt. Folglich wurden im ganzen innerhalb der Grenzen des Reiches über 218 000 Mann evakuiert.[1])

Beim Unterbringen einer grossen Anzahl von Kranken und Verwundeten innerhalb der Grenzen des Reiches war man auf keine besonderen Hindernisse gestossen. Aber auch hier war der Transport oft von so schrecklichen Umständen begleitet, dass viele ihn als eine viel schwerere Prüfung als die erhaltenen Wunden selbst erachteten. — „Der Brief von Bogdanowsky hat mich sehr erfreut," schreibt Botkin, „ich hoffe, dass er seinerseits der Generalgesellschaft die Resultate seiner Betrachtungen mitgeteilt hat. Es war mir besonders angenehm, mit seinen Schlüssen über die Pflege der Verwundeten übereinzustimmen, die Notwendigkeit einer grösseren Anzahl von Hospitälern und die üblen Folgen der forcierten Evakuierung sind für mich unleugbare Wahrheiten. Pirogow, der die Kranken in Rumänien nicht gesehen und die Evakuation nicht in ihrem Hauptstadium angetroffen hat, scheint an seiner Idee festzuhalten. Heute unterhielt ich mich mit dem Generalstabsarzt und dem Chirurgen der rumänischen Armee; es erweist sich, dass er gegen die Evakuierung protestiert, da er diese für das grösste Uebel, und dies ganz mit Recht, betrachtet. Jeder, der die Sache in der Nähe gesehen hat, wird diesem Protest beistimmen."

[1]) Der militärärztliche Bericht über den Türkenkrieg im Jahre 1877—1878.

Die Bukarester und die Brailascher Kommission

Richter sagt in seinem Bericht über die Thätigkeit des Roten Kreuzes während des Krieges folgendes: „Der Hauptzufluss von Verwundeten und Kranken, die über Sistowo und die Simnizer Brücken kamen, ist in die Verwaltung der Bukarester und die Nebentransporte aus Dobrudscha in die der Brailaschen Kommission übergegangen. Diese beiden Kommissionen hatten zwei besondere Evakuierungsmittel, die dem bevorstehenden Zufluss der Verwundeten und Kranken entsprachen; die Brailasche Kommission unterhielt nur einen Sanitätszug und die Bukarester die anderen 9 Züge. Die Kranken wurden bis Jassy transportiert, wo sie aus dem rumänischen Bezirk hinaustraten. Aber da die Anforderungen an die Brailasche Kommission auch wegen der kurzen Entfernungen von diesem Punkte bis Jassy sehr geringe waren, so ist die Verordnung über die Verteilung der Kranken in die Zwischenhospitäler zwischen Bukarest und Jassy ganz an die Bukarester Kommission übergegangen; sie hat auch die Evakuierung aus Frateschti verwaltet. Alle ihre Mitglieder befanden sich jedoch in Bukarest und nach diesem Platze wurden ein Mediziner und ein Beamter der Hospital-Verwaltung abkommandiert; indessen begannen in Frateschti schon täglich Transporte von Verwundeten einzutreffen und zwar nach den ersten zwei Schlachten bei Plewna je einige hundert Mann.“ Noch störender war der gänzliche Mangel an irgend welchen bestimmten Hinweisen seitens der militärärztlichen Verwaltung betreffs der Ordnung in der Verteilung der Kranken und Verwundeten in Kategorien. In der Instruktion wurde dieser wichtige Zweig der Thätigkeit der Evakuations-Kommissionen nur vorübergehend erwähnt.

Es waren keinerlei Bestimmungen getroffen, wie die Kommissionen sich beim Transport der Kranken und Verwundeten, je nach der Eigenschaft ihrer Krankheiten, in näher oder ferner liegende Hospitäler zu verhalten hatten, noch waren Anordnungen bezüglich der Art des Transportes in Sanitäts- oder Kriegszügen vorgesehen. Es wurden, sagt Richter in seinem Bericht, für diese Züge Kranke und Verwundete aller Kategorien ohne jeden genügenden Unterschied bestimmt: sehr schwer Kranke, für die das Ueberführen sehr gefährlich war, und leicht Kranke, die fortzubringen gar nicht nötig war, da sie auch ohnedies am Platze bald gesunden würden. Alles dies kam nicht nur durch Mangel an Instruktionen, sondern hauptsächlich auch aus Mangel an medizinischem Personal bei den Evakuierungs-Kommissionen vor. Obgleich sie ausser dem einen als Arzt fungierenden Mitglied und seinem Gehilfen alle Aerzte der Sanitätszüge zu ihrer Verfügung hatten, konnten sie doch keinen wesentlichen Nutzen bringen, weil sie stets mit Verwundeten-Transporten unterwegs waren. Im allgemeinen wurde die Verteilung der Kranken und Verwundeten

Unregelmässige Verteilung der Kranken und Verwundeten.

so unregelmässig betrieben, dass ich, sagt Richter,[1]) bei dem ersten Einblick in diese Angelegenheit, Ende Juli, es als notwendig erachtet habe, mit dem Inspektor des Feld-Lazarettwesens in Verbindung zu treten und ihm mitzuteilen, dass die Verordnung über die Eröffnung eines interimistischen Militär-Hospitals No. 46 in Frateschti die Sache nicht gefördert hat, weil seine Haupthilfe sich hauptsächlich auf die Verproviantierung der Kranken und Verwundeten erstreckte; was aber das medizinische Personal selbst betraf, so war es für dasselbe eine physische Unmöglichkeit, bei dessen ungenügender Anzahl und bei den vielen schriftlichen Arbeiten, welche von den Hospitalbestimmungen über die Annahme, das Austreten, und die Verproviantierung der Kranken, die täglich wechselten, gefordert wurden, auch noch seine Kräfte auf die Unterbringung zu verwenden. Unter solchen Umständen wurde dem wirkl. Staatsrat Prissjölkow vorgeschlagen, die Mitwirkung der Aerzte der Gesellschaft des Roten Kreuzes hierbei in Anspruch zu nehmen.

„Um deren Thätigkeit möglichst erfolgreich zu gestalten, namentlich in Fällen, die schwer zu erkennen sind, habe ich vorgeschlagen, an die Spitze nur vollständig kompetente Persönlichkeiten, sowohl was ihre Kenntnisse als auch ihre persönliche Stellung betrifft, zu stellen, und zwar für chirurgische Fälle einen chirurgischen Konsultanten, bei der militärärztlichen Verwaltung und speziell bei dem Hospital zu Frateschti einen Dozenten der Kasaner Universität, den Doktor Studenski; für therapeutische Fälle einen Konsultanten für innere Krankheiten bei der Gesellschaft des Roten Kreuzes, den Adjunkt, Professor der St. Petersburger medizinischchirurgischen Akademie J. T. Tschudnowski. Dieser Vorschlag wurde vom Wirkl. St. Rath Prissjölkow angenommen, und somit wurde den Aerzten der Gesellschaft des Roten Kreuzes speziell die Pflicht auferlegt, die Unterbringung der Kranken, die aus Frateschti anlangten, selbstverständlich unter Mithilfe der Aerzte der hiesigen Militär-Hospitäler, vorzunehmen. Zugleich wurde die Bestimmung erlassen, die Bukarester Evakuierungs-Kommission nach Frateschti zu verlegen; für die allgemeine Leitung der Evakuierung in Rumänien war von der militärärztlichen Verwaltung Doktor Shdanko bestimmt."

Die Thätigkeit des Roten Kreuzes während des Krieges.

Vor allem stellte die Kommission allgemeine Normen für die Verteilung der in Frateschti anlangenden Kranken auf. Der Instruktion gemäss, welche von Tschudnowsky und Studenski zusammengestellt war, wurden die Kranken und Verwundeten in 3 Gruppen eingeteilt; zur ersten Gruppe wurden die schwer Kranken und Verwundeten

[1]) Das Rote Kreuz in Rumänien und Nord-Bulgarien 1877–1878.

Einteilung der Kranken in drei Klassen.

sowohl wie leichte Fälle, die gar keiner Evakuierung unterworfen werden sollten, gerechnet; die zweite enthielt weniger schwer Kranke und Verwundete, die Kranken dieser Kategorie wurden in Frateschti gelassen oder nicht weiter als bis Braila evakuiert; endlich zur dritten wurden diejenigen Kranken gerechnet, welche unmittelbar nach Jassy evakuiert werden sollten. Im Falle von aussergewöhnlichen Ansammlungen von Kranken und Verwundeten liess die Kommission zu, in Ausnahmefällen die schwer Verwundeten und Kranken in Sanitätszügen nach Braila zu evakuieren und die leicht Kranken und Verwundeten in Kriegszügen fortzuschicken, um damit die Sanitätszüge nicht zu belasten. Die Verteilung fand ungesäumt nach Ankunft des Transports statt. Nach der Besichtigung händigte ihnen der leitende Arzt Billette mit der Bezeichnung ihrer Krankheit oder des erlittenen Schadens ein; rote für Kranke, die sich der Kur in Frateschti zu unterziehen hatten, grüne für die zweite Gruppe, gelbe für die dritte und weisse für Syphilitiker. Die leicht Kranken erhielten keine Billette, sondern nur die Nummer des Billetts, das der Arzt behielt. Bei dem Unterbringen der Kranken in den Zügen erleichterten diese Billetts die Arbeit wesentlich. Es kamen jedoch Fälle vor, dass Kranke, die ein rotes Billett bekommen hatten, wonach sie nicht der Evakuierung, sondern dem Uebersiedeln in Hospitäler unterliegen sollten, bei ihren Kameraden ein Billett von anderer Farbe kauften oder umtauschten und auf diese Weise in die Züge unter fremden Namen gelangten. Es kamen auch viel Fehler bei der Verteilung vor, besonders in der ersten Zeit, als nach den Schlachten bei Schipka und Plewna (am 30. August) 1000 Kranke und Verwundete und an manchen Tagen bis 3000 Mann anlangten. Aber bald waren die Aerzte mit dem Einteilen vertraut, eigneten sich darin eine gewisse Routine an, sodass Ende September, als der Zufluss von Kranken eine gewisse Regelmässigkeit erreichte, höchstens Irrtümer bei der Unterbringung der Kranken vorkamen. Von der Gesamtzahl der evakuierten Kranken und Verwundeten in dieser Periode, die 13285 betragen hat, sind übergeführt worden:

in Sanitätszügen (darunter auch diejenigen, die aus den Waggons der Kriegsverwaltung bestanden)	79138 Mann	(59,57 Prozent)
in Militärzügen	30200 „	(22,74 „)
auf Sanitätsbooten	22247 „	(16,74 „)
auf Kriegsbooten	1266 „	(0,95 „)

Somit benutzten von der Gesamtzahl der Evakuierten die speziell eingerichteten Sanitätszüge und Boote 101385 Mann oder mehr als 76 Prozent;

in wirtschaftlicher Beziehung traten sie in Pflege der Gesellschaft des Roten Kreuzes und genossen die Versorgung seitens des Hospitals; diejenigen, welche auf Sanitätsbahren gebracht wurden, genossen ausserdem auch die Hilfeleistung ihrer Aerzte.

Die restierenden 31 466 Mann (nahe 23½ Prozent) waren bei der Kriegsverwaltung in Pflege und genossen die Pflege des Personals der Gesellschaft des Roten Kreuzes in geringerem Grade nur auf den bestimmten Haltestellen.

Wir wollen noch bemerken, dass die Gesamtzahl der Angaben über die Evakuierung, welche im Bericht von P. A. Richter angeführt sind, in 2 Hauptkategorien zerfällt.[1])

Verwundete	30 302	(29,8%)
und Kranke	76 671	(70,2%)

Verwundete je nach dem Grad der Verletzungen zerfallen in schwei Verwundete (5 067 Mann oder 16,7 Prozent) und leicht Verwundete (25 235 oder 83,3 Prozent).

Statistische Uebersicht der Erkrankten.

Die Zahl der Opfer durch Krankheiten übertraf mehr als um 2½mal die Zahl der vom feindlichen Gewehr getroffenen und wurde je nach den Eigenschaften der Krankheiten folgendermaassen eingeteilt:

Typhus	10 598	Mann	oder	(13,8%)
Dysenterie	7 112	„	„	(9,3%)
Erfrieren	4 763	„	„	(6,2%)
Syphilis	5 520	„	„	(7,2%)
Versch. äussere Krankheiten[2])	9 125	„	„	(11,9%)
Innere Krankheiten[3]) . . .	39 553	„	„	(51,6%)

Transport von Verwundeten auf Güterwagen.

Was die Verhältnisse betrifft, unter denen man die Verwundeten auf Eisenbahnwagen transportierte, so hatten die in den Güterwagen Transportierten unter allerlei Unbequemlichkeiten zu leiden.

„Güterwagen mit Bequemlichkeiten für Verwundete und Kranke herzustellen, ist überhaupt nicht leicht, und solche Bequemlichkeiten zu improvisieren, ist noch schwieriger, sagt Pirogow. Auch in Deutschland hat man im Anfang des Krieges im Jahre 1870—71 die Verwundeten und Operierten in Güterwagen auf Stroh übergeführt. Später hat man es schon verstanden, Matratzen auf Ressorts, die auf dem Boden des Waggons be-

[1]) Die Angaben sind nur über 106 973 Mann vorhanden; über die anderen 25 878 Evakuierten existieren keine detaillierten Daten. Zur Zahl der Verwundeten sind auch die Kontusionierten gerechnet.

[2]) Darunter Augenkranke 1262.

[3]) Zu dieser Kategorie wurden gerechnet: Wechselfieber, Skorbut und alle Krankheiten, welche in den vorigen Rubriken genannt waren.

festigt waren, anzubringen. Das Schwierigste für die Verwundeten ist ja die Ueberführung in die Waggons und das Herauskommen aus denselben; noch schwieriger, manchmal aber ganz unmöglich ist die ärztliche Hilfeleistung während der Fahrt in dem dunklen Güterwagen ohne Querdurchgang."

Zu dem allen müssen wir den für die Kranken unerträglichen Temperaturwechsel hinzufügen; am Tage werden die Waggons von der Sonne so erwärmt, dass die Hitze bis 50° R. steigt, in den Nächten stellt sich grosse Kälte und dazu fast während des ganzen Weges Hunger, Durst und volle Hilflosigkeit ein.

Um eine deutliche Illustration für all das Gesagte zu geben, wollen wir hier die Worte von einem Augenzeugen anführen, der die Lage der russischen Armee nach den Schlachten bei Plewna schildert, als die Zahl der Sanitätszüge noch nicht jene Höhe erreicht hatte, wie im Januar, und als infolgedessen der Transport in der unordentlichsten Weise vor sich ging.

„Am 22. August des Jahres 1877 kam in Kursk ein Evakuationszug an, der aus 29 Güterwaggons mit 400 Verwundeten bestand, von denen die Hälfte schwere Verletzungen erlitten hatte. Diese Waggons hatten noch kurz vorher zur Ueberführung von Vieh gedient; sie waren weder gereinigt, noch desinfiziert worden. Sie hatten keine Fenster, und die Thüren mussten zugehalten werden, da die unglücklichen Verwundeten, die am Fieber darniederlagen, keine Decken, Matratzen und Kissen besassen. Dies alles musste ihnen der Soldatenmantel ersetzen.

„Für den ganzen Zug war nur ein Arzt vorhanden, und der Bau der Waggons gestattete ihm nicht anders als beim Halten des Zuges von einem zum anderen herüberzusteigen. Im ganzen Zuge war nicht einmal ein Eimer mit Wasser für die Soldaten vorhanden, die vor Durst starben; warme Speisen wurden nur einmal täglich verabreicht."[1])

f) Erkrankungen und Sterblichkeit.

Zu den Berechnungen nach den ersten Voraussetzungen der Kriegsverwaltung gehörte die Versorgung einer Armee von 650 000 Mann mit ärztlicher- und Sanitätshilfe; indessen erhalten wir während der drei Jahre 1877—78—79, wenn wir die Summe der Erkrankungen annehmen, folgende Zahlen:

	erkrankten	starben
Im Jahre 1877	1 333 626	33 137
„ „ 1878	1 734 563	70 579
„ „ 1879	1 087 303	13 402

[1]) Martner: „Emploi des chemins de fer pendant la guerre d' Orient 1877/1878."

Mit anderen Worten von je 1000 Mann des Bestandes nach Zähllisten:

	erkrankten	starben
Im Jahre 1877	985,5	24,5
„ „ 1878	1 115,4	45,1
„ „ 1879	1 008,0	12,4

Der Verlust in den russischen Heeren.

Im übrigen muss man, um den Sanitätszustand der Armee völlig zu kennzeichnen, auch den Verlust der Heere in Betracht ziehen, der daher rührte, dass man die niederen Chargen zur Kategorie der Untauglichen rechnete. Dieser Verlust stellte sich während dieser Jahre in allen russischen Heeren folgendermaassen dar:

	I. Abteilung	II. Abteilung	III. Abteilung	Alle Abteilungen.
Im Jahre 1877 .	3 271	28 381	18 842	50 494
„ „ 1878 .	9 379	41 476	20 750	71 605
„ „ 1879 .	1 358	29 013	11 294	41 665

Auf je 1000 Mann des durchschnittlichen Bestandes der ganzen Armee kamen von den zur Kategorie der Untauglichen gerechneten:

	J. Abteilung.	II. Abteilung.	III. Abteilung.	Alle Abteilungen.
Im Jahre 1877 .	2,35	20,30	13,47	36,12
„ „ 1878 .	6,02	26,66	13,34	46,02
„ „ 1879 .	1,26	26,91	10,47	38,64.

Um die Gesamtzahl des Verlustes an Menschen vom Bestand der Armee zu erhalten, müssten wir zu der Zahl der Verstorbenen noch hinzufügen: Diejenigen, die wegen Krankheiten zurückgestellt sind (III. Abteilung der Untauglichen) 80 Prozent der wegen Krankheiten auf Urlaub Entlassenen (II. Abteilung der Untauglichen) und diejenigen, die während des letzten Feldzuges getötet worden sind.

Die letzte Kategorie der Verluste bestand den Berichten des Generalstabs zufolge aus 14 000 Mann im Jahre 1877, aus 450 Mann im Jahre 1878 und aus 220 Mann im Jahre 1879. Wenn wir diese Zahlen zur Gesamtzahl der Verluste hinzufügen, welche die russische Armee erlitten hat, so kommen wir zu dem Schlusse, dass während der 3 Jahre der unersetzbare Verlust an Menschen wie folgt sich darstellt:

Im Jahre 1877	89 683	Mann oder	64,10	auf 1000 Mann des Bestandes nach den Zähllisten.
„ „ 1878	124 959	„ „	80,36	
„ „ 1879	58 124	„ „	53,88	

In welchem Maasse besondere Umstände den Verlust der Armee im Jahre 1877 bis 1879 vergrösserten, teilweise auch im Jahre 1876, ist aus der folgenden Zusammenstellung ersichtlich, die dem „Kriegsärztlichen Bericht vom Kriege mit der Türkei“ entnommen ist.

Der Gesamtverlust auf je 1000 Mann des Bestandes nach Zähllisten während der 5 Jahre von 1871—1875 betrug durchschnittlich 24,04.

Im Jahre 1876 erreichte er 26,07
„ „ 1877 „ „ 64,10
„ „ 1878 „ „ 80,36
„ „ 1879 „ „ 53,88

Verlust durch Krankheiten.

Die Krankheiten, die im Jahre 1877 den grössten Verlust verursacht hatten, stellen sich folgendermaassen dar:

	Die Zahl der Verstorbenen	Dies macht auf je 1000 Mann des Zähllistenbestandes aus
Dysenterie	3529	9,28
Verwundungen	1725	4,55
Unterleibstyphus	1191	3,13
akute Erkrankungen der Verdauungsorgane	540	1,42
Erfrieren	408	1,08
leichte Typhus-Formen	385	1,02
akute Erkrankungen der Atmungsorgane	377	0,99
Flecktyphus	351	0,92
chronische Erkrankungen der inneren Organe	219	0,57
Wechsel-Fieber	189	0,49

Für das Jahr 1878 war die Reihenfolge der Krankheiten je nach dem Grade der Sterblichkeit eine etwas andere:

	Die Zahl der Verstorbenen	Dies macht auf je 1000 Mann des Zähllistenbestandes aus
Flecktyphus	7600	16,36
Unterleibstyphus	4978	10,71
Dysenterie	4769	10,26
Rückfall-Typhus	3666	7,24
Wechsel-Fieber	1092	2,35
leichte Typhus-Formen	974	2,09
akute Erkrankungen der Atmungsorgane	946	2,03
Verwundungen	824	1,77
Erfrieren	813	1,75
akute Erkrankungen der Verdauungsorgane	694	1,49

Diese Zahlen sind, das darf man wohl hervorheben, das beste Zeugnis für die Ausdauer der russischen Soldaten.

„Der Krieg 1877, sagt Pirogow, ging nicht schnell vorüber, wie z. B. der italienische 1859, oder der österreich-ungarische im Jahre 1866. Der Kriegsschauplatz lag in einer halb wilden Gegend und in ungesunden Orten; die Unterkunftsstätten in Bulgarien waren die denkbar primitivsten, die oft die Kranken nicht einmal vor Wind, Kälte und Feuchtigkeit schützten; die Verwundeten waren oft durch vorangehende Entbehrungen erschöpft, ebenso durch die unbequemen Transportmittel auf dem Lande, und wenn wir trotz allem manche bekannte Daten aus anderen Kriegen mit den unsrigen vergleichen, so kommen wir zu dem Schluss, dass kein Krieg, der im Jahre 1870—71 nicht ausgeschlossen, ohne diejenigen Epidemien verlief, die bei uns gar nicht vorgekommen sind."

Die Erkrankungen der regulären Armee.

Wenden wir uns nun zu den Erkrankungen der regulären Armeen je nach der Art der Waffen während des ganzen Krieges:

Auf 1000 Mann des Zähllistenbestandes erkrankten während der ganzen Zeit:

bei den Pionieren	4388
„ der Infanterie	4305
„ „ Artillerie	3298
„ „ Kavallerie	2638

Da aber diese Zahlen von den Gesamterkrankungen herrühren, einschliessend die Umgegend und da die Berichte hierüber namentlich in Betreff der Kavallerie weniger vollkommen sind, so müssen wir zum Vergleich die Berechnung betreffs der Hospital- und Lazarettkranken anführen, d. h. ausgenommen diejenigen der Umgegend. So erhalten wir folgende Zahlen:

Auf 1000 Mann des Zähllistenbestandes erkrankten während der ganzen Zeit:

bei der Infanterie	1433
„ „ Artillerie	1042
„ dem Ingenieur-Korps	1010
„ der Kavallerie	644

Es zeigt sich, dass sich die Kavallerie in der besten Lage befand, da nur $^3/_5$ ihres Bestandes erkrankt waren, während in der Infanterie jeder Dienende im Durchschnitt 1,4 mal im Hospital war und der Artillerist und Pionier mindestens 1 Mal.

In der Nacht nach der Schlacht bei Plewna.

(Siehe Seite 530.)

Für die Sterblichkeit erhalten wir folgende Zahlen: Sterblichkeit in der regulären Armee.

Auf 1000 Mann des Zähllistenbestandes starben:

	Während der ganzen Zeit	Im Jahre
bei der Infanterie	156	95
„ „ Artillerie	91	54
„ den Pionieren	85	39
„ der Kavallerie	60	28

D. h., die Infanterie hatte eine um $2^1/_2$ Mal grössere Sterblichkeit als die Kavallerie aufzuweisen. Wir wollen bemerken, dass manche besonderen Teile sich nach der jährlichen Sterblichkeit von 276 auf je 1000 Mann des Bestandes (40. Division) bis 12 (20. Division) stellten; indessen war für die Kavallerie-Divisionen die grösste Sterblichkeit 85, die kleinste 9. In den Artillerie-Brigaden schwankte die Sterblichkeit zwischen 75 und 14 auf je 1000 Mann ihres Bestandes. Von den anderen Kombattanten und Nichtkombattanten lieferten eine grosse Anzahl von Sterbefällen die Hospitaldiener und zwar 125 auf 1000. Man kann die im Bericht ausgelassenen bedeutenden Prozente der Syphilitiker nicht ausser Acht lassen. Auf die 300000 köpfige Armee sind 2,2 Prozent Syphilitiker (es waren ihrer 7149) nicht wenig. Zu meinem Bedauern ist mir deren Prozentsatz in anderen Armeen und Kriegen nicht bekannt, sagt Pirogow.

Während der ersten 6 Monate des Feldzuges waren von den 36893 Mann die über Frateschti nach Russland geführt worden sind, 1893 Syphilitiker.

Die grosse Entwickelung der epidemischen Augenkrankheiten spricht auch nicht zu Gunsten der Fürsorge der Administration. Kann man denn aber den oben angeführten Zahlen eine Bedeutung zuschreiben, wenn z. B. Botkin aus diesem Grunde sagt, dass die Administration nur die äussere Seite der Sache berücksichtigte, und dass, wenn auch der Prozentsatz der Kranken in den Hospitälern nicht gross war, so doch das Chinin pudweise an diejenigen verabfolgt wurde, die an Epidemien darniederlagen und die statt ins Hospital geschickt zu werden, zurückbleiben mussten?

Eine der schwersten Beschuldigungen gegen die Administration ist folgende: Schwere Beschuldigung der Verwaltung.

Gestern schickte mir P., sagt Botkin, eine Erwiderung von einem der ärztlichen Beamten gegen die Angriffe in den Journalen wegen der mangelnden Pflege der Verwundeten. Da in dem Aufsatz eine Aeusserung des Kaisers erwähnt wird, so war für den Druck die Unterschrift des Hofministers erforderlich, um die mich Pirogow bei Einsendung des Aufsatzes gebeten hat. Ich war entsetzt über die Unverschämtheit, mit

der hier alle Thatsachen bestritten wurden, an deren Wahrheit gar kein Zweifel sein konnte. Natürlich hat der Minister die Unterschrift abgelehnt, und ich gab den Aufsatz mit dem Versprechen zurück, darauf bei persönlicher Rücksprache zurückzukommen.

Anstatt die Wahrheit zu sagen, dass 9500 Mann von nur 10 Aerzten nicht rechtzeitig versehen, verbunden und ernährt werden können und anstatt darauf hinzuweisen, dass das medizinische Personal sein Bestmögliches thut, stellen sie Thatsachen in Abrede und behaupten, dass Alles in Ordnung und es besser gar nicht zu wünschen sei. Botkin forderte, dass man ihn nach Ankunft der Verwundeten bei Schipka benachrichtige, damit er einen solchen Transport besichtigen könne und er schreibt darüber am 20. August:

Es schlug zwölf Uhr, die Zeit des Frühstücks, während dessen alle in der Kompagnie sich zerstreuten; im gleichen Augenblick wird der Transport der bei Schipka verwundeten Offiziere angekündigt, der schon fast seit einer Woche angesagt war und wohl deshalb nicht kam, weil man einigermaassen anständige Verbandmittel erst sammeln musste. Diesmal hatte man mich schon lange vor dem Anlangen des Transports benachrichtigt, dass Offiziere ankommen werden; da ich erwartet hatte, dass Alles in bester Ordnung sei, beeilte ich mich nicht, ging erst nach dem Frühstück hin und fand trotzdem doch noch alle Wagen auf dem Felde; die Verwundeten waren schon herausbefördert und umgekleidet. Alle Wagen sahen gut aus und hatten die Vorrichtungen von Sawadowski und Kossinski mit Vorhängen gegen die Sonne. In der ganzen Armee existieren, glaube ich, kaum 300 Wagen mit irgendwelchen entsprechenden Vorrichtungen, gewöhnlich sind die Wagen so elementar, dass sie nur den Türken die Todesarbeit erleichtern können.[1])

g) Die Beihilfe der Privatgesellschaften und -Personen.

Die Privathilfe, die sich während des ganzen Krieges so vielseitig bewährt hat, erwies den Kranken und Verwundeten einen wesentlichen Dienst. Erstens wirkte im höchsten Grade segensreich die Thätigkeit der Gesellschaft des Roten Kreuzes, die über grosse Mittel verfügte, die Heere begleitete und ihnen ihre Pflege angedeihen liess.

Die Gesamtzahl der Kranken und Verwundeten, welche die Hilfe der Gesellschaft des Roten Kreuzes empfangen haben, betrug 344 946 Mann während 734 590 Tagen. Bei der Thätigkeit der Gesellschaft waren beteiligt: an dem wirtschaftlichen und administrativen Teil der rumänischen und bulgarischen Kriegsschauplätze 36 Bevollmächtigte und 14 Agenten;

[1]) S. P. Botkin: „Briefe aus Bulgarien". 1877.

an dem ärztlichen und sanitären Teil 46 Aerzte und 1 Pharmazeut; 38 Studenten, 52 Feldscherer, 22 Zuhörerinnen der höheren weiblichen Kurse und 21 Feldscherergehilfinnen; ausserdem 519 barmherzige Schwestern, von denen 155 direkt an den Anstalten der Gesellschaft des Roten Kreuzes angestellt waren und 364 an den Kriegshospitälern als staatlich Angestellte oder diejenigen, die für die Verstärkung des staatlichen Personals direkt hierher abkommandiert worden waren.

Ausgaben des Roten Kreuzes.

Ausser der Summe von 1 587 293 Francs 93 Cent., welche für verschiedene Nebenausgaben bestimmt war, erhielt die Verwaltung der Gesellschaft des Roten Kreuzes in Rumänien für die vorstehenden Zwecke 5 234 326 Francs 35 Cent.[1])

Aber schon zu Beginn des Krieges machte sich der Mangel an Ordnung und Umsicht fühlbar. Am 12. Juni des Jahres 1877 schrieb Botkin, dass man in den Hospitälern mit dem Chinin geizt, weil man durch den Katalog beengt ist. Der Mangel an Pflege von Schwestern ist ausserordentlich drückend, und dank dem Eigensinn des Fürsten Tsch., des Generalbevollmächtigten der Gesellschaft des Roten Kreuzes, der eine grosse Zahl von Schwestern in den Etappen ohne Kranke hält, kann die Gesellschaft nicht einige von den Schwestern zu Gunsten der Hospitäler entbehren.

Persönliche Beziehungen zwischen dem Vorsteher und den Angestellten des Roten Kreuzes.

Was für ein Glück für das Rote Kreuz, dass dieser Gutsbesitzer wenigstens das rumänische Rote Kreuz verlässt! Die Persönlichkeit des Tsch., der im höchsten Grade herrschsüchtig und eigennützig ist, ist für eine Einrichtung wie das Rote Kreuz nicht möglich. Tsch. ist, wenn auch ein kluger, so doch ein äusserst trockener Mann und ist infolge seines Charakters zu allen in ein sehr schiefes Verhältnis getreten; scheinbar ist zwischen A. und Tsch. gar keine Solidarität vorhanden; zwischen den einzelnen angestellten Personen des Stabes des Roten Kreuzes und dem unbeliebten Vorsteher herrschen unangenehme Verhältnisse; die Beziehungen Tsch. zur Kriegsverwaltung sind auch für die Thätigkeit des Roten Kreuzes nicht recht förderlich. Es steht zu erwarten, dass R. dasjenige, was Tsch. verbrochen, wieder gut machen und auch die kolossale Zahl der Bevollmächtigten, mit denen sich Tsch. umgab, vermindern wird . . .

Es heisst dann weiter unter demselben Datum: „Bei Plewna sind viel Verwundete und wenig Aerzte infolge der ungleichmässigen Verteilung der ärztlichen Kräfte. Der grösste Teil des medizinischen Personals des Roten Kreuzes sitzt in Unthätigkeit da und erwartet auf den Etappen die

[1]) „Das Rote Kreuz in Rumänien und Nord-Bulgarien 1877—1878." Bericht von P. A. Richter.

Kranken, und dagegen warten in Nikopol die Kranken fünf Tage auf einen Verband, — die rumänischen Aerzte haben es abgelehnt, unseren Verwundeten zu helfen!

„Dies ist thatsächlich wahr: Sie sagten das wäre nicht ihre Sache!!!" Wenn aber solche traurigen Erscheinungen in den höheren Sphären der Verwaltung vorkommen, so übertrafen sich die ausführenden Organe der Gesellschaft in ihrem Eifer bei Hilfeleistungen.

Das ärztliche Personal der Privathilfe.

Pirogow sagt: „Das ärztliche Personal der Privathilfe wirkte in diesem Kriege ebenso wie die Militärärzte mit einer solchen Aufopferung, und ich will sogar hinzufügen, mit einer solchen Sachkenntnis, dass es sich selbst so zu sagen übertroffen hat. Man kann dreist behaupten, dass es in keinem unserer früheren Kriege ein solches intellektuell-wissenschaftliches Kapital auf dem Kriegsschauplatz gab, als in dem jetzigen Kriege. Man begegnete trotzdem einem Uebelstande, den wir nicht unerwähnt lassen dürfen. Die Aerzte des Roten Kreuzes, die teils von der Kriegs- und der städtischen Verwaltung, teils aus den Kliniken und den Freipraktizierenden berufen wurden, hatten keinen medizinischen Verstand und ihre Beziehungen zu den Bevollmächtigten des Roten Kreuzes waren nicht ganz geregelt. Dies ist, wie mir scheint, eine Lücke, und sie gab oft genug Grund zu Missverständnissen, Reibungen in den Hospitälern des Roten Kreuzes. Die Aerzte hielten sich für rechtlich verantwortlich für die sanitären Zustände des Hospitals, indessen hingen aber die wirtschaftlichen und administrativen Verordnungen, die darauf einen grossen Einfluss haben, nicht überall von ihnen ab. In manchen Hospitälern der Privathilfe verwalteten die Aerzte ganz selbständig die Wirtschaft des Hospitals und deren Sanitätslage war eine vorzügliche. Das Fehlen eines unmittelbaren Repräsentanten bei den Aerzten des Roten Kreuzes wirkt lähmend auf deren Thätigkeit."

Vorzüge des weiblichen Sanitätspersonals.

Bei der Erwähnung des weiblichen Sanitätspersonals erkennen sowohl Botkin als Pirogow und der Generalbevollmächtigte der Gesellschaft einstimmig in ihren Berichten dessen Verdienste an und äussern sich über dasselbe mit dem höchsten Lobe.

„Das russische Weib erwarb sich in dem Beruf einer barmherzigen Schwester seinen Ruhm im vorigen Feldzuge und verdiente sich das unleugbare, vom ganzen Lande anerkannte Recht auf die allgemeine Achtung und Anerkennung als bester Freund des Soldaten mitten in seinen Krankheiten und Leiden." Die Schwestern haben nicht nur ohne Murren die ihnen auferlegten Pflichten erfüllt, sondern sie arbeiteten sogar oft über ihre Kräfte hinaus; indem sie streng die Vorschriften der Aerzte beobachteten, umgaben sie die Kranken während der Pflege mit echter, durch nichts zu ersetzender weiblicher Fürsorge und mit unleug-

barem Mitgefühl. Leider ist nichts von all dem, nach Erzählungen von Augenzeugen, über die Thätigkeit der Feldscherer zu berichten.

„Einen krassen Kontrast zu den Feldscherern bildeten die Feldscherers-Gehilfinnen, und namentlich diejenigen von den Zöglingen des St. Petersburger Damen-Lazarett-Komitees," sagt P. Richter: „Sie arbeiteten auf den schwierigsten Stationen in Simniza und Frateschti und errangen sich die höchste Achtung durch ihre beispiellose Thätigkeit, verbunden mit ernster wissenschaftlicher Vorbildung. Die Lage sowohl der Kranken, als auch des Sanitätspersonals hätte ein wenig erleichtert werden können, wäre nicht der entsetzliche Mangel an ordentlicher Sanitätsbedienung und im Allgemeinen an Leuten für verschiedene niedrigere Aemter, wie Aufwärter, Kutscher u. d. gl. vorhanden gewesen, der sich während der ganzen Zeit der Thätigkeit der Gesellschaft des Roten Kreuzes in Rumänien und Bulgarien fühlbar machte."

h) Die Hilfeleistung für Verwundete im Türkischen Kriege.

Trotzdem die Gesellschaft des Roten Kreuzes im Jahre 1869 gegründet worden ist, kümmerte man sich in der Türkei noch wenig um das Schicksal der Verwundeten und im Kriege Erkrankten.

In Konstantinopel existierte noch vor der internationalen Konferenz in Berlin im Jahre 1869 ein Zentral-Komitee des Roten Kreuzes, dessen Bestimmungen mit denjenigen, die von der Genfer Konvention ausgearbeitet worden waren und mit deren hinzugefügten Paragraphen und sogar mit den Beschlüssen der internationalen Konferenz in Paris im Jahre 1867 übereinstimmten. Diesem Komitee, zu dessen Bestand auch Frauen gehörten, gelang es, in der Provinz anfangs einige besondere Zirkel zu gründen, aber trotz seiner Benennung: „Ottomanisches Komitee", hat die türkische Bevölkerung es gemieden. Einige Jahre vor Beginn des letzten russisch-türkischen Krieges hörte es überhaupt auf zu existieren, so dass man eine neue Organisation schaffen musste, was auch mit Hilfe von England und Oesterreich geschah. Die Türkei wählte als neutrales Zeichen ihrer kriegs-sanitären Thätigkeit statt des roten Kreuzes einen roten Halbmond.

Die englischen Hauptsanitätseinrichtungen im türkischen Kriege.

An der Spitze der internationalen Hilfe stand England sowohl durch die Energie der thätigen Persönlichkeiten, als auch durch den reichlichen Aufwand von Mitteln.

Im Juli 1877 eröffneten auf den Hauptkriegsstationen die englischen Hauptsanitätseinrichtungen ihre Thätigkeit. Das Londoner „Stafford-House-Comitee" unterhielt 82 Mann, welche während des Feldzuges auf 34 verschiedenen Plätzen Hilfe leisteten (unter anderen auch

bei Schipka, Plewna und Erzerum u. a.) und zwar an nicht weniger als 71 200 Mann Kranke und Verwundete.[1])

Folgende Zeichnung giebt ungefähr eine Vorstellung von der englischen Sanitätsexpedition.

Englische Sanitätsexpedition in der türkischen Armee im Jahre 1877—1878.

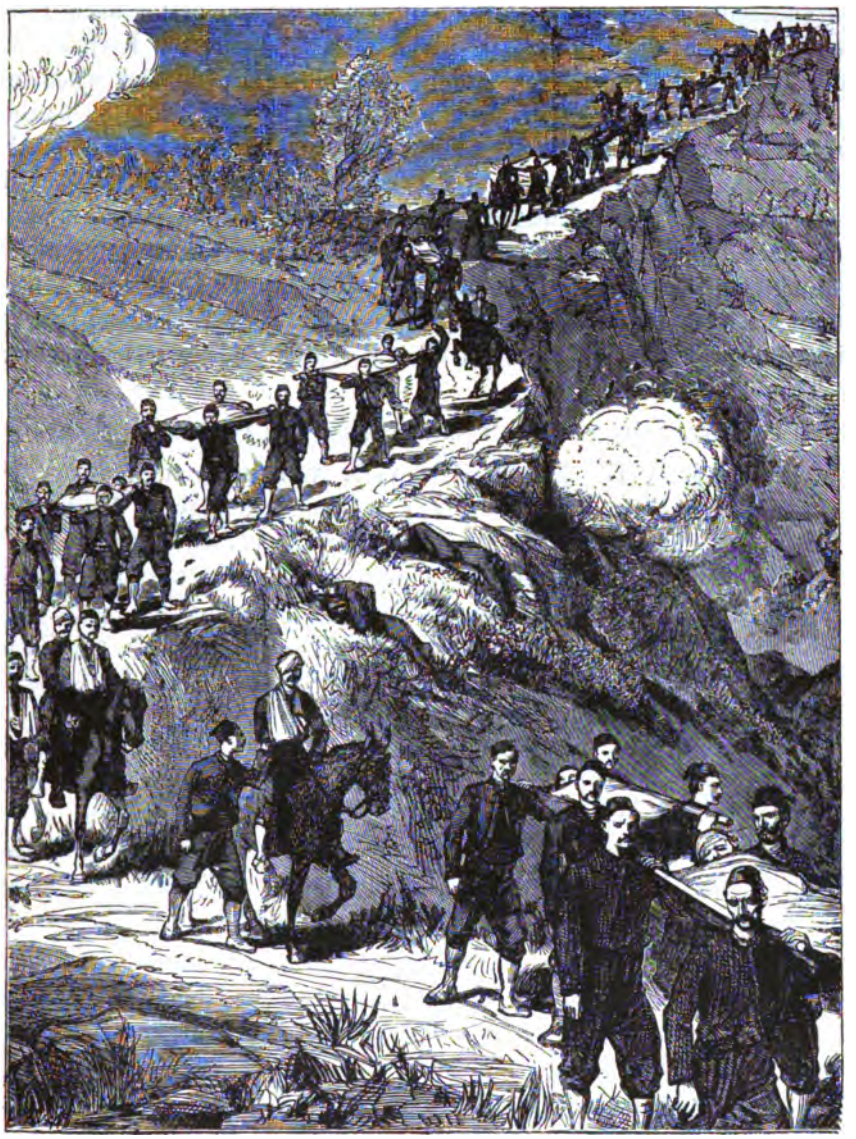
Die englische „Sanitätsgesellschaft“ („National-Society“) richtete ein Dampfboot mit 4 Ambulatorien ein, die in Varna, Adrianopel, Batum und in Erzerum untergebracht wurden. Der Dampfer diente abwechselnd als Evakuierungs- und Hospitalsboot. Dieselbe Gesellschaft war der Viscountess Strangford bei der Gründung von 6 Hospitälern behilflich, in welchen die weibliche Pflege den kranken Türken sehr wohlthuend war. Der englische Johanniterorden stellte einen ganzen Sanitätszug zur Verfügung.

Unterstützung der freiwilligen Gesellschaft durch die verschiedenen Staaten.

Die englische Gesellschaft des Roten Kreuzes stellte nur solche Agenten, Aerzte und Diener an, welche mit der Sprache derjenigen Orte, wo sich der Kriegsschauplatz befand, vertraut waren. Die Mittel, welche in Oesterreich und Ungarn für die Unterstützung der „freiwilligen Gesellschaft“ für Hilfeleistung an Kranke und Verwundete auf dem russisch-

[1]) Das internationale Rote Kreuz. „Jahrbücher für deutsche Armee und Marine.“

türkischen Kriegsschauplatz gesammelt waren, sind sehr bedeutend gewesen. Besonders wichtig war die Hilfe, die ihrerseits bei der Orga-



Die Ueberführung der türkischen Verwundeten bei Schipka.

nisierung der Sanitäts-Einrichtungen geleistet wurde. Die italienische Gesellschaft des Roten Kreuzes entwickelte im Sommer des Jahres 1877

eine rege internationale Thätigkeit. Ihre Opfergaben zu Gunsten der russischen und türkischen Kranken gingen erst direkt nach Bukarest und Konstantinopel, und später, als die Triester Agentur der Genfer internationalen Gesellschaft ihre Thätigkeit begonnen hatte, nach Triest. Eine gleich grosse Hilfe erhielt die Abteilung des Roten Kreuzes vom österreichischen Lloyd und ebenfalls von den übrigen deutschen und italienischen Eisenbahn- und Dampfergesellschaften, die entweder umsonst oder für eine bedeutend ermässigte Zahlung die Ueberfahrt besorgten. Aus Belgien und Holland kam von den Zentral-Komitees Hilfe. Belgien überwies die Gelder nach Genf, Holland versah mit Hilfs-Mitteln, unter anderen auch die holländische Reformations-Gesellschaft in Petersburg für die Errichtung eines Lazaretts auf dem Kriegsschauplatz. Das türkische Zentral-Komitee erhielt aus Haag freigebige Opfer an Geld, Verbandmitteln und chirurgischen Instrumenten. Dies alles bedeutete indessen nicht mehr als ein Tropfen im Meere.

Der Korrespondent der „Times“ schrieb aus Plewna:

Sanitäre Zustände in Plewna.

Bis zum 29. Oktober wurden viele von unseren Kranken und Verwundeten, welche sich nicht nur in den sogenannten Hospitälern, sondern auch meistens in Privathäusern Plewnas befanden, nach Orhanie gebracht; aber auch hier sind deren noch zuviel und es sterben täglich Menschen in der qualvollsten Agonie und aus Mangel an Pflege. Seit der Abreise der englischen Chirurgen des Stafford-house blieb, so viel mir bekannt, in Plewna kein einziger europäischer Arzt; die Verwundeten starben und niemand kümmerte sich auch im geringsten um die Rettung ihres Lebens, denn man kann diejenigen Kindermittel, zu denen die türkischen Aerzte greifen, nicht als radikale betrachten, z. B. bei einer Wunde im Fuss von einer Kugel verbinden sie fest den ganzen Fuss von der grossen Zehe bis zum oberen Teil der Hüfte und halten damit nur die Zirkulation des Blutes auf; infolgedessen stirbt der Patient gar nicht an der Krankheit, an der er behandelt wird.

Dafür aber wurden die besten Resultate dort erzielt, wo die europäischen Aerzte die türkischen leiteten, und zwar dank dem blinden Gehorsam der letzteren und der Exaktheit, mit der sie die Vorschriften der ihnen an Wissen überlegenen Mediziner ausführten.

Die Zeichnung auf Seite 561 stellt die Ueberführung der bei Schipka verwundeten Türken dar.

5. Die Mittel zur Hilfeleistung für Verwundete im künftigen Kriege.

Das Zurücklassen der Verwundeten auf dem Schlachtfelde ist schon aus militärischen Gründen nicht angängig.

Die Frage der Hilfeleistung für Verwundete auf dem Schlachtfelde selbst, deren Einlieferung auf die Verbandstationen und weitere Transportierung, ist jetzt am heissesten umstritten. Die Einen behaupten, dass man infolge der jetzigen Waffentechnik wie in früheren Jahrhunderten wird verfahren müssen, d. h., dass man die Verwundeten einfach bis zur Beendigung der Schlacht auf dem Felde wird liegen lassen; die Anderen behaupten, dass, wie gross die Opfer und Bemühungen auch sein mögen, die für eine sofortige sanitäre Hilfe erforderlich sind, diese für den Erfolg der Kriegsthätigkeit selbst unumgänglich notwendig ist. Das Zurücklassen der Verwundeten auf dem Schlachtfelde hätte so traurige Folgen, dass man schwerlich auf die Bereitwilligkeit der jetzigen Soldaten rechnen dürfte, sich einem solchen Geschick auszusetzen. Bei dem Fluge der Kugeln und der Sprengteile der Artillerie-Geschosse, welche grosse Plätze bedecken, ist die Möglichkeit einer erneuerten Verwundung der am Boden liegenden Verwundeten sehr gross. Die Kämpfe werden von langer Dauer sein; viele glauben, dass sie zwei Tage und länger währen können. Mit Einbruch der Nacht wird das Fortschaffen der Verwundeten sehr schwierig, wenn nicht ganz unmöglich werden. Ausserdem werden infolge der Rauchlosigkeit des Schlachtfeldes die Verwundeten stets für ihre Kameraden sichtbar bleiben, was auf den Geist und den Mut der Heere einwirken muss. Die Leiden der Verwundeten werden so schrecklich sein, dass vielleicht der schnelle Tod durch die feindliche Kugel im Vergleich dazu als eine Wohlthat erscheinen könnte. Das Bewusstsein der Hilflosigkeit wird sowohl für die liegengebliebenen Verwundeten, als auch für deren Kameraden niederdrückend sein, wenn diese die Qualen jener mit ansehen müssen, ohne die Möglichkeit zu haben, ihnen zu helfen, wohl aber das Bewusstsein, dass ein ähnliches Geschick auch sie sehr bald ereilen kann. Ist es denn möglich, die jetzigen Massenarmeen einer solchen Prüfung zu unterwerfen? Die Mehrzahl der Autoren beantwortet diese Frage verneinend.

a) Wird das Fortschaffen der Verwundeten während der Schlacht möglich sein?

Professor Pawlow sagt:[1]) „Als wesentlich verschieden dürfte quantitativ im künftigen Kriege, selbst im Vergleich mit den letzten

[1]) Pawlow: „Ueber die Bedeutung der Ausrüstung der Armee mit kleinkalibrigen Waffen."

Kriegen, die Zahl der Verwundeten im Verhältnis zu den ins Feld geführten Millionenarmeen sich zeigen. Die allgemeine Zahl der Verwundeten wächst bis zu einer enormen Höhe. Es kann sich eine besonders grosse Ansammlung von Verwundeten bilden. Dabei können die Verwundungen, wenngleich sie auch verhältnismässig noch so günstig erscheinen, weitere Folgen haben, wenn nicht eine entsprechende Sanitätshilfe organisiert werden wird. Die Frage über die Organisierung der künftigen Hilfeleistungen ist seit der Einführung der neuen Waffen viel komplizierter geworden, und es wurden deswegen sowohl bei uns als auch im Auslande Stimmen über die Schrecken des zukünftigen Krieges laut. Man besprach die Notwendigkeit der Organisation einer grösseren Anzahl von Trägern, Wärtern u. s. w. Es war gewissermaassen eine neue Armee aus solchen Personen erforderlich, die den Verwundeten erste Hilfe leisten und diese von den Schlachtfeldern entfernen könnten. Natürlich ist mit dem Zuwachs der Zahl der Verwundeten auch eine erhöhte Hilfe notwendig, aber woher sollte man diese nehmen, und bei welchen Grenzen aufhören?

Schwierigkeiten bei der Bildung eines erfahrenen Sanitätspersonals.

„Die Vergrösserung der Armee kann nicht auf derartige Hindernisse stossen, wie die Bildung von einigermaassen erfahrenem Sanitätspersonal. Im Falle eines Krieges wird die Armee durch einen einzigen Befehl vergrössert. Durch die Disziplin schafft man ihre Kriegsfähigkeit. Erfahrene Sanitätswärter dagegen kann kein Befehl und keine Disziplin schaffen. Aber ein verwundeter Soldat ist keine Hilfe fürs Heer, sondern eine Last, und diese wird dem ärztlichen Stand zur Pflege übergeben. Aber wann können die Verwundeten in den künftigen Kriegen sofort in die Hände der Aerzte gelangen? Wenn wir sagen „meistens zu spät", so behalten wir sicherlich Recht."

Die Verbandplätze im künftigen Kriege weit hinter der Feuerlinie.

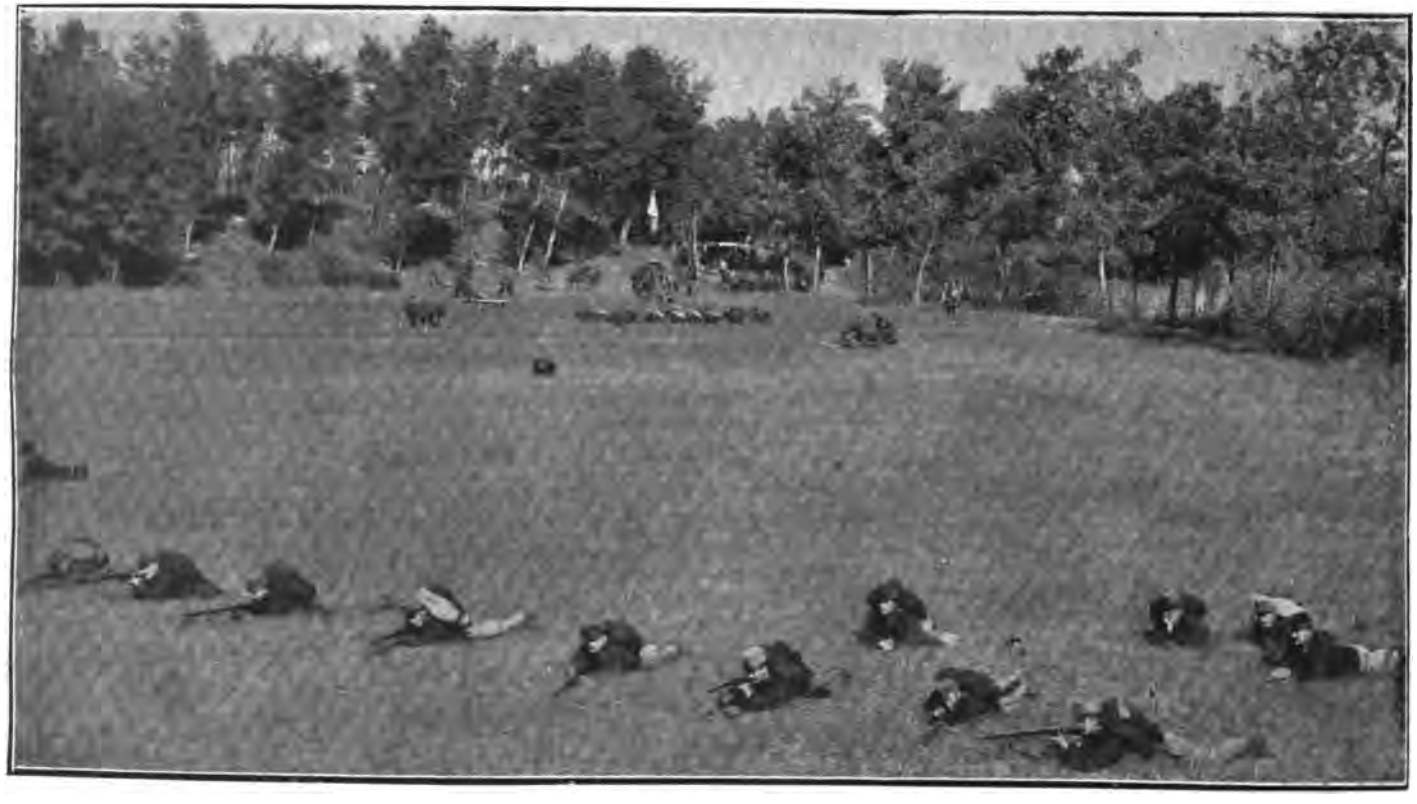
Während der alten Kriege konnten sich bei den schlechten Schusswaffen die ärztlichen Stationen unweit von den Kämpfenden befinden. Die weitschiessenden Waffen haben dieselben vertrieben, und im künftigen Kriege müssen bei den verbesserten Waffen die ersten Verbandplätze noch weiter hinter die Feuerlinie verlegt werden. Früher wurden die Verwundeten vor den Augen des Feindes fortgebracht, jetzt wäre es dagegen kaum human zu nennen, die Verwundeten bei der vervollkommneten Technik der Waffen, die auf weiteste Entfernungen und sicher treffen, während der Schlacht nicht weit vom Feinde fortzuschaffen. Es könnten durch die Kugeln die Sanitätsträger nebst den Verwundeten getroffen werden.

Der verwundete Soldat wird sich schon infolge des Selbsterhaltungstriebs, da er die neue Schusswaffentechnik kennt, eher vor dem Feinde verbergen, als sich ihm zeigen. Die in Deckung liegenden Schützen

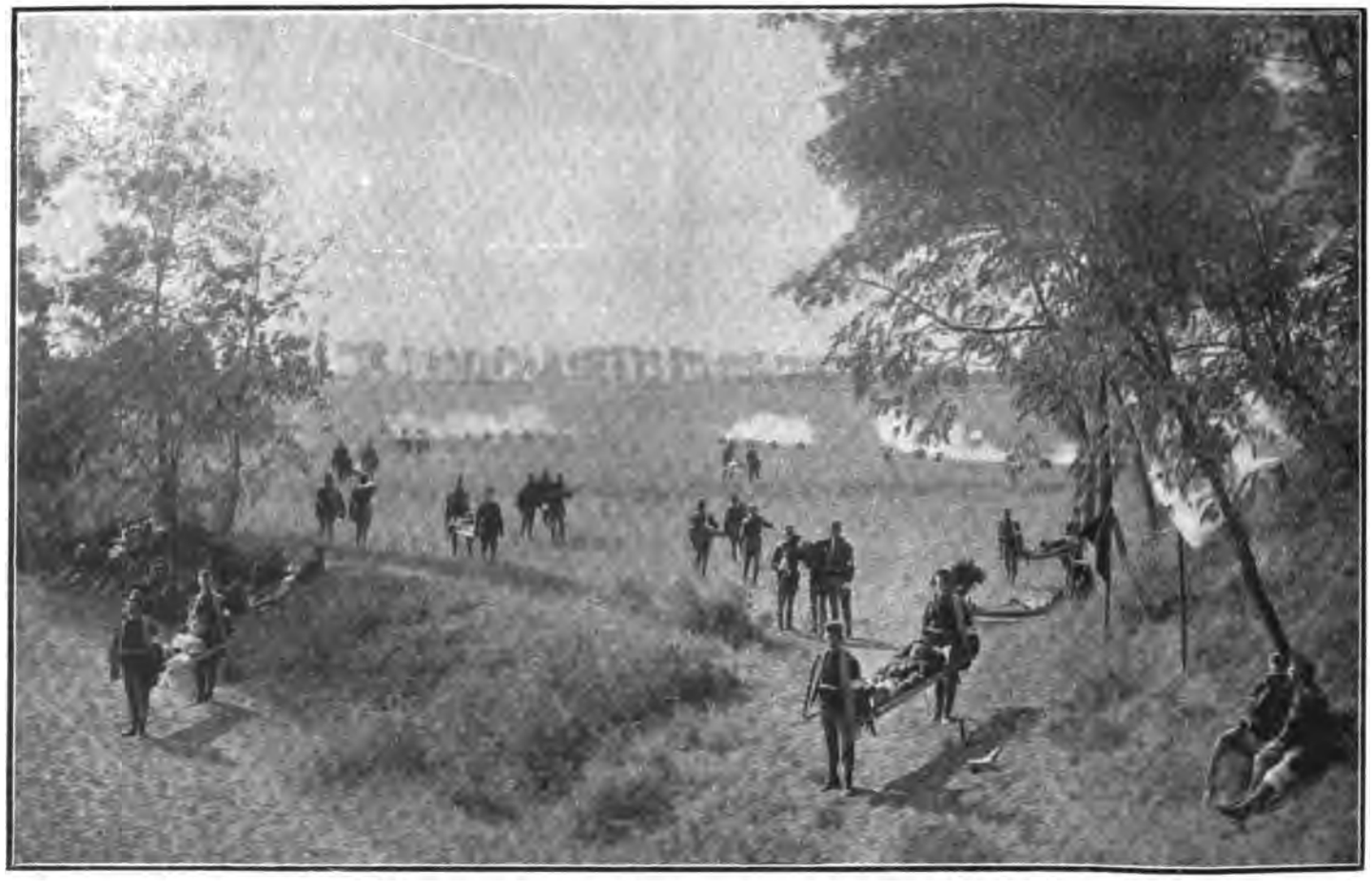
Auflesung der Verwundeten auf dem Schlachtfelde von Velestino

während des griechisch-türkischen Krieges im Jahre 1897.

Liegende Schützenkette.



Fortschaffung der Verwundeten von dem Schlachtfelde.



ketten würden auch das Aufsuchen der Verwundeten durch die Sanitätsträger erschweren.[1]) Auf diese Weise müsste der Transport der Verwundeten vom Schlachtfelde während des Kampfes eingeschränkt werden. Am häufigsten werden die Verwundeten sich selbst oder der Pflege ihres Nebenmannes überlassen bleiben, bis der Kampf zu Ende ist, oder bis sich ein für den Transport besser geeigneter Moment einstellen wird.

Und thatsächlich wird das Fortschaffen der Verwundeten vom Schlachtfelde bei der vernichtenden Eigenschaft der jetzigen Waffen sehr erschwert und gefährlich. Doktor Port sagt, dass man sich jetzt dem Fortschaffen der Verwundeten vom Schlachtfelde nicht mehr mit solcher Fürsorglichkeit widmen kann, als früher, d. h. wenn wir dieselben Maassregeln dafür treffen, und zwar können die Träger sich nun nicht mehr gerade halten, wobei der Verwundete bis auf 80 Centimeter über der Erde zu liegen kommt. Auf allen Plätzen, die keine besondere Deckung bieten, würde dies den gewissen Tod sowohl für die Träger als für die Verwundeten bedeuten.

Die einzig anwendbare Art zur Fortschaffung der Verwundeten.

Nur wenn man sich zur Erde bückt oder kriecht, vermag man die Verwundeten fortzuschaffen. Aber aus dem Grunde, dass man die Verwundeten nicht mehr nach alter Art fortzuschaffen in der Lage ist, kann man auf den Transport während der Schlacht doch nicht verzichten, wir können auch nicht zu den alten Maassregeln zurückkehren, welche vorschreiben, man solle sich erst nach der Schlacht der Verwundeten annehmen. Wir müssen im Gegenteil dahin streben, die Sanitätsbedienung so zu organisieren, dass sie sich den neuen Verhältnissen anpasst und es versteht, die Verwundeten beim Transport nur so hoch über der Erde zu tragen, dass sowohl letztere als auch deren Träger möglichst durch die Unebenheiten der Erde gedeckt werden. Diese Art der Transportierung muss in Friedenszeiten erlernt werden, damit die Träger hierin Erfahrung gewinnen.

Um uns zu überzeugen, inwiefern die ungedeckte Transportierung der Verwundeten gefährlich ist, müssen wir die Zeichnung derselben vom Schlachtfelde betrachten, die in der Beilage gebracht wird (siehe Beilage zur Seite 565). Die Zeichnung ist nach einer photographischen Aufnahme angefertigt, die von der österreichischen Kolonne des Roten Kreuzes für die Budapester Ausstellung gemacht wurde.

Vorschläge für die vorteilhafteste Transportierung der Verwundeten.

In Anbetracht einer solchen Lage macht Dr. Port zwei Vorschläge, die seiner Meinung nach für die Transportierung der Verwundeten

[1]) Um diese in Deckung liegenden Schützenketten bildlich darzustellen, bringen wir in der Beilage (siehe Beilage zu Seite 565) die Ansicht einer solchen Kette, die in Budapest von einer österreichischen Kolonne des „Roten Kreuzes“ während der Ausstellung photographisch aufgenommen wurde.

nahe der Erde am vorteilhaftesten sind: 1. die Transportierung auf Tragbahren mit Stützen; 2. die Transportierung auf Karren, auf welchen die Tragbahren über den Achsen hängen (System Mooji). Je nach der Beschaffenheit des Terrains kann der eine oder der andere Transport gewählt werden. Die Tragbahren müssen zu diesem Behuf mit zwei Stützen versehen werden, mit deren Hilfe sie im Notfalle leicht auf die Erde gestellt werden können. Als dritten Gegenstand müsste man noch eine Schaufel hinzufügen, womit man die Unebenheiten des Geländes wegbringen könnte. Endlich müsste jeder Träger mit Leinen versehen werden, die mit einem schliessbaren Haken enden, um so die rollenden Tragbahren oder Karren leicht ziehen zu können. Die Leine müsste man am besten um den Körper, wie bei den Feuerwehrleuten wickeln.

Der Professor Bardeleben[1]) sagt seinerseits wieder

Bardelebens Bedenken gegen eine weitere Vermehrung des Sanitätskorps.

„Die erste und schwierigste Aufgabe wird immer das Fortschaffen der Masse der Verwundeten, welche das ganze Schlachtfeld bedecken, aus der Feuerlinie sein. Und wer kann es vorher bestimmen, auf welcher Stelle die Verbandstationen vor dem feindlichen Feuer geschützt sein werden? Es wäre sehr human, die Zahl der Transportmittel, sowie der Träger der Verwundeten zu vergrössern. Anderseits dürfen wir aber nicht vergessen, dass die Träger in die Feuerlinie treten, und dass sie sich den Kugeln aussetzen müssen, und zwar um so mehr, als ihrer mehr thätig sind. Wenn man also ihre Zahl stets vergrössern würde, wird dies nicht eine Schwächung der Kriegsmacht der Kämpfenden und eine Verzögerung des Verlaufs der Schlacht hervorrufen?

„Diese Verzögerung aber kann auch die Vergrösserung der Zahl der Verwundeten, sowie zuletzt eine Niederlage herbeiführen. Auch jetzt schon beträgt die Zahl der zum Transport der Verwundeten bestimmten Leute für jedes Korps mehr als ein Bataillon."

Trotzdem sprechen sich die meisten Spezialisten zu Gunsten der möglichst schnellen Entfernung der Verwundeten vom Schlachtfelde aus.

Der Wiener Professor Billroth erklärte in seinem Bericht, den er über die Hilfe für Verwundete auf dem Schlachtfelde der Kommission zur Pflege der Verwundeten erstattete, die jetzige Sanitätsorganisation als vollständig ungenügend. Billroth nimmt an, dass die Zahl der Verwundeten wesentlich wachsen muss, und er kommt zu dem Schluss, dass diejenigen Mittel, welche in den Armeen für die Hilfeleistung an Verwundete vorhanden sind, lange nicht ausreichen, und dass die Zahl der Träger vergrössert

[1]) Bardeleben: „Ueber die kriegschirurgische Bedeutung der neuen Geschosse."

werden muss. Und die Berechnung nach seinen Schlüssen erweist, dass, um seinen Forderungen zu genügen, die Zahl der Träger um so viel vergrössert werden müsste, dass sie fast der Zahl der Kämpfenden gleichkäme. Um sich hierin näher zu orientieren, müssen wir vor allem erörtern, in welcher Entfernung vom Schlachtfelde die Zentralverbandstationen und andere Einrichtungen der Jetztzeit für Hilfeleistungen an Verwundete errichtet werden können, da davon auch die Zahl der Tragbahren und deren Bedienung abhängig ist.

b) Die erste Hilfe für Verwundete.

Bei der Organisierung der ärztlichen Hilfe besteht die allgemeine Hauptregel darin, dass man sich bemüht, die Verbandstationen ausserhalb der Sphäre des Feuers zu lassen. Dafür erachtet Habart die Entfernung von 2000—3000 Meter von der Feuerlinie oder 2500—3500 Meter vom Feinde als erforderlich.

Errichtung der Verbandstationen.

Billroth behauptet, dass die Verbandstationen im künftigen Kriege infolge der rascheren Bewegungen der Truppen öfter verlegt werden müssen, und fordert deswegen eine grössere Anzahl von Tragbahren und von Dienstpersonal. Bircher dagegen sagt, dass eine starke Bewegung nach verschiedenen Richtungen des Schlachtfeldes nicht zu erwarten sei, und dass die Berechnungen, welche auf den Regeln der Taktik basieren, es nicht zugeben werden, eine grosse Anzahl von Wagen hinter den kämpfenden Heeren anzusammeln, da solche sowohl die Vorwärts- wie Rückwärtsbewegungen der Armeen hindern würden. Nach dem Plane des Schweizerischen Reglementprojektes im Jahre 1891 ist die Verbandstation in einer Entfernung von ca. einem Kilometer von der Feuerlinie an irgend einem Platz zu etablieren; die Hauptverbandstation aber ist schon 3—5 Kilometer weiter anzubringen. Jetzt frägt es sich, wo wird man denn die Verwundeten finden? Darauf erwidert Bircher, dass man sie schon in den letzten Reihen der heranrückenden und auf der ganzen Strecke der aufgestellten Truppen finden wird. Sie werden entweder an die Sträucher, Hügel und dergleichen selbst herankriechen, überhaupt an die Stellen, die ihnen eine wirkliche oder imaginäre Sicherheit zu bieten scheinen, oder sie werden von ihren Kameraden dorthin getragen werden.

Solche Stellen aber werden auf dem ganzen Schlachtfelde zerstreut sein. Da aber das Säubern des Schlachtfeldes meistens nachts geschieht, so ist es begreiflich, dass der grösste Teil der Verwundeten bis zum nächsten Tage ohne Verband bleiben würde. Man könnte sich die Frage stellen: könnte man denn nicht schon auf irgend eine Weise früher zu

den Verwundeten gelangen und ihnen Hilfe bringen? Bircher beantwortet diese Frage bejahend. Er sagt, dass man hin und wieder den Verwundeten mittels regelrecht organisierter und gut disziplinierter Abteilungen helfen kann. Fischer meint ebenfalls, dass eine Hilfe für Verwundete in einer vorher bekannten Schlacht möglich ist und dass die Sanitätsbedienung während der Schlacht selbst ergänzt werden kann.

Die Verteilung der Verbandstationen.

Wo, wann und in welcher Weise sollen die Verbandstationen verteilt werden? Am wenigsten bequem sind sie in bedeutender Entfernung. Aber je nachdem, ob der Feind gut oder schlecht schiesst, ist die Stelle von der Feuerlinie aus auf 1000 oder 500 Meter ungefährlich. Man muss also eine gedeckte Stelle aussuchen und sich bemühen, sie auf 500 Meter von der Feuerlinie entfernt einzurichten, denn je näher man an diese herantritt, um so kürzer ist die Zeit des Transports, und um so fruchtbarer wird die Arbeit der Krankenwärter sein. Aber der Verbandplatz muss nicht nur vor den Kugeln geschützt sein, er muss auch von oben bedeckt sein. Wenn er diese beiden Eigenschaften besitzt, kann sich der Verbandplatz sogar mitten in den Reihen der Kämpfenden befinden. Es herrscht hier dieselbe Regel wie bei der Plazierung der Reserven: Der Verbandplatz muss sich entweder im Rücken befinden oder aus der Feuerlinie heraustreten, da die Schüsse konzentrisch treffen. Es ist selbstverständlich, dass diejenigen Flügel, die vom Feinde bedroht sind, zu vermeiden sind. Der Verbandplatz des Regiments hat 100 Meter Breite und ca. 50 Meter Tiefe. Wie hoch demnach die Deckung sein muss, zeigt uns die Flugbahn eines Geschosses auf einer Entfernung von 500 Meter von unserer Feuerlinie ab gerechnet

Damit auf dem Verbandplatz nichts passiert und nicht nur die Verwundeten ausser Gefahr sind, sondern auch das Personal ungehindert 100 Meter weit arbeiten, stehen und gehen kann, müssen wir folgende Höhe der Deckung erreichen:

		Unmittelbar vor dem Verbandplatz einen aufgeschütteten Hügel von	Oder eine Aufschüttung in einer Durchschnittsentfernung zwischen uns und unserem Gegner in einer Höhe von
I.	500 Meter von der eigentlichen Feuerlinie	8 Meter	16 Meter
II.	1000 „ „ „ „ „	16 „	47 „
III.	1500 „ „ „ „ „	25 „	125 „

Hieraus ersehen wir, dass je näher wir an die Feuerlinie herantreten, desto niedriger kann die Deckung sein, und da sich die Grösse der Gefahr auf diesem Kugelfelde mit der Vollkommenheit der feindlichen Waffen vermindert, so ist es besser, sich näher als

weiter zu befinden und deshalb müssen wir für die äusserste Grenze des Verbandplatzes eine Entfernung von 1000 Meter festsetzen.[1])

Deckung für die Verbandplätze meistenteils auf eine Entfernung von 500 und 1000 Meter hinter der Feuerlinie.

Myrda,[2]) der die Schlachtfelder 1870 studiert hat, kommt zu der Schlussfolgerung, dass man meistenteils auf einer Entfernung von 500 und 1000 Meter hinter der Hauptfeuerlinie eine Deckung für die Reserven und Verbandplätze in den Unebenheiten der Gegend, im Walde oder hinter den Gebäuden finden kann. Dort aber, wo es für die Reserven an derartiger Deckung mangelt, wird es in Zukunft schwer fallen, eine Armeeabteilung zum Gefecht aufzustellen. Auf dem römischen internationalen Mediziner-Kongress wurde diese Frage einer sorgfältigen Erörterung unterzogen und wir wollen die Leser aus dem unten angeführten Bericht des Referenten Dr. Werner mit den hauptsächlichen Ansichten, die damals kundgegeben worden sind, bekannt machen.[3])

Da es im Interesse der Verwundeten liegt, dass es auch in der Zukunft als feststehende Regel gilt, dass die Hauptverbandplätze der Sanitätskolonnen vor dem feindlichen Feuer geschützt sein müssen, so wird man infolge der bedeutenden Tragweite der neuen Waffen, welche auf 4000 Meter und weiter tragen, nach Ausrechnung der Entfernungen zwischen der Stellung des Feindes und der eigentlichen Feuerlinie den Hauptverbandplatz sogar noch weiter als 3000 Meter hinter derselben anbringen müssen. „Stellen wir uns vor, sagt der Referent Dr. Werner, dass das feindliche Feuer nur gegen die Kampflinie des Gegners gerichtet ist, und dass die Hauptmasse des Feuers nicht weit über das Ziel hinaus kommt, oder den Höhepunkt der Tragweite der neuen Waffen überhaupt nicht erreicht; auch in diesem Falle muss man als Durchschnittsentfernung des Hauptverbandplatzes hinter der eigentlichen Kampflinie zum mindesten 2000 Meter annehmen; nur besonders günstige Lokal-Verhältnisse würden einen bis zu einem gewissen Grade sicheren Schutz des Verbandplatzes auf einer kleineren Entfernung ermöglichen."

Erschwerte Thätigkeit der Sanitätskolonnen.

Es ist ersichtlich, dass für so grosse Distanzen ein grösserer Verlust an Kräften und Zeit erforderlich ist, um die Kampfunfähigen fortzuschaffen, und die Zahl der zu transportierenden Verwundeten wird in dem gegebenen Zeitraum im Vergleich mit der früheren geringer sein. Ferner muss man in Betracht ziehen, das die Tragweite und Treffsicherheit der neuen Geschosse in bestimmten Momenten den Transport der Verwundeten unmöglich machen wird und dass sie im allgemeinen

[1]) Bircher: „Neue Untersuchungen über die Wirkung der Handfeuerwaffen." 1896.

[2]) Myrda: „Sanitätsgeschichte des deutsch-französischen Krieges." 1870.

[3]) Werner: „La chirurgia e le armi de fuoco attuali."

die Thätigkeit der Sanitätswärter verhältnismässig bedeutend erschweren müssen. Auf diese Weise führt die neue Waffentechnik folgende Sachlage herbei: die Vergrösserung der Zahl der Verwundeten erhöht die Aufgabe der Sanitätskolonne, die Dauer ihrer Thätigkeit wird beschränkt, dies ist dem treffsicheren sich oft wiederholenden und weitreichenden Feuer zuzuschreiben, das in bestimmten Momenten den Transport der Verwundeten und die Hilfeleistungen vollständig verhindert: der Verlust an Arbeitskraft vergrössert sich, was an der weiten Entfernung des Verbandplatzes von der Kampflinie liegt.

Was muss man also thun, um den infolge der verbesserten Waffentechnik eingetretenen Forderungen betreffs der Pflege der Verwundeten auf dem Schlachtfelde gerecht zu werden? Wenn wir als Basis 20 Prozent des Verlustes im Kampfe annehmen, sagt derselbe Dr. Werner, so wird dieser Verlust bei einem Armeekorps von 35000 Mann die Höhe von 7000 erreichen; wenn wir uns auf die bisher bekannten Verhältnisse stützen, können wir $^1/_6$ dieses Verlustes auf die Erschlagenen rechnen, es bleiben demnach im Ganzen 5800 Verwundete, die der Pflege bedürfen. Von diesen kann man $^1/_3$, d. h. 1900 Mann als schwer verwundet betrachten; um diese von dem Schlachtfelde aut die Verbandstationen zu überführen, bedarf es besonderer Transportmittel.

Die Zeit, die dazu erforderlich ist, um die Tragbahren an beide Endpunkte zu bringen, d. h. vom Verbandplatz bis zur Kampflinie und umgekehrt, ist rund auf $1^1/_2$ Stunde berechnet worden.

Berechnung der Zeit, welche die Tragbahren von der Kampflinie bis zum Verbandplatze brauchen.

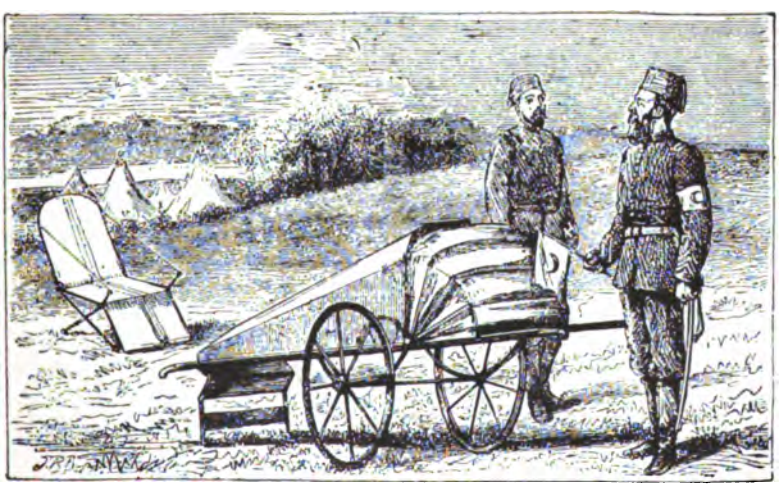
Wenn wir berechnen, dass die Tragbahren während $7^1/_2$ bis 8 Stunden 5 mal hin und zurückgehen, so werden wir finden, dass zur Einlieferung aller Verwundeten auf den Verbandplatz während dieses Zeitraumes $\frac{1900}{5} = 380$ Tragbahren und, wenn wir für jede 4 Träger annehmen, $380 \times 4 = 1520$ Träger erforderlich sind. Die angeführte Berechnung gilt nur für den Fall, dass man alle schwer Verwundeten und des Transports Bedürftigen auf den Händen von der Kampflinie bis zum Hauptverbandplatz tragen müsste. In Wirklichkeit aber verfügen die Heere jetzt auch über Transportwagen, die durch Thiere gezogen werden, und so fallen z. B. in Deutschland von 380 Tragbahren 216 fort, die bei der Sanitätsabteilung des Armeekorps in den Transportfourgons vorhanden sind. In der Mitte des Weges, zwischen der Kampflinie und dem Hauptverbandplatz der Sanitätsabteilung, befindet sich die Haltestelle der Transportfourgons, sodass die Tragbahren der Sanitätsabteilung bis zu dieser Stelle nicht mehr als 1 Kilometer zurückzulegen haben. Zur Erreichung dieser beiden Endpunkte ist nur 1 Stunde erforderlich, und da jede Tragbahre im Zeitraum von 6 Stunden 6 Verwundete hinübertragen

Tragbahren auf Rädern, die während des Krieges von 1877/78 im Gebrauch gewesen sind.

In der russischen Armee*): Tragbahren von Fürst Chilkow.

Eine Tragbahre für Schwerverwundete (System v. Meck).

Tragbahren in der türkischen Armee.



*) Obige Zeichnungen sind der „Illustrirten Kriegs-Chronik“ entnommen.

kann, können folglich 216 Tragbahren der 3 Sanitätsabteilungen in demselben Zeitraum 1296 oder rund 1300 Verwundete an die Haltestelle der Fourgons einliefern. Hier sind 30 Fourgons vorhanden, von denen jeder 4 liegende und 2 sitzende Verwundete in halbstündigen Zwischenräumen von der Haltestelle bis zum Hauptverbandplatz transportieren kann. In 6 Stunden, während welcher 216 Tragbahren der 3 Sanitätsabteilungen 1300 Verwundete an die Haltestelle der Fourgons einliefern, können die hier befindlichen 30 Fourgons, selbst zufällige Verzögerungen eingerechnet, in 10 Abholungen 1200 liegende und 600 sitzende Verwundete an den Hauptverbandplatz transportieren.

Wenn wir von 600 sitzenden Verwundeten nur $^1/_3$, also 200 für schwer verwundet annehmen, welche an die Haltestelle der Fourgons auf Tragbahren gebracht worden sind, so sind während 6 Stunden mindestens 1400 schwer Verwundete an die Hauptverbandplätze gesandt worden, und der Rest (1900 —1400 = 500) wird zu seiner Transportierung von der Kampflinie bis zum Hauptverbandplatz Menschenhände beanspruchen.

Wenn wir zum Zurücklegen dieses Weges (2 Kilometer) für jede Tragbahre $1^1/_2$ Stunde voraussetzen, so werden wir finden, dass eine jede Tragbahre während 6 Stunden in 4 Abholungen 4 Verwundete nach dem Verbandsplatz tragen würde, d. h. dass der Transport der restierenden 500 Verwundeten $\frac{500}{4}$ = 125 Tragbahren beanspruchen müsste.

Es sind nötig 1 % Tragbahren und 4 % Träger im Verhältnis zum Mannschaftsbestand der Korps.

Auf diese Weise also können 1900 schwer Verwundete des einen Armeekorps innerhalb 6 Stunden transportiert werden, vorausgesetzt, dass die Heere über 30 Transportfourgons, 216 Tragbahren der Sanitätsabteilung mit 864 Trägern und 125 Abteilungs-Tragbahren mit 500 Trägern, im ganzen also 341 Tragbahren und 1364 Träger verfügen. Wenn wir eine runde Summe von 350 Tragbahren mit 1400 Trägern annehmen, so erhalten wir 1 % Tragbahren und 4 % Träger im Verhältnis zum Mannschaftsbestand der Korps (35 000 Mann).

In den früheren Kriegen umfasste der Transportbestand, unabhängig von den Fourgons und üblichen Tragbahren noch Tragbahren auf Rädern, jedoch zeigte die Erfahrung zweier Kriege, wie wenig diese nützlich waren.

Wir geben in der Beilage die Zeichnungen dreier solcher Tragbahren auf Rädern, welche im Kriege 1877/78 in Gebrauch waren.

In den Gebirgsgegenden werden spezielle Vorrichtungen für den Transport der Verwundeten getroffen.

Die Ansicht solcher Vorrichtungen bietet uns die unten (auf Seite 572) angeführte Zeichnung, welche den Transport in den Schweizer Bergen darstellt. Auf derselben Zeichnung ist auch die Art des Transportes eines Kastens mit medizinischem Zubehör in den Bergen dargestellt.

Sehr praktisch ist der Transport der Verwundeten auf Schlitten-Tragbahren erdacht worden, deren Zeichnung weiter unten angeführt ist. Diese Art des Transportes könnte leicht in Russland angewandt werden.

Ueberführung von Verwundeten und von Kästen mit medizinischem Zubehör in den Schweizer Berger.

Ueberführung von Verwundeten auf Schlitten-Tragbahren.

Die Fourgons werden niemals im Stande sein, die Tragbahren zu verdrängen, sowohl aus kriegerischen wie auch aus medizinischen Rücksichten; im ersten Falle wegen der damit verbundenen Belastung des Lagers, im zweiten in Anbetracht dessen, dass selbst ein Fourgon bester Konstruktion in Bezug auf Vorsicht im Transport nicht mit der einfachen Tragbahre verglichen werden kann. Ausserdem sind Tragbahren überall verwendbar, wogegen Ortsverhältnisse auf jedem Schritt das Schlachtfeld für die Fourgons unpassierbar machen können.

Sehr wichtig erscheint die Arbeit von Lernbacher über die Frage des Transportes von Verwundeten vom Schlachtfelde. Auf die Frage, welche Hilfe dem Verwundeten zuerst zuteil werden soll, der Verband oder die Entfernung vom Schlachtfelde, antwortet der Verfasser, dass sich die Thätigkeit des Arztes auf dem Schlachtfelde darauf beschränken muss, den eingetretenen Tod richtig zu konstatieren oder in den das Leben bedrohenden Fällen Hilfe zu bringen (Verblutung, Erstickung).

Der Krieg 1870 zeigte, dass die Hilfsstationen sich meistens in Gebäuden befanden, die in der Gefechtslinie lagen und als Verteidigungspunkte dienten, und dass späterhin auf diesen die Verband-

Überführung eines Kranken an Bord in das Schiffslazarett.

plätze und sogar Lazarette entstanden; dass man einen einmal eingerichteten Verbandplatz verlegte, kam selten vor. Die Entfernung des Hauptverbandplatzes von der Kampflinie schwankte stets zwischen 3000 bis 6000 Meter. Um eine grössere Anzahl Verwundeter auf solche Entfernung einzuliefern, erachtet der Verfasser die Vergrösserung und Verbesserung der Sanitätsmittel als unbedingt notwendig. Als notwendig erachtet er auch die Einführung von Ständern mit Rädern, mittels deren in jeder Militärabteilung Räderbahren hergerichtet werden können. Der Verfasser schlägt für jede solche Bahre 2 Träger vor. Damit der Verwundete nicht heruntergleiten kann, liegt derselbe mit den Hüften und den Oberschenkeln auf einer zweimal geteilten Fläche. Die Räderbahren sollen auf militär-ärztlichen Fuhren transportiert werden, teils auch auf den Transportfourgons der Sanitätsabteilung. Ein Ständer wiegt 22 Kilogramm. Die Räderbahren vergrössern nicht die Bagage, sie können leicht in einfache Tragbahren verwandelt werden und umgekehrt und können deshalb leicht mit den Verwundeten über Gräben und Kanäle getragen werden. Die Sanitätsbedienung soll nach Vorschlägen des Verfassers in dem künftigen Kriege folgendermaassen eingerichtet werden: die Sanitätskolonnen als einzige, welche über entsprechende Transportmittel für Verwundete verfügen, folgen den Heeren entweder unmittelbar oder verteilen sich auf dem Schlachtfelde nach Brigaden. Dafür werden vom Verfasser sehr ernste Gründe angegeben.

Einführung von Räderbahren

Wenn die Brigade in den Kampf geht, so stellt sich die Hälfte der Sanitätskolonne auf einem der Verbandplätze auf, der dann für die spätere Einrichtung eines Feldlazaretts verwendet werden könnte. Wenn dann eine Division ins Gefecht tritt, so bildet der zweite Teil der Sanitätskolonne eine gut versehene Verbandstation, auf 3000 bis 6000 Meter von der Kampflinie, hier wird später ein zweites Feldlazarett gebildet. Hierher werden alle schwer Verwundeten gebracht, mit Ausnahme derer, die den Transport von einem Lazarett ins andere nicht aushalten können. Ausser diesen äusserst schwer Verwundeten bleiben im ersten Lazarett auch diejenigen leicht Verwundeten zurück, welche unfähig sind zu gehen. Die Einlieferung der schwer Verwundeten kann aber von einer Verbandstation zur anderen nicht auf Transportwagen geschehen; diese Aufgabe wird nach der Ansicht des Verfassers in genügendem Maasse dadurch gelöst, dass die Hälfte der schwer Verwundeten auf Räderbahren befördert werden wird. Diejenigen Verwundeten, die noch im Stande sind, zu gehen, um ärztliche Hilfe zu erhalten, werden zu Fuss zum Bestimmungsort gelangen. Bei einem Verlust von 16 Prozent des ganzen Divisionsbestandes können laut Berechnung des Verfassers die Verwundeten innerhalb 8 Stunden von Beginn der Schlacht an trans-

Verteilung der Sanitätskolonnen auf dem Verbandplatze.

portiert und untergebracht werden. Der Verfasser ist überzeugt, dass bei dieser Art des Transports, der im Jahre 1870 angewandt worden ist, die Verwundeten viel besser und vom Schlachtfelde entfernter untergebracht werden konnten, als es in der That der Fall war. Jetzt stellt sich die Organisation der Sanitätshilfe während eines Krieges in Deutschland wie folgt:

Organisation der Sanitätshilfe in Deutschland.

Im Falle einer Mobilmachung bildet sich in jeder Division eine Sanitätskolonne, bestehend aus 180 Krankenträgern und aus 8 Fuhrwerken für Kranke; von den neueren Fuhren ist jede mit 9 Tragbahren versehen, (in den Fuhren alter Konstruktion sind nur 7 vorhanden), so dass die Gesamtzahl der Tragbahren in jeder Abteilung 72 (früher 56) beträgt. In der Beilage (s. Seite 602) geben wir die Ansicht von Tragbahren und von verschiedenen anderen diese ersetzenden Vorrichtungen nach Steinberg.[1])

In Friedenszeiten wird zwecks einer 10tägigen Uebung eine halbe Sanitätskolonne von gelernten Trägern gebildet, die im wirklichen Dienst sind, und ausserdem alle 3 Jahre eine Sanitätskolonne aus Reserve-Trägern für dieselbe Frist. Als Träger werden Soldaten abkommandiert, die 2 Jahre Dienstzeit hinter sich haben, von starkem Körperbau und tadelloser Führung sind und die sich durch Findigkeit und Auffassungstalent hervorgethan haben.[2])

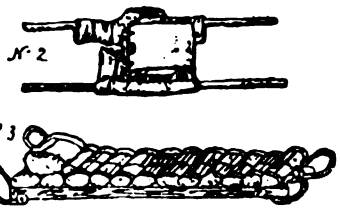
Ein deutscher medizinischer Abteilungsfourgon.

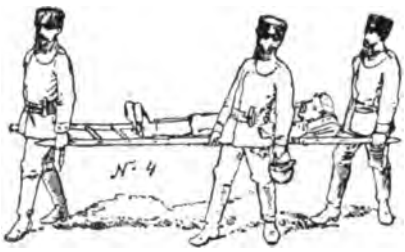
Ausser diesen Krankenträgern der Sanitätskolonne giebt es noch sogenannte Hilfskrankenträger. Diese werden aus den Soldaten der

[1]) K. G. Steinberg. „Sanitätsdienst".

[2]) „Jahrbücher für die deutsche Armee. 1895. Unsere Sanitätsdetachements und die Führung derselben im Felde unter Berücksichtigung der Wirkung der modernen Schusswaffen von v. Krus."

Tragbahren und ähnliche Vorrichtungen.



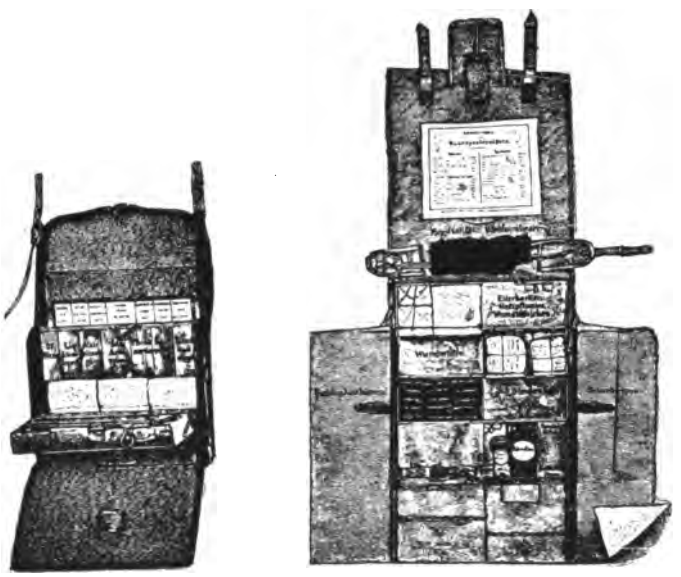


No. 1 Tragbahre aus Dachschindeln.
No. 2 „ aus Mantel, Stangen und Tornister.
No. 3 „ aus Stroh.
No. 4 „ aus Treppentheilen.
No. 5 deutsche Feldtragbahre.
No. 6 Tragbahre aus Brettern, Stock und Seil.
No. 7 „ aus zwei Stöcken und Tornister.

Infanterie, Artillerie und Kavallerie gebildet, welche in Friedenszeiten die erforderlichen theoretischen und praktischen Kenntnisse erhalten haben, die immer bei den Heeren bleiben und ihre Pflichten nur im Notfalle oder bis zur Ankunft der Sanitätskolonne erfüllen. Jede Kompagnie und jede Eskadron enthält 4 solcher Hilfskrankenträger, jede Batterie 2.

Tritt ein Armeekorps in den Kampf, so trennen sich die Hilfskrankenträger von ihm und stehen zur Verfügung des bei der Abteilung angestellten Arztes. Dieser sucht einen möglichst geschützten aber zugleich nicht weit von den Kämpfenden entfernten Platz auf, (ein Abteilungs-Verbandplatz), wo auch der medizinische Fourgon untergebracht wird (ein medizinischer Abteilungsfourgon).

Die Hilfskrankenwärter gehen mit 4 Tragbahren und 2 Verbandtaschen versehen auf die Suche nach Verwundeten.

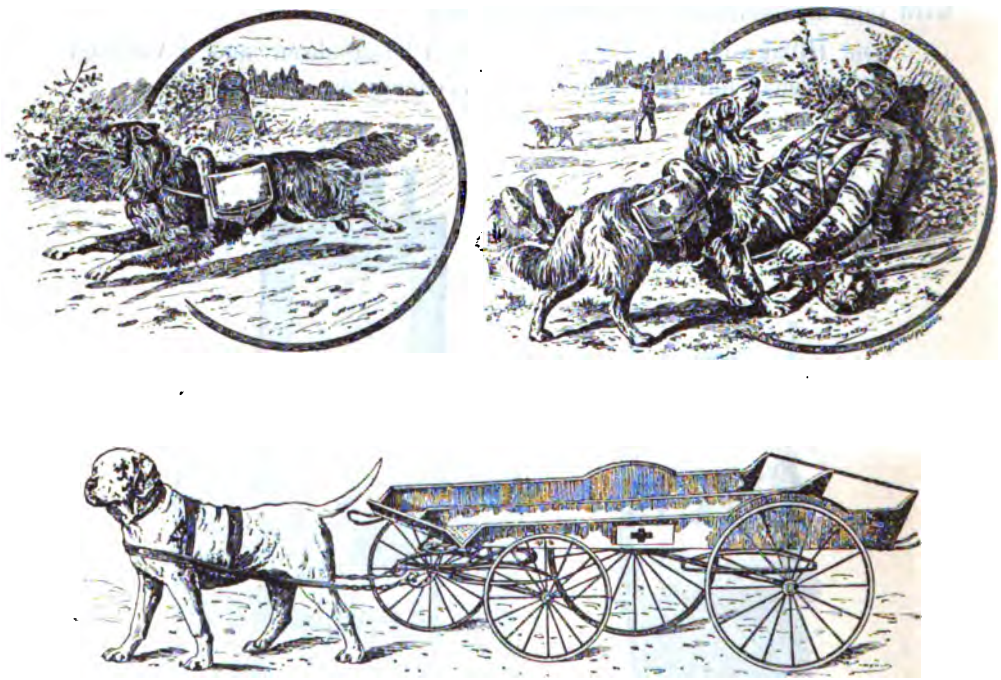


Taschen mit Verbandmaterial.

Abteilungen, die neben einander kämpfen, können einen gemeinsamen Verbandplatz haben. Nach Ankunft der Sanitätskolonne wird der Abteilungs-Verbandplatz aufgehoben und die in seinem Bestand befindlichen Aerzte, Feldschere und Krankenträger werden teils in die Sanitätskolonne eingereiht, teils aber begleiten sie ihre in den Kampf gehende Abteilung.

Benutzung von Hunden zum Aufsuchen von Verwundeten.

In jedem Armeekorps giebt es 3 Sanitätskolonnen. Somit verfügt die deutsche Armee bei 20 Korps schon in der ersten Kampflinie, ungerechnet die Reserve- und Garnisons-Sanitätskolonnen, sowie das Personal der freiwilligen- und Reservelazarette, über insgesamt 45 000 Mann des niederen Sanitätspersonals für Aufsuchen von Verwundeten und für erste Hilfeleistung an diese. Wir bemerken hierbei noch, dass man, da die Kämpfenden Deckungen suchen werden, und so das Aufsuchen der Verwundeten sehr erschweren, wie es die unten angeführte Zeichnung darstellt, das Aufsuchen der Verwundeten und deren Forttragen mittels Hunden erproben will.



Hunde zum Aufsuchen und Ueberführen der Verwundeten.

Wir teilen jedoch die Erwartungen, die an diese Maassregel geknüpft sind, nicht und denken, dass in Wirklichkeit die Hilfe der Hunde nur sehr gering sein dürfte.

Im künftigen Kriege werden die Schlachten länger dauern, sie werden nach der Meinung von Autoritäten oft ganze Tage lang währen. Deshalb erscheint die Beleuchtung des Schlachtfeldes zur Aufsuchung und Entfernung der Verwundeten von ungemeiner Wichtigkeit.

Die Beleuchtung des Schlachtfeldes.

Die Beleuchtung mittels grosser elektrischer Maschinen ist in Deutschland als unausführbar erklärt worden. Statt dessen wurden in Deutschland auf den Manövern grosse Wagen mit Akkumulatoren-Batterien benutzt, deren Ansicht wir auf folgender Zeichnung bringen:

Die deutschen Wagen mit Akkumulatoren zur Beleuchtung des Schlachtfeldes.

Indessen sind nicht wenige der Meinung, dass auch grosse Petroleumlampen mit Reflektoren dieselben Dienste leisten können.

c) Evakuierung der Verwundeten und die interimistischen Lazarette.

Da aber aller Wahrscheinlichkeit nach infolge der neuen Bedingungen der Kriegführung eine bedeutende Ansammlung von Militär hinter den Festungslinien stattfinden wird und die Zahl der Verwundeten sehr schnell wachsen muss, erhält die schnellste Evakuierung derselben eine sehr grosse Bedeutung.

Einrichtung der Fourgons.

Zu diesem Zwecke ist in Oesterreich und Deutschland eine grosse Anzahl von Vorrichtungen getroffen worden. Die Fourgons für Kranke sind in den deutschen Sanitätskolonnen mit doppeltem Gespann eingerichtet; davon sind die alten für je 2, die neuen dagegen für je 4 liegende Kranke berechnet; der Fourgon wird vom Sattel aus geleitet, während auf dem Bock noch drei leicht Verwundete Platz finden können. In den alten Fourgons befinden sich innen 2 Tragbahren und auf dem Verdeck 5, in den neuen sind innen 9 Tragbahren. Bei dem Feldlazarett ist 1 Fourgon vorhanden, der ausser den Tragbahren noch 210 Strohsäcke mit Riemen zum Einschieben von Stangen besitzt. Ausserdem werden schon nach der Kriegserklärung einfache Fuhren vorbereitet für je 3—4 Verwundete, jede mit einer Unterlage aus Strohschichten, die abwechselnd reihenweise lang und quer gelegt sind, einfach ohne Trag-

bahren, oder aber man kann auch jede Fuhre mit 1—4 Tragbahren versehen. Um Stösse zu vermeiden, kann nach norwegischer Art ein Sprungfeder-Apparat aus 4 Längsleisten, 2 Querstäben und Leinen hergestellt und am Wagen befestigt werden. Wenn man Bagage-, Proviant- und Leiterwagen mit Leinen umwickelt und umflicht und sie dann mit Stroh ausbettet, können diese auch für den Transport von schwer Verwundeten verwandt werden.

Die verlegbaren Feldeisenbahnen für den Transport der Verwundeten.

In den Beilagen bringen wir einige Zeichnungen der Sanitätsfourgons und Wagen, die zum Transport von Verwundeten hergerichtet sind. Am meisten aber wird in Deutschland für die Evakuierung der Kranken auf die Feldeisenbahnen gerechnet und dies ist sehr natürlich. Die verlegbaren Feldeisenbahnen für den Transport der Verwundeten, die in kürzester Zeit hergestellt werden können (12 bis 15 Kilometer in 24 Stunden), sind für eine schnelle und gefahrlose Ueberführung einer grossen Anzahl von Verwundeten nach dem Bestimmungsorte sehr geeignet. Die Waggons bestehen aus Rahmen oder Balken (aus sogenannten Lowries), die 2—5 Meter lang sind. Die beste Entfernung zwischen den Schienen ist 60 Zentimeter. Auf jedem Paar der zweiachsigen kleinen Wagen steht ein Wagengestell, das 4 Meter lang, 1,3 Meter breit und 50—60 Zentimeter hoch ist. Ein solcher Waggon ist für den Transport von 4 schwer Verwundeten bestimmt, zu diesem Zwecke wird entweder einfach Stroh ausgelegt oder ein hängendes Bett hergestellt. Dieses besteht aus einem Stück wasserdichter Leinwand von 3,5 Meter Länge und 1,26 Meter Breite. Die schmalen Enden der Leinwand sind an Bambusstangen befestigt, die eine Stärke von 35—40 Millimeter haben; in der Mitte wird die Leinwand von einem zweimal gebogenen Röhrchen, 16 Millimeter im Durchmesser, gestützt.

Diese ganze Vorrichtung wird mittels 4 eiserner Haken aufgehängt, welche das obere Ende des Wagengestells umfassen.

Dieser Apparat kostet 78 Mark und wiegt 14,75 Kilogramm. Wenn er nicht gebraucht wird, kann er zusammengelegt und unter dem Kutschersitz verwahrt werden. Für leicht Verwundete, von denen jeder Waggon 16 bergen kann, werden Sitze eingerichtet. Nach Haase können in einem Feldwaggon leicht täglich 600 schwer und 2400 leicht Verwundete untergebracht werden. Auf je 4 oder 2 Sanitätswaggons muss ein hängendes Bett vorhanden sein. In den Fourgons, die auf Bestellung des preussischen Kriegsministeriums von Dolberg hergestellt sind, kann man 8 Tragbahren anhängen, je zu zwei, eine über der anderen, auf eisernen Stützen, mittelst eines für den Sanitätszug eingerichteten Sprungfederapparats.

Sanitätswagen für Krankentransport.

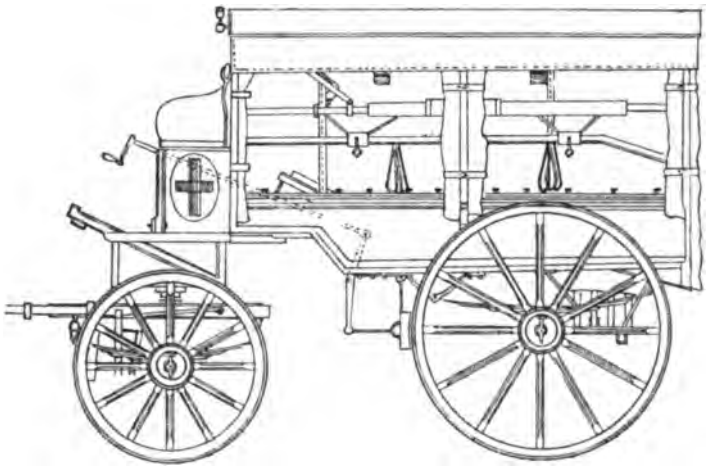
Ein österreichischer Sanitätswagen.

Ein schweizerischer Krankentransportwagen.

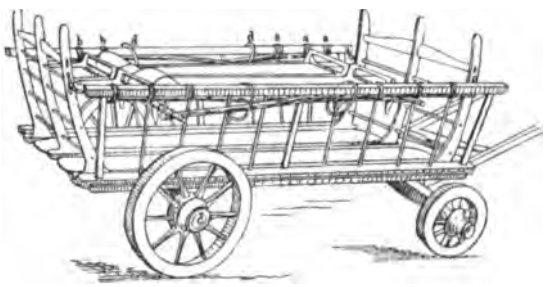
Ein amerikanischer Krankenwagen.

(Im französischen Kriege von 1870 im Gebrauch gewesen.)

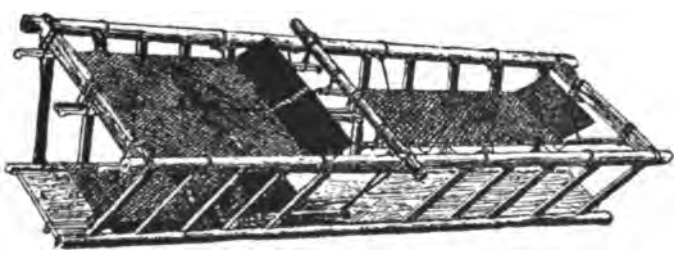
Wagen für den Verwundeten-Transport.



Krankenwagen norwegischen Systems.



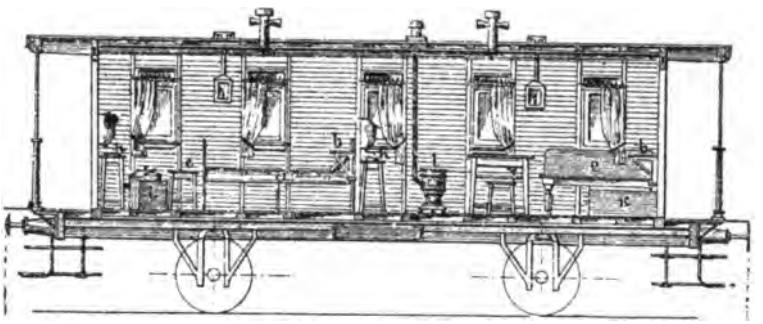
Herrichtung eines gewöhnlichen Leiterwagens für Verwundeten-Transport.*)



*) Steinberg: „Sanitätsdienst".

Russischer Sanitätswaggon.

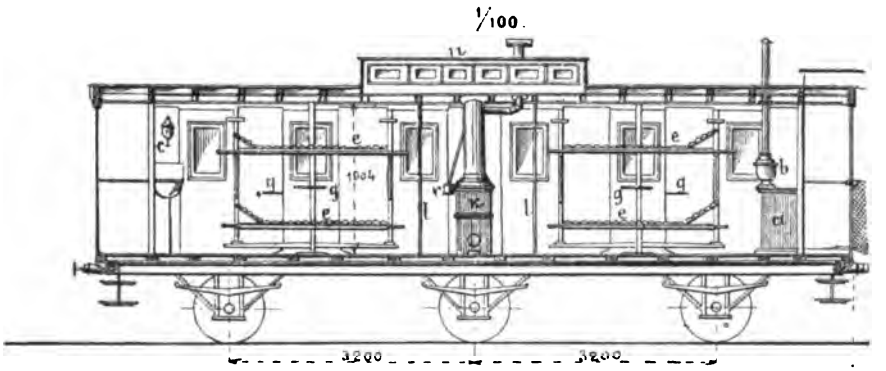
Querschnitt.



a. Betten — b. Klapptisch — c. Tabourets — d. Tisch nebst Tragbrett — e. Bänke.

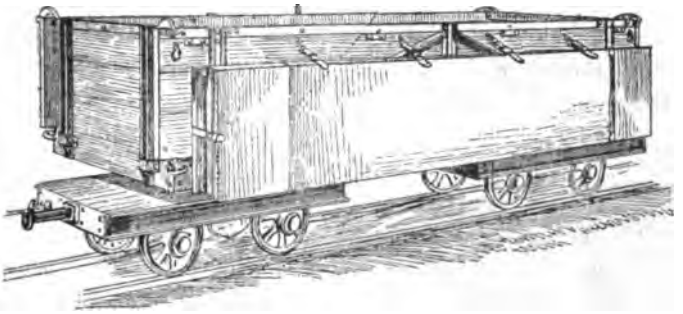
Russischer Sanitätswaggon für Schwerverwundete.

Querschnitt.



a. Küchenschrank — b. Theemaschine mit beweglicher Röhre — c. Waschtisch — e. Hängebetten — g. Tische — k. Ofen — l. spanische Wand — n. Laterne.

Die untenstehende Zeichnung zeigt den Typus eines Haase-Waggons.



Sanitätswaggon Haase.

In der Beilage bringen wir zwei Zeichnungen eines in der letzten Zeit ausgearbeiteten Typus der russischen Sanitätswaggons.

Notwendigkeit des schleunigen Transports der schwer Verwundeten.

In Friedenszeiten ist es nur in Ausnahmefällen erforderlich, schwer Kranke auf weite Entfernungen einzuliefern, während des Feldzuges aber ist im Gegenteil die schnellste Einlieferung von Kranken auf Plätze, die von dem Schlachtfelde weit entfernt liegen, oft unbedingt notwendig und erscheint als das beste Mittel, den Leidenden eine schnelle und sichere Genesung zu bringen! Diesem Umstande ist es auch zu verdanken, dass die auf dem Schlachtfelde anwesenden Hilfssanitätskolonnen für das stets eintretende Bedürfnis ihrer Dienste wieder frei werden; ausserdem schützt die rechtzeitige Entfernung der Kranken das Heer vor Epidemien.

Damit die Verwundeten keinerlei Beschädigung erleiden, bedürfen sie während des Transports eines guten Bettes, guter Luft, guter Pflege und der Aufsicht eines Arztes. Eine ernste Aufmerksamkeit wird in Deutschland dem Anlernen der Krankenwärter im Aufladen der Verwundeten auf Boote und Kähne gewidmet, da man sich im Kriege bei der Evakuierung möglicherweise der kleinen und grossen Flüsse in den an Frankreich und an das russische Territorium angrenzenden Oertlichkeiten wird bedienen müssen.

Wie wir schon einmal darauf hingewiesen haben, werden in Oesterreich, Frankreich und besonders in Deutschland im Falle eines Krieges zahlreiche Abteilungen von Freiwilligen zur Hilfeleistung für Kranke und Verwundete herangezogen, die verschiedenen Gemeinschaften angehören. Auch schon während des Friedens werden von Zeit zu Zeit Versammlungen dieser Abteilungen und Versuchsübungen veranstaltet.

In der Beilage bringen wir eine Zeichnung, die eine Prüfung der Ausladung der Verwundeten mittels Hebemaschinen und deren Ver-

sorgung mit Nahrung durch die Frankfurter freiwillige Sanitätskolonne veranschaulicht.

Wir bringen hier ebenfalls die Zeichnung eines zu einem Lazarett verwandelten Bootes und das Bild eines Transports von Verwundeten aus den Waggons in dasselbe.

Die Uebertragung der Verwundeten aus den Pferdeeisenbahnen auf das Boot.

Das in früheren Kriegen erprobte Mittel des Transportes per Eisenbahn, wird natürlicherweise in dem zukünftigen Kriege in noch grösserem Maasse angewandt werden.

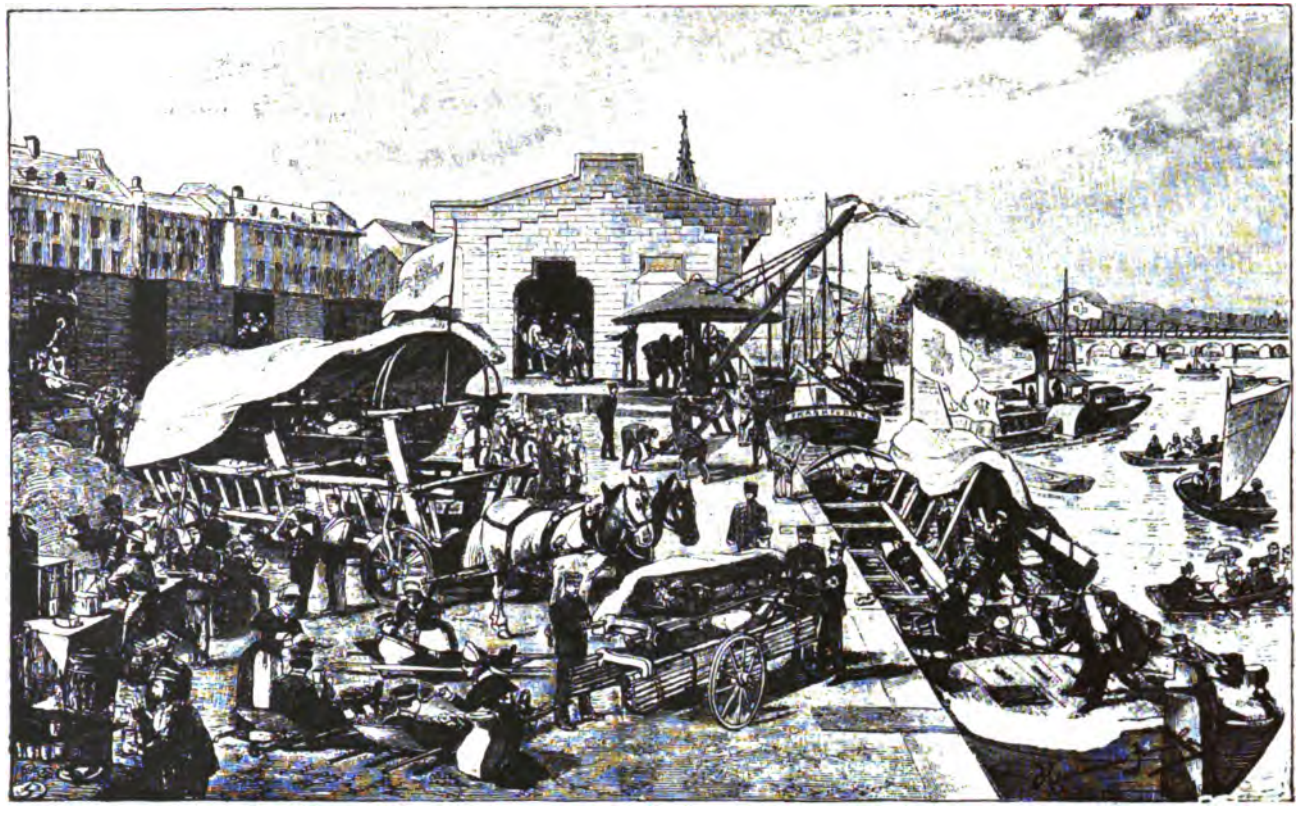
Einrichtung der Sanitätszüge.

In Deutschland ist ein Lazarettzug hergestellt worden, der aus Waggons 4. Klasse besteht; in jedem sind auf einer Seite 6 Tragbahren, auf der anderen 4 angebracht; sie sind zu zwei, immer eine über der anderen, aufgestellt und sind auf Spiralfedern mittels Haken, die in zwei Reihen an entsprechenden Stellen der Wand eingeschraubt sind, befestigt. Die Tragbahren haben 2,51 Meter Länge 0,575 Meter Breite und können auf 4 Füssen in einer Höhe von 13,5 cm. stehen; sie haben eine Stütze für den Kopf, die sich in Charnieren bewegt. Auf jede Bahre kommt eine Matratze, 2 Meter lang und 2 Wolldecken. Die dritte Tragbahre in jedem Waggon hat noch einen Untersatz und eine Matratze 85 cm. breit für schwer Verletzte.

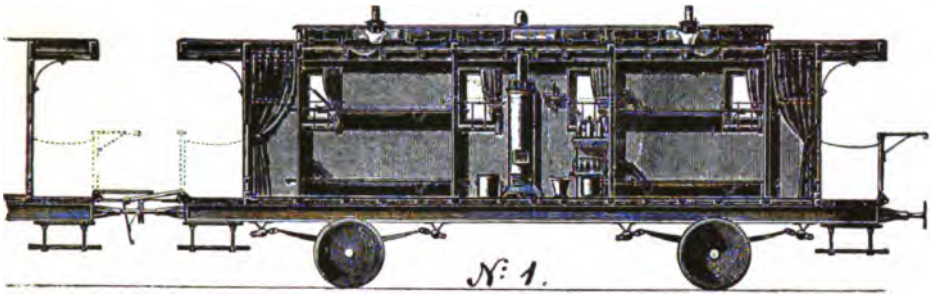
Einrichtung der Hilfssanitätszüge.

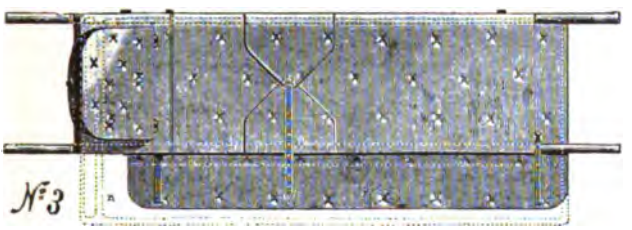
Die Hilfssanitätszüge bestehen aus einem Waggon für Kranke und aus einem für den Arzt; sie haben aber kein Gelass für die Küche, für die Vorräte und die Apotheke, da die Besichtigung und Behandlung der

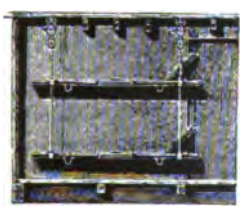
Prüfung der Frankfurter Sanitätskolonne in Ausladung von Verwundeten mittels Hebemaschinen und deren Versorgung mit Nahrung.



Ein deutscher Lazarettwagen und eine deutsche Tragbahre.





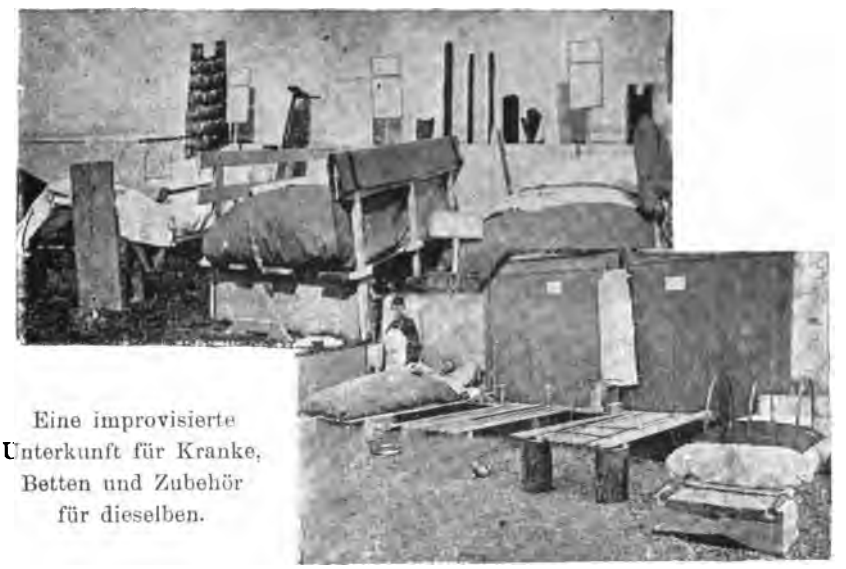


No. 1 Lazarettwagen. — No. 2 Tragbahre. — No. 3 Tragbahre für Schwerverwundete. — No. 4 Befestigung der Tragbahren im Waggon nach dem „Hamburger System“. — No. 5 Befestigung nach dem „System Grund“.

Kranken auf den Stationen stattfindet. Der Transport geschieht entweder durch gedeckte Güterwagen oder durch Waggons 4. Klasse. Die Tragbahren werden 8 an Zahl zu zweien, eine über der anderen, mittels Haken, Ketten und Stangen aufgehängt. Um die Schwankungen zu vermindern, werden die Tragbahren mit den Enden an die Wand befestigt (Hamburgisches System). Nach dem anderen sogenannten Grund-System sind in einem Waggon je 6 Tragbahren vorhanden; zu drei in einer Reihe; sie sind auf Querleisten gestellt, die wiederum auf Sprungfedern ruhen. Unter dieser Reihe können noch Tragbahren der vorhererwähnten Art angehängt werden (gemischtes System).

Wir bringen die Zeichnung eines Lazarettwagens und einer Tragbahre, wie sie in Deutschland benutzt werden, in der Beilage.

Infolge der grossen Ansammlung von Massenheeren auf geringem Raum ist ein grosser Mangel an Unterkunftsstätten für die Heere sowohl wie für die Verwundeten vorauszusehen; es werden deshalb in allen Armeen interimistische Herbergen für Verwundete in grosser Zahl vorbereitet. Wir bringen hier die Zeichnung eines in der Schweiz ausgearbeiteten improvisierten Hospitals.



Eine improvisierte Unterkunft für Kranke, Betten und Zubehör für dieselben.

Ein improvisiertes Hospital in der Schweiz.

In Frankreich baut man Baracken und Zelte folgender Typen:

Baracken und Zelte verschiedener Typen in Frankreich.

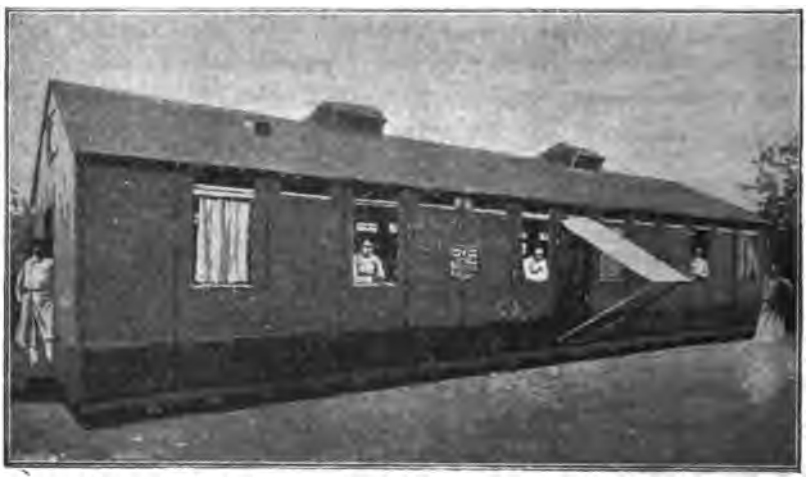
1. Zelte des Ambulatorium-Systems von Tollet, welche für Operationen oder als Herberge für je 18 Verwundete dienen können. Sie bestehen aus zerlegbaren eisernen Teilen und einem Leinwanddache, haben Thüren

und Fenster. Die Wände können in die Höhe gehoben werden und werden in solcher Lage von Holzuntersätzen unterstützt. Das Gewicht beträgt 115 Kilogramm.

2. Zelte, welche auf den Fourgon der Sanitätskolonne gelegt werden; der Fourgon vertritt die Unterlage und nimmt die Mitte des Zeltes ein, das an dessen Seiten placiert wird. Hier können bis 30 Verwundete untergebracht werden. Zahlreiche Oeffnungen gewähren genügenden Luftzutritt und Licht. Das Gewicht beträgt 90 Kilogramm.

3. Hospitalzelt des Systems Tollet, in derselben Form wie das für die Ambulatorien, aber geräumiger; es ist für 28 Betten mit Vorrichtung für einen Ofen eingerichtet.

4. Eine bewegliche Baracke des Systems Doecker; ihre Wände und das Dach sind aus Holzrahmen hergestellt, die anfangs von beiden

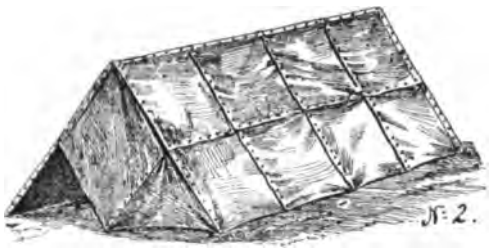


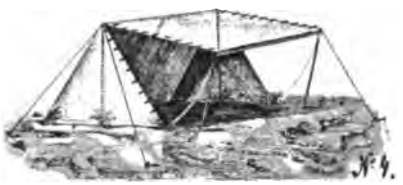
Baracke des Systems Doecker (in Kopenhagen).

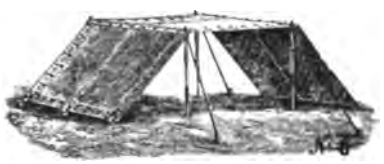
Seiten mit Karton bedeckt sind (die Entfernung zwischen beiden Schichten derselben beträgt 2 cm.), und später mit einem Leinwandgewebe; die innere Seite ist feuersicher gemacht.

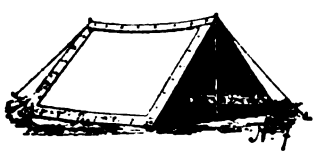
Der Fussboden der Baracke besteht aus 16 Kisten, die zum Transport der Bestandteile der Baracke dienen. Diese Baracken, welche im Winter heizbar sind, können 16 Betten enthalten. Jede wiegt 3600 Kilogramm. 6 Männer sind nötig, um eine Baracke an einem Tage zusammenzustellen. Oben bringen wir die Zeichnung einer in Kopenhagen nach dem System Doecker hergestellten Baracke; sie wiegt 4750 Kilogramm (290 Pud), kostete 4350 Mark und kann von 8—10 geschickten Arbeitern in 16—24 Stunden hergestellt und auseinandergenommen werden.

Militärische Sanitätszelte verschiedener Typen.









No. 1 deutsches Marschzelt.
No. 2 ein Korporalzelt.
No. 3 und 4 Zelte Nicolai'schen Systems.
No. 5 Lazarettzelt System Lefort.
No. 6 und 7 tragbare Zelte (in unfertigem Zustande).
No. 8 Sanitätszelt deutschen Typus.

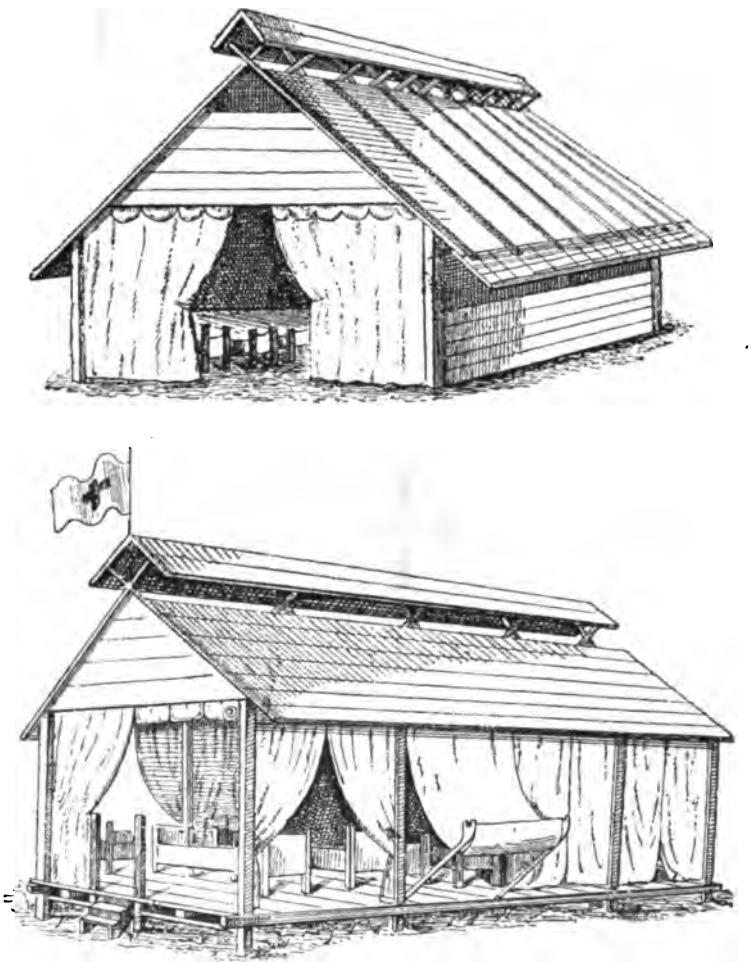
5. Bewegliche Baracke des Systems Espitalier, unterscheidet sich von vorigem dadurch, dass sie aus Eisen hergestellt wird. Jede wiegt 600 Kilogramm und besteht aus 99 Teilen. Es gehören 12 Mann zu deren Aufstellung.

Ambulanz- und Fourgonzelte gehören zum Bestand der Feldzuglazarettmittel. Andere Systeme werden für diejenigen Sanitätseinrichtungen verwandt, die auf einer Stelle fest bleiben können, wie z. B. für zeitweilige Feldhospitäler in den Festungen und Etappen.

Preussische Baracken.

In der Beilage bringen wir einige Zeichnungen von militärischen Sanitätszelten verschiedener Typen.

Nicht weniger interessant sind die Baracken, die in Preussen im Jahre 1866 gebräuchlich waren, und deren Zeichnungen, die wir aus dem Werke Le Fort's „Chirurgie militaire" entnommen haben, wir hier anführen.

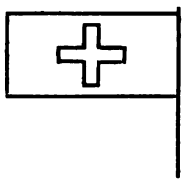
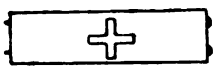
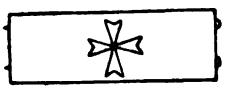
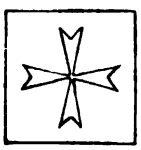


Preussische Baracken im Jahre 1866.

In der Beilage bringen wir die Zeichnung einer in Frankreich entworfenen Baracke, die wir dem Werke des Generals Pierron „Strategie et grande tactique“ entnommen haben.

Samariterabzeichen.

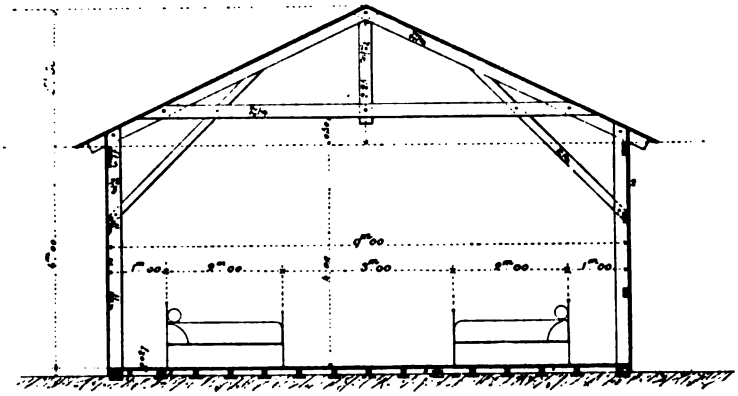
Zum Schluss bringen wir einen Auszug der Zeichen, die in der deutschen Armee für die Bezeichnung verschiedener Teile des Sanitätsbestandes angenommen sind.[1])

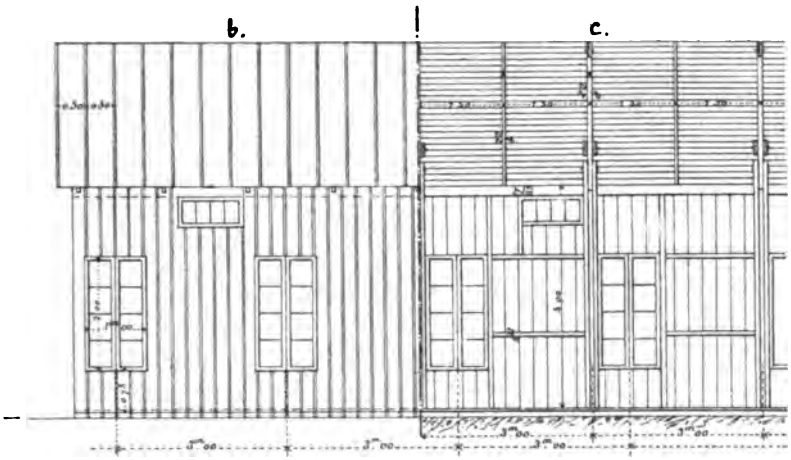
	Am Tage die Fahne.	Nachts die Laterne.
Die Zeichen, die sich über den Sanitätseinrichtungen im Felde erheben:		
Alle Personen, die den Sanitätsdienst erfüllen, wie Militärärzte, die Träger der Verbandstoffe, die Krankenträger, die Offiziere des Sanitätsdienstes und die Mitglieder der freiwilligen Sanitätskolonnen.		Eine weisse Binde mit dem Genfer roten Kreuz auf dem linken Aermel des Rockes.
Personen des Deutschen Ritterordens.		Eine Binde mit dem Genfer Kreuz wie oben bezeichnet, darunter eine weisse Binde mit dem Marienkreuz.
Personen des Malteser Ritterordens.		Binde mit dem Genfer Kreuz wie oben; darunter eine rote Binde mit dem Malteser-Kreuz.
Der Train des Deutschen Ritterordens an 4 Hospitälern und 42 Feld-Sanitätskolonnen, die an die Infanterie-Sanitätseinrichtungen der Infanterie-Division sich anschliesst.		Auf jeder Seite des Waggons ausser dem Genfer Kreuz noch das Marienkreuz und eine entsprechende Aufschrift.
Auf 6 oder 12 Sanitätszügen des Malteser Ritterordens.		Auf jeder Seite des Waggons und auf dessen Enden das Zeichen des Ordens mit entsprechender Aufschrift; in der Mitte des Waggons das Genfer Kreuz.

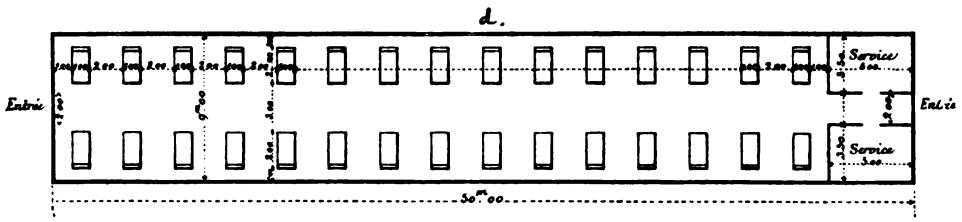
Zeichen für die Sanitätseinrichtungen im Felde und für deren Personal in Deutschland.

[1]) Albin Kövess von Aszod und Harkaly: „Der Sanitätsdienst der Armee im Felde.“

Französische Militär-Baracke (Typus I).





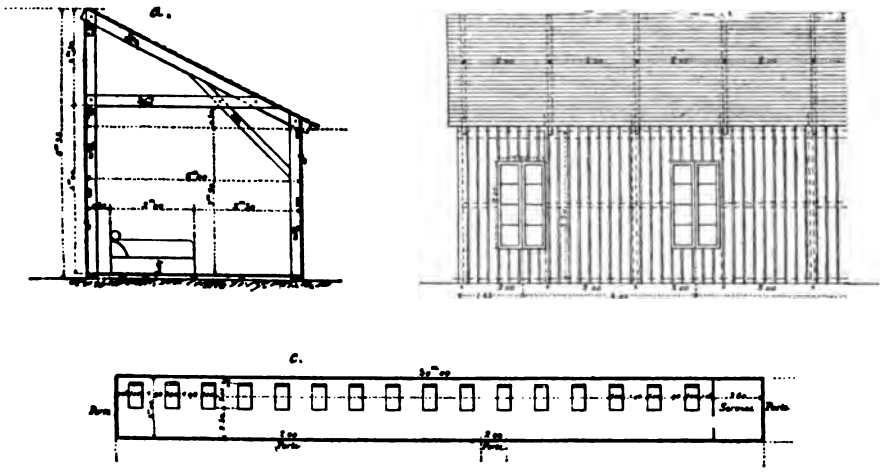


Echelles : *Plan général : 0m 0080 par mètre.*
Coupes et élévation : 0m 0024 par mètre.

a. Querschnitt — b. Höhe — c. Längsschnitt — d. Plan.

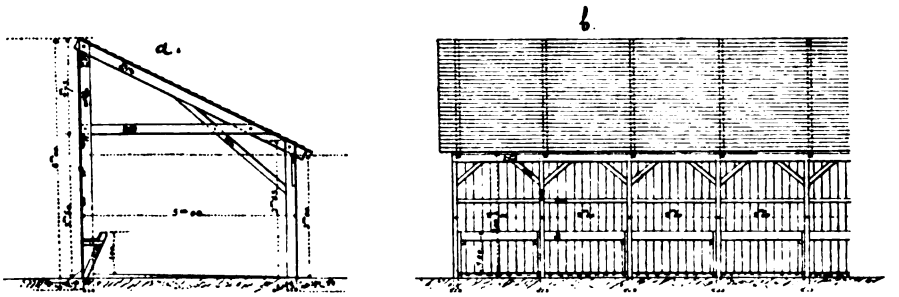
Französische Militär-Baracke (Typus II).

a Querschnitt — b. Höhe — c. Plan.



Französische Pferde-Baracke.

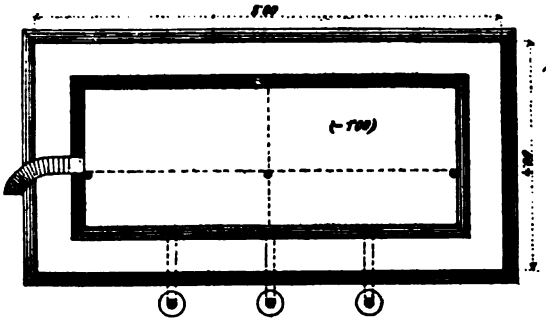
a. Querschnitt. — b. Höhe.



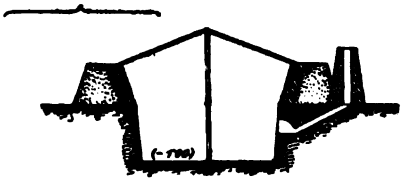
Echelles :
Plan général 0m0080 par mètre.
Coupes et élevations · 0m0024 par mètre

Eine Erdhütte mit Ofen.

Plan.

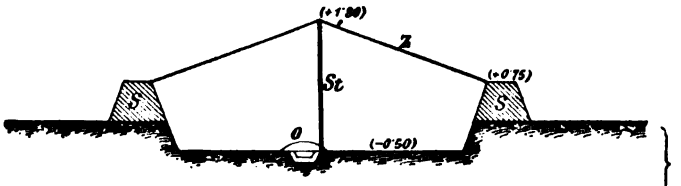


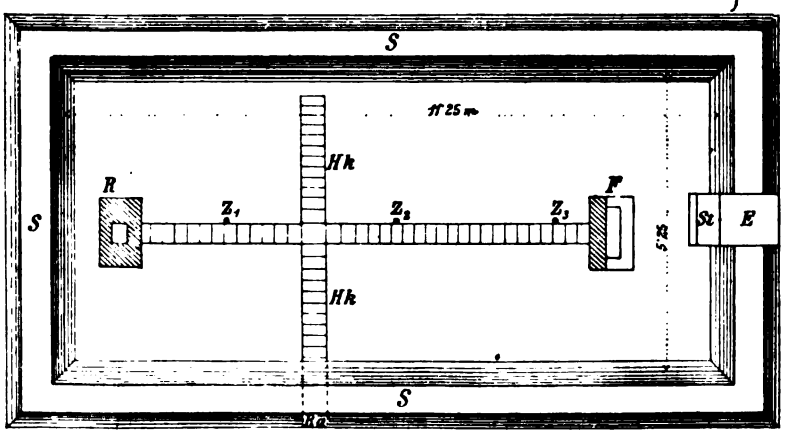
Querschnitt.



Eine Baracke aus Schnee.

Profil.





S. Eine Schneewand (50 cm dick und 0,7 m hoch).
Z. Dach.
O. Ofen.
St. Dachpfeiler.
R. Rauchkamin.
Ra. Oeffnung für Rauch.
F. Heerd.
E. Eingang.
Z_1—$_3$. Dachpfeiler.
Hk. Heizungsröhre.

d) Allgemeiner Ueberblick über die Hilfe für Verwundete im künftigen Kriege.

Wenn wir unser Augenmerk auf die Geschichte der allmäligen Entwickelung der Hilfeleistungen für Verwundete im Kriege lenken, von den entferntesten Zeiten an, so werden wir uns überzeugen, dass auf jeden Krieg, er mag noch so grausam gewesen sein, Friedenszeiten folgen, in denen alle Plagen, die die Armeen infolge der ungenügenden Einrichtung des Sanitätswesens erlitten haben, vergessen werden, und dass man sich ihrer erst dann wieder erinnert, wenn die Schrecken des neu entflammten Krieges den Zeitverlust beklagen lassen, und wenn neue schreckliche Prüfungen folgen, die der Vernachlässigung entstammen, die durch keine Bemühungen wett gemacht werden kann.

Leiden der Verwundeten auf dem Schlachtfelde.

In jedem blutigen Zusammenstoss aller früheren Kriege wiederholten sich dieselben erschütternden Bilder der durch nichts gemilderten Leiden der kämpfenden Menschen. Die Verwundeten, die man nicht vom Schlachtfeld wegschaffen konnte, wurden ohne Hilfe liegen gelassen. Sie starben eines langsamen Todes, in Durst und Hungersqualen, unter den brennenden Sonnenstrahlen, oder den Tod des Erfrierens. Oft erschienen auch auf den eben erst verlassenen Schlachtfeldern die Menschen-Hyänen, dieser Auswurf der Menschheit, die jedes Mitleids bar sind, die immer und bei jedem allgemeinen Unglück bereit sind, ihren räuberischen Instinkten zu fröhnen. Sie gaben den Verwundeten den Todesstoss, um sie auszuplündern.

Aber auch derjenige Verwundete, der auf die Verbandstation oder in das nächste Hospital eingeliefert wurde, erhielt nicht immer rechtzeitig Hilfe und nötige Pflege. Meistens musste er längere Zeit auf den Verband oder auf die Operation warten, während dessen er verblutete oder vor unerträglichen Qualen sterbensmüde wurde. Oft fehlte es an Verbandstoffen, Medikamenten und an medizinischem Personal. In ähnlicher Lage mussten die Kranken und Verwundeten ganze Stunden und Tage lang, oft ohne Trank und Speise auf Hilfe warten, indem sie aus Mangel an Raum untergebracht wurden, wo man nur gerade Platz fand. Wenn man dabei bedenkt, dass jede Minute der Erwartung in solchem Zustande dem Märtyrer als ein ganzes Jahr voller Qualen erscheint, so kann man die Bitterkeit jener Vorwürfe wohl begreifen, die jeden Augenblick an die Schuldigen gerichtet wurden, die nicht rechtzeitig Maassregeln getroffen hatten, die Schrecken des Krieges durch eine vorsorgliche Einrichtung des Sanitätswesens während des Krieges zu mildern.

Und dies alles rührte davon her, dass man sich in Friedenszeiten nicht sonderlich um die Organisation der Hilfeleistung für Verwundete kümmerte, sondern sich nur mit Einführung aller erdenklichen Verbesserungen zu ihrer sicheren Vernichtung beschäftigte.

Es erwächst die natürliche Frage: Wird dies in den künftigen Kriegen sich bessern? Wir hatten schon oben diese Frage von hervorragender Bedeutung berührt, und äusserten unsere Bedenken, ob man bedeutende Hoffnungen auf eine Besserung in dieser Hinsicht hegen dürfe. Der Generalarzt der bayerischen Armee, Port,[1]) tritt in diesem Sinne mit einer direkten Beschuldigung gegen die deutschen Strategen auf. Nach seiner Ansicht lassen sie in der wilden Jagd nach der Vervollkommnung der Ausrottungsmittel alle Entwürfe zu Verbesserungen der Hilfeleistung für Verwundete auf dem Schlachtfelde in den Hintergrund treten.

Dr. Ports Beobachtungen in der Schlacht bei Wörth.

Dr. Port lenkt vor allem sein Augenmerk auf den Unterschied, der im zukünftigen Kriege im Vergleich zu den vorigen infolge der überlegenen neuen Waffen hervortreten wird. Er erzählt unter anderm, dass, als er einst nachts nach der Schlacht bei Wörth mit einer Sanitätskolonne auf die Suche nach Verwundeten gegangen war, er eine grosse Anzahl verwundeter Turkos traf, denen er Hilfe erteilen musste, und als er weiter ging und in den Wald trat, sah er, dass der ganze Weg von den Körpern toter Turkos, die einer über dem anderen hoch aufgetürmt dalagen, versperrt war. „Unweit von diesem Haufen von Leichen lag am Wege ein zweiter und bald darauf ein dritter. Aus der Lage der Leichen in diesem Haufen konnte man leicht erkennen, dass diese direkt errichtet worden sind, um Wälle zu bilden. Besonders regelmässig lagen die Leichen unten, sie waren alle quer über den Weg gelegt; die oben liegenden waren schon weniger regelmässig gruppiert; es ist möglich, dass dies Leichen von Turkos waren, die von Kugeln getroffen und nach dem Wall hinabgerollt waren; wahrscheinlich wurden sie in derselben Lage gelassen, in die sie beim Sturz gekommen waren. Es waren auch unmittelbar neben den Wällen Leichen zu sehen; eine kleine Anzahl wurde auch auf dem Wege zum ersten Wall aufgefunden. Wahrscheinlich nahmen die Soldaten diejenigen, die auf diesem Wege getötet wurden, mit, um sie an einer entsprechenden Stelle als Material zu einem Wall zu verwenden."

„Als ich die herabhängenden Hände und Köpfe betrachtete, sagt Port, bemühte ich mich, wenn auch nur bei einem, ein Lebenszeichen zu ent-

[1]) Dr. Port, K. Bayerischer Generalarzt: „Den Kriegsverwundeten ihr Recht!" Stuttgart 1896.

Eine Episode aus der Schlacht bei Wörth, nach Dr. Port.

Soldaten verteidigen sich im Graben.

decken, da ich fürchtete, dass man in der Eile zur Herstellung eines Walls auch Verwundete verwendet haben könnte; aber alle waren tot und erstarrt, und dies ist auch begreiflich, da sowohl der Druck der oberen Körper wie die feindlichen Kugeln selbst diejenigen töten mussten, die noch lebten. Diese Wälle von Leichen haben einen erschütternden Eindruck auf mich gemacht. Ich habe niemals später etwas ähnliches gesehen, obgleich ich oft Gelegenheit hatte, die Schlachtfelder unmittelbar nach der Schlacht zu besichtigen. Damals konnte mich nur der eine Gedanke trösten, dass nur die Turkos sich toter Körper zur Verteidigung der noch Lebenden bedienen konnten. Aber jetzt bin ich betreffs der Leichenwälle nicht mehr so ruhig, wie vor 25 Jahren. Jetzt fürchte ich, dass sie auch bei uns in den künftigen Kriegen in allgemeinen Gebrauch kommen werden. Eine solche Lage der Dinge erscheint mir als eine kaum zu beseitigende Folge der jetzigen Ausrüstung, die dringender als dies früher der Fall war, allerlei Arten von Schutz bedarf."

Ein Bild des zukünftigen Krieges nach Dr. Port.

„Wir denken schon wieder an die Einführung von Schilden, natürlich nicht aus Leder oder Holz, sondern aus schwer zu durchdringenden Aluminiummassen. Die Schilde hätten vielleicht in solchem Falle den ästhetischen Vorzug, dass die Soldaten in der den Menschen eigenen Lage kämpfen könnten, und zwar gerade und stolz stehend wie die alten Helden. Aber so lange die Frage der Schilde nicht gelöst ist, bleibt nichts anderes übrig, als sich auf dem Schlachtfelde wie Vierfüssler zu geberden: nach Katzenart zu schleichen und sich wie Maulwürfe in die Erde zu vergraben. Die Schaufel ist jetzt gleich dem Gewehr ein unentbehrlicher Teil der Ausrüstung geworden. Wo dies nur angeht, werden sich die Soldaten der Gräben zu ihrer Verteidigung bedienen müssen. Und die Verteidigung durch Gräben hat unbedingt die Verteidigung durch Leichenwälle zur Folge. Die Gründe hierfür sind folgende: die Verteidigungswälle, die schnell hergestellt werden, können in der Eile nicht mit vereinigenden Gängen im Rücken versehen werden, weshalb die Soldaten, die zur Verstärkung der Besatzung heranrücken, das von Kugeln gefährdetste Terrain werden passieren müssen. Natürlich werden sie dies thun, indem sie sich dabei rasch nach vorn werfen und in die Gräben springen werden, wodurch diejenigen Kranken und Verwundeten leiden müssen, die in den Gräben liegen. Und sobald sich in den Gräben eine grosse Anzahl von Leichen angesammelt hat, müssen diese aus denselben hinausgeschleudert werden. Aber hinter den Gräben können sie nicht niedergelegt werden, da man dadurch den ankommenden Hilfsabteilungen den Weg erschweren würde. Auf diese Weise wird sich der Vorzug der Befestigung der Brustwehr erweisen. Wenn er da noch lebendig anlangt, so ist dies für den Mann besser, fast

eine Wohlthat, denn hier auf der Brustwehr trifft ihn bald eine feindliche Kugel, die seinen Leiden ein Ende macht, während seine Agonie im Graben aller Wahrscheinlichkeit nach eine längere und qualvollere sein würde. Dies ist annähernd das Bild des Zukunftskrieges, wenn auch nicht immer, so doch sehr oft. Und so gelangten wir zur letzten Stufe der Grausamkeit — ein tieferes Sinken ist schon undenkbar. Wenn wir noch wenigstens sagen könnten, dass für die Verwundeten alles geschehen ist, was im Bereich des menschlichen Könnens liegt, so könnte dieser Umstand die Sünde aufwiegen, die wir schweren Herzens zugeben müssen, wenn wir zu den Waffen greifen."

Aber auch dem, sagt Port, „widersetzen sich die Strategen." Die Strategen erscheinen überhaupt als Widersacher der Vervollkommnung des Sanitätswesens. Sie halten den Aerzten die Mittel für die Leistung einer wirksamen und schnellen Hilfe vor, denn sie glauben, dass dadurch der Gang des Krieges erschwert wird.

Port beschuldigt die Strategen einer feindlichen Haltung gegenüber der Genfer Konvention.

Fast unglaublich erscheint die Verordnung preussischer Strategen, von der Port spricht. Sie unterstellten die Krankenträger nicht den Aerzten, sondern den Brigadekommandeuren. Aber es genügte den Strategen noch nicht, dass die Krankenträger somit von den Aerzten getrennt wurden; sie betrachteten mit feindlichen Gefühlen das Prinzip der Genfer Konvention selbst, wonach die Krankenträger im Kriege der Jahre 1870/71 das Neutralitätszeichen trugen. Dagegen stellten sie folgenden Satz auf: wenn die Krankenträger schon während des Kampfes nicht verwendet werden können, so soll man sich doch ihrer wenigstens vor und nach der Schlacht zu Kriegszwecken bedienen können, indem man sie für die Wachtposten benutzt. Die Genfer Binde ist für den Wachtposten ihrer Ansicht nach nur dann zulässig, wenn es sich um die Bewachung der Sanitätswagen und mancher Sanitätsvorräte handelt.

Wenn man aber die Krankenträger für alle Wachen benutzen sollte, so müsste man die Genfer Binde vernichten. Aber es zeigte sich, dass der Verlust, der durch die Beseitigung des Neutralitätszeichens für die Krankenträger während der Schlacht entstand, viel schwerwiegender war, als die Vorzüge, die man durch die Möglichkeit, über eine verstärkte Bewachung zu verfügen, erreichen könnte.

Port beschuldigt die Strategen, den Geist der Genfer Konvention ganz ohne jede Rücksicht entstellen zu wollen. Sie stellten sich gleich im Anfang ihr feindlich gegenüber, bald aber waren sie so schlau, einen einseitigen Vorteil für sich daraus zu ziehen. Die Genfer Konvention setzte voraus, dass die Kriegsverwaltung alles, was von ihr abhängig wäre, aufbieten würde, um den Sanitätsdienst aufs Beste zu erfüllen und die Grausamkeiten des Krieges nach Möglichkeit dadurch zu mildern,

dass sie das Sanitätspersonal sowie die Sanitätsgegenstände als neutral erklären würde. Die Strategen betrachten dagegen die Sache von einem anderen Standpunkte aus. Sie behaupten, dass man, da es sich jetzt hauptsächlich um diejenigen Verwundeten handeln kann, die beim Feinde zurückbleiben, sich überhaupt nicht mehr um deren Geschick zu kümmern braucht, es verlohnte weder der Mühe, sie vom Schlachtfelde noch von den Verbandstationen und Lazaretten zu räumen, da man sie doch ruhig der Pflege des Feindes überlassen kann, der ja verpflichtet ist, für sie zu sorgen. Die hauptsächlichen ärztlichen Forderungen, besonders in Bezug auf Vergrösserung der Zahl der Transportmittel wären ja ohnehin niemals erfüllt worden, da man an die weitere Vervollkommnung des Sanitätswesens bei den Bedingungen der Genfer Konvention nicht denken könnte.

Man überliess die Fürsorge für die Verwundeten dem siegreichen Gegner.

In diesem Sinne, sagt Port, handelten auch unsere Gegner in den Jahren 1870/71. Folglich werden auch wir im Falle einer Niederlage nach ihrem Beispiel verfahren. Nach jeder Schlacht hatten sie uns Tausende von Verwundeten aufgebürdet, bei denen hier und dort mal pro forma sich ein oder zwei Militärärzte mit Verbandstoffen oder selbst ohne diese befanden; dabei beklagten sich die Aerzte noch bitter darüber, dass diesen ungebetenen Gästen nicht sogleich, wie dies die Genfer Konvention vorschreibt, ein Asyl, Verbandstoffe, Betten und Nahrung geboten wurden. Aber wenn es an diesen Sachen für die eigenen Verwundeten mangelte, so konnten sie ja auch für die Feinde nicht genügen. Natürlich, wo es möglich war, den Verwundeten alles notwendige zu bieten, that man dies bereitwilligst; für die Not jedoch, die sie litten, wäre es gerechter, sich bei ihren eigenen Strategen zu bedanken, welche die Anwendung der Genfer Konvention missachtet und es für angemessen betrachtet haben, sich ihrer eigenen Verwundeten zu entledigen. Da bei den jetzigen Verhältnissen die grösste Anzahl von Verwundeten dem Feinde zur Last fallen kann, was diesem sehr viel an Kraftaufwand kosten wird, die er für deren Pflege verwenden muss, auch eine Ueberfüllung von Unterkunftsstätten bewirken muss, so wird die Genfer Konvention die künftige Lage der Verwundeten sehr übel beeinflussen. Es müssten strenge und bestimmte Maassregeln getroffen werden, um die Missbräuche zu verhüten. Am besten ist dies bei Einführung detaillierter Aufklärungen in den Regeln der Genfer Konvention betreffs der Pflichten der kämpfenden Teile zu erreichen.

Vorschläge des Dr. Port zur Regelung des Verhältnisses der Genfer Konvention zur kämpfenden Partei.

Die Träger müssen wieder die Armbinde tragen, denn im anderen Falle werden sie durch die Furcht vor der Kriegsgefangenschaft an der Erfüllung ihres Dienstes gehindert. Während der Ausübung ihrer Thätigkeit sind sie stets dieser Gefahr ausgesetzt. Es muss verboten werden, die Krankenträger dazu zu benutzen, um in der auf die Schlacht folgen-

den Nacht das Schlachtfeld abzusuchen, da sie, sobald sie in die Hände einer feindlichen Patrouille gelangen, sofort zu Kriegsgefangenen[1]) gemacht werden können. Ferner sagt Port, dass vom Jahre 1869 in Preussen zugleich mit der Bestimmung über die Abkommandierung der Hälfte der Aerzte aufs Schlachtfeld noch eine andere ungünstige Anordnung existiert, kraft deren die andere Hälfte die Hauptverbandstationen einzurichten hat; ist diese Arbeit erledigt, so sollen sie der Sanitätskolonne zugeteilt werden. Der Hauptverbandplatz ist manchmal 3 Kilometer vom Schlachtfelde gelegen, der erste Platz ist ca. 1 Kilometer davon entfernt. Auf diese Weise käme 1 Arzt auf 1000 Mann, die auf 500 Meter zerstreut sind; hierdurch ist es ihm vollständig unmöglich, den Verwundeten die nötige Hilfe zu leisten. Hieraus folgt, dass die Militärärzte ausser der Erfüllung der Pflichten ihres ärztlichen Berufes sich noch ausserdem als besondere Helden zu bewähren hätten. Indessen sollen sie nur für Hilfeleistungen vorhanden sein und zwar auf Plätzen, wo sie im Stande sind, etwas zu leisten. So z. B. haben sie auf den Hauptverbandplätzen genügende Gelegenheit, ihren Beruf auszuüben, während sie sich oft in Gefahr vor feindlichem Feuer befinden, besonders bei ungünstigem Ausgang der Schlacht, wo sie sogar ihren Heldenmut beweisen können.

Eine hier erhaltene Wunde ist für den Arzt stets lobenswert. Eine Verwundung eines unnützen ärztlichen Zuschauers in der Kampflinie kann dagegen nur Mitleid und Verwunderung hervorrufen.

Hier muss der Leser darauf aufmerksam gemacht werden, dass schon vor Port dieselben Forderungen oftmals von Pirogow gestellt worden sind. Später bestätigt Port die oft vorkommenden Fälle, dass die auf dem Schlachtfelde belassenen Verwundeten in einer barbarischen Weise nachts gemordet wurden, um sie auszuplündern, was auch die ausgesandten Patrouillen nicht verhindern konnten. Den Schutz der Verwundeten während der Nacht können keine Patrouillen, sondern ein ganzes Netz von Sanitätsposten übernehmen, welche auf dem ganzen Felde der vorangegangenen Schlacht verteilt und mit Revolvern zur Verteidigung der Verwundeten vor dem Ueberfall der Räuber versehen sind.

Ueber Mordthaten der sogenannten Hyänen des Schlachtfeldes.

Ueber Mordthaten der sogenannten „Hyänen des Schlachtfeldes“ finden wir folgende Berichte bei Richter.[2]) Seine Erzählung schildert charakteristisch die Zügellosigkeit der grausamsten Instinkte, die im Kriege des Jahres 1870 ihr frevelhaftes Spiel trieben. „Früh morgens nach der Schlacht bei Gravelotte begegneten wir, als wir

[1]) Dr. Julius Port, Königl. bayerischer Generalarzt: „Den Kriegsverwundeten ihr Recht!“ Stuttgart 1896.

[2]) Kriegstagebuch. S. 51.

durch das von Leichen besäete Feld ritten, einer Gruppe Soldaten, welche einer mit dem Kopf nach unten aufgehängten Frau Schläge mit Stöcken versetzten. Es erwies sich nachher, dass dies eine der grässlichsten Hyänen des Schlachtfeldes war. Sie wurde während ihrer schrecklichen Beschäftigung erwischt und erst nach langem Widerstand festgenommen. Ein Offizier, der früh gleich nach Sonnenaufgang das Schlachtfeld durchritt, bemerkte die Megäre, als sie gerade dabei war, einem schwer verwundeten Gardeoffizier einen mit Gold gestickten Kragen abzuschneiden und sich anschickte, ihn zu berauben. Der Offizier lag ganz unbeweglich, da er vorhin gesehen hatte, wie dieselbe Frau einem neben ihm liegenden noch lebenden Kameraden die Augen ausgestochen hatte und ihm, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, den Finger, auf dem ein kostbarer Ring blinkte, abgeschnitten hatte. Als der Reiter dem Gardeoffizier hilfreich beigesprungen war, feuerte die Megäre auf ihn einige Schüsse aus dem Revolver ab, ohne ihn glücklicherweise bedeutend zu verletzen; erst als er sich dann beeilte und zum Säbel griff, gelang es ihm, die Mörderin zu binden, die sich kratzend und beissend wie eine wilde Bestie gewehrt hatte und sie dann mit Hilfe der herbeigeeilten Soldaten bis zu den Vorposten zu schleppen, wo die erbitterten Leute sie in oben erwähnter Weise lynchten." Das Sanitätspersonal, welches das Schlachtfeld bewacht, muss unbedingt mit Revolvern bewaffnet sein, da sie doch nicht immer nur alten und einzelnen Frauen begegnen werden. Oft können ganze Räuberbanden das Schlachtfeld unsicher machen. In die Regeln der Genfer Konvention müsste ein Passus aufgenommen werden, durch welchen der ärztliche Dienst auf dem Schlachtfelde während der Nacht sorgfältig besprochen wird für den Fall, dass sich feindliche Armeen nach einer unentschiedenen Schlacht in der Nähe lagern würden. Die Bedingungen für die Ausarbeitung von Maassregeln müssten darauf basieren, dass die Bewaffnung mit Revolvern und deren Benutzung nicht als eine Anfechtung der Neutralität betrachtet würde, dass nur Aerzte und ihre Gehilfen das Schlachtfeld mit Laternen absuchen dürfen, dass die Vorposten und Patrouillen nicht auf die Leute, welche die Laternen tragen, schiessen dürfen, dass die Aerzte betreffs des Platzes nicht mit einander streiten sollten, dass aber derjenige Punkt, den das Personal der einen Partei besetzt hätte, von der anderen gemieden werden sollte. Die Truppenführer werden durch die Besetzung des Schlachtfeldes durch Aerzte nicht gestört werden und die Patrouillen können wie früher das Schlachtfeld bewachen. Wenn ein Nachtüberfall in Aussicht genommen wird, kommen die Aerzte nicht in Betracht, obgleich sie auch ins Feuer kommen können, da dies ihnen auch am Tage während der Schlacht oft passiert; der Feind braucht nur bei seinem Siegeszug sich

Vorschläge des Dr. Port zur Ergänzung der Bestimmungen der Genfer Konvention.

der Verbandplätze zu bemächtigen. In diesen Momenten der blutdürstigen Leidenschaften würde sie auch das Genfer Kreuz nicht beschützen.

Dem internationalen Uebereinkommen gemäss müsste es den Kriegsverwaltungen als Pflicht auferlegt werden, eine genügende Anzahl von Fuhrwerken vorzubereiten, um die Verwundeten im Falle eines Rückzuges mitnehmen zu können. Die auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten zu vernachlässigen ist nur dann entschuldbar, wenn das Heer ganz geschlagen ist und die Flucht ergreifen muss. Die Schwere der Niederlage müsste nicht nur nach der Anzahl der verlorenen Fahnen und Geschütze sondern noch bestimmter nach den auf dem Felde gelassenen Verwundeten bemessen werden. Der Mangel an Eifer im Entfernen der Verwundeten müsste als grössere Schmach angesehen werden als der Verlust der Trophäen. Wo kein besonders triftiger Grund vorliegen würde, diese Bedingung anzufechten, da müsste ein solches Vergehen als eine Nichterfüllung der Pflichten erachtet werden, sobald die transportfähigen Verwundeten gemäss dem 6. Punkte der Genfer Konvention nicht vom Feinde abgeholt werden sollten.

Betreffs des Mangels an Tragbahren und Fuhrwerken für das Entfernen der Verwundeten sagt Port:

„Dem grossen Bedürfnis, die Zahl der Sanitätsfuhrwerke für die Einlieferung der Verwundeten auf die Hauptverbandpläte zu vergrössern, müsste selbst gegen den Willen der Strategen Genüge gethan werden. Wenn dies nicht geschieht, so sind wir alle an solchen Unglücksfällen schuld, die gar nicht durch den Krieg bedingt sind und nur die Folge von zu grosser Nachgiebigkeit der Aerzte gegenüber den zu grossen Anforderungen der Strategen sind.“ Ueberhaupt kommt Port zu dem Schlusse, dass es zu verwundern ist, dass während des 25jährigen Zeitraumes, der seit dem letzten Kriege verflossen ist und während dessen eine vollständige Umgestaltung der Bewaffnung entstanden ist, noch nichts für die wesentliche Vervollkommnung der Organisation des Sanitätsdienstes erdacht und geschehen ist. „Indem ich meine Klagen gegen die Heerführer ausspreche, erleichtere ich mein Gewissen, sagt Port. Ich wünsche nicht, dass mit meinem Tode alle diejenigen Resultate, die ich durch meine vieljährige Thätigkeit zu Gunsten der Kranken und durch meine Erfahrungen im Sanitätswesen erreicht habe, verloren gehen sollen. Anstatt einer verschleierten, ziehe ich es vor, die nackte Wahrheit zu enthüllen, die vielleicht von vielen übel aufgenommen wird. Mein Ziel war aber nicht, mir Preise und Gunst zu erschmeicheln, sondern einen möglichst wirklichen hohen Nutzen zu bringen. Wenn es meinen Worten, die aus dem Herzen kommen, bestimmt sein sollte, zu der Vervollkommnung der Organisation und der ganzen Verhältnisse des Kriegssanitätswesens einen wohlthuenden

Anlass zu geben, so möge der Tag gesegnet sein, an dem ich mich entschlossen habe, meine Seele zu erleichtern."

Wenn wir den gedruckten Veröffentlichungen Glauben schenken sollten, so hat sich auch in der französischen Armee in dieser Hinsicht seit dem Kriege 1870 die Lage nicht wesentlich gebessert.

Mangel der französischen Ambulanzen im Verlauf der Expeditionen.

Im Jahre 1870 war der Marschall Leboeuf ganz sicher, dass Frankreich für den Krieg vorbereitet war; wie wenig berechtigt dieser Glaube war, zeigten nur zu deutlich die Folgen des vernichtenden Krieges. Wie es in einem künftigen grossen Kriege zugehen würde, kann man gewissermaassen nach dem Verlauf der Expeditionen urteilen, die seit jener Zeit von Frankreich unternommen wurden. So z. B. erwiderte General Farre, als man sich an ihn mit der Bitte wandte, für die Entsendung von Verbandmitteln für die algerischen und tunesischen Heere zu sorgen: „unsere Ambulanzen leiden an nichts Mangel." Thatsächlich war aber so gut wie nichts in dieser Hinsicht vorbereitet. Ungeachtet dessen, dass das nötige Material mit voller Hand angeschafft wurde, gelangte nichts an den Bestimmungsort. Ferner wird behauptet, dass in Kefa (Mai d. J. 1881), nachdem vielmals an den General Forgemauld vergebliche Bitten gerichtet worden waren, die Offiziere sich genötigt sahen, eine Sammlung für den Ankauf von Zucker, Wein und Kaffee für die improvisierte Ambulanz zu veranstalten. In Grardimau, im Mai d. J. 1891, haben die Verwundeten und Kranken des Bataillons des General Logeraud zwölf Tage auf die Ankunft des Materials aus der ständigen Ambulanz warten müssen. In Hulette, im Mai und Juni d. J. 1881, wurden die Baracken erst mit dem Moment der Ankunft von Kranken hergerichtet, und die erkrankten Offiziere mussten sich auf eigene Kosten in den kläglichen Kaffeehäusern der Stadt verpflegen; auf der ganzen Strecke von Hulette bis Philipville waren die Ambulanzen und Hospitäler so überfüllt, dass sie bis August niemanden aufnehmen konnten, so dass man die aus Hulette evakuierten Kranken ans Ufer ausbooten und sie dann wieder einbooten musste, bis es endlich gelungen war, sie nach Philippeville zu schaffen.

Bei Pont de Fahs, im Oktober d. J. 1881, mussten 400 Kranke der Brigade Philberts, die nur einen einzigen Arzt besass, aus Mangel an Verbandmitteln auf die entsetzlichen Fuhrwerke warten, die für die Evakuierung nach Tunis von der Bevölkerung gemietet wurden.[1])

Notwendigkeit der Heranziehung von Privatärzten.

Professor Le Fort sagt: „Bei den jetzigen Anforderungen des Krieges kann ein militärischer Sanitätsbestand allein der grossen Aufgabe, die ihm durch die grosse Anzahl der Verwundeten auferlegt wird, nicht gerecht werden. Es ist unbedingt erforderlich, auch Privatärzte zur Unterstützung

[1]) „Nouvelle Revue": „Les secours aux blessés en temps de guerre."

anzustellen. Die Reform der Kriegschirurgie ist ohne diese Unterstützung undenkbar. Andererseits ist es notwendig, einen Weg zur Vereinigung des Privatelementes mit dem militärischen zu finden. Wir haben gesehen, dass im Kriege des Jahres 1870 die privaten Wohlthätigkeitsgesellschaften in einer Reihe mit der offiziellen Kriegschirurgie funktionierten. Es frägt sich also: Welche Rolle kommt denn den Privatgesellschaften gesetzlich zu? Wenn wir die sogenannte „Societé des ambulances de la presse", sowie alle diejenigen Gesellschaften beiseite lassen, die, wenn sie sich in den Städten befinden, eher für Privatzwecke als für die Anforderungen der Armee während der Kriegszeit dienen, so müssen wir leider bekennen, dass die Hoffnungen, die an die Gründung der „internationalen Gesellschaft zur Hilfe für Verwundete im Kriege" geknüpft wurden, sich in der That nicht erfüllt haben. Der Krieg im Jahre 1870 war für diese Gesellschaften eine beschämende Lektion, deren Wichtigkeit und Schwere man sich nicht verhehlen darf. Der Misserfolg war so bedeutend, die Unordnung so gross, dass, wenn die Summen, die dafür verausgabt worden sind, der Summe der erwiesenen Hilfeleistungen gegenübergestellt würden, man die Intendanz nicht nur verteidigen sondern sie noch rühmen müsste, man würde vielleicht noch gar den Schluss sanktionieren müssen, dass die von den Aerzten zu eigenen Gunsten gerühmte Selbstständigkeit ihnen nicht gelassen werden darf, da die Ambulanzen, welche sie leiteten, alles eher als vollkommen waren."[1])

Betreffs der Ordnung in dem Sanitätsdienst der russischen Armee ist vor allem zu erwähnen, dass nach dem Kriege 1877—1878 das ganze Kriegs-Sanitätswesen einer vollen Reorganisation unterzogen wurde, ein Umstand, der die russische Armee unbedingt im Vergleich mit den übrigen europäischen Armeen günstiger gestellt hat. Wir haben aber einen solchen Misserfolg in dieser Hinsicht in den früheren Kriegen gesehen, dass wir uns betreffs der Wahrsagungen für die Zukunft nicht allzu sehr beeilen möchten. Einerseits war der Grund für diese klägliche Lage der Dinge, die wie hier behandeln, bei uns immer die Trennung des Hospital- und des medizinischen Wesens in zwei selbständige Abteilungen, die zwei verschiedenen Vorständen unterstellt waren; zweitens war daran der Mangel an einfacher Vorsorglichkeit der angestellten Personen schuld.

Anerkennung des Kaisers von Russland über die guten Beziehungen zwischen Hospital und dem medizinischen Wesen.

Während des allerhöchsten Aufenthalts des Kaisers Alexander II. in der aktiven Armee während des türkischen Krieges 1877/78 hatte der Monarch sein Augenmerk auf die Einführung der Einheit in der Thätigkeit besonderer Abteilungen gelenkt. Als Beispiel solcher allerhöchsten Be-

[1]) Léon Le Fort. „Chirurgie militaire." Paris 1896.

mühungen können wir aus dem „Tagebuch“ Tschitschagows auf folgende Episode aufmerksam machen:

„Nach Tisch,“ heisst es dort, „begann der Monarch die Eingeladenen anzusprechen, und es gab keinen einzigen Vertreter der Abteilungen oder Verwaltungen, den er nicht durch seine gnädige Aufmerksamkeit beglückt hätte. Kossinski und Prissjelkow standen nebeneinander und als Seine Majestät an sie herantrat, wandte sie sich vorher um und rief dem Kriegsminister D. A. Miljutin zu:

„Ich bin von Herzen froh,“ sagte der Monarch, „dass ich die Hospitäler in so glänzend musterhafter Ordnung vorgefunden habe.“ In demselben Moment trat der Grossfürst-Oberkommandeur heran. Der Monarch wiederholte, indem er sich an seinen Königlichen Bruder wandte:

„Die Ihnen unterstellten Abteilungen befinden sich in musterhafter Ordnung. Ich begrüsse mit besonderem Vergnügen die freundschaftlich-übereinstimmenden Beziehungen zwischen den beiden Vertretern zweier in der Kriegszeit wichtigster Einrichtungen der Armee.“ Und ferner indem sich Seine Majestät zum Generalkontroleur Tscherkassow wandte:

„Man hat mir über die Revision Bericht erstattet, die von den Beamten der Feldkontrole in Hospital No. 60 unternommen wurde. Ich wünsche von Ihnen zu hören, in welchem Zustande die Wirtschaft und Admistration in diesem Hospital befunden worden sind.“

Tscherkassow gab zur Erwiderung darauf nur die schmeichelhaftesten Berichte. Da sagte der Monarch allergnädigst: „Es freut mich von Herzen die ehrliche Richtung, die der Sache geworden ist, ebenso wie die ehrlichen Beziehungen der angehörigen Personen zu derselben.“

Mängel im Sanitätswesen.

Trotzdem zeigte es sich schliesslich, dass auf der Höhe der Sanitätsaufgaben nur einzelne Personen des medizinischen Personals und die barmherzigen Schwestern gestanden hatten. In dem Bericht des Generalkontroleurs ist geradezu gesagt, dass sich sowohl im Kaukasus als in Bulgarien im Hospitalwesen während der Kriegsthätigkeit der Jahre 1877/78 sehr bedeutende Mängel bemerkbar machten, besonders wenn wir es mit den Einrichtungen vergleichen, die vom Roten Kreuz und von Privatmitteln gegründet waren. Die interimistischen Kriegshospitäler waren durch die Intendanz mit minderwertigen Sachen versehen, die Apotheken haben des nötigsten Zubehörs entbehrt; die Lieferung der notwendigen Gegenstände für die Hospitäler geschah nicht zur rechten Zeit und führte deshalb oft zur Entbehrung ärztlicher Hilfe.

Diese Mängel wurden mit der Entwickelung der Typhusepidemie in der Armee nach Beendigung des Krieges um so fühlbarer.

Wir haben es schon vorhin gesehen, dass ein überflüssiger Formalitätssinn den guten Kern der Sache erdrückte, dass der bekannteste Mangel des

Administrationssystems — die Saumseligkeit, immer schädlich ist, im Kriege aber auf das medizinische Wesen geradezu vernichtend einwirkt. Nicht umsonst sagte noch Pirogow: „der ganze Schwerpunkt des Sanitätswesens liegt in der Administration.“ Wenn jemand, der kein Arzt ist, zum erstenmal den Kriegsschauplatz betritt und die langen Reihen der Leidenden, die auf blosser Erde in Staub und Blut liegen, sieht, der wird natürlich, wie der berühmte Chirurg sagt, die Aerzte und Befehlshaber beschuldigen, wenn den Verwundeten nicht sogleich geholfen wird, wenn Tage und Stunden verrinnen, ehe ihnen die mit Blut und Schmutz besudelten Kleider abgestreift, und ehe sie verbunden, mit frischer Wäsche versehen und ernährt und beruhigt sein werden.

Pirogows Urteil über die Mängel der Administration.

„Wer sollte denn sonst daran Schuld haben, wenn nicht die Aerzte und die Administratoren? Wer denn sonst als jene Personen?. Nein, erwidere ich, nicht die Administratoren, nicht die Aerzte, sondern die Administration, die Einrichtungen und die Ministerien.“ Der Schwerpunkt aber liegt darin, dass es nicht leicht ist, diese in ihrem Charakter zu ändern.

Pirogow sagt, dass auch in den ausländischen Armeen sich kleinere Unordnungen offenbarten, besonders bei Beginn des Feldzuges, jedoch wurden sie allmählich nach Kräften beseitigt; indessen ist im Jahre 1877 das Faktum bemerkenswert, dass mit dem Entfachen des Krieges in Bulgarien das Sanitätswesen sich verschlimmerte und die Unordnungen machten sich bei jedem Schritt fühlbar. Zu Ende des Krieges würde sich die Sache auch bei uns wie in anderen Ländern möglicherweise gebessert haben; aber bei uns verhinderten es vielleicht die besonderen Eigenschaften unseres Krieges, der frühe Herbst, und ferner die raschen Märsche unserer Armee, die unglaubliche Schwierigkeiten und Hindernisse im Winter auf dem Balkan bei 20 bis 30 Grad Frost in den Bergen zu überwinden hatte. Wie dem auch sei, so erhielt unsere Armee doch eine vorzügliche Warnung, die sie belehrte, dass bei uns die Fehler, die im Anfang gemacht worden sind, auch späterhin nicht zu verbessern sind.[1])

Es muss folglich etwas unternommen werden, um die ewige Wiederholung derselben traurigen Episoden in der Einrichtung der Hilfeleistungen für Kranke und Verwundete zu vermeiden.

In Russland wird die Organisation des Sanitätswesens sowohl bei der Abwehr wie im Fall eines Angriffskrieges verhältnismässig leichter sein.

In Russland wird die Organisation der regelrechten Hilfe für Verwundete sowie des ganzen kriegsärztlichen Wesens um so leichter sein, als der zukünftige Krieg, wenn er ausbrechen sollte, aller Voraussetzung nach, wie wir es in unserem Abschnitt über „Die Pläne der Kriegs-

[1]) Pirogow: „Das militärärztliche Wesen und die Privathilfe.“

aktionen", beweisen, den Charakter eines Abwehrkrieges tragen wird. Unter diesen Umständen erhält im Falle der gleichzeitigen Aktion auf mehreren Kriegsschauplätzen, die Erteilung von Hilfe für die Verwundeten sowie der Plan der Evakuierung der Kampfunfähigen mehr Einheitlichkeit, und seine Durchführung wird bedeutend erleichtert. Im Falle eines Angriffkrieges könnte sich das Geschick der Kranken und Verwundeten nur insofern befriedigender gestalten, als beim Betreten eines zivilisierteren und mehr bevölkerten Landes unsere Armee dann im Ueberfluss über allerlei Material verfügte, welches zur Erteilung ärztlicher Hilfe erforderlich ist.

Dabei muss man durchaus manche Kalkulationen im Auge behalten, die aus fremden Quellen geschöpft sind, die aber auch in Russland ihre Anwendung finden könnten, besonders wenn wir bedenken, dass die Zahl der Aerzte bei uns überhaupt nicht gross ist, und dass der Mangel daran sich besonders in Kriegszeiten fühlbar machte. Die Zahl der Militärärzte, die im Jahre 1869 für die Armee des Norddeutschen Bundes erforderlich war, belief sich im Falle der Mobilmachung des Bundes auf 3292 Mann. Auf jeden Arzt kamen 190 Mann der aktiven Armee, (625 000 Mann) oder 290 Mann der ganzen Armee (955 000 Mann des aktiven Dienstes, der Reserve und der Freiwilligen).[1])

Wenn wir nach dem gleichen Maasstabe, auch für die französische Armee der ersten Aufgebote, die 2 800 000 Mann erfordern, das Bedürfnis an Sanitätspersonal bemessen, so müsste man 14 580 Aerzte haben. Indessen war, wie wir es schon gesehen haben, bereits im Jahre 1870 ein grosser Mangel an Aerzten zu bemerken. Was ist nun beim Ausbruch eines neuen Krieges zu erwarten? fragt Le Fort. In der französischen Armee sind nur 3039 Aerzte. Es würde sich das Bedürfnis einer so grossen Anzahl von Aerzten herausstellen, dass man sie gar nicht auffinden könnte. In den vorigen Kriegen wurden auswärtige Aerzte in den Dienst zugezogen, die sich im grossen Ganzen als ein wenig zuverlässiges Element zeigten. Ein ebenso grosser, vielleicht noch grösserer Mangel wird sich an Feldscherern herausstellen. Und wie viel Leute giebt es trotzdem noch, die sich der Verbreitung der medizinischen Bildung widersetzen, und sich als Gegner der Zulassung der Frau zum ärztlichen Studium aufspielen!

Mangel an medizinischem Personal.

Wenn der Mangel an medizinischem Personal während des Krieges hauptsächlich quantitativ ausgedrückt wird, so erreicht der eigentliche Bestand der Angestellten in Betreff der administrativen Führung auch qualitativ am wenigsten den erforderlichen Grad.

Deshalb glauben wir, dass gegen den ersten Mangel eher ein Mittel zu finden ist, als gegen den anderen. S. P. Botkin hatte Recht, als er

[1]) Léon Le Fort: „Chirurgie militaire". 1896.

sagte, dass man schon deshalb keinen besonderen Grund dazu hat, vom grössten Teil der Aerzte während des Krieges hervorragende Eigenschaften zu erwarten, da in den meisten Fällen, die in der Hospitalpraxis vorkommen, die Behandlung und die Hilfeleistungen doch nur nach der Schablone vor sich gehen. Wir haben es gesehen, wie nützlich sich während des Krieges die Privathilfe in Amerika bewährt hatte. Nach unserer Meinung ist Russland in einer Hinsicht mit Amerika zu vergleichen, und zwar in dem Charakter der Frauen in diesem wie jenem Lande.

Während der früheren Kriege führten sie sich in jeder Hinsicht über jedes Lob erhaben auf. Diese Eigenschaft des weiblichen Charakters bedeutet eine grosse Kraft, die jedoch einer sorgfältigen Organisation bedarf; aber sie zu erreichen dürfte kein Leichtes sein. Indessen war von der Nützlichkeit einer Privatinitiative bei Hilfeleistungen für Verwundete eine so hervorragende Autorität des Hospitalwesens, wie die ganze Welt eine in Pirogow anerkennt, überzeugt.

Verhältnis der Privathilfe zur allgemeinen Administration.

Im Uebrigen meinte er, dass die unmittelbare Anwendung des Prinzips der Privatinitiative in Hilfeleistungen für Verwundete im Kriege nur in Amerika denkbar ist, wo fast gar keine Administration bis zum Kriege vorhanden war. In den Ländern, wo eine durch Jahre erstarkte Administration existiert (wie bei uns in Deutschland) ist die Anwendung der Privathilfe nur als Ergänzung denkbar. Die regelrechte und rationell nützliche Thätigkeit der Privathilfe ist nur in einer ganz bestimmten Richtung anwendbar. Der Mechanismus ihrer Organisation muss ein sehr einfacher, leichter und übertragbarer sein, damit sie überall und stets zur Hilfe gerüstet erscheine, wo nur ein Mangel oder eine Lücke in der allgemeinen Administration auszufüllen ist. Die Privathilfe muss während des Krieges die treue und zuverlässige Handlangerin der allgemeinen Administration sein. Dies heisst noch nicht, sagt Pirogow, dass die Privathilfe ihre Selbständigkeit und ihre Selbstverwaltung einbüssen soll. Im Gegenteil, sie muss stets für ihre Selbständigkeit empfindlich bleiben, denn ihre Bewahrung ist für die Privathilfe eine Lebensfrage.

Praktischer Rat für die Privathilfe.

Unter anderem giebt Pirogow einem Jeden, dem die Verwaltung der Privathilfe zufällt, einen höchst klugen und praktischen Rat, hierbei keine äussere, effekthaschende, prachtvolle Umgebung zuzulassen, die eine einfache, bescheidene Aeusserlichkeit der Hospitalsgegenstände und Einrichtungen des Kriegsministeriums in den Hintergrund treten lassen könnte. Die Privatmittel, die aus Opfergaben entstanden sind, sollten seiner Meinung nach einer bestimmten Norm des Hospitalsunterhalts unterstellt werden. Vor allem aber ist für die Garantie eines Erfolges der Privathilfe die sorgfältige Ausarbeitung des Operations-Planes der verschiedenen zeitgenössischen Verwaltungen notwendig, um derselben

nach Uebereinkunft mit der Gesellschaft des Roten Kreuzes verschiedene Handwerker (wie Maurer, Tischler, Schmiede, Schlosser, Töpfer, sowie Köche, Kutscher u. dgl.) zuzuführen. Das Uebereinkommen müsste auf eine längere Zeit geschlossen werden. Es ist nicht zu vergessen, dass der künftige Krieg lange dauern kann und dass voraussichtlich keine überflüssigen Kräfte vorhanden sind. Indessen wird der Soldat, der durch die Märsche, Biwaks und Erdarbeiten u. dgl. erschöpft ist, für Krankheiten empfänglicher sein. Deswegen sind in der Mitte und am Ende des Krieges viel mehr Mittel und eine angestrengtere Thätigkeit seitens der Hospitalverwalter für den Unterhalt der Kranken erforderlich.

„Die ungleichmässige Verteilung der Privathilfe in den Hospitälern und auf den Transporten in jetzigen Kriegen hat auf mich," sagt Pirogow, „einen viel niederdrückenderen Einfluss ausgeübt, als deren Gleichmässigkeit vor dem Unglück in dem Krim-Kriege. Damals blieb dem Kranken im Hospital oder auf dem Transport nur zweierlei übrig: entweder sich Gott anzubefehlen, oder zwecklos gegen das ungerechte Geschick zu klagen; jetzt kommt noch hinzu, dass man sich über die menschliche Ungerechtigkeit zu beklagen hätte. Natürlich, allen zu helfen war unmöglich; aber die vorhandene Hilfe gleichmässig zu verteilen, so dass das Uebermaass einerseits, und der Mangel daran andererseits, nicht in die Augen fallen sollen, das ist immer möglich."

Während des Höhepunkts und am Ende des Krieges in Bulgarien mussten für die erschöpften Dysenterie-Kranken in den Militär-Hospitälern Koteletts durch die Apotheken bestellt werden, und die Generalärzte zitterten vor der Kontrolle wegen des grösseren Verbrauchs an Eiern. Die Mitglieder der Gesellschaft des Roten Kreuzes beachteten es als eine Ehrensache, alle Forderungen vom Kriegsschauplatz unverzüglich zu erfüllen, ungeachtet dessen, ob die vorhandenen Quantitäten der Vorräte ausreichten oder nicht.

Schon dieses Faktum allein beweist zur Genüge, wie notwendig die Einführung einer besonderen Kontrolle ausser der Feldkontrolle war, die sich trotz besten Willens nur auf das Beobachten des formalen Teils beschränken musste. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass auch im Lande selbst die Hospitäler allen Anforderungen des zukünftigen Krieges nicht genügen werden. Man müsste deshalb notwendige Regeln über die Verteilung der Kranken und Verwundeten an Privatpersonen für besonderes Entgelt herausgeben und sie der Pflege besonderer dazu von der Stadtverwaltung bestimmter Personen übergeben.

Ungenügende Fürsorge zur Herbeischaffung von Wäsche.

Was die Zustellung von notwendigen Gegenständen auf die Plätze, wo solche gebraucht werden, betrifft, so ist es wünschenswert, dass sich dabei die Erscheinungen des vorigen Krieges nicht wiederholen. Im allerunterthänigsten Bericht des General-Adjutanten Greigh (der während

des Krieges 1877—1878 Staatskontrolleur war) werden Beispiele angeführt (sie kamen bei der Revision der Vorratsmagazine der aktiven Armee des Jahres 1878 ans Tageslicht), die beweisen, welchen Zufälligkeiten die Beschaffung jener Gegenstände unterworfen war, für deren Besorgung und Herstellung nicht eine bestimmte Person verantwortlich gemacht werden konnte. So hatte zum Beispiel der grossfürstliche Generalchef den Jekaterinoslawer, Chersoner und bessarabischen Generalkommandeuren befohlen, in einer Monatsfrist mittels der Semstwo (Landschaft) eine Million Hemden und eine halbe Million Unterbeinkleider vorzubereiten (ein Teil dieser Wäsche, der zur See von Odessa nach Burgas und San Stefano, und von dort aus per Eisenbahn nach Adrianopel gebracht wurde, war infolge von unterlassenen Vorsichtsmaassregeln „in Fäulnis übergegangen"). Nach Prüfung der Wäsche durch die Sortierungskommission erwiesen sich von 423 000 Stück 260 000 als unbrauchbar.

Unter dieser Zahl waren ausser den verfaulten Sachen auch solche, die wegen zu grosser Enge oder deshalb unbrauchbar waren, weil sie aus Material gefertigt waren, das für das Militär unzulässig war. Da die Kommission angenommen hatte, dass vom Verkauf solcher untauglichen Wäsche nur eine sehr geringe Summe herauskomme, beschloss sie, daraus Beinkleider zu machen.

Die Partie von nahezu 300 000 Stück, die nach Bessarabien geschickt war, ergab kaum 10 Prozent tauglicher Sachen. Der Rest waren verschiedene schlecht genähte Sachen aus verschiedenartigen Stoffen (Shirting, Wachsleinwand, verschiedenfarbigem Kattun u. dgl.), viel alte Wäsche (gewaschen und ungewaschen), meistenteils von zu kleinem Maass, wie für Kinder.

In diesem Falle ist die umsichtige Fürsorge des Grossfürsten, die Leute mit genügender Wäsche zu versorgen, nur durch die „gewissenlose und verspätete Erfüllung seiner Befehle nicht zur Geltung gekommen", stand im Bericht.

Man sollte angesichts des Mangels an Organen für Selbstverwaltung folgende Komitees bilden: 1. für die Hospitäler; 2. für die Magazine medizinischen Zubehörs; 3. für den Transport der Kranken und Verwundeten und 4. für die Versorgung der Hospitäler mit Wirtschaftsgegenständen.

Eine rationelle Organisation solcher Komitees könnte grossen Nutzen bringen, um so mehr, da der nächste Krieg lange dauern könnte, wodurch es nötig sein würde, das Militär auch für den Winter zu versorgen.

In Bezug hierauf sagt Pirogow:

Ursache des Erfrierens der Füsse.

„Die Hauptursache des frühen Erfrierens der Füsse muss der vorherigen Schwächung des Organismus durch Blutarmut, Epidimien und

zehrende Fieber, teils aber auch dem mangelhaften Schuhzeug zugeschrieben werden. Wenn der Soldat in seinen dicken und schweren Stiefeln ganze Tage und Nächte auf kaltem und feuchtem Boden in wassergefüllten Gräben mit vor Kälte und Feuchtigkeit erstarrten Zehen zubringen muss, und dabei durch Entbehrungen sowie durch den schweren Dienst erschöpft ist, so zog er sich, ohne es selbst zu bemerken, den Verlust der Zehen und Fersen durch Erfrieren zu. Ende September des Jahres 1877 haben wir schon bei der Besichtigung der Hospitäler hunderte von erfrorenen Füssen gesehen, und auf unsere Fragen antworteten fast alle Soldaten einstimmig, dass diese Leiden nur den nassen, selten abgezogenen Stiefeln zuzuschreiben wären.[1])

Eine spezielle Einrichtung der Privathilfe ist auch für die Marine erforderlich.

Einrichtung der Privathilfe für die Marine.

Die Lage der Verwundeten auf den Kriegsschiffen wird in Zukunft ebenfalls bedeutend schlimmer erscheinen, obwohl sie im Vergleich mit den im Landheer Verwundeten auf nur kleinere Entfernungen transportiert zu werden brauchen.

Admiral Makarow[2]) sagt: „Es ist anzunehmen, dass bei den jetzigen Sprengwaffen eine Bombe so grosse Zerstörung und solchen Verlust an Menschen verursachen dürfte, dass dieser 20 und 30 Prozent der ganzen Besatzung ausmacht. Auf früheren Schiffen waren auf dem Zwischendeck Stellen, wo man die Verwundeten unterbringen konnte, jetzt ist dies ganz unmöglich, alle Zwischendeckplätze sind von Maschinen, von Kriegsvorrat und von der Artillerie eingenommen; man wird die Verwundeten entweder dort unterbringen müssen, wo die Leute arbeiten oder an ungeschützten Stellen, die durch jede Waffe, die kleinkalibrigen nicht ausgenommen, zu erreichen sind. Wahrscheinlich wird man das Erstere wählen, denn man kann doch nicht zulassen, dass, solange der Mensch noch heil ist, er unter dem Panzerschutz gehalten wird, sobald er aber verwundet ist, man ihn auf ungeschützten Stellen liegen lassen sollte. Wenn man aber die Verwundeten hinter dem Panzer, wo andere Leute arbeiten, unterbringen wird, so stört dies in der Arbeit und kann nicht ohne tiefen Eindruck auf den Mut der ganzen Besatzung bleiben."

Die Gase des rauchschwachen Pulvers üben auf den Organismus einen betäubenden Einfluss aus, und ich weiss nicht, wie dieser in gedeckten Türmen und Batterien zu verhindern wäre. Es ist in der letzten Zeit ein Vorschlag gemacht worden, die Verwundeten mit Hilfe von Krippen und Winden in das Zwischendeck hinabzulassen. Ob sich dieser Rat in Wirk-

[1]) Pirogow: „Militärztliches Wesen und die Privathilfe."

[2]) Makarow: „Die Kampfbedeutung der Seeschiffe."

lichkeit bewähren wird, soll der nächste Krieg beweisen. Was die erste Hilfeleistung für Verwundete auf dem Schlachtfelde selbst betrifft, so wird infolge der Einführung der neuen Waffen diese Hilfe einerseits vereinfacht, andrerseits aber äusserst erschwert. Man kann dadurch Vereinfachungen erwarten, dass die durchbohrende Kraft der neuen kleinkalibrigen Panzerkugel, die meistenteils tötliche Wunden beibringt, die Aufgabe der Chirurgie erleichtern wird, da diese Verletzungen im Notfalle höchstens die Anwendung von einfachsten antiseptischen Verbänden erfordern würden, und die Aerzte dadurch mehr Zeit gewinnen würden, sich der Pflege derjenigen zu widmen, die zwar selten, jedoch mitunter nach der Verwundung am Leben bleiben. Die Hilfeleistung wird auch dadurch erschwert werden, dass sich der Transport der Verwundeten auf den Hauptverbandplatz, der sich jetzt gegen früher bedeutend weiter von der Kampflinie befinden wird, viel komplizierter gestalten wird. Man wird mehr Fuhrwerke und ein unvergleichlich zahlreicheres Personal der Krankenwärter, Aerzte und Heilgehilfen als früher gebrauchen. Indessen wird das Staatspersonal der letzteren, wie bereits erwähnt, auch ohnedies nicht genügen, sodass man für die Dauer des Krieges unbedingt eine grosse Anzahl Zivilärzte wird hinzuziehen müssen, was mit grossen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Ausarbeitung eines fasslichen Leitfadens zur Erfüllung der Aufgabe der Krankenwärter.

Sehr zweckmässig wäre es, rechtzeitig einen leicht fasslichen Leitfaden zur Erfüllung der Aufgabe der Krankenwärter auszuarbeiten. Aber noch wichtiger wäre es, die Friedenszeit dazu zu benutzen, um eine während des Krieges ausreichende Anzahl von Feldscherern auszubilden.

Da die Frage, ob es möglich sein wird, in den künftigen Schlachten den ersten Verband den Verwundeten unter dem todbringenden, treffsicheren und sich oft wiederholenden Feuer anzulegen, noch vorläufig unentschieden bleibt, so muss man das Hauptaugenmerk auf die konzentrierte möglichst schnelle Evakuierung der kampfunfähig Gewordenen auf die Verbandplätze lenken, damit ihnen wenigstens der Notverband angelegt werde, was niemals dem niederen medizinischen Personal überlassen werden darf, ausser in dringenden Ausnahmefällen. Dieser Umstand wird natürlich die Vergrösserung der bisherigen Zahl der Krankenträger bedingen, sowohl in den Bataillons- (24) als auch in den Divisions- (217) Lazaretten; ebenfalls wird die Zahl der Fuhrwerke zu vergrössern sein. Diejenigen, die über das Geschick der Menschen entscheiden, müssen daran denken, dass, wenn die Sanitätshilfe auch nicht anders zu vergrössern ist, als durch Schwächung der Kriegsmacht, indem sie diese zeitweise verringert, aber thatsächlich diese doch wiederum dadurch stärkt, dass sie den Prozentsatz derer vergrössert, die zur Front aus den Reihen der Verwundeten zurückkehren und dass sie die Sterblichkeit

vermindert und den Mut der Armee durch den sichtbaren Beweis der Fürsorge und Pflege eines Jeden, der im Kriege zu Schaden kam, hebt. Bei der zerstörenden Wirkung des Feuers, bei der Notwendigkeit, in offenen Reihen zu kämpfen, und bei der weiten Entfernung der Verbandstationen muss die Zahl der Krankenträger überhaupt vergrössert werden und diese müssen mit einer genügenden Anzahl Beleuchtungsapparate zum Aufsuchen der Verwundeten versehen werden.

Mit einem Worte, die neuen weittragenden Gewehre und die vervollkommneten Geschosse müssen zugleich mit den taktischen Bedingungen und Führungsregeln eines Krieges unbedingt auch eine rationelle Reform im Wesen der Hilfeleistung für die Opfer der internationalen Zusammenstösse herbeiführen. Um eine grössere Zweckmässigkeit des Sanitätsdienstes zu erreichen, muss sowohl der offiziellen als auch der Privatverwaltung, denen die gesamte Hilfeleistung obliegt, eine Selbständigkeit gewährt werden, ohne die jede Besserung undenkbar ist.

In den Zukunftskriegen dürfte es kaum möglich sein, ohne eine Beteiligung der Gesellschaft an der Hilfeleistung für Verwundete zu bestehen. Wenn man aber diese Beteiligung nicht sehr vorzeitig organisieren und sie dann systematisch fortführen wird, können deren Folgen äusserst schrecklich werden.

EX.R.S
12/6/11

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin SW.